This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

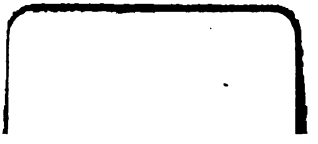
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



(Schreiber
NFGH

THE ASTOR LIBRARY
NY

...ethe's Leben.

J. W. Schaefer.

Leipzig.
...
1857

Goethe's Leben.

Von

J. W. Schaefer.

Erſter Band.

(Mit dem Bildniß Goethe's.)

Dritte Auflage.

Leipzig.
Friedrich Brandſtetter.
1877.

21582.

Vorrede zur dritten Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflagen meiner Goethebiographie ist die Goetheliteratur so sehr angewachsen, daß bei der neuen Bearbeitung die Frage an mich herantrat, ob nicht das Werk bedeutend zu erweitern sei, und in diesem Sinne sprachen sich mehrere Fachgenossen aus, deren Urtheil ich hochschätze. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich dieser Versuchung widerstanden. Meine Biographie wendet sich nicht bloß an gelehrte Forscher und Literaturkenner, denen ein biographisches Werk nicht leicht zu ausführlich sein kann, sondern an gebildete Freunde unserer classischen Poesie, welche auf die Fülle naheliegender kritischer Untersuchungen und Erörterungen von vornherein verzichten und sich auf ein Werk von mehreren Bänden nicht einlassen können.

Meine biographische Schilderung stellt sich die Aufgabe, ein Bild des Lebensganges und der geistigen Entwickelung unsers großen Dichters nach kritischer Prüfung aller Berichte und Zeugnisse zu entwerfen. Sie versucht zu zeigen, in welchem Verhältnisse er zu dem Zeitalter steht, in dem und mit dem er sich herangebildet hat, welche Einflüsse auf ihn einwirkten und wie er die Spuren seines

Daſeins unſerer nationalen Bildung eingeprägt hat. Daher iſt mein Verfahren bei der Behandlung des reichen Stoffs weſentlich ein hiſtoriſches. Die Werke unſers Dichters werden nur ſoweit beſprochen, als ihr Entſtehen aus ſeinen Lebensverhältniſſen und Erlebniſſen ſowie ihre Aufnahme bei den Mitlebenden und ihre Einwirkung auf die Zeit nachgewieſen wird, mit kurzer Andeutung der Stelle, die ſie in der Literatur einnehmen. Eine eingehende Beurtheilung ihres äſthetiſchen Werths, eine Zergliederung ihres innern Baus, eine Charakteriſtik der vom Dichter geſchaffenen Geſtalten liegt außerhalb meines Plans, es ſei denn, daß ſie einen Beitrag zur Charakterzeichnung des Dichters liefern.

Eben ſo habe ich mir beſtimmte Grenzen gezogen in der Darſtellung deſſen, wodurch Goethe noch außer in dem Bereiche der Poeſie hervorragt. Seine jetzt mehr und mehr nach Gebühr gewürdigte Bedeutung für die Wiſſenſchaft, namentlich für die Naturforſchung, ließ ſich hier nur in kurzen Andeutungen hervorheben und ſie in ihren Beziehungen zu ſeinen dichteriſchen Werken darſtellen. Goethe's Verdienſte um das weimariſche Land, ſeine Theaterleitung, ſeine Thätigkeit in Begründung und Förderung der Landesanſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt und ſo vieles Andere in ſeinem umfaſſenden, raſtloſen Wirken laſſen eine noch eingehendere Schilderung zu, als ihnen hier gegeben werden konnte. Vor Allem kam es darauf an, an die Perſönlichkeit des Dichters den Leſer zu feſſeln und ihn nicht durch maſſenhaftes Detail hin und her zu ziehen und zu ermüden. Daher habe ich auch die zahlreichen Veranlaſſungen zur Polemik unbenutzt gelaſſen und mich begnügt, was

ich nach ſorgfältiger Prüfung der Anſichten, als das Richtige und Wahre erkannt zu haben glaubte, aufzunehmen. Ich hoffe, die Mehrzahl meiner Leſer wird mir die Beſchränkung, die ich mir auferlegte, Dank wiſſen.

Somit übergebe ich aufs neue das liebevoll gepflegte Werk der wohlwollenden Beurtheilung, die den früheren Auflagen in reichem Maße zu Theil geworden iſt. Möge das Urtheil Goedeke's, daß es „die beſte Biographie" Goethe's ſei, ſowie Opzoomer's, in der geiſtvollen Einleitung zu van Hees holländiſcher Ueberſetzung, es ſei eine treue, wahrhafte und ungeſchminkte Darſtellung, mehr als alles Andere geeignet, in das Verſtändniß von Goethe's Dichtungen einzuführen, auch in der neuen Bearbeitung durch die Anerkennung urtheilsfähiger Leſer ſeine Rechtfertigung finden.

Bremen, im Februar 1877.

J. W. Schaefer.

Wo iſt das ſüdlichere Volk, das uns nicht den großen Meiſter der Dichtung beneiden ſollte, deſſen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen aus Italien, in den vermiſchten Gedichten wie in der Metamorphoſe der Gewächſe? Wer hat beredter als er ſeine Zeitgenoſſen angeregt des Weltalls heilige Räthſel zu löſen und das Bündniß zu erneuen, das im Jugendalter der Menſchheit Philoſophie, Phyſik und Dichtung mit einem Bande umſchlang?

Alexander von Humboldt.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Kindheit und Jugend.

		Seite
Erſtes Capitel.	1749—1765	3
Zweites Capitel.	1765—1768	53
Drittes Capitel.	Herbſt 1768—Herbſt 1771	91
Viertes Capitel.	Herbſt 1771—Ende 1773	140
Fünftes Capitel.	1774	180
Sechstes Capitel.	1775	216

Zweites Buch.

Weimariſche Lehrjahre.

Erſtes Capitel.	1776	249
Zweites Capitel.	1777. 1778	284
Drittes Capitel.	1779	316
Viertes Capitel.	1780. 1781	342
Fünftes Capitel.	1782	366
Sechstes Capitel.	Von 1783 bis zur italieniſchen Reiſe, 1786	389
Anmerkungen		427

Erſtes Buch.

Kindheit und Jugend.

Erſtes Capitel.

1749—1765.

Ein Dichterleben zieht ſich in die Stille der innern Welt zurück. Es tritt nicht hinaus auf die geräuſchvolle Bühne des öffentlichen Lebens, oder, wo es geſchah, ſelten zum Vortheil des Dichters und der Dichtung. Je weniger wir indeß den Wellenſchlag auf der Oberfläche gewahren, um ſo heftiger iſt in der Tiefe der großen Dichterſeele die Bewegung. Die Verhältniſſe des Hauſes wie die Beziehungen zu den weiteren Kreiſen des Lebens, die Zuſtände des Vaterlandes wie die Ereigniſſe der Völker, die kleine Welt des Herzens wie die große der Geſchichte, Alles wirkt vereint dorthin zurück, berührt und erregt des Dichters Gemüth und bildet ſeine Weltanſchauung, ſo daß ſeine Stimme eine Sprache ſeines Zeitalters, ſeines Volkes und zugleich der veredelten Menſchheit überhaupt wird.

Von den größten Geiſtern entfernter Jahrhunderte iſt ſelten eine genügende Kunde auf uns gekommen, durch welche Bildungsſchule ihre Jugend hindurchging, wie Welt und Leben auf ſie einwirkte; wenig erfahren wir von mühſamen Verſuchen, von den Hinderniſſen, durch welche ſie ſich zu der Größe und Vollendung, in der ſie uns in ihren Meiſterwerken entgegentreten, hindurcharbeiten mußten.

Die Persönlichkeit der Dichter tritt daher völlig hinter ihr Werk zurück; wir gewinnen zu ihnen kein näheres persönliches Verhältniß. Indem uns von den Productionen ihres Geistes wenig mehr als das Bedeutendere erhalten zu sein pflegt, ist uns kaum eine richtige Kenntniß der Uebungsschule ihres Geistes gewährt, um aus dem Versuchen und Ueben das endliche Gelingen, aus dem Unvollkommenen die vollendete Schöpfung hervorgehen zu sehen.

Günstiger ist unser Verhältniß zu den Dichtern der neueren Zeit. Mag es auch den Anschein haben, als ob durch das genauere Eingehen auf die Einzelnheiten des Lebens, durch die Betrachtung auch der schwächeren Productionen der Verehrung Eintrag geschähe und der Genius in die Sphäre der Gewöhnlichkeit herabgezogen würde, so ist dafür der Nachwelt durch den klaren Einblick in seine Werkstatt ein Genuß bereitet, durch den erst das völlige Verständniß des Dichters und seiner Werke möglich wird. Sie vermag die Anregungen und Bildungselemente, die der Einzelne von Vor- und Mitwelt, von der nächsten Umgebung, wie von entfernteren Einflüssen empfangen hat, in Anschlag zu bringen; sie hält seine unvollkommenen Versuche neben die vollendetsten Erzeugnisse seines Geistes, um Eines aus dem Andern zu erklären und in Allem den Stufengang, die Wendungen und Richtungen seiner geistigen Thätigkeit zu verfolgen. Auf diesem Wege gewinnen wir eine Totalanschauung seines äußern und innern Lebens, welche ein tieferes Gefühl der Verehrung erweckt: es enthüllt sich uns der ganze Reichthum einer schönen menschlichen Existenz von den Träumen der Kindheit bis zu der Fülle und Sicherheit gereifter männlicher Geisteskraft.

Kaum giebt es irgend ein Dichterleben, das durch einen solchen Reichthum innerer Poesie, durch eine solche

Fülle geistiger Bewegungen und Strebungen die Betrachtung fesselte, wie das Leben Goethe's, keines, das in allen seinen Theilen sich mit solcher Klarheit vor unsern Augen offen darlegte. Ausgedehnt bis zur äußersten Grenze menschlichen Daseins, entfaltet es in jeder Periode eine eigenthümliche Blüthe, und selbst das Greisenalter ist hier kein langsames Verwelken, sondern eine lebendige Kraft treibt noch an dem ehrwürdigen Stamme immer neue Zweige hervor. Zwar wird in dem Leben Goethe's nicht, wie bei andern hervorragenden Männern, deren Genius und Thatkraft sich durch die Hemmungen der Welt Bahn bricht und zum vorgesteckten Ziele drängt, unsere Theilnahme durch den energischen Fortschritt des Drama's erregt und gespannt. Goethe's Leben hat mehr den ruhigen Fortgang des Epos, in welchem selbst retardirende Zwischenfälle zum Gewinn für das Ganze dienen. Der Kampf ist freilich auch ihm nicht erspart; es verläuft nicht mit der Gemächlichkeit einer Idylle; aber es hat kein gewaltsames Ueberstürzen, kein stürmisches Ueberspringen der Mittelstufen. So war ihm von seiner frühesten Entwicklung an durch den geheimnißvoll leitenden Zug seines Innern seine Bahn vorgezeichnet, und das äußere Lebensgeschick kam ihm mit so viel Gunst entgegen, daß er mit Recht auf sich die Worte anwenden konnte: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle."

Wenn schon an und für sich das Leben Goethe's, bloß von seiner menschlichen Seite betrachtet, ein gehaltvolles und bedeutsames ist, so gewinnt es einen besondern Reiz durch die enge Beziehung, worin bei unserm Dichter alles Erlebte zu seinen Geisteswerken steht. Leben und Dichten war ihm eins. Seine poetische Empfänglichkeit senkte sich mit zahllosen Wurzelfasern in das wirkliche Leben ein, sog Nahrung aus den geringfügig scheinenden Ereig-

niſſen, aus jeder Erregung, jedem Kampfe des leichtbewegten Herzens, machte Beobachtungen über die mannigfachen Charaktere, mit denen er in Berührung kam, wie über die Geſchicke des menſchlichen Daſeins, das er in ſeinen größten wie in ſeinen kleinſten Kreiſen betrachtete, und verband ſo das Einzelne mit dem großen Ganzen der Menſchheit. Das Werk des Dichters nöthigt uns daher überall in ſeine eigenen Erlebniſſe einzugehen und in ihnen den Schlüſſel zu deſſen Verſtändniß zu ſuchen. Seine Biographie wird ein Commentar ſeiner Dichtungen.

Hierzu kommt endlich noch, daß Goethe im Mittelpuncte der inhaltreichſten Periode unſerer neueren Literatur ſteht, nicht bloß als das hervorragende Haupt, ſondern in innigſter Beziehung zu Allem, was ſie Großes und Bedeutſames hat. Von den Jahren, wo er als ein Schüler Gellert's ſich nach deſſen Theorie des deutſchen Stils zu bilden ſuchte, bis zu den Zeiten der Rückert und Platen, welch eine Periode der Nationalentwickelung! welch ein faſt beiſpielloſer Umſchwung der Literatur! Keine bedeutende Erſcheinung des geiſtigen Lebens ging unbeachtet an Goethe vorüber, wenn auch auf der letzten Lebensſtufe die Rückwirkung ſchwächer ward. Mit den ausgezeichnetſten Männern ſtand er in freundſchaftlicher Verbindung, die ihm als geiſtiger Verkehr, als anregender Gedankenaustauſch ſtets als eine der werthvollſten erſchien; mit dem jüngeren Geſchlecht, das ſeine Nähe und ſeine Theilnahme ſuchte, trat er durch leitenden Einfluß und liebevolle Förderung in mannigfache Beziehung. Sein Leben wird daher zu einer Geſchichte einer ganzen Literaturperiode, und nicht allein der Entwickelung ihrer Poeſie, ſondern der geiſtigen Bewegungen und Strömungen überhaupt. Je mehr jene Zeit nach und nach in eine gewiſſe Ferne zurücktritt und Vieles, was vormals glänzte, in Vergeſſenheit ſinkt, um

so heller und glänzender steht Goethe vor der Nachwelt; ihre Verehrung ist in eben dem Maße gestiegen, als sie erkannt hat, daß Adel des Charakters, daß Güte und Wärme des Herzens mit seiner geistigen Größe aufs innigste verbunden waren.

In der Mittagsstunde des 28. August 1749 trat Goethe ins irdische Dasein. Von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem kaiserlichen Rath und Stadtschultheiß, Johann Wolfgang Textor, der ihn folgenden Tags aus der Taufe hob, erhielt er die Namen Johann Wolfgang. [1])

Ueber seiner Kindheit waltete ein günstigerer Stern, als über der seiner nachgebornen Geschwister, welche in frühen Jahren dahinstarben bis auf eine ein Jahr jüngere Schwester, die nach der Mutter des Vaters, welche die Geburt der beiden Enkel noch erlebte, den Namen Cornelia erhielt. Auf ihn, den Erstgebornen, war vor allen die kräftige Wohlgestalt des schon in gereiften Mannesjahren stehenden Vaters und die Gesundheitsfülle einer jugendlichen Mutter übergegangen. Der Knabe machte Aufsehen, wenn er umhergetragen wurde. Selbst die Blattern, die damals noch gewöhnliche Kinderplage, welche ihn mit aller Heftigkeit ergriffen und seinen Körper so dicht bedeckten, daß er mehrere Tage wie blind daniederlag, verschonten das liebliche Gesicht; sie fielen wie eine Maske ab, ohne eine sichtbare Spur auf der Haut zurückzulassen.

Eine noch werthvollere Mitgabe begleitete ihn ins Leben, eine Fülle geistiger Anlagen, welche schon in frühen Knabenjahren mit bewundernswürdiger Frische und Regsamkeit hervortraten und schon den ersten Kindeseindrücken

und Kindesſpielen eine Bedeutung gaben. Der muntere Geiſt der Mutter, der bei dem ernſten herriſchen Weſen des Gatten kein Verſtändniß und keine Erwiderung fand, ſchloß ſich um ſo inniger an das Gemüth des vielverſprechenden Kindes an und führte ſeinem lebhaften Geiſte ſtets neue Nahrung zu. Erſcheint ſchon ſeine dichteriſche Anlage, ſeine heitere Empfänglichkeit für das Leben, ſein freier, offener Sinn als ein von der Mutter überkommenes Erbtheil, ſo war dieſe es auch, durch deren lebendige Erzählungsgabe die Einbildungskraft des Kindes angeregt und zuerſt in die Märchen- und Zauberwelt eingeführt ward.

Johann Caſpar Goethe, der Vater unſers Dichters, hatte ſich den juriſtiſchen Studien gewidmet und war ein Mann von gründlicher Gelehrſamkeit, welche er, wenig von Naturgaben unterſtützt, durch angeſtrengten Fleiß ſich erworben hatte und noch in ſpäteren Jahren erweiterte. In dem ſtreng abgemeſſenen ruhigen Gange ſeines Lebens ſcheint eine in ſeinem dreißigſten Jahre (1740) unternommene Reiſe nach Italien der einzige erregtere Moment geweſen zu ſein. Sie hinterließ ihm fürs ganze Leben die angenehmſten Erinnerungen, die heiterſten Eindrücke; die Ausarbeitung ſeiner Reiſebeſchreibung war ihm noch in ſpäterer Lebensperiode eine Lieblingsbeſchäftigung. Seine Wohnung war mit italieniſchen Landſchaften, mit Anſichten römiſcher Plätze und Bauwerke geſchmückt, die ſchon ſeinem Knaben ein lebhaftes Verlangen nach dem Lande der Verheißung einflößten, das dieſer als Mann noch ſo ahnungs- und ſehnſuchtsvoll betrat. Obwohl ohne dichteriſches Talent, hatte Goethe's Vater nicht kaltſinnig und unempfänglich das Land der Kunſt und Poeſie durchwandert. Taſſo war ſein Lieblingsdichter; auch die deutſchen Dichter der Hagedorn-Hallerſchen Periode, in die ſeine Jugendbildung fiel, fanden der Reihe nach einen Platz in ſeiner Bibliothek.

In dieſer Umgebung führte er eine abgeſchloſſene Lebensweiſe, „ein geradliniger Frankfurter Reichsbürger“, ohne Anſprüche zu machen, dem Patriciat beigezählt zu werden. Zu ſeiner anerkennenswerthen Geradheit und Rechtſchaffenheit geſellte ſich ein ſchroffes, eigenwilliges, beſonders gegen Vornehme ſtolzes Weſen, worin ihn die Zurückgezogenheit von öffentlichen Geſchäften nur mehr und mehr beſtärken mußte. Da ſein Bruder, der Zinngießermeiſter Hermann Jacob Goethe, Mitglied der „dritten Bank“ des Raths war, ſo blieb ihm, ſo lange dieſer lebte, der Eintritt in das höchſte ſtädtiſche Collegium verſchloſſen. Er verſchaffte ſich daher vom Kaiſer Karl VII. den Titel und Rang eines kaiſerlichen Raths und hob noch mehr ſeine äußere Stellung in der Vaterſtadt, indem er (1748) die Ehe mit der Tochter des Schultheißen, Katharina Eliſabetha Textor, der Mutter unſeres Dichters, ſchloß.

Wenig geſprächig und geſellig, fühlte Rath Goethe doch einen Drang, ſeine Kenntniſſe durch Unterricht den Seinigen mitzutheilen. Selbſt die junge Frau hatte ſich anfänglich dieſem Lehrtrieb bequemen müſſen. Mit dem Sohne begann er den Unterricht in ſo zartem Alter und mit ſolcher, der gewöhnlichen Geiſtesentwickelung zwar vorgreifenden, doch von pädagogiſchem Tacte geleiteten Conſequenz, daß der kleine Wolfgang unter die frühreifen Wunderkinder gezählt werden mag. Regelmäßige Lectionen beſchränkten ſchon die Spielluſt des vierjährigen Knaben, der dann im geräumigen Zimmer der ſanften, freundlichen Großmutter Erſatz und Erholung ſuchte.

Nichts jedoch war mehr geeignet, der kindlichen Phantaſie die lebhafteſte Anregung zu geben, als das Puppenſpiel, mit deſſen Vorſtellung der Knabe zum Weihnachtsfeſte 1753 überraſcht wurde, und das zu wiederholten Feſtgenüſſen in ſeinen Händen blieb. Im Eingang von „Wil-

helm Meisters Lehrjahre" hat uns Goethe eine liebliche Schilderung dieser bedeutungsvollen Kindheitsfreude durch den Mund seines Doppelgängers gegeben. „Ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thür niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie eröffnete sich; allein nicht, wie sonst, zum Hin- und Wiederlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von fern, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns in Geduld zu warten. So saß nun Alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene..... Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte, wie betrunken und taumelnd, zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte".

Jenes Puppenspiel war der Großmutter letztes Weihnachtsgeschenk; sie starb im Frühling (26. März) des Jahres 1754 in ihrem sechsundachtzigsten Jahre. Da der Sohn mit seiner Familie bis dahin eigentlich bei ihr im Hause wohnte, so hatte er aus Rücksicht für sie von dem alten winkligen Hause (am großen Hirschgraben) nichts verändert. Es bestand aus zwei durchbrochenen Häusern; eine thurm-

artige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Nach dem Tode der Mutter ward der längst beabsichtigte Neubau des Hauses sogleich in Angriff genommen. Um nicht, wie es bei neuen Bauten gesetzliche Vorschrift war, den über das Fundament vorspringenden Raum der oberen Stockwerke einzubüßen, bediente sich der Vater der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen, von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganze Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. An der Feierlichkeit der Grundsteinlegung nahm auch der kleine Wolfgang Theil; als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, mauerte er den Grundstein mit eigener Hand ein. Damals vermochte er noch nicht zu ahnen, daß das über dem Eingange befindliche Wappen mit den drei Lyren für ihn ein Symbol seiner künftigen Bestimmung sein werde.

Um desto besser den Bau beaufsichtigen und leiten zu können, wollte der Vater mit seiner Familie das Haus nicht räumen und setzte anfänglich seinen Plan hartnäckig durch. Als aber zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und ungeachtet alles überspannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu den Betten gelangte, so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.[2])

Die kurze Zeit des Besuchs einer Schule ließ in Goethe keine freundlichen Erinnerungen zurück. Er beklagt sich über das Gemeine, ja Niederträchtige, das der edel und gesittet gehaltene Knabe, ohne daß ihm Waffen zur Abwehr zu Gebote standen, von der „rohen Masse von

jungen Geſchöpfen“ zu leiden hatte. Vielleicht entſtand dies Mißverhältniß dadurch, daß der ſeinen Altersgenoſſen geiſtig vorausgeſchrittene Knabe nicht ohne einige Anſprüche auftrat, wogegen dieſe die überlegene phyſiſche Kraft gegen ihn geltend machten.

Wie tief ſchon damals die äußere Welt in den Kreis ſeiner kindlichen Vorſtellungen hineingriff, darauf läßt die Erſchütterung und ernſte Gemüthsſtimmung ſchließen, womit ihn die Nachricht von der durch das Liſſaboner Erdbeben angerichteten Zerſtörung (1. Nov. 1755) erfüllte. Er trug ſich mit quälenden Zweifeln an der Vorſehung und Güte Gottes — wobei freilich unbeantwortet bleibt, wie viel dazu die ihn häufig umgebenden Geſpräche der Erwachſenen beigetragen haben mochten. Weit mehr als auf ſolche vorübergehende Eindrücke iſt darauf Gewicht zu legen, daß er nicht das Geſchick manches großen Genius theilte, ſeine Kindheit in der Schule der Entbehrung und des harten Zwanges zu verleben, aus der ſich meiſt eine Verbitterung des Gemüths auf die ſpätere Lebensperiode überträgt. Er hatte nicht erſt ſich ſeinen Weg mühſam zu erkämpfen; die Welt trat ihm freundlich und fördernd entgegen; er wuchs nicht heran in der Stille einer ländlichen Natur, nicht in einem enggeſchloſſenen und beſchränkten Kreiſe.

Die alte blühende Reichs- und Kaiſerſtadt Frankfurt führte in ihren hiſtoriſchen Erinnerungen und Denkmälern die Welt der Vergangenheit, in ihrem regen Handelsverkehr das Leben der Gegenwart in dem lebhafteſten Schauſpiel an ſeinem empfänglichen Geiſte vorüber. Die öffentlichen Gebäude, vor allen der Römer, waren eine Chronik der deutſchen Geſchichte. Die Meſſe, ein Feſt für die ſchauluſtige Jugend, breitete die Gegenſtände des modernen Luxus und was nur alles die Neugier der Kinder

reizen konnte, vor ihm aus; „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln.“ Das Frankfurter Bürgerleben in seiner mannigfachen Mischung der Stände und Geschäftskreise war eine deutsche Welt im Kleinen, die er mit aufmerksamem Blick und freisinnigem Interesse für sociale Zustände durchwanderte. Die Volkslustbarkeiten, welche das reichsstädtische Treiben trotz seiner sonstigen Einförmigkeit und Steifheit manchmal phantastisch herausputzten, ließen ihm die heitersten Erinnerungen zurück, die ihm bis ins höchste Alter theuer blieben. Der Frankfurter Markt mußte auch dazu dienen, seinen Hang zu alterthümlicher Sage zu nähren, indem er hier frühzeitig die deutschen Volksbücher kennen lernte und mit der schönen Melusine, Magellone, Fortunatus, Kaiser Octavian, Faust, dem ewigen Juden ꝛc. vertraut wurde: Keime zu Dichtungen späterer Jahre.

Der Knabe Goethe wurde von dem Vater früh zu dessen eigenen Beschäftigungen herbeigezogen. Nach dem Neubau des Hauses war er ihm behülflich bei der Aufstellung der Bibliothek und der Anordnung der Gemälde. Da der Vater auch den lebenden Frankfurter Malern mehrere Aufträge gab und durch den Sohn dabei Manches ausrichten ließ, so kam dieser dadurch in einen vielseitig anregenden Verkehr mit denselben. Er machte Vorschläge zu neuen Bildern und gewann schon durch die Eindrücke der Kindheit ein lebhaftes und nachhaltiges Interesse für die Kunst.

Es war eine wohlthätige Gegenwirkung gegen die zerstreuenden Beschäftigungen der Einbildungskraft, daß bald nach Vollendung des neuen Hauses der geordnete Lehrgang der häuslichen Lectionen wieder begann. Der

Vater nahm die Kinder wieder aus der öffentlichen Schule, gegen die er von vornherein eine Abneigung hatte, und ertheilte ihnen den Unterricht selbst, sogar die Unterweisung im Tanzen nicht ausgenommen; für einen Theil der Lectionen sorgte er durch Fachlehrer.

Mit richtiger Beurtheilung der Naturanlagen des Sohnes führte er ihn aus dem grammatischen Regelwerke der lateinischen Sprache möglichst rasch zu selbstständigen Uebungen, wobei besonders eigene Erlebnisse und Beobachtungen desselben zum Grunde gelegt wurden. Durch einen günstigen Zufall ist uns Einiges von den kleinen Aufsätzen Goethe's aus seinem achten und neunten Jahre erhalten worden; sie zeigen eine für sein Alter überraschende Gewandtheit. In den drei Gesprächen, die uns vorliegen [3]), tritt die frühe Ausbildung seines Talents, kleine Vorfälle in munterm Dialog zu dramatisiren, deutlich hervor. Die Nachahmungen des Terenz fallen in etwas spätere Jahre. Aus andern Aufsätzen ersehen wir, daß schon 1758 die Beschäftigung mit dem Französischen und sogar dem Griechischen begonnen hatte. Anziehend sind unter diesen kleinen Arbeiten die Morgenglückwünsche, die er für jeden Tag des Monats August 1758 in lateinischer (zum Theil auch griechischer) und deutscher Sprache aufzeichnete, um den Vater damit zu erfreuen. Gleichzeitig lernte er auch die Elemente des Italienischen gleichsam spielend, indem er dem Unterrichte zuhorchte, den der Vater in demselben Zimmer, worin er seine lateinischen Lectionen zu lernen hatte, der Schwester Cornelia ertheilte. Es ist überdies kaum anzunehmen, daß der Vater die Unterweisung in seiner Lieblingssprache grade dem Sohne, dem er frühzeitig eine Reise nach Italien in Aussicht stellte, vorenthalten haben sollte.

Von der in allen Fächern wohlausgestatteten Bibliothek

des Vaters konnte sein Wolfgang den freiesten Gebrauch machen; er scheint die Lectüre des Knaben nicht, wie man aus seiner sonstigen Strenge zu schließen geneigt sein möchte, überwacht zu haben. Da war denn auch wieder dafür gesorgt, daß die kindliche Phantasie im Reich der Abenteuer lustig umherschwärmen konnte. Die mythologischen Geschichten des Alterthums schmeichelten sich mit den zweideutigen Reizen der Ovidischen Metamorphosen ein; Virgil und Homer, wenn gleich in einer Prosaübersetzung, blieben nicht ungenossen; Fenelon's Telemach ward geschätzt. Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt und andere Reisebeschreibungen brachten Kunde von Abenteuern in fernen Ländern, und durch die Merian'schen Kupfer der Gottfriedschen Chronik prägten sich die Hauptbegebenheiten der Geschichte ein. In Italiens Paradiese lockten die oft und gern wiederholten Schilderungen des Vaters, und mit um so größerem Reiz, da sie die Aussicht auf künftigen Genuß eröffneten. Nach und nach kamen auch die neueren Dichter an die Reihe, welche in schönen Einbänden in des Vaters Bibliothek aufgestellt waren. Wie sehr Tasso's befreites Jerusalem, das der Knabe in Koppen's Uebersetzung las, seine Phantasie in Bewegung setzte, vernehmen wir aus der beredten Schilderung Wilhelm Meister's. „Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens. Ueber hundert und hundertmal sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweikampfs zwischen Tancred und Chlorinde vor ..... Ich konnte nie die Worte aussprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll —

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſt, ſie erkennt und zur Taufe bebend das Waſſer holt.“ Die jüngſten deutſchen Dichter, Canitz, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Cramer, Creuz, wurden fleißig durchgeleſen und theilweiſe memorirt, weshalb der Knabe oft zur Unterhaltung der Geſellſchaft aufgerufen wurde. Klopſtock's Meſſiade ward nicht in des Vaters Bibliothek aufgenommen, weil er die reimloſen Verſe nicht für Poeſie gelten laſſen wollte; doch kam ſie ſpäter heimlich ins Haus und verfehlte ihre begeiſternde Wirkung nicht. An dieſen Dichtern entwickelte ſich die Darſtellungsgabe des Knaben frühzeitig zu einer wunderſamen Gewandtheit und Reinheit der Form; er fing an, die rhetoriſche Behandlung der Aufgaben mit der poetiſchen zu vertauſchen.

Neben den übrigen Lehrſtunden genoſſen die Kinder auch eines fortwährenden Religionsunterrichts; „doch war der kirchliche Proteſtantismus, den man ihnen überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral; an einen geiſtreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zuſagen.“ Mit der Bibel ward indeß Wolfgang genau vertraut; die Merian'ſchen Kupfer der großen Foliobibel belebten die bibliſchen Erzählungen in ſeiner Einbildungskraft; beſonders zog ihn die Geſchichte der Patriarchen dauernd an, ſo daß er einen umſtändlichen Aufſatz verfaßte, worin er zwölf Bilder aus der Geſchichte Joſephs beſchrieb, von denen einige von den Frankfurter Malern ausgeführt wurden. Vielleicht geſchah dies erſt um die Zeit, wo er, wie ſpäter zu berichten iſt, die Geſchichte Joſephs epiſch zu behandeln verſuchte.

Das Intereſſe an den religiöſen Vorſtellungen und

Ceremonien des alten Teſtaments, welches durch bildliche Darſtellungen belebt ward, veranlaßte den Knaben zu einer Nachahmung der jüdiſchen Opferhandlung. Naturproducte, meiſt aus des Vaters Naturalienſammlung herbeigeſucht, wurden auf einem ſchönlackirten Muſikpult aufgeſchichtet, und Räucherkerzen, in einer Porzellantaſſe aufgeſtellt, krönten den Gipfel. Dieſe wurden, ſobald die Sonne hell ins Zimmer ſchien, vermittelſt eines Brennglaſes angezündet, und das Opfer gelang nach Wunſch. Bei einer Wiederholung der Feierlichkeit war aber die Taſſe nicht zur Hand; die Kerzchen wurden auf den Pult geſetzt, und der kleine Prieſter bemerkte nicht, daß ſie beim Verglimmen in den ſchönen Lack einbrannten; die Luſt zu ferneren Opfern war ihm vergangen. In dieſem Vorfall wird man indeß nur den nachahmenden Spieltrieb eines geweckten Kindes erkennen, nicht eine religionsphiloſophiſche Divination, ſo wenig wie in dem Schrecken über das Liſſaboner Erdbeben eine prophetiſche Vorbedeutung des Prometheiſchen Titanentrotzes einer ſpäteren Periode zu ſuchen iſt.

Während der junge Goethe in dem ſtillen Gange der häuslichen Geiſtesbeſchäftigungen ſich dem Abſchluß des erſten Jahrzehends ſeines Lebens näherte, hatte der ſiebenjährige Krieg Deutſchland in allen Theilen zu erregen begonnen. Er war kein gewöhnlicher Cabinetskrieg, ſondern in ihm ſchlug das deutſche Nationalgefühl in hellen Flammen auf. In dunklem Vorgefühl, daß nur von Preußen die Erhebung des deutſchen Reichs aus ſeinen verrotteten Zuſtänden zu erhoffen ſei, nahm der edelſte Theil des Volkes für die Sache des großen Preußenkönigs Partei, wenn ſchon die Reichstruppen auf Oeſtreichs Seite fechten mußten, das den Franzoſen und Ruſſen die Pforten des Reichs öffnete. Selbſt in der kaiſerlichen freien Reichsſtadt Frankfurt war die Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus

nicht so fest begründet, um nicht eine bedeutende preußisch gesinnte Partei aufkommen zu lassen; war doch die Zeit noch unvergessen, wo Karl VII., der Gegner des Habsburgischen Hauses, Frankfurt zu seinem Wohnsitz gewählt hatte. Die Spaltung drang bis in das Innerste der Familien. Der alte Schultheiß Textor, der über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf östreichischer Seite. Goethe's Vater, welcher Karl VII. seinen Rathstitel verdankte, war für Preußens Sache, und wo konnte das Söhnchen anders sein? „Ich war auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei." Durch die politische Parteiung waren auch bald die gewöhnlichen sonntäglichen Familienzusammenkünfte gestört. Nach einigen unangenehmen Scenen blieb Vater Goethe aus der Gesellschaft weg; dem Sohne wurden die sonst vergnügtesten Stunden der Woche am sonntäglichen Mittagstisch der Großeltern jetzt zu den peinlichsten, da er dort seinen Lieblingshelden nur geschmäht und verkleinert sah.

In den ersten Kriegsjahren konnte Frankfurt noch aus der Ferne den Kriegsereignissen zusehen; nur daß häufige Durchmärsche französischer Truppen ein vorübergehendes militärisches Schauspiel darboten. Am zweiten Januar 1759 jedoch nahm Soubise im Einverständniß mit einem Theil des Raths, auch des Schultheißen Textor, gegen alle Verträge von der Reichsstadt Besitz, angeblich weil er eines festen Stützpuncts am Main bedürfe; das Commando trat er darauf dem Herzog von Broglio ab. Die Truppen

wurden bei den Frankfurter Bürgern einquartiert. Dem Goethe'schen Hause ward der Königslieutenant zugewiesen.

Mochte auch die Aufnahme eines hochgestellten Mannes dem häufigen Wechsel von Officieren und Gemeinen vorzuziehen sein, so brachten doch die Geschäfte des Königslieutenants, der, obgleich Militärperson, die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte, eine meist bis in die Nacht fortdauernde Unruhe in das Haus, welche gar sehr mit der bisherigen strengen Familienordnung und Ruhe contrastirte. Da bei dem Rath Goethe noch die entschiedene Abneigung gegen die Franzosen hinzukam, so setzte sich in ihm eine hypochondrische Stimmung fest, die ihn während der ganzen Zeit der Einquartierung nicht verließ und ihm jede Beschwerde, die sie mit sich führte, doppelt fühlbar machte. Uebrigens war Graf Thorane — dies war der Name des vornehmen Gastes — ein Mann von ehrenwerthem Charakter und eleganter Bildung, wie sie den Adel des alten Frankreichs auszuzeichnen pflegte. Wie er in seinem Amte Pflichttreue, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit übte, so setzte er auch seinen Stolz darein, sich gegen die Familie, deren Wohnung er theilte, musterhaft zu betragen. Ein Gleiches machte er seinen Leuten zur Pflicht; es war ihnen aufs strengste anbefohlen, dem Hausbesitzer nicht die geringsten Unkosten zu machen. Er hielt täglich offene Tafel und bewies gegen die Hausgenossen die Artigkeit, den Kindern von dem Nachtisch reichlich zuzutheilen.

Gleich beim Eintritt in das Goethe'sche Haus bezeigte der Graf eine große Freude über die kleine Gemäldesammlung, die er hier vorfand. Er äußerte sogleich seinen Vorsatz, die in Frankfurt und dessen Nähe lebenden

Künſtler zu beſchäftigen. Seine Abſicht war, mit deren Gemälden die Wohnung ſeines älteren Bruders in ihrem Geburtsorte Graſſe in der Provence zu zieren. Er ließ ſich von dort die Maße der Zimmer und Cabinette einſenden, um danach die Größe der Gemälde, die als Tapetentheile auf die Wände befeſtigt werden ſollten, zu beſtimmen. Wolfgangs Manſardenzimmer ward in ein Atelier umgewandelt; er hatte ſomit aufs neue Gelegenheit, ſein Intereſſe für die Kunſt zu unterhalten und ſeinen Kunſtſinn zu üben. Die Frankfurter Maler hatten ſich vorzugsweiſe nach der niederländiſchen Schule gebildet und leiſteten in der Landſchaftsmalerei Treffliches; der darmſtädtiſche Hofmaler Seekatz genoß eines bedeutenden Rufes. Da der junge Goethe dieſe Künſtler von frühſter Jugend an gekannt hatte, ſo war er häufig bei Berathſchlagungen und Entwürfen gegenwärtig und wurde auch mit ſeiner Meinung gern gehört.

Die düſtere Stimmung des Vaters konnte weder durch des Grafen Kunſtliebe noch ſein verbindliches Betragen gegen die Familie verſcheucht werden. Rath Goethe blieb in möglichſter Entfernung und Zurückgezogenheit, ſo daß er es kaum über ſich zu gewinnen vermochte, die neuentſtandenen Gemälde eines Anblicks zu würdigen, wenigſtens nie in Gegenwart des Grafen. Die muntere Hausfrau mußte daher all ihr Geſchick aufbieten, um durch ihre freundliche Aufmerkſamkeit die Sache einigermaßen ins Gleiche zu bringen. Sie bemühte ſich noch um des Grafen willen die franzöſiſche Sprache zu erlernen, natürlich nicht mit Hülfe des franzoſenfeindlichen Gatten, ſo geläufig dieſer auch das Franzöſiſche ſprach, ſondern eines benachbarten Gevatters, der ſie auch als geſchickter Dolmetſcher in vielen Fällen beim Grafen vertrat. Dieſer erwiderte die Mühe, die ſie ſich gab, das Erlernte perſönlich bei ihm anzuwen-

den, mit galanter Artigkeit, und da auch der Knabe seine Zuneigung gewann, so war das beste Verhältniß hergestellt.

In Folge seiner Mißstimmung sowie der häuslichen Unruhe ließ der Vater in seinem Lehreifer und seiner Erziehungsstrenge nach. Mancherlei Zerstreuungen, die in und außer dem Hause sich darboten, zogen die Kinder von den Lectionen ab, und das bewegte Soldatenleben ließ es für sie nicht an ergötzlichen Schauspielen fehlen.

Ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als mit anbrechendem Frühling 1759 die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig sich Frankfurt näherte, um die Franzosen aus ihrer vortheilhaften Stellung am Main zu vertreiben. Stärkere Truppenmassen zogen während der Charwoche durch die Stadt; es war eine beständige Bewegung und Aufregung. Den kaum etwas zur Ruhe gekommenen Bürger ergriff die Furcht vor größerem Unheil. Mit Sehnsucht sahen die Preußischgesinnten der Ankunft der Verbündeten entgegen, auf deren Sieg sie mit Zuversicht zählten. Auf der Höhe von Bergen, anderthalb Stunden von Frankfurt, erwartete die französische Armee unter Broglio den anrückenden Feind.

Goethe's Vater hatte nicht Ruhe in seiner Wohnung. Nicht ohne Lebensgefahr begab er sich in die Nähe des Schlachtfeldes, während die Kinder ängstlich zu Hause dem fernen Geschützdonner horchten. Transporte gefangener Deutschen waren das erste Anzeichen, daß die Sache der Verbündeten nicht günstig stehe. Der Vater kam in tiefem Schmerz und Unmuth heim; die Gaben, welche er, wie andere Bürger, den Verwundeten reichen ließ, wollte er nur an Deutsche vertheilt haben. Anders war den Kindern zu Muthe, denen das Franzosenregiment so behaglich erschien, daß dem Wolfgang seine frühere Preußenbegeisterung schon abhanden gekommen war. Sie freuten sich,

ihren Königslieutenant wohlbehalten wiederzusehen, sprangen ihm entgegen und küßten ihm die Hände. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!“ sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um euretwillen vergnügt, liebe Kinder!“ und befahl sogleich Zuckerwerk und dergleichen Liebhabereien ihres Gaumens ihnen zuzutheilen. Indeß begann im Hause ein Kommen und Gehen von Klagenden und Bittenden, das bis spät in die Nacht währte. Der Graf war eben auf den Vorsaal herausgetreten, um die Sachen schneller zu erledigen, als Vater Goethe, um sich ins Speisezimmer zu seiner Familie zu begeben, über den Vorsaal an ihm vorüberging. Der Graf ging ihm entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ „Ich wollte,“ versetzte der Vater, gleichsam den Stein vom Herzen wälzend, „sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ „Dieses sollt Ihr büßen,“ rief der Graf mit Wuth auffahrend; „Ihr sollt mir nicht umsonst eine solche Beleidigung zugefügt haben,“ und gab Befehl, ihn auf die Wache zu führen. In der ersten Aufwallung des Zorns war er entschlossen, zur Warnung für die franzosenfeindlich gesinnten Frankfurter an seinem Hausbesitzer ein Exempel zu statuiren. Mit Mühe gelang es dem gewandten Gevatter Nachbar, den Grafen zu versöhnen und das drohende Uebel abzuwenden. Erst am folgenden Morgen erfuhren die Kinder, welche Wetterwolke während der Nacht über ihren Häuptern hinweggezogen war.

Seit diesem Vorfall scheint während des Grafen Anwesenheit, die noch ungefähr zwei Jahre dauerte, der Friede des Hauses nicht weiter gestört worden zu sein. Der Graf änderte sein Benehmen gegen die Familie nicht, obwohl er in Folge von anderweitigen Unannehmlichkeiten

weniger heiter war und sich mehr zurückzog. Große Freude machte ihm die Betrachtung der nach und nach fertig werdenden Gemälde, die endlich wohlverpackt in seine Heimat gesandt wurden. Jetzt wurde auch Wolfgang das Arbeitszimmer zurückgegeben. Dem Vater glückte es, durch wiederholte Vorstellungen durchzusetzen, daß in Berücksichtigung der lange getragenen Belästigung fürs nächste sein Haus verschont ward. Er mußte aber Miethsleute in seine Wohnung aufnehmen, um die Einquartierung unmöglich zu machen; der Kanzleidirector Rath Moritz bezog den obern Stock des Hauses. Der Graf schied in Frieden und verließ nach kurzer Zeit (im Juni 1761) Frankfurt.

Während dieser unruhvollen Jahre waren die Kinder mehr der nachsichtigen Mutter und sich selbst überlassen. Der geregelte Unterricht war durch mehrfache Störungen unterbrochen worden, wenn gleich darum nicht geradezu auf bessere Zeiten vertagt. Indem sich aber der jugendlichen Phantasie eine Fülle neuer Anschauungen zudrängte, waren diese vielseitigen Anregungen für den künftigen Dichter nicht verloren. Nicht nur bewegte sich um ihn das Leben in dramatischer Mannigfaltigkeit; es bot sich auch durch den Aufenthalt der Franzosen mehr Gelegenheit dar, die Neigung zu theatralischen Vorstellungen zu befriedigen. In früheren Jahren war das Puppenspiel der Großmutter von Zeit zu Zeit hervorgesucht worden, woran sich denn sehr natürlich der Versuch schloß, die Puppen neuen Stücken anzupassen. Dadurch ward die Kunst der Erfindung und Darstellung mannigfach geübt, bis denn endlich, nachdem die Kinder den Puppenspielen entwachsen waren, auch die Lust zu eigenen Verkleidungen und Aufführungen Befriedigung suchte. Die dramatischen Vorstellungen der Kinder fanden selbst bei den Erwachsenen viel Beifall und Aufmunterung; man wagte sich sogar an größere, damals

für classisch geltende, deutsche Dramen. Schöff von Olenschlager ließ in seinem Hause von Kindern den Canut des Elias Schlegel aufführen, worin Wolfgang den König spielte.

Mit der französischen Besitznahme der Stadt that sich zu gelegener Zeit ein Theater auf, und Wolfgang ward vom Großvater Schultheiß ein Freibillet geschenkt. So sehr auch der Vater seiner strengen Denkweise gemäß dem Theaterbesuch, der allerdings als täglich wiederholter Genuß für den Knaben nicht ohne sittliche Bedenken war, sich abgeneigt zeigte und ihn zu beschränken suchte, so drang er doch damit gegen die Mutter nicht durch, die bis in ihr spätes Alter eine leidenschaftliche Verehrerin des Theaters war.

Da der Knabe bis dahin über die Elemente des Französischen nicht hinausgekommen war, so konnte er anfangs seine Unterhaltung nur von den Decorationen und der Mimik nehmen. Es mußte daher ihm häufig die Geduld ausgehen, die Stücke ganz auszuhören. Manche Stunde wurde mit Spielen in den Corridors und vor der Thür ausgefüllt. Dadurch ward er mit einem muntern Knaben, der zum Theater gehörte — er nennt ihn Derones — bekannt, der sich mehr und mehr an ihn anschloß. Mit dem kleinen Schwätzer ging bald die französische Conversation leicht von Statten, wozu sich auch im eigenen Hause bei dem Grafen und dessen Leuten vielfache Gelegenheit bot. Die Fortschritte im Französischen überraschten und erfreuten den Vater, so daß der kleine Goethe, wenn er spät Abends vom Theater nach Hause zurückkehrte, freundlicher, als anfangs, empfangen wurde. Denn dem Vater ward es schwer, sich von dem sittlichen Nutzen des Theaters zu überzeugen, so sehr auch seinem Wolfgang die Phrasen von der moralischen Wirkung des Schauspiels

geläufig geworden waren. Jener hatte Recht, wenn er von dorther für die reine Entwicklung und Unschuld der Kindesnatur Gefahr besorgte; denn Derones zog seinen kleinen Freund auch hinter die Coulissen. Sie verkehrten ungestört in dem allgemeinen Ankleidezimmer, wo sich den Augen und Ohren nicht eben die anständigsten Scherze und Situationen darboten, „da sich Herren und Damen vom Theater so wenig unter sich als vor den Kindern zu scheuen schienen.“ Der Schwester des Derones, welche nur ein Paar Jahre älter war, widmete Wolfgang einige galante Aufmerksamkeiten; er ging nie zu ihr, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen. Gern hätte er wohl für etwas mehr als ein elfjähriges Kind gelten mögen; allein es glückte ihm nicht, ihren traurigen Mienen ein freundliches Lächeln abzugewinnen und mehr als einen höflichen Dank als Erwiderung zu erhalten.

Der Verkehr mit dem kleinen leichtsinnigen Franzosen scheint dem Wolfgang sehr behagt zu haben; er trieb sich auch außer dem Theater mit ihm herum und ließ sich seine Aufschneidereien und theatralischen Possen gefallen, wofür sich denn auch dieser ihm, als dem Kinde vornehmer Eltern, unterzuordnen verstand. Mit solchen Knaben ging der junge Goethe lieber um, als mit den Frankfurter Bürgerssöhnen, von denen ihn seit früher Kindheit eine gewisse Unverträglichkeit entfernt hielt. Im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit, seiner einnehmenden Schönheit und patrizischen Verwandtschaft hatte er sich eine vornehme und hochmüthige Haltung angeeignet, welche den Hohn und die derben Zurechtweisungen seiner Kameraden, nicht unverdient, herausforderte. Wenn er sich etwas darauf einbildete, seinen Großvater Schultheiß in der Mitte des Schöffenraths eine Stufe höher, als die andern, unter

dem Bilde des Kaiſers gleichſam thronend geſehen zu haben, ſo war dem Frankfurter Bürgerskinde nicht zu verargen, wenn es ihn auf den Großvater väterlicher Seite hinwies, der als Schneiderburſche in Frankfurt eingewandert und als Gaſtwirth zum Weidenhof geſtorben war. Die bittere Stimmung, die durch ſolche Vorfälle gegen die ihn umgebende Knabenwelt entſtand, blickt noch aus den Aeußerungen ſpäterer Jahre hervor, und wenn er dieſen „Rohheiten" gegenüber ſeine geſittete Haltung hervorhebt, ſo muß er doch wieder ſelbſt einräumen, in Geſellſchaft mit Derones allerlei Thorheiten begangen zu haben, die beſonders an Sonn- und Feſttagen keineswegs zu ſeinem Aeußern paßten; eine Knabenprügelei war doch nicht unſittlicher, als wenn er mit dem Derones hinter einer Scheune mit ſeinem kleinen Sonntagsdegen ein theatraliſches Duell hielt. Da können wir den hübſchen Knaben in ſeinem Pfingſttagsputze beſchauen, in Schuhen von ſauberem Leder, mit großen ſilbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, ſchwarzen Unterkleidern von Sarſche und einem Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten, — die Weſte von Goldſtoff, aus des Vaters Bräutigamsweſte geſchnitten, friſirt und gepudert, mit Locken, die wie Flügelchen vom Kopfe ſtanden, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, deſſen Bügel mit einer großen ſeidenen Bandſchleife geſchmückt war. So jugendmuthig einherſchreitend, im Vorgefühl einer hohen Beſtimmung, mochte er ſich ein Liebling der Götter dünken und im Märchengewande ſeinen Zukunftsträumereien eine Form geben. Das Knabenmärchen *der neue Paris*, deſſen kunſtvolle Ausführung die Darſtellungsgabe des gereiften Dichters verräth, bildete ſich aus ſolchen Ahnungen des Knaben: unter dem Geleit des ehrwürdigen Alten tritt er durch die enge Zauberpforte in ein ungekanntes paradie-

fisches Labyrinth, und nachdem er, dem Paris gleich, zwischen den drei Göttinnen hin und her geirrt ist, läßt er sich zuletzt von dem phantastischen Spiel der muntern neckischen Dienerin bezaubern.

Der praktische Cursus des Französischen in den Räumen des Theaters trug bald seinen Nutzen und scheint auch bei andern Kindern von gleichem Erfolge gewesen zu sein. Schöff von Olenschlager ließ von Kindern den Britannicus des Racine aufführen, wobei Wolfgang die Rolle des Nero zu Theil ward (etwa 1762). Corneille, Racine, Moliere und andere französische Dramatiker, deren Werke sich in des Vaters Bibliothek fanden, wurden fleißig durchgelesen, memorirt und recitirt. Dadurch ward in dem Knaben auch bald der productive Trieb rege. Aus seiner Märchenwelt und aus alter Mythologie stellte er ein kleines Drama zusammen, worin es weder an Göttern noch Prinzen und Königstöchtern fehlte; besonders war der geflügelte Mercur bedacht. Von dem Werth seines Stückes fest überzeugt, schmeichelte er sich in seiner kindlichen Freude mit dem Gedanken, es zur Aufführung gebracht zu sehen, und sah schon im Geist den Titel des Stückes an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen. Freund Derones ließ ihn zum ersten Mal das bittere Gefühl verletzter Autoreitelkeit empfinden, indem er unbarmherzig sein kritisches Richteramt daran ausübte. Jedoch ließ Wolfgang von dem Schreiber, den der Vater im Hause hielt, nach einigen Veränderungen im Manuscript eine saubere Abschrift fertigen und überreichte sie dem Vater zu dessen großer Freude, so daß dieser aufhörte dem Theaterbesuch gram zu sein.

Nach dem Abzuge des Grafen Thorane fand der Unterricht in dem stillgewordenen Goethe'schen Hause nach und nach den geordneten Gang wieder und gab der Phan-

taſieaufregung, in welcher der Knabe eine Zeitlang gelebt hatte, das wünſchenswerthe Gleichgewicht. Noch beſuchten ihn oft in der Einſamkeit des ihm wieder eingeräumten Manſardenzimmers die Geſpenſter der Gemälde, die er durch Arbeiten und Studien nur ſchwer verſcheuchte, der Nachwirkung anderweitiger Eindrücke nicht zu gedenken. Der Vater, zufriedener jetzt und heiterer, fand ſeine Freude aufs neue daran, ſeine Kinder zu lehren und mit ihnen zu lernen. Es geſchah dies denn auch mit der Haſt des pädagogiſchen Dilettantismus, der, um Verſäumtes wieder einzubringen, das Wiſſenswerthe von allen Seiten heranzuziehen ſucht und in dem Vielerlei der Bildung unſicher umhergreift; es gehörte eine ſo geſund organiſirte Natur, wie die des jungen Goethe, dazu, um es bewältigen zu können. Ward auch ſeine Vielſeitigkeit dadurch gefördert, ſo iſt ihm doch auch als Folge dieſer planloſen Erziehung das raſche Abſpringen von einem Gegenſtand der geiſtigen Beſchäftigung zu einem andern, von einem Plane zu einem andern durchs ganze Leben eigen geblieben. Welch ein Gewinn wäre es für ihn geweſen, wenn er das ſchon früher begonnene Studium des Griechiſchen eifrig fortgeſetzt hätte! es wäre ihm der Umweg erſpart worden, auf dem er ſich ſpäterhin dem helleniſchen Alterthum näherte. Statt ſich in die claſſiſchen Sprachen gründlicher zu vertiefen, wurde er durch die ſeltſame Liebhaberei fürs Judendeutſch, deſſen geheimnißvolle Chiffernſchrift ihn ſchon vor Jahren ſo angelegentlich beſchäftigt hatte, daß er eine Anweiſung zur deutſch-hebräiſchen Sprache niederſchrieb, zur Erlernung der hebräiſchen Sprache hingezogen. Der Vater willfahrte ſeiner Neigung und ließ ihm von dem Dr. Albrecht, dem Rector des Frankfurter Gymnaſiums, Privatunterricht darin ertheilen, der, wie ſich erwarten ließ, nicht weit über die Elemente hinausging. Der an-

fängliche Eifer verlor sich schon bei den ersten Schwierigkeiten des Lesenlernens und der grammatischen Formenlehre, so daß Lehrer und Schüler bald durch Abschweifungen die Stunden zu würzen suchten. Die einzige Frucht dieses Unterrichts war eine anhaltende Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte, deren dichterischer Gehalt und naive Gemüthstiefe zu wiederholten Malen Goethe's Interesse aufs lebhafteste in Anspruch nahm. Jene Jahre waren es gerade, wo Klopstock's Messiade und die in ihrem Gefolge erscheinenden Patriarchaden die biblischen Erzählungen mit einem durch die Neuheit überraschenden Glanze der Poesie der Gegenwart näher brachten. Großes Aufsehen erregte in Goethe's unmittelbarer Nähe „Daniel in der Löwengrube" von Friedrich Karl von Moser, der als hessendarmstädtischer Legationsrath in Frankfurt lebte. Ihn zählt Goethe unter die Männer, die durch ihre Persönlichkeit und literarischen Verdienste seine frühste Bildung begünstigten. Moser stand in Verbindung mit dem Kreise der Frommen, dessen Mittelpunct Susanna Katharina von Klettenberg war.

Dies edle weibliche Wesen, dem Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" — so scheint er sie schon in früheren Jahren genannt zu haben — ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, hatte in dieser und einer spätern Jugendperiode Goethe's einen großen Einfluß auf seine religiöse und moralische Bildung, dessen dankbare Erinnerung ihn bis ans Ende des Lebens begleitete, so daß er noch in seinem achtzigsten Jahre bekannte, es habe ihn öfters im Leben der Gedanke beschlichen, ob er wohl recht daran gethan, einer Richtung sich abgewendet zu haben, die seinem Geiste und auch seinem Herzen lange Zeit äußerst wohlthätig erschien. Fräulein von Klettenberg gehörte einer der ersten patrizischen Familien Frankfurts an und war

mit Goethe's Mutter verwandt; ihre Jugendverhältniſſe glichen denen, in welchen wir den jungen Goethe ſich bewegen ſehen. Was ihr dadurch an Weltbildung und Lebensgenuß zu Theil geworden war, hatte ihrer Seele nicht den Frieden gegeben, nach welchem ihr Inneres verlangte. Da erkannte ſie feſt und feſter in dem Heiland den überirdiſchen Freund, der ihr Ruhe und Troſt brachte; im Hinblick auf ihn wurden ihr auch die Leiden eines kränkelnden Körpers leicht. Aus den größern Kreiſen, in welchen ſie ihre Jugend zugebracht hatte, zog ſie ſich zurück und geſellte ſich zu gleichgeſtimmten Gemüthern, auf welche die Reinheit ihres Herzens, das allen Heuchelſchein verſchmähte, ihre erhebende Religioſität eine nachhaltende Anziehungskraft ausübte. Auch die Frau Rath Goethe, deren Gemüth das häusliche Leben an der Seite eines ernſten und in ſich verſchloſſenen Gatten nicht auszufüllen im Stande war, zählte ſie zu ihren Freundinnen; ſie übertrug ihre Liebe auf das vielverſprechende Kind, das ſie auf den Weg zu leiten wünſchte, auf welchem ſie das reinſte irdiſche Glück gefunden hatte.

Ohne Zweifel hatte ſie ſchon damals an ſeinem Hange zu religiöſer Contemplation, der an die Stelle der überreizten Theaterluſt getreten war, und an ſeinen bibliſchen Studien großen Antheil. Allein, was er empfing, mußte ſein lebhafter Geiſt auch wieder in ſeiner Weiſe reproduciren. Als im Juli 1761 der Senior des Miniſteriums, der hochverehrte Freſenius, ſtarb, und der bisherige Profeſſor zu Marburg, Plitt, an ſeine Stelle trat, kündigte dieſer eine Art von Religionscurſus an, den er in einer Reihe von Predigten durchzuführen beabſichtigte. Der kleine Goethe ſchrieb auf ſeinem zum Hören ſehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitze die Hauptpuncte der Predigt nach und dictirte ſie zu Hauſe raſch dem Schreiber des

Vaters in die Feder, so daß er die geschriebene Predigt noch vor Tisch dem erfreuten Vater überreichen konnte. Freilich hielt dieser Eifer kaum ein Vierteljahr gleichmäßig an, und die Predigten schrumpften in der zweiten Hälfte des Kirchenjahrs zu kleinen Blättchen zusammen.

Eine so lebhaft angeregte religiöse Stimmung mußte ihn ganz besonders für die mystische Gefühlsschwärmerei der Messiade empfänglich machen. Sie wurde stellenweise auswendig gelernt und dem Hausfreunde, der das dem Vater mißliebige Buch eingeschmuggelt hatte, häufig so ausdrucksvoll vorgetragen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. In der Patriarchengeschichte ward der Knabe vor Allem von den Schicksalen Josephs gefesselt und legte sie sich nach der Weise ähnlicher Dichtungen in seiner Phantasie zurecht. Seltsam, daß ihm nicht der Hexameter Klopstock's geläufig wurde, und er wegen eines Versmaßes rathlos war. Fürchtete er dem Vater, dem er alle seine dichterischen Versuche vorzulegen pflegte, zu mißfallen? Er entschied sich für eine prosaische Behandlung. Das Detail ward weitläufig ausgemalt, Episoden wurden eingeschaltet, und das Werk schwoll weitläufig an, indem der junge Dichter es größtentheils dem Schreiber dictirte. Dem Epos ward eine Sammlung geistlicher Oden angehängt und gar bald ein sauber geschriebener Quartband dem Vater überreicht, der den Sohn mit besonderem Wohlgefallen aufmunterte, ihm alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß jene geistlichen Oden, in denen der Stil eines Elias Schlegel und Andreas Cramer nachgebildet war, ganz besonders dem Klettenbergischen Kreise zu Liebe verfaßt waren. Am beifälligsten wurde die Ode zur Feier der Höllenfahrt Christi von den Eltern und Freunden aufgenommen und gefiel auch dem jungen Dichter noch einige Jahre nach-

her so sehr, daß er sie zu Anfange des Jahres 1766 in einer Zeitschrift „der Sichtbare“ abdrucken ließ. Sie trägt hier die Ueberschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G.“ Als nach mehr als sechzig Jahren dies Blatt Goethe wieder vor die Augen kam, äußerte er: „es ist möglich, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können; es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte.“ Es ließ dieser Stoff nur eine einförmige Behandlung zu; aber die Schilderung ist voll Feuer und Leben, und in der im schönsten Ebenmaße dahinfließenden Sprache, der der Reim sich zwanglos anschmiegt, verkündigt sich schon der künftige Goethe, welcher „die Kunst, deutsch zu schreiben, der Meisterschaft nahe brachte.“ In die neuesten Ausgaben der Werke Goethe's ist dies Gedicht mit der Jahrzahl 1765 aufgenommen; es muß aber, wenn auch die spätere Feile, wahrscheinlich kurz vor dem Abdruck, nachgeholfen hat, schon um 1762 verfaßt sein. Außer einer bestimmten Angabe in „Dichtung und Wahrheit“ berechtigt uns zu dieser Annahme auch der Umstand, daß einige Jahre später sich Goethe der religiösen Poesie gänzlich entzogen hatte. Sein eigenstes Wesen zog ihn stets nach der andern Seite hin; es war schon neben den geistlichen Oden ein Vorrath Anakreontischer Gedichte entstanden, die er aber, „weil sie reimlos waren“, vielleicht auch noch aus einem andern Grunde, dem Vater nicht zu überreichen wagte.

Um diese Zeit meldete sich in Frankfurt ein englischer Sprachmeister, welcher sich gegen ein mäßiges Honorar anheischig machte, jedem, der nicht ganz roh in Sprachen sei, innerhalb vier Wochen das Englische zu lehren und

ihn so weit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiß selbst weiterhelfen könne. Goethe's Vater, dem des Lernens in seinem Hause nicht zu viel werden konnte, ergriff einer der ersten diese Gelegenheit, und bald gewann Wolfgang, der von der Grammatik einer Sprache rasch zu praktischer Anwendung und Ausübung überzugehen pflegte, auch in dieser Sprache eine solche Gewandtheit, daß er sich noch als Greis eines Gedichts in englischer Sprache erinnerte, worin er sich über Mangel an würdigen Gegenständen seiner Poesie beklagt hatte.

Um die vielen Sprachidiome, deren er jetzt mächtig geworden war, neben einander zu beherrschen und in besseren Fluß zu bringen, erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander zerstreut, sich wechselseitig von ihren Empfindungen und Zuständen Nachricht geben. Der älteste Bruder berichtete mit aller Förmlichkeit einer guten deutschen Schreibart von den Ereignissen seiner Reise. Eine Schwester schrieb in einem frauenzimmerlichen Stil, in kurzen Sätzen, von Haus- und Herzensangelegenheiten. Ein Studiosus der Theologie übernahm das classische Latein und fügte wohl überdies ein griechisches Postscript hinzu. Andere Brüder, die in Hamburg und Marseille placirt wurden, führten die englische und französische Correspondenz, und der jüngste gab den Eltern und Geschwistern mit den Chiffern des Judendeutsch zu rathen und zu lachen. Der Armuth an Stoff war durch die mannigfachen Situationen der Personen des Romans glücklich begegnet; es war ein Rahmen für die verschiedenartigen Bezüge des Lebens und für Schilderungen anziehender Nationalitäten und reizender Gegenden gegeben; „ich studirte," erzählt Goethe, „die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, und erfand zu jenen trockenen Localitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu,

die mit dem Charakter der Perſonen und ihrer Beſchäftigung einige Verwandtſchaft hatten."

Wir ſehen aus allem dieſen, daß Rath Goethe ſeinen Sohn nicht bloß zu einem tüchtigen Gelehrten heranbilden wollte, ſondern ihm auch Gelegenheit zu verſchaffen ſuchte, das, was ihm als elegante Bildung für die Welt zur Freude oder zur Empfehlung gereichen konnte, ſich anzueignen. Der Zeichenunterricht ward daher in jenen Jahren mit Eifer betrieben. Der Vater gab ſelbſt ſeinen Kindern noch in ſeinem Alter ein muſterhaftes Beiſpiel, was Fleiß und Ausdauer vermag. Obgleich er nie gezeichnet hatte, copirte er jetzt, mit ſeinen Kindern wetteifernd, eine anſehnliche Sammlung von Köpfen des Piazzetta mit größter Sorgfalt und Sauberkeit. Eine ſolche Ausdauer war von dem lebhaften Knaben nicht zu erwarten; doch blieb die Neigung, und noch oft kehrte er in ſpäteren Lebensjahren zu dieſen Uebungen zurück; auch ſie trugen dazu bei, ſein Auge für die Geſtalt der Dinge und für die Werke der bildenden Künſte zu ſchärfen.

Da auch der Clavierunterricht der beiden Kinder begonnen werden ſollte, ſo ließ ſich der Vater gern willig finden, Wolfgangs Wahl zu folgen, dem ein Muſiklehrer bei einem zufälligen Zuſammentreffen durch die Späße, mit denen er den Unterricht würzte, ſehr gefallen hatte: Finger und Noten erhielten eine luſtige Bezeichnung; Alles ſchien unter dem beſten Humor aufs ſchönſte von Statten zu gehen. Als aber ſtatt der erwarteten Unterhaltung die Unterrichtsſtunden in trockener Weiſe verliefen, kühlte ſich des Knaben Eifer bald ab, und der neue Flügel blieb unter den Händen der Schweſter. In ſeinen Jünglingsjahren beſchäftigte ſich Goethe eine Zeitlang mit der Flöte, dann mit dem Violoncell, das ihm aber ebenfalls nicht lange zur Seite geblieben zu ſein ſcheint. Beſaß er auch

kein entschiedenes Talent für die Musik, so bildete sich doch frühzeitig sein musikalischer Sinn, der in der Melodie seiner Jugendlieder und in der Neigung zum Singspiel sich unverkennbar kundgiebt. Den Umgang mit tüchtigen Musikern hat er bis an sein Ende zu schätzen gewußt, wie auch sie von seinem musikalischen Urtheil mit Achtung reden. Unter andern rühmt der Musiker Gyravetz, mit dem Goethe in Italien zusammentraf, bei Gelegenheit ihrer Unterhaltungen über italienische Musik seine musikalischen Kenntnisse und seine verständigen Aeußerungen über Musik. Der Freundschaft mit Kayser und Zelter wollen wir nur flüchtig gedenken, um nicht der Zeitfolge zu sehr vorzugreifen.

Es war ein Fehler in der Goethe'schen Erziehung, daß Alles zu früh und möglichst gleichzeitig gelernt werden sollte; dadurch ward die Neigung getheilt und geschwächt, der Hang zum Wechsel befördert. Daher konnte der Knabe an dem Unterricht im Fechten und Reiten, den die herkömmliche Mode zu einer gebildeten Erziehung für unerläßlich erachtete, in jenen Jahren keinen Geschmack finden. Mit dem Fechten wollte es ihm nicht gelingen, weil er anfangs bei einem renommistischen französischen Fechtmeister sich eine falsche Manier aneignete, die er später bei einem Deutschen, „der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging," nicht so schnell wieder ablegen konnte, weshalb er sich über Zurücksetzung zu beklagen hatte. Den Reitunterricht verleidete ihm die Moderluft der engen widerlichen Reitbahn; auch wurden die unfreundlichen Zurechtweisungen, die er sich durch kleine Versehen zuzog, sowie das Gelächter und Gespött der Kameraden, woran ihn der Besuch einer öffentlichen Schule gewöhnt haben würde, bald unerträglich. Fortgesetzte Reitübungen in freier Luft machten ihn indeß später zu einem kühnen und

leidenſchaftlichen Reiter. Auch der Fechtunterricht ward auf Akademieen fortgeſetzt.

Begegnen wir ſomit unſerm Goethe bald in dieſer bald in jener Beſchäftigung, begleiten wir ihn auf ſeinen Wanderungen zu Handwerkern und Künſtlern, bei denen er fortwährend der Vermittler der Beſtellungen und Anweiſungen des Vaters war und an allem Schaffen und Hervorbringen einen freudigen Antheil nahm, nehmen wir noch hinzu, wie er bei allerlei Experimenten des Vaters, dem Verſuch der Seidenwürmerzucht, dem Bleichen der Kupferſtiche u. ſ. w. hülfreiche Hand zu leiſten hatte: ſo wird es uns klar, daß er ſtets aus der poetiſchen Traumwelt und dem Ideenkreiſe ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien in das bewegte Treiben des thätigen Lebens hineingezogen ward, ſo daß eher zu fürchten war, daß dieſe andrängenden Zerſtreuungen die geiſtige Kraft verflachen und verflüchtigen möchten. Auch ſcheinen dieſe gegen die Zeit ſeiner Confirmation, zu Oſtern 1763, auf ſein Gemüth allzu mächtig eingewirkt zu haben; ſonſt würde unmittelbar nach dem innigen Eingehen auf die religiöſe Richtung des Fräulein von Klettenberg und die ſich daran knüpfende religiöſe Poeſie dieſe Weihe an ihm nicht ſo ſpurlos vorübergegangen ſein, wie ſpätere Aeußerungen unſers Dichters ſchließen laſſen. Wir gehen jedoch wohl nicht irre, wenn wir die religiöſe Stimmung des Knaben in jener Epoche für ungleich wärmer halten, als Goethe's nachmalige Schilderung zugeben will.

Er war, wie er uns berichtet, einem guten, alten, ſchwachen Geiſtlichen, weil er der Beichtvater des Hauſes war, zum Religionsunterricht übergeben worden. Die Paragraphen der dogmatiſchen Lehrbücher und die bibliſchen Beweisſtellen wurden taktfeſt eingeübt; aber das Gemüth blieb dabei ohne Wärme und Erhebung. Der Hauptprüfung

ward durch das gedankenlose Hersagen einiger alten Formeln genügt. Und doch wurde das junge Gemüth schon durch mancherlei Zweifel gequält, auf die es nirgends Antwort erhielt. Im Beichtstuhl wollte er ein wohlmemorirtes Bekenntniß, worin er seinem Seelenzustand Worte gegeben hatte, hersagen. Als er aber in den engvergitterten Raum vor den Geistlichen trat, vermochte er nicht sie über die Lippen zu bringen; er schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das er in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel. Nach erhaltener Absolution entfernte er sich „weder warm noch kalt" und ging des andern Tags mit den Eltern zum heiligen Abendmahl. Allein der Gedanke, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, ließ nicht ab ihn zu beunruhigen; dieser beschäftigte seine Einbildungskraft lange und wiederholt mit den Vorstellungen der schrecklichsten Sündenstrafen und ließ ihn nur mit Angst dem Tische des Herrn nahen. Mit dem Zusatze, er sei dadurch späterhin von dem Genusse des Sacraments ferngehalten worden, täuscht sich Goethe selbst. Er hat ihn noch viele Jahre hindurch wiederholt.

Seinem Hange zum Geheimnißvollen wären allerdings Symbole und Ceremonien, die seine Phantasie mehr in Bewegung setzten, willkommen gewesen. Der ihm angeborene Hang zur Mystik, der mit der Klarheit seines Verstandes stets im Kampfe blieb, ward durch die Gebräuche anderer Religionsvereine sehr gefesselt. Häufig zog es ihn in die Synagoge der Frankfurter Judenstadt; er wohnte einer Beschneidung und einer Hochzeit bei und machte sich ein Bild vom Lauberhüttenfest. Er fand die Menschen thätig und gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte er seine Achtung nicht versagen. Ueberall ward er wohl aufgenommen und zur

Wiederkehr eingeladen. Wahrscheinlich wurde er um diese Zeit Mitglied einer dem Freimaurerorden nachgebildeten Gesellschaft junger Schwärmer, welche ein gewisser Ysenburg von Buri unter dem Namen „Arkadische Gesellschaft zu Philandria" gestiftet hatte.

Wenn er eine Zeitlang in Zweifel gerieth und dem kirchlichen Glauben entfremdet ward, so hatten daran einige gelehrte Sonderlinge einen bedeutenden Antheil; ihre Unterhaltung fesselte ihn mehr als die seiner Altersgenossen, weil sie eben durch ihre Originalität seinem Geiste zu denken gaben. Besonders zog ihn der Hofrath Hüsgen an, ein tüchtiger Jurist, der mit Gott und der Welt zerfallen war, so daß er selbst an Gott Fehler entdecken wollte und nie eine Kirche besuchte; vorzüglich empfahl er dem Knaben die satirische Schrift des Agrippa von Nettesheym „von der Unsicherheit und Eitelkeit aller Wissenschaften und Künste" (de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium), sein Lieblingsbuch, und setzte damit das junge Gehirn in nicht geringe Verwirrung. Mit diesem und andern namhaften Frankfurter Juristen kam der junge Goethe jetzt um so mehr in nähere Berührung, als sein Vater ihn zu einem künftigen Rechtsgelehrten bestimmte und frühzeitig in die Vorhöfe der juristischen Gelehrsamkeit einzuführen begann. Er lernte den Hopp'schen Katechismus der Institutionen auswendig und wußte sich bald im Corpus Juris so gut zurechtzufinden, wie in seiner Bibel. Die älteren juristischen Freunde hatten an ihm ein Wohlgefallen, wie an einem geliebten Sohne. Hüsgen empfahl ihm ein tüchtiges Rechtsstudium, obwohl in seiner menschenfeindlichen Weise mehr als ein nothwendiges Handwerk, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem

Schelm etwas am Zeuge flicken könne. Von Reineck, ein durch Starrsinn und Proceßsucht unglücklicher, übrigens bravgesinnter Mann, suchte ihn für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen und belehrte ihn in Unterhaltungen, die seinen menschenfeindlichen Sinn zu erheitern schienen, von Welt- und Staatsverhältnissen, wogegen dem jungen Dichter Poesie und Schriftstellerei möglichst verleidet wurde.

Ungleich wohlthuender war für den angehenden Rechtsgelehrten der Verkehr mit dem berühmten Publicisten Johann Daniel von Olenschlager, einem durch Geschichte und schöne Literatur, durch diplomatische Geschäfte und darauf bezügliche Reisen vielseitig gebildeten Manne, welcher, ganz im Gegensatz zu jenen Timonischen Naturen, auch in seinem äußern Erscheinen und Benehmen den feinen Weltmann repräsentirte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er in seinen Jugendjahren jener Verlobte des Fräuleins von Klettenberg war, der in den Bekenntnissen einer schönen Seele unter dem Namen Narciß eingeführt wird; die Verschiedenheit der Charaktere und Lebensansichten der Verlobten löste diese Verbindung. Er ward 1747 zum Senator in seiner Vaterstadt erwählt und stieg 1761 zu der Würde eines Schöffen. Den jungen Goethe hielt er sehr werth und suchte ihn zum Hofmann und Diplomaten heranzubilden. In jenen Jahren, wo Goethe am meisten um ihn war, verfaßte er seine (1766 im Druck erschienenen) Erläuterungen der goldenen Bulle. Die Beschäftigung mit der älteren deutschen Reichsgeschichte gab ihm häufig Veranlassung, in seinen Unterhaltungen jene unruhigen Zeiten recht lebhaft auszumalen. Daß seine Liebe zu geistreicher poetischer Unterhaltung ihn bestimmte, deutsche und französische Schauspiele von Kindern aufführen zu lassen, ist schon bemerkt worden.

Der Vater unterließ nicht, den juristischen Lehrcursus

fortzusetzen, um den Sohn baldmöglichst der Akademie zu übergeben. Seine Art zu unterrichten fand dieser jedoch immer weniger ansprechend, und wie seinem Unterricht, entwuchs er auch mehr und mehr seiner Erziehung. Die wohlgemeinte sittliche Strenge derselben fand bei der Mutter keine Unterstützung; vielmehr schloß sie mit ihren Kindern einen Bund der Nachsicht und des Vertuschens, woraus für die Erziehung die größten Nachtheile hervorgingen. Der Verkehr mit dem Derones und das Umherstreifen in der Judenstadt deuten schon darauf hin, daß wenig darauf geachtet ward, wo und wie der Knabe seine Freistunden zubrachte, und da der häusliche Unterricht bei aller Mannigfaltigkeit keinen regelmäßigen Schritt ging, sondern mehr ruckweise vorwärts kam, so gab es zu Zeiten deren sehr viele. Kaum dem Knabenalter entwachsen, war der junge Goethe in der Wahl seines Umgangs und seiner Vergnügungen meist sich selber überlassen. Daher traten die Schatten- und Nachtseiten des gesellschaftlichen Lebens, allzufrüh für seine kindliche Unschuld, ihm unverhüllt vor das Auge. Welch einen bodenlosen Abgrund der Unsittlichkeit des städtischen Familienlebens decken die Aeußerungen unsers Dichters auf, womit er die Besprechung seiner ersten dramatischen Dichtungen begleitet, mag auch Einzelnes darin übertrieben sein! „Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu ver-

mitteln, zu vertuſchen, den Wetterſtrahl abzuleiten und was ſonſt nur alles geleiſtet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich ſowohl an mir ſelbſt als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte.“ Wer mit dem weichen, noch haltungsloſen Herzen der angehenden Jugend auf ſolch einen ſchlüpfrigen Boden ſich begiebt, wird, ohne es zu wollen, in den Fall derer, denen er zu helfen und zu dienen meint, mit herabgezogen, und hat, auch wenn er die Gefahr beſteht, ſchwere Opfer bringen müſſen.

Es gab damals in Frankfurt — und Aehnliches wiederholt ſich ſtets in großen Städten — eine Claſſe junger Burſche, die ſich bei mäßiger Bildung durch Elementarunterricht, Abſchreiben, Entwerfen kleiner ſchriftlicher Aufſätze und allerlei Handlanger- und Vermittler-Dienſte in guten und ſchlimmen Geſchäften einen kärglichen Erwerb verſchafften. Die Gewinnſucht ließ dabei nicht ſehr gewiſſenhaft ſein und reizte auch wohl zu ſchlechten Streichen. In einen gefährlichen Verkehr mit ſolchen jungen Leuten gerieth Goethe durch einen etwas älteren Bekannten, welcher, da er niederen Standes war, nur außer dem Hauſe mit ihm zuſammentraf. Dieſer benutzte das Talent ſeines poetiſchen Freundes, indem er ſeine Autoreitelkeit mit ins Spiel zu bringen wußte, um von ihm einige Gelegenheitsgedichte zu erhalten, womit die kleine Bande ein Geſchäft zu treiben ſchien. Zuerſt begehrte man von ihm eine poetiſche Liebesepiſtel, welche mit verſtellter Hand abgeſchrieben und einem eingebildeten jungen Manne zugeſchoben ward, als geſtehe ihm darin ein junges Mädchen, dem er den Hof gemacht hatte, ihre Neigung und ſuche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Die Myſtification ward in gewinnſüchtiger Abſicht weiter ausgeſponnen, und Goethe abermals erſucht, in ähnlicher Weiſe, als handle es ſich

nur um einen poetiſchen Scherz, eine Antwortepiſtel des Liebenden zu verfaſſen. Eine kleine Gaſterei ward eines Abends auf Koſten des Betrogenen gegeben, und bei dieſer ſah Goethe zum erſten Mal — Gretchen. Sie war ein armes Mädchen, das in dieſem Hauſe bei ihren Verwandten ein Unterkommen gefunden hatte und durch Spinnen und Nähen mit erwerben half; eine Zeitlang war ſie als Gehülfin bei einer Putzhändlerin beſchäftigt. Eine natürliche Anmuth — ſo tritt ſie in der Schilderung unſers Dichters vor uns — war über ihr ganzes Weſen ausgebreitet und hob alle ihre Bewegungen. Ihre Haltung war ſittſam; gegen ungeziemende Vertraulichkeiten beobachtete ſie eine anſtändige Zurückhaltung. So erſchien ſie als eine zarte, reine Jugendblüthe dem in erſter Liebe aufflammenden Jünglingsherzen, ſo dem Manne, als ſie ihm zu Margaretens und Clärchens Bilde ſaß, ſo noch dem Greiſe, als in ſeiner dichtenden Erinnerung noch einmal ihre liebliche Geſtalt an ihm vorüberging. Iſt hier der Wahrheit ein Liebestraum untergeſchoben, der die Reize der Coquetterie mit denen der Unſchuld verwechſelte? hatte ſie in einer Umgebung, die planmäßig einen unrechtlichen Gewinn betrieb, die ſittliche Stärke in ſich gefühlt, den Verlockungen und Verſuchungen, denen Schönheit und Anmuth ausgeſetzt ſind, zu widerſtehen? oder begann Goethe, in ihren Augen „noch ein Kind", die Schule der Liebe mit der Rolle Brackenburgs? Solche Bedenken werden nothwendig rege, wenn wir in ihrer Wohnung auch jenen jungen Freund, der Goethe dort eingeführt hatte, mit einem lockern Bräutchen, das er Abends nach einer verdächtigen Gaſſe begleitet und durch ein Hinterpförtchen in ihre Wohnung bringt, unter vertraulichen Liebkoſungen verweilen ſehen, wenn dort Geſpräche über allerhand Familienverhältniſſe geführt werden, über deren Unſittlich-

keit kein Zweifel ſein kann. Eine höhere Natur Gretchens ſcheint allerdings darin ſich kund zu geben, daß ſie ihren jungen Liebhaber vor den Myſtificationsplänen warnt, daß ſie ihm rund heraus ſagt, es gezieme ſich nicht für ihn, als einen Sohn vornehmer und gebildeter Eltern, in ſolch einen Verkehr ſich einzulaſſen; uns dünkt faſt, wir hörten ſchon Margaretens Worte durchklingen: „es thut mir lang' ſchon weh, daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'". Aber gerade der Wunſch, ſich der Geliebten nähern zu können, bannte ihn unwiderſtehlich in dieſen Kreis. Er ließ ſich's gefallen, wenn man ſeine Verſe zu beliebigen Zwecken mißbrauchte und das dafür gelöſte Geld in kleinen Gelagen verzechte. Ueberall ſuchte ſein Auge nur nach ihr. Er ging in die Kirche, um mit ſeinem Blick bei ihr zu verweilen, er harrte ihrer auf der Straße, um von einem flüchtigen Gruße beglückt zu werden; endlich verging faſt kein Tag mehr, wo er nicht Abends zu ihr hineilte. Dort waren die regelmäßigen Zuſammenkünfte des kleinen ſeltſamen Clubs. Nicht ſelten dehnten ſich dieſe bis tief in die Nacht hinein aus, daher Wolfgang, um noch ſpät ins elterliche Haus kommen zu können, ſich einen Hausſchlüſſel machen ließ. Einſtmals verſtrich ihm eine ganze Nacht im fremden Hauſe; die Mädchen legten ſchlummernd das Köpfchen auf die Schulter ihrer jungen Liebhaber. Als dem Vater am folgenden Morgen ſein Wolfgang beim Thee fehlte, wußte die Mutter, „deren Vermittlung uns immer zu Gute kam", die Abweſenheit des Sohnes durch ein frühzeitiges Ausgehen deſſelben zu beſchönigen, und er „empfand von dieſer unſchuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen."

Wir haben uns mit dieſer Erzählung dem Frühling des Jahres 1764 genähert, wo Frankfurt der Schauplatz einer Haupt- und Staatsaction des heiligen römiſchen

Reiches ward. Dem Kriegsschauspiel folgten die Friedensfeste. Die kurfürstlichen Stimmen waren für die Kaiserwahl Josephs II. gewonnen, und es blieb nach altem Brauch nur noch übrig, diese Handlung mit herkömmlichem Schaugepränge und Ceremoniell in Scene zu setzen und in der Wahl- und Krönungsstadt zur Aufführung zu bringen. Mit einer geschickten dramatischen Wendung führt uns Goethe in seinen biographischen Schilderungen, gleich wie es seine Poesie so glücklich im Egmont durchgeführt hat, aus Gretchens ärmlichem Bürgerhause zu den Gallaaufzügen, mit denen Fürsten und Gesandte nebst ihrem zahlreichen Gefolge Franz I. und Joseph II. umgaben, so wie zu den tumultuarischen Volksscenen, welche die Festlust hervorrief und ein alter Brauch schützte. Seine Theilnahme daran ward noch ganz besonders gesteigert, indem der Vater diese glänzende Reichshandlung benutzte, um ihn mit den verwickelten Statuten, welche das deutsche Reich kümmerlich zusammenhielten, vertrauter zu machen und den Hergang von seiner Hand aufzeichnen zu lassen, nicht minder auch, weil er Alles in der freudigen Erwartung sah, der Geliebten bei den abendlichen Zusammenkünften in lebendiger Erzählung Bericht abstatten zu können.

Die Festfreuden, welche schon um die Mitte des März begonnen hatten, erreichten ihren Höhepunct mit dem Krönungstage, dem dritten April, wo den öffentlichen Aufzügen und dem großen Festmahl die glänzende Illumination des Abends folgte. Verkleidet, um nicht erkannt zu werden, durchstrich Wolfgang an Gretchens Arme in Gesellschaft seines jungen Freundes, dessen Liebchen natürlich auch nicht fehlte, die hellerleuchteten Straßen der Stadt, bis sie zuletzt ermüdet sich in eine Restauration begaben, wo sie einen Theil der Nacht im glücklichsten Geplauder hinbrachten. Als er Gretchen bis an ihre

Thür begleitet hatte, küßte sie ihn auf die Stirn. Es war das erste und das letzte Mal, daß sie ihm diese Gunst erwies, denn er sollte sie nicht wiedersehen.

Den andern Morgen lag er noch im Bette, als seine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. „Steh auf," sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es ist heraus, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will." Dieser war ein langjähriger Hausfreund, Rath Schneider, dem das schwierige Geschäft oblag, ihn mit der Sachlage, in deren Hintergrund eine polizeiliche Untersuchung drohte, bekannt zu machen und ihm ein Bekenntniß über seine Mitschuld abzugewinnen. Wolfgang gerieth in die leidenschaftlichste Aufregung. Verdruß über die Entdeckung, Furcht vor ehrenrührigen öffentlichen Enthüllungen, Besorgniß um seine Freunde und Gretchen, alles dies erschütterte ihn aufs tiefste, so daß er sich den heftigsten Ausbrüchen der Gemüthsbewegung und dem unbändigsten Schmerze überließ, sich auf den Boden niederwarf und ihn mit seinen Thränen benetzte. Mutter und Schwester traten, vergebens beschwichtigend, mit Trostesworten an ihn heran; noch manche ganze und halbe Nächte wurden durchweint. Vor der Hand war ihm geboten, auf seinem Zimmer zu bleiben. Allein schon nach wenigen Tagen kündigte man ihm die Verzeihung des Vaters an, der von dieser Leidenschaftlichkeit bedenkliche Folgen für seine Gesundheit befürchten mochte, die auch nicht ganz ausblieben. Er war sogar bereit, mit ihm zu den Feierlichkeiten zu gehen, die noch dem Krönungstage folgten; aber diese Herrlichkeiten waren für sein wundes Gemüth nicht mehr da. Jenen jungen Leuten indeß, mit

denen er in Gretchens Wohnung in Berührung gekommen war, gereichte die, wenn auch entfernte, Mitſchuld des Sohnes einer vornehmen Familie zur Rettung. Obgleich einige von ihnen ſich grober Criminalvergehen ſchuldig gemacht hatten (denn „es war von nichts Geringerem, als nachgemachten Handſchriften, falſchen Teſtamenten, untergeſchobenen Schuldſcheinen und ähnlichen Dingen die Rede"), ſo warf doch die Obrigkeit einen Schleier darüber und verfuhr möglichſt ſchonend. Man hielt die Acten geheim und vernichtete ſie, als die Sache klar geworden war. Wolfgangs nächſte Bekannte kamen mit einem Verweiſe davon. Gretchen verließ Frankfurt und kehrte in ihre Heimat zurück, wie es hieß, aus freier Wahl. Daß ſie zu den Acten erklärt hatte, ſie habe Goethe immer als ein Kind betrachtet, heilte den jungen Liebhaber faſt von ſeiner Leidenſchaft; doch ihr Bild zog immer noch aufs neue das Herz zu ſich hin und hat es, durch die Dichterphantaſie verklärt, für immer feſtgehalten.

Der Vater hielt es für angemeſſen, ſeinem Sohne einen jungen Gelehrten als Geſellſchafter und Aufſeher zuzugeſellen. Den Namen deſſelben hat uns Goethe nicht aufbewahrt; er hatte eine Hofmeiſterſtelle in einem befreundeten Hauſe bekleidet; ſein bisheriger Zögling war zur Univerſität abgegangen. Da Wolfgang nicht mehr als ein Knabe betrachtet ſein wollte, ſo konnte eine ſolche pädagogiſche Aufſicht nicht anders als kränkend für ihn ſein. Indeß fand er ſich bald darein, da er den Charakter ſeines Führers ſchätzen und ſeiner wohlwollenden Geſinnung vertrauen lernte. Den geiſtigen Verkehr mit ſeinem leidenſchaftlich erregten jungen Freunde zu beleben, ſuchte jener das Intereſſe deſſelben für die Philoſophie zu gewinnen, die er unter Darjes in Jena mit Liebe ſtudirt hatte. Allein bei ſeinem ſkeptiſchen Schüler, der ſich den

Problemen der Philoſophie nur durch das Medium der Poeſie und der Religion zu nähern vermochte, wollten die mathematiſchen Demonſtrationen und Verſtandesdeductionen der Wolffiſchen Philoſophie nicht verfangen, und da dieſer dem dogmatiſchen Vortrage nichts abgewinnen konnte, ſo ward mit der Geſchichte der alten Philoſophie ein Verſuch gemacht. Am anziehendſten waren für Goethe die Philoſopheme der Urzeit, wo ſie noch mit Poeſie und Religion zuſammenfallen und im poetiſchen Gewande erſcheinen. Für den hohen Flug des Plato und den Scharfſinn des Ariſtoteles konnte ihm der dürftige Auszug eines Compendiums keine Begeiſterung einflößen; die Lectüre des Griechiſchen war leider! beim neuen Teſtamente ſtehen geblieben. Nur die ſtoiſche Moralphiloſophie des Epiktet ward mit vieler Theilnahme ſtudirt.

Mit eintretender ſchöner Jahreszeit machte Goethe mit ſeinem Mentor manche Ausflüge ins Freie; doch fühlte er ſich unheimlich an Orten, wo ſich viele Geſellſchaft zuſammenfand, weshalb er auch ſeine Wanderungen durch die Straßen der Stadt möglichſt beſchränkte. „Mir waren“, äußert er, „die gleichgültigſten Blicke der Menſchen beſchwerlich; ich hatte jene bewußtloſe Glückſeligkeit verloren, unbekannt und unbeſcholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken“; auch mochte er ſich des Aufſehers ſchämen, der ihn wie ſein Schatten zu begleiten verpflichtet war. Daher lenkte er ſeine Schritte am liebſten nach einem benachbarten Wäldchen, wo die Einſamkeit ſein Gemüth zum Frieden und zur Erholung ſtimmte. Etwas Muthwille miſchte ſich auch darein gegen den älteren Freund, der in mancher einſamen Stunde kein anderes Mittel gegen die Langeweile fand, als ſich mit einem Buche auf ein gefälliges Plätzchen hinzuſetzen und ſeinen launenhaften Zögling gewähren zu

laſſen. Dieſer ſuchte dagegen ſeine Zeichenkunſt wieder hervor und übte ſich nach der Natur zu zeichnen. So unvollkommen dieſe Blätter ausfielen, machten ſie doch dem Vater, deſſen liebevollen Sinn man gerade hier neben der pädagogiſchen Strenge höchſt achtungswerth hervortreten ſieht, eine große Freude. Er zog Linien um jede unvollkommene Skizze, ſchnitt die unregelmäßigen Blätter zurecht und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er ſich dereinſt der Fortſchritte ſeines Sohnes freuen wollte. Nach und nach gab er ihm wieder völlige Freiheit, da er nicht mehr glaubte befürchten zu müſſen, daß ſein Sohn in ſeine früheren Neigungen zurückfallen und ſich zu ähnlichen Verhältniſſen verleiten laſſen möchte. Er gewährte daher auch gern kleine Excurſionen in die entlegenere Umgebung der Vaterſtadt. Die reizenden Taunusgegenden, die herrlichen Rheinufer bei Mainz und Biberich gewährten mehrere Tage hindurch die reinſten Naturfreuden, und die Mappe des Zeichners trug die Bilder von mancher Landſchaft und mancher Ruine als Erinnerung an ſchönverlebte Stunden heim. Des Vaters zarte Aufmerkſamkeit und Ermunterung blieb ſich auch hier gleich. Er ließ das Zuſammenpaſſende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte den jungen Zeichner dadurch, die Umriſſe verſchiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

In der Abgeſchloſſenheit, in der der junge Goethe aus Zwang und aus eigener Wahl meiſtentheils lebte, hatte ſich ſein Verhältniß zu ſeiner Schweſter Cornelia mehr und mehr zu einer Innigkeit herangebildet, die der leidenſchaftlichen Neigung eines liebenden Paars wenig nachſtand.[1]) Von geſelligem Verkehr außer dem Hauſe mehr noch als der Bruder ferngehalten, fand ſie an dieſem

den einzigen Vertrauten ihrer Empfindungen und in seiner Liebe einen Ersatz für manche Entbehrung. Bei dem Verluste Gretchens war sie stets mit liebevollem Troste um ihn und suchte ihm etwas zu sein, ihm die Verlorene zu ersetzen. Die Rollen der Geschwister schienen getauscht. Dem weichen liebebedürftigen Herzen des Bruders that das männliche Wesen der Schwester, das mehr geeignet schien zu geben als zu empfangen, besonders in seiner damaligen Gemüthslage unendlich wohl. Verstand und Klarheit des Sinnes sprach aus ihren tiefen, glänzenden, vorliegenden Augen, wie von ihrer reingewölbten Stirn; aber ihre Gesichtsbildung war nicht schön, der Ausdruck entbehrte der Sanftheit und weiblichen Anmuth. Auf junge Männer wirkte sie mehr imponirend und zurückstoßend, als anziehend. Doch war ihr Herz der tiefsten und reinsten Empfindungen fähig, und bei ihren Freundinnen erwarb sie sich unbegrenztes Vertrauen, Achtung und Liebe. Gesellige und freundschaftliche Beziehungen unterhielt sie namentlich mit den Familien Crespel, Moritz und Gerock. Ein blühender Mädchenkreis fand sich zusammen, in den auch der Bruder hineingezogen ward und dessen er nach seiner Trennung von Frankfurt noch mit sehnsüchtiger Erinnerung gedachte. Im Hause des Legationsraths Moritz, eines Bruders des Kanzleidirectors, verweilte damals Charitas Meixner, ein feingebildetes und selbst poetisch begabtes Mädchen, welche dem jungen Dichter eine zärtliche Neigung einflößte, die zwar nicht zu einer tieferen Leidenschaft ward, doch die Trennung noch geraume Zeit überdauerte. Goethe's vertrauteste Freunde, unter ihnen der einige Jahre ältere Johann Jacob Riese, der sich bald hernach auf die Universität Marburg begab, und der joviale Johann Adam Horn, ein kleines Bürschchen von unverwüstlicher Heiterkeit, nachmals Goethe's Studienge-

noß in Leipzig, ſchloſſen ſich jenen jugendfriſchen Vereinen an, welche im Winter durch Schlittenfahrten, in der ſchönen Jahreszeit durch gemeinſame Ausflüge aufs Land und luſtige Waſſerfahrten ſich gegenſeitig erheiterten[5]). Auch die Muſe fand ſich wieder als muntere Gefährtin ein. Die geſelligen Luſtpartien gaben reichlichen Stoff zu humoriſtiſchen Poeſieen, und auch unſer Dichter fühlte ſich bald wieder in ſeinem eigenſten Lebenselement.

Je mehr die akademiſche Zeit ſich näherte, deſto eifriger wurden die wiſſenſchaftlichen Studien fortgeſetzt, wenn gleich in jener deſultoriſchen Weiſe, die mehr zu einem encyklopädiſchen Wiſſen, worauf von vornherein des Vaters Lehrmethode angelegt war, als zu gründlicher Gelehrſamkeit führte. Juriſtiſche Lehrbücher wurden unter Anleitung des Vaters eingeübt; encyklopädiſche Werke, wie Morhofs Polyhiſtor und das hiſtoriſch-philoſophiſche Wörterbuch des ſkeptiſchen Bayle, beſchäftigten inſonders die Wißbegierde des ſtrebenden Jünglings. Da alle dieſe Erörterungen und Unterſuchungen vom flüchtig durchlaufenen Curſus der Geſchichte der Philoſophie bis zum Bayle'ſchen Wörterbuch immer und immer auf das claſſiſche Alterthum als die Grundlage alles Wiſſens hinwieſen, ſo widmete er ſich — das Griechiſche war faſt vergeſſen — mit anhaltendem Fleiße der Lectüre der lateiniſchen Autoren und ſchloß damit, von dem richtigen wiſſenſchaftlichen Takte, der ihm ſo oft zu Hülfe kam, glücklich geleitet, in geeignetſter Weiſe die Vorbereitung zum akademiſchen Studium.

Schon mit eben erſt vollendetem ſechzehnten Lebensjahre ſollte er zu dieſem übergehen. Geiſtig war er dazu genugſam vorgebildet, wenn man ihn mit Andern, die zur Univerſität ziehen, verglich, obwohl ſein ſittlicher Charakter noch der Feſtigkeit entbehren mußte, um ſo früh der Einwirkung des elterlichen Hauſes entzogen werden zu

können. Ihm jedoch erſchien dieſes und ſeine Vaterſtadt nur als ein Kerker, aus dem er längſt in die Freiheit ſehnſüchtig hinausblickte. Daher ließ er ſich gern von ſeinen jugendlichen Zukunftsplänen in die Ferne führen. Es erſchien ihm nicht mehr als höchſtes Ziel, im Rath ſeiner Vaterſtadt eine Stelle einzunehmen und unter unverbeſſerlichen Mißbräuchen des patriziſchen Regiments, die er hinreichend durchſchaut hatte, der Ungerechtigkeit und Beſtechlichkeit der Parteien zuzuſehen, oder wie ſein Vater, von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, ein unnützes Daſein hinzuleben. Das Lorbeerreis des Dichters winkte ihm entgegen; er hegte im Stillen die Ueberzeugung, und ward von den in ſeiner Umgebung lautwerdenden Stimmen darin beſtärkt, daß er wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern ſolchen Männern mit Ehren dürfe genannt werden. Aber das Wünſchenswertheſte ſchien ihm für einen jungen Mann, der ſich ſelbſt auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte, ſich mit Ernſt zu den gründlichen Studien der Wiſſenſchaft zu bekennen und ſich zu einer akademiſchen Lehrſtelle fähig zu machen.

Sein Wunſch war daher nach der Univerſität Göttingen gerichtet, welche damals in die glänzende Epoche eingetreten war, wo ſie dem geſammten Deutſchland als der Sitz der höheren Gelehrſamkeit vorleuchtete. Rath Goethe hatte jedoch die juriſtiſche Studien- und Lebensbahn ſeines Sohnes ſo entſchieden vorgezeichnet, daß jede Einrede von dieſem und von wohlwollenden Hausfreunden vergeblich war. Leipzig, wo der Vater den größten Theil ſeiner Studienzeit zugebracht hatte, war für den Sohn unabänderlich feſtgeſetzt. Er bequemte ſich zuletzt, ſich vom Vater des Breiteren erzählen zu laſſen, wie er den Curſus der Studien und des Lebens zu durchlaufen

hätte, während er ſich im Stillen mit ganz andern Projecten trug. Nur der Schweſter ward das Geheimniß vertraut, die anfangs darüber erſchrak, dann aber ſich beruhigte, als der Bruder verſprach, ſie, wenn er fern von Frankfurt einen behaglichen Zuſtand erworben hätte, nachzuholen. Bei ſolcher Stimmung war es nicht zu verwundern, wenn er das väterliche Haus und die Stadt ſeiner Kindheit gleichgültig, wie wenn er ſie nie wieder zu betreten wünſche, hinter ſich ließ, als er zu Michaelis 1765 in Geſellſchaft des Buchhändlers Fleiſcher zur Allerheiligen-Pforte hinausfuhr, um die Straße nach Leipzig einzuſchlagen:

„So wie ein Vogel, der auf einem Aſt
Im ſchönſten Wald ſich, Freiheit athmend, wiegt,
Der ungeſtört die ſanfte Luft genießt,
Mit ſeinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Buſch zu Buſch ſich ſingend hinzuſchwingen.“

Zweites Capitel.

1765—1768.

Auf derselben Straße, auf der Goethe zehn Jahr später einer nicht gehofften glücklichen Existenz entgegenzog, reiste er jetzt, reich an Hoffnung, seinem Leipzig zu.[6]) Die Hinreise war nicht von den günstigsten Vorbedeutungen begleitet. Es war noch die Zeit, wo für Kaufleute, die sich zur Messe begaben, in der Kirche gebetet wurde. Die schlechten Wege Thüringens waren durch die nasse Jahreszeit fast unfahrbar geworden. In der Gegend von Auerstädt blieb der Wagen bei einbrechender Nacht stecken; man that das Mögliche, sich loszuarbeiten. Goethe, in solchen Fällen nie der Letzte, wo es galt, Hand anzulegen, strengte sich dabei mit Eifer und wohl übermäßig an; er empfand bald nachher einen Schmerz, der oftmals wiederkehrte und ihn erst nach vielen Jahren völlig verließ.

Goethe sah Leipzig, wo er in den ersten Octobertagen eintraf, zum erstenmal zur Meßzeit. Er freute sich die Scenen des vaterstädtischen Lebens wiederzufinden, deren Reiz noch durch die seltsamen Gestalten der Polen, Russen und Griechen erhöht ward. Die Stadt mit ihren imposanten hohen Gebäuden machte auf ihn einen guten Eindruck; nur vermißte er das Alterthümliche, wodurch seine

Vaterſtadt in ihm Phantaſie und Wißbegier ſo bedeutend angeregt hatte. Nachdem er einige Tage in dem Gaſthofe „Stadt Frankfurt“ gewohnt hatte, miethete er ſich in der Feuerkugel am Neumarkt zwei hübſche Zimmer im zweiten Stock, die in den Hof ſahen, und ward am 19. October von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student in der bayriſchen Nation inſcribirt.

Der vorſorgende Vater hatte ihn durch Empfehlungsbriefe vornehmlich dem Hofrath Böhme empfohlen, der als Profeſſor der Geſchichte und des Staatsrechts, ſo wie als eleganter Juriſt und geſchmackvoller Kenner des römiſchen Alterthums einen großen und verdienten Ruf genoß. Kaum war der Buchhändler Fleiſcher wieder abgereiſt, durch den er eine unangenehme Meldung fürchtete nach Hauſe gelangen zu laſſen, als er ſeinem gelehrten Führer ſeine geheimen Pläne entdeckte, ſich ganz dem Studium der alten Literatur zu widmen. Da in jener Zeit die Alterthumswiſſenſchaft noch zu keiner Selbſtſtändigkeit gelangt war, ſondern ihr Anſehen nur im Dienſt der Theologie und Jurisprudenz behauptete, ſo ſchlug Böhme jene Projecte, hinter denen er nur eine unwiſſenſchaftliche Schöngeiſterei witterte, mit energiſcher Strafrede nieder. Er bewies ihm durch Argumente und Beiſpiele, daß er auf dem Wege des Rechtsſtudiums ſich am gründlichſten dem Alterthum nähern könne, ja daß dieſer Weg nicht einmal ein Umweg ſei, wenn er ſich ſpäterhin entſchließen ſollte, nach reiferer Ueberlegung und mit Zuſtimmung ſeiner Eltern ſeinen Vorſatz auszuführen. Goethe ward auch zu der Frau Hofräthin Böhme eingeladen, einer kränklichen, unendlich ſanften und zarten Frau, deren Weſen ihn an ſeine Freundin Klettenberg erinnern mochte. Auch ſie brachte ihn auf das mit ihrem Mann geführte Geſpräch und wußte mit liebevollen weiblichen Gründen den letzten

Rest des Widerspruchs hinwegzuräumen und ihn ganz den didaktischen Plänen ihres Gatten fügsam zu machen. Dieser ordnete hierauf die Vorlesungen des angehenden Juristen: Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen. Mit einigem Widerstreben gab er soweit den schönwissenschaftlichen Gelüsten Goethe's nach, daß er auch Gellert's Literaturgeschichte und dessen praktische Uebungen im deutschen Stil besuchen durfte.

Bedenkt man, welch ein geisttödtender Mechanismus in manchen akademischen Hörsälen Platz gegriffen hatte, wie die hergebrachten Lehrmethoden, mit denen man ein fertiges Wissen überlieferte, damals noch weit stabiler waren, als jetzt, so wird man einem geistvollen Jünglinge nicht verargen, wenn er kein Gefallen daran fand und an anderer Quelle Nahrung für Geist und Herz suchte; Lessing war in gleichem Falle. Die Verehrung, welche Gellert genoß, gründete sich eben darauf, daß er, anstatt ein gelehrtes Formelwesen seinen Zuhörern einzuprägen, das Bewußtsein sittlicher Erhebung und die Wärme edler Empfindungen in dem erregbaren Busen der Jünglinge zu wecken verstand. In den gelehrten Collegien machte Goethe bald die Erfahrungen, die er unter der Maske des Mephistopheles in seinem Faust geschildert hat. Er, der stets in lebendiger Anschauung zu leben gewohnt war, befand sich zwischen den Abstractionen der Logik und Metaphysik wie zwischen Mumien, und als um Fastnacht die köstlichsten Kräpfel gerade zur Zeit der metaphysischen Lehrstunde heiß aus der Pfanne kamen, war es um die Feste geschehen; sie wurden immer lockerer und schmolzen mit der Frühlingssonne endlich ganz hin.

Mit der Rechtswissenschaft ging es nicht viel besser von Statten. Goethe hatte unter des Vaters Leitung den Inhalt der juristischen Anfangsvorlesungen schon zum

großen Theil anticipirt; eine natürliche Folge war Ueberdruß und Langeweile, die mehr und mehr von dem ganzen, von vornherein nicht geliebten, Studium zurückschreckten.

Der eingeborne Trieb machte sich wieder geltend. Er suchte näher das Geheimniß zu ergründen, wodurch die Kunst der Rede ein Gefäß des Schönsten wird, was der menschliche Geist erzeugt. Mit rührender Naivetät versprach er sich von Ernesti's Vorlesungen über Cicero's Orator, welche er schon im ersten Semester hörte, Aufschlüsse über die Grundsätze der schönen Rede. Dieser tüchtige Philolog, der auch den übersprudelnden Geist Lessing's durch den Ernst seines wissenschaftlichen Verfahrens festzuhalten vermocht hatte, konnte den Scharfsinn beschäftigen, und auch Goethe mochte manches lernen; aber ästhetische Erörterungen lagen nicht auf seinem Wege.

Gellert's Name hatte bei Goethe mehr Hoffnungen erweckt, als er befriedigte. Gellert hatte bei mäßigen Geistesgaben sich eine Verehrung bei seinen Zeitgenossen erworben, wie sie auch dem großen Genius nur selten zu Theil wird. Die literarische Bildung der Deutschen entwickelte sich damals aus ihrer Kindheit. Er hatte das Talent, den Kreis der geistigen Interessen, von denen damals die Welt bewegt ward, mit seinem Sinne in sich aufzunehmen und, ohne sich von ihr zu entfernen, auf höhere Probleme hinzudeuten. Daß er die höhere Dichternatur nicht begriff, läßt sich schon daraus schließen, daß er in seinen Vorträgen an den Namen der größten Dichter stillschweigend vorüberging. „In allen Vorlesungen über den Geschmack", äußert Goethe an einer Stelle, wo er Gellert gegen rücksichtslose Kritik in Schutz nimmt, „habe ich ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören; bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht

anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat.“ Der engere Kreis von Studirenden, der sich an ihn anschloß, bestand aus Jünglingen von regelrechter Sittlichkeit, deren Geistesproducte die Grenzen, welche die Geschmackstheorie des Meisters gezogen hatte, nicht überschritten. Als bei zunehmender Kränklichkeit der letzte Rest jugendlicher Frische dahinschwand, begünstigte er die Uebungen des poetischen Talents nicht mehr, und selbst in der Prosaform mußten sie ihm unbequem werden, wenn Goethe ein leidenschaftliches Thema als einen Roman in Briefen behandelte, in welchem schon die Keime eines Werther sich bemerklich machten. In solch einer allzu naturwüchsigen Prosa gab es viel zu corrigiren, um sie in den gemessenen Schritt des meißnischen Hochdeutsch zu zwängen.

Aus derselben Ursache hatte er die Sprachmeisterei der Hofräthin Böhme und ihrer hofmeisterlichen Freundin zu ertragen, welche ihm die Götzische Geradheit, die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke, die Anspielungen auf biblische Kraftstellen und sprichwörtliche Redensarten nicht ungerügt hingehen ließen.

Die Frauenerziehung scheint Goethe'n im Beginn seiner Universitätszeit hart zugesetzt zu haben. In dem eleganten Leipzig mußten sich die Studirenden, sobald sie mit aristokratischen Cirkeln in Verbindung standen, der Urbanität der Sitte und des Anstandes befleißen, und auch „der wilde Fremdling“ ließ es sich eine Zeitlang angelegen sein. Die Frauen lehrten ihn Piquet, l'Hombre und dergleichen Spiele mehr, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich galt. So leicht und geschwind er alle Spiele lernte, so konnte er doch nicht die gehörige Aufmerksamkeit zusammenhalten, so daß er später, verdrießlich sich und Andere verlieren zu machen,

die Spielpartieen mied, darin auch des Vaters Rathe folgend, der stets vom Kartenspiel abgemahnt hatte. Auch in seiner Kleidung bequemte er sich den Frauen zu Liebe der herrschenden Mode, der die von Frankfurt mitgebrachte Garderobe nicht entsprach. Der Vater nämlich hielt einen Bedienten, der zugleich das Schneiderhandwerk im Hause zu versehen hatte; für tüchtiges Zeug war durch des Vaters selbsteigene Einkäufe gesorgt; allein der Zuschnitt war nicht nach der neuesten Mode gelungen. Anfangs that es dem jungen Studenten, der sich selbst geputzt genug vorkam, leid, den kostbaren Kleidervorrath, worunter sich auch ein Tressenkleid befand, daran zu geben. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, tauschte er seine sämmtliche Garderobe auf einmal gegen eine neumodische um, wodurch sie freilich sehr zusammenschrumpfte.

Wenn schon solche Aeußerlichkeiten ihn manchmal unsanft aus der behaglichen Gewohnheit der Heimat herausrissen, wie viel mächtiger griff die neue Umgebung in seine ganze geistige Entwicklung ein! Der Leipziger Aufenthalt hatte in Goethe's Leben die Bestimmung, durch eine Reihe negativer Einwirkungen die bloß angelernte und überlieferte Cultur seines Geistes zu zerstören und ihn dadurch zu befähigen, aus seinem Innern eine neue geistige Welt aufzuerbauen. Eine Autorität verschwand nach der andern vor seinem Blick, als fiele ein Stern nach dem andern von dem Himmel seiner Kindheit. Was er im Vaterhause verehren gelernt hatte, verlor allmählich seine Geltung. Die kirchliche Strenggläubigkeit, in welcher er bisher erzogen war, fand in Leipzig keine Pflege und ward bald erschüttert. Gellert's moralisch-sentimentale Religio-

sität vermochte seinen lebhaften Geist nicht zu fesseln, und die mißwollende Beurtheilung, die dessen Wirksamkeit im Böhme'schen Hause fand, nahm ihn mehr und mehr gegen die Richtung, welche er seinen Schülern zu geben suchte, ein. Auch der übrige Umgang Goethe's — am Mittagstisch beim Rath Ludwig fand er sich mit fast lauter Medicinern zusammen — war nicht geeignet, in ihm ein lebendiges religiöses Interesse zu wecken, das seinem weichen und schwankenden Gemüthe den festeren Halt hätte geben können, dessen er so sehr bedurfte. Kirche und Altar ließ er hinter sich. Nur legten sich manchmal religiöse Fragen und Gewissensskrupel wie eine Wolke auf seine heitere Stirn; doch ist uns der Ernst, womit sie sich ihm aufgedrängt haben, ein Beweis, daß der Jüngling sich durch eine Entwicklungsphase hindurchzuarbeiten hatte, welche einem Gemüthe, das sich aus bequemer Ueberlieferung den Besitz selbsterkannter Wahrheit erkämpfen will, nicht erspart wird.

Auf dem Felde der Poesie, erging es ihm um nichts besser. Die gepriesenen Dichternamen, an denen die ersten Jugendversuche emporgerankt waren, verloren den alten Glanz, und es wankte das Vertrauen auf das eigene Talent. Madame Böhme, eine feingebildete und zu scharfer Kritik geneigte Frau, war über das Unbedeutende und Schwache, womit die Leipziger Poeten von Gottsched bis auf Weiße herab sich auf dem deutschen Parnasse spreizten, hinaus und hielt, wenn Goethe aus diesen oder namhaften Dichtern ihres Ranges, was ihm gefallen hatte, recitirte, ihre Kritik nicht zurück. Einige Male hatte er auch gewagt, von seinen eigenen Gedichten, jedoch anonym, vorzutragen; auch über diese erging ein strenges Gericht. „In kurzer Zeit waren die schönen bunten Wiesen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht, und ich sogar genöthigt, das

trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte."

Die Enttäuschung über seine eigenen poetischen Versuche schildert uns ein Gedicht, das er einem Briefe (vom 26. April 1766) an seinen in Marburg studirenden Jugendfreund und Landsmann Riese einschaltete:

Ganz and're Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, mich emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm erwerben;
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie es mir schien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen — — — —

Madame Böhme, welche ungeachtet der nicht immer willkommenen Hofmeisterei den Jüngling durch Liebenswürdigkeit und Herzensgüte anzuziehen gewußt hatte, so daß er ihr in ihrer Kränklichkeit manche Stunde widmete, starb bald, und das Böhme'sche Haus verlor seine Anziehungskraft. Ihr Gemahl besaß nicht die Gabe, mit jungen Leuten umzugehen. Als Goethe im Collegienbesuch nachließ, nahm er einen verdrießlichen Ton an, der diesen zuletzt ganz von ihm entfernte. Der Mangel eines gesellschaftlichen Lebens, wie es sein liebebedürftiges Gemüth verlangte, versetzte ihn in eine schwermüthige Stimmung. „Bester Riese!" heißt es in dem erwähnten Briefe, „diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

Ich fühle allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens; ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber — —"

Jedoch schon mit dem zweiten Semester folgten frohere Tage. Sein munterer Landsmann Horn langte in Leipzig an und entriß ihn, wie er an Riese schreibt, „einem Theil seiner Schwermuth": „er wundert sich, daß ich so verändert bin,

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht;
Doch wie kann er die Ursach finden?
Ich weiß sie selbsten nicht."

Im Verkehr mit ihm und andern Freunden trat Goethe auch der Poesie wieder näher, und das Vertrauen auf das eigene Talent kehrte zurück. Vielseitig anregend ward der Besuch seines Landsmanns Johann Georg Schlosser, welcher 1766 eine Stelle als Geheimsecretär bei dem Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg, der sich in Treptow aufhielt, angenommen hatte und zugleich die Erziehung der Kinder des Fürsten zu leiten bestimmt war. Schlosser, an Alter Goethen um zehn Jahre voraus, war ein junger Mann von entschiedenem Charakter und ernstem Streben, begeistert für ein idealsittliches Wirken und durch Wissenschaft und schöne Literatur vielseitig für schriftstellerischen und praktischen Beruf vorgebildet. Die Unterhaltungen mit einem Manne, von dem Goethe späterhin sagte, es sei nie ein gleichgültiges Wort über seine Lippen gekommen, die Mittheilungen aus dem reichen Vorrath von poetischen und prosaischen Aufsätzen, welche er mit sich führte, wirkten höchst belebend auf den empfänglichen Jüngling, der verehrungsvoll an ihm hinaufblickte. Er konnte die Gedankenwelt, welche Schlosser in Bewegung gesetzt hatte, nicht anders als durch productive Thätigkeit bewältigen und verarbeitete die Stoffe, die zu ihrer Unterhaltung gedient hatten, in deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten.

In Schlosser's Gesellschaft machte Goethe Besuche bei den namhaftesten Gelehrten Leipzigs; mehrere derselben lernte er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male kennen. Gottsched gehörte damals bereits zu den veralteten Berühmtheiten Leipzigs. Goethe schreibt bald nach seiner Ankunft auf der Akademie: „Ganz Leipzig verachtet ihn; niemand geht mit ihm um", und entwirft seinem Riese eine versificirte Schilderung von dem „sechs Schuh hohen" Mann, dessen Kathedervortrag er aus Neugier angehört

hatte. Ohne die Veranlassung durch Schlosser wäre Goethe wohl nie zu einem Besuche bei dem Altvater der Leipziger Belletristik gekommen, und wir würden jenes bekannte Genrebild entbehren, wie der riesenhafte Mann mit der linken Hand die Perücke vom Arm des Bedienten nimmt und auf das kahle Haupt schwingt, mit der rechten ihm für sein Versehen eine Ohrfeige giebt und sich dann gravitätisch den Fremden zu einem Discurs gegenübersetzt.

Schlosser wohnte während seines Aufenthalts in Leipzig in dem kleinen Gasthause des Weinhändlers Schönkopf im Brühl (Nr. 79), welcher eine Frankfurterin zur Frau hatte, weshalb viele Frankfurter, zur Meßzeit besonders, bei ihm einzukehren pflegten. Goethe speiste täglich in Schlosser's Gesellschaft und lernte eine angenehme Tischgesellschaft kennen, die theils aus Studirenden, theils aus jungen Gelehrten und Hofmeistern bestand. Hier traf er eine belehrende und anziehende Unterhaltung, die ihm mehr zusagte, als die im Kreise von Medicinern am Ludwigschen Mittagstische. Er gab daher diesen auf und blieb auch nach Schlosser's Abreise der Tischgenosse des Schönkopfischen Hauses. Er machte hier die Bekanntschaft mit Hermann, nachherigem Bürgermeister von Leipzig, Zacharia, einem Bruder des bekannten Dichters, und Hofrath Pfeil, dem Verfasser des „Grafen von P.", eines Pendants zu Gellert's schwedischer Gräfin; in ihm lernte er einen feinen gutmüthigen Mann kennen, der ihm eine ernste Zuneigung widmete. Einen noch stärkeren Magnet, der ihn an dies Haus fesselte, werden wir hernach kennen lernen.

Goethe's Neigung, mit älteren Personen, die ihn durch eine originelle Natur anzogen, umzugehen, brachte ihn in ein näheres Verhältniß zu Behrisch, dem Hofmeister des jungen Grafen Lindenau. Er stand schon hoch in den dreißigen und glich in seinem zierlichen Aeußern, seiner

affectirten ceremoniellen Haltung einem alten Franzoſen. Er hatte eine beſondere Gabe, ſeine Zeit mit Geſchick zu verthun, dem Unbedeutenden durch ſeinen Humor Wichtigkeit zu leihen, Thorheiten ernſthaft und das Ernſthafteſte poſſenhaft zu betreiben und dabei ſich und Andere, ohne boshaft zu ſein, zu ironiſiren. „Gegen ſeine Landsleute hatte er eine fratzenhafte Abneigung und ſchilderte, was ſie auch vornehmen mochten, mit luſtigen Zügen. Beſonders war er unerſchöpflich, einzelne Menſchen komiſch darzuſtellen. So konnte er ſich ſtundenlang beſchäftigen, die Vorübergehenden zu recenſiren und, wenn er genugſam an ihnen getadelt, genau und umſtändlich anzuzeigen, wie ſie ſich eigentlich hätten kleiden ſollen, wie ſie gehen, wie ſie ſich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erſcheinen. Dergleichen Vorſchläge liefen meiſtens auf etwas Ungehöriges und Abgeſchmacktes hinaus, ſo daß man nicht ſowohl lachte über das, wie der Menſch ausſah, ſondern darüber, wie er allenfalls hätte ausſehen können, wenn er verrückt genug geweſen wäre, ſich zu verbilden.“ Bei alle dem hatte er einen Widerwillen gegen alles Rohe, und ſeine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Dies feine geiſtreiche Weſen, in deſſen Hintergrunde eine ausgebreitete literariſche Bildung ſichtbar ward, war es, was Goethe zu ihm hinzog, der in der Charakteriſtik die tüchtige Seite ſeines Weſens zu wenig hervorgehoben hat. In Geſchmacksſachen hatte er ein richtiges Urtheil, welches das Mittelmäßige mit Witz und Laune verfolgte. Dagegen war er anregend für Goethe's Productivität, die er durch wohlwollende Aufnahme ſeiner poetiſchen Verſuche förderte. Da er eine ſchöne Hand ſchrieb, ſo machte er ſich einen Zeitvertreib daraus, die gelungenſten in ein Heftchen in ſauberſter Fractur und Vignettenverzierung einzutragen, wogegen er

aber die Bedingung stellte, daß sein Freund nichts solle drucken lassen, wie er denn ebenso mit seinen eigenen poetischen Producten verfuhr. Hinter diese originelle Form versteckte sich indeß eine Kritik, die am Ende doch das Urtheil schärfen und dadurch fördernd auf ihn wirken konnte. Als eine Wohlthat derselben haben wir anzuerkennen, daß er den mythologischen Aufputz und majestätischen Wortprunk, womit die Odenpoesie der Ramlerschen Periode sich schleppte, durch schonungslosen Witz dem jungen Dichter verleidete. An diesen war damals von Hause die Aufforderung ergangen, auf die Hochzeit eines Oheims ein Gedicht zu liefern. Je weniger er innerlich sich zu einem solchen Gelegenheitsgedicht aufgelegt fühlte, um so mehr suchte er es durch äußerlichen Schmuck herauszustutzen. Der Olymp wird versammelt, um über die Hochzeit des Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen. Venus und Themis streiten mit einander; aber ein schelmischer Streich, den Amor der letzteren spielt, läßt jene den Proceß gewinnen, und die Heirath wird von den Göttern beschlossen. Als Goethe seine poetische Arbeit, die ihm keineswegs mißfiel und für die er von Hause ein schönes Belobungsschreiben erhielt, Behrisch mittheilte, bewies ihm sein kritischer Freund, daß der Aufwand an mythologischen Figuren nichts als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit sei. Der Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Kritik konnte auch Goethe sich nicht verschließen; er gab den hohlen Scheingestalten, die noch lange in der deutschen Poesie ihr Wesen trieben, den Abschied und machte nur in den antik gedachten Dichtungen davon Gebrauch. Auch in seinen Liedern durfte Amor noch ferner sein neckisches Spiel treiben und Luna den Silberschleier über das Glück der Liebenden breiten.

In einem solchen mehr und mehr erweiterten Freunde-

kreiſe, der durch Lebensgenuß und geiſtreiche Unterhaltung zuſammengehalten ward, verlebte Goethe eine Reihe der glücklichſten Tage ſeiner Jugend. Man ſah ſich häufig an öffentlichen Orten in und außer der Stadt; von der muthwilligen Ausgelaſſenheit dieſer Stunden iſt die Fauſtſcene in Auerbachs Keller als poetiſches Zeugniß geblieben, dem mehr Wirkliches zum Grunde liegen mag, als wir enträthſeln können.

Chriſtian Auguſt Clodius, einer der jüngeren Leipziger Gelehrten, gewann als Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität eine ähnliche Wirkſamkeit, wie ſein Beſchützer Gellert. Auch er war von der Theologie zu den ſchönen Wiſſenſchaften übergegangen und hatte ſich durch Gelegenheitsgedichte bei öffentlichen Veranlaſſungen und durch ſeine akademiſche Thätigkeit einige Geltung erworben. Goethe nahm, als Gellert ſein Practicum aufgab, auf deſſen eigenes Anrathen an den von dem jüngeren Docenten geleiteten Uebungen in Poeſie und Proſa Antheil, ohne ſich dadurch mehr als bei Gellert gefördert zu finden. Clodius war von Behriſch ganz beſonders zur Zielſcheibe des Witzes auserſehen. Schon ſein Aeußeres ſtach unvortheilhaft von der eleganten Leipziger Sitte ab; aber mehr noch forderte der hohle Pomp ſeiner aus Ramler'ſchen Phraſen zuſammengeleimten Poeſieen die Kritik und die Parodie heraus. In einer heitern Stunde, als die Freunde im Kuchengarten beiſammen waren und ſich den Kuchen trefflich ſchmecken ließen, ſchrieb Goethe in den ſtelzenhaften Kraftworten der Clodiusſchen Poeſie ein Lobgedicht auf den Kuchenbäcker Händel mit Bleiſtift an eine Wand des Hauſes:

„O Händel, deſſen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren ſteigt!
Du bäckſt, was Gallier und Britten emſig ſuchen,
Mit ſchöpfriſchem Genie, originelle Kuchen.

Des Caffee's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst im majestät'schen Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb'! dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest;
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Eine geraume Zeit später trat Clodius mit seinem Schauspiele Medon oder die Rache des Weisen hervor, dessen declamatorische Großmuthsscenen dem Leipziger Publicum eben so sehr imponirten, als sie von dem Kreise, worin Goethe sich bewegte, lächerlich gefunden wurden. Dieser machte gleich Abends, als die Freunde im Weinhause zusammenkamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt und den Zuschauern mittheilt, daß darin moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden: der eine nämlich sei mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Dieser Prolog wurde von Horn, der zu Arlekinaden viel Geschick hatte, zu großer Belustigung der Gesellschaft vorgetragen. Das Papier verlor sich bald, und es ward nicht einmal eine Abschrift genommen. Horn trieb jedoch die Invective gegen Clodius weiter. Er schaltete in jenes parodistische Gedicht einige Verse ein, wodurch es eine Anwendung auf den Medon erhielt, und theilte es andern Freunden mit; es wurde in zahlreichen Abschriften bekannt

und später sogar gedruckt.[7]) Da es kein Geheimniß blieb, in welcher Gesellschaft dies Gedicht entsprungen sei, so hatten Clodius und seine Freunde nicht versäumt, davon nach Dresden zu berichten. Von den Folgen wurde zunächst Behrisch betroffen, dem der Graf Lindenau seine Hofmeisterstelle entzog. Manche andere Denunciationen über den lebensfrohen Freundekreis, dessen schonungsloser Witz nach verschiedenen Seiten Anstoß und Aergerniß gegeben hatte, trafen damit zusammen. Auch das hatte zu übler Nachrede Anlaß gegeben, daß Behrisch einen Hang zu einigen Mädchen hatte, die nicht im besten Rufe standen, mochten sie auch besser sein als ihr Ruf. Behrisch war mit seinen Freunden manchmal in ihrem Garten gesehen worden, auch der junge Graf war mitunter hinzugezogen worden. Für Behrisch schlug dieser Wechsel zum Glück aus. Er ward auf Gellert's Empfehlung, der ihn sehr schätzte, Erzieher des Erbprinzen von Dessau, später Pagenhofmeister, und starb zu Dessau 1809, unverheirathet.

Diese Vorfälle, welche Goethe einen Freund kosten sollten, dessen Nähe ihm fast unentbehrlich geworden war, verstimmten ihn gegen die ganze Leipziger Societät, und es spricht ein schmerzliches Entsagen und bitterer Unwille aus den Abschiedsoden, mit denen er ihn von sich ließ. „Des Frühlings Lächeln", ruft er ihm zu, „erheitre deine Stirne nie! Nie trübt sie dann mit Verdruß des Winters stürmischer Ernst." Leipzig ist ihm das „gehaßte Land", „Gebärort schädlicher Insecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit", und „der Gedanke an des Freundes Freiheit ist ihm Freiheit im Kerker." Behrisch hatte mit Feinheit und Humor Goethe's unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen, sein Talent anzuregen, ihn zu heiterer Geselligkeit anzuleiten verstanden. Nach seiner Abreise verfiel er in ein melancholisches, störrisches Wesen, das manchen seiner

Freunde von ihm entfernte und die muntere Laune des Kreises verscheuchte. In diese Zeit scheint der Besuch des Dichters Zachariä zu fallen, dessen Anwesenheit auf kurze Zeit den Cirkel wieder belebte. Aber als ihn „die Räder von dem unbeklagten Ort wegtragen, ziehen wieder Verdruß und Langeweile ein, die bei seiner Ankunft dahin flohen, wie Nebel vorm Glühen der Sonne fliehn. Wie die Stymphaliden, umschwärmen sie den Tisch und sprühn von ihren Fittigen Gift unserm Frieden auf alle Speisen hin“ (Ode an Zachariä, 1767). In den schwermuthsvollen Tönen dieser Abschiedsoden malt sich ein düsterer Gemüthszustand, auf dessen Grund wir näher einzugehen haben; bei Goethe sollte Leben und Dichten stets durch die Liebe bedingt sein.

„Sie wissen, daß ich, so lange als ich sie kenne, nur als ein Theil von ihnen gelebt habe“ — das Mädchen, dem Goethe nach seiner Abreise von Leipzig dies Bekenntniß ablegte, war die Tochter des Schönkopfischen Hauses, wo die kleine geschlossene Tischgesellschaft sich versammelte und er mit seinen Freunden aus- und einging: Anna Katharina, im vertrauten Kreise und auch in den Briefen Goethe's Käthchen genannt, in den biographischen Schilderungen als Aennchen und Annette eingeführt.[8]) Sie war ein hübsches Mädchen von schlankem Wuchs, mit einem frischen vollen Gesicht und braunen Augen, muntern Geistes, einfachen warmen Gemüths. Goethe, drei Jahr jünger als sie, widmete sich ihr mit leidenschaftlicher Liebe, welche von ihrer Seite Erwiderung fand. In der lebendigsten Zeichnung tritt uns der junge Liebhaber in einem Briefe Horn's an einen gemeinschaftlichen Bekannten in Frankfurt entgegen. Nachdem dieser gestanden, daß er Goethe in einem falschen Verdacht gehabt habe, fährt er fort: „Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist,

aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das du selbst lieben würdest, wenn du es sähest. Ich bin kein Liebhaber, und also werd' ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene sanfte einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich mit den vollkommenen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht .... aber so viel kann ich dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt gerade das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie ..... Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein! ...."

Im Herbste des Jahres 1766 war dies innige Verhältniß zu vollster Blüthe gediehen. Er brachte fast täglich mehrere Stunden bei ihr zu; sie theilte sein Interesse für Poesie und nahm Antheil an seinen eigenen Gedichten. Ein Kreis gebildeter Bekannten der Familie kam hier häufig zusammen. Die Buchhändler Reich und Junius, ein Kaufmann Obermann, der gegenüber wohnte, mit zwei Töchtern, von denen die älteste sich als Concertsängerin auszeichnete, Häser, der Vater der berühmten Sängerin, waren häufig in dem heitern Abendcirkel. Man sang und musicirte; Goethe blies die Flöte, und Peter, der jüngste Sohn, that sich schon als Knabe durch sein Klavierspiel hervor. Es ward mitunter auch Komödie gespielt. Besondere Freude machte die Aufführung des Lustspiels Herzog Michel von Krüger, worin Goethe den Michel, Käthchen das Hannchen, dessen Geliebte, vorstellte; ein zusammengeknüpftes Schnupftuch mußte die Stelle der Nachtigall vertreten, welche in diesem Lustspiel eine besondere Rolle spielt, indem Michel durch ihren Besitz ein Phantast und durch ihren Verlust wieder gescheit wird. In einem Zimmer des Schönkopfischen Hauses war die Hauptscene in einem großen Wandgemälde dargestellt, das sich noch lange Zeit erhalten hat. Lessing's Minna von Barnhelm, die damals ihren Triumphzug durch Deutschland hielt, fand begeisterte Aufnahme; auf die darin agirenden Personen spielt Goethe noch in späteren Briefen mit dem Namen ihrer Rollen an.

Gegen Ende des Winters (1767) trübte sich das glückliche Verhältniß. Je sicherer er sich im Besitz des Mädchens wähnte, das ihn von Herzen liebte und ihm, was sie nur konnte, zu Gefallen that, desto ungescheuter ließ er gegen sie die böse Laune aus, zu der ihn Langeweile oder irgend eine andere Verdrießlichkeit veranlassen mochte, und quälte sie mit Eifersüchteleien, zu denen sie

ihm keine gegründete Veranlaſſung gab. Eine Zeitlang ertrug ſie dies mit unglaublicher Geduld, obgleich heftige Scenen zwiſchen ihnen vorfielen, und manchmal kehrte er reuig zu der Geliebten zurück, ſein Unrecht abzubitten; denn er liebte ſie leidenſchaftlich. Das Jahr vorher hatte er ihre Namen über einander in eine Linde geſchnitten. Als er im Frühjahr an die Stelle kam, war aus den Einſchnitten ihres Namens der Saft hervorgequollen und benetzte wie mit Thränen die darunterſtehenden, ſchon hartgewordenen Züge ſeines Namens. Da gedachte er der Thränen, die ſein liebloſes Benehmen ihr erpreßten; er eilte zu ihr, um alles Unrecht ihr doppelt und dreifach abzubitten. Wie alles Erlebte ſich als Poeſie von ſeinem Herzen ablöſte, ſo verwandelte er auch dies Ereigniß in eine Idylle, „die er nie ohne Neigung leſen und ohne Rührung Andern vortragen konnte“. Es iſt ein rührendes wahres Bekenntniß, wenn er ſpäter von Frankfurt aus an ſie ſchreibt: „Tauſend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menſchen gedenken müſſen, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war.“ Allein er hatte ihre Ergebenheit auf zu harte Proben geſtellt und ihr Herz zu tief verletzt. Er mußte zu ſeiner Beſchämung bemerken, daß er ihre Liebe verloren hatte; auch war der Verkehr mit Mädchen, „die beſſer waren als ihr Ruf“, nicht geeignet, ihn ſo vieler Treue und Liebe werth erſcheinen zu laſſen. Je mehr er jetzt in ſeiner Verlaſſenheit fühlte, wie unentbehrlich ſie ihm geworden war, deſto heftiger ward ſeine Leidenſchaft. Endlich trat er in die bisherige Rolle Käthchens. Er ſuchte alles Mögliche hervor, um ihr gefällig zu ſein und ihr Freude zu verſchaffen; er konnte ſich die Hoffnung nicht verſagen, das frühere Verhältniß herzuſtellen. Aber er gewann ihr Herz nicht wieder.

Durch diese innern Erlebnisse und Kämpfe erhielt Goethe's Poesie die Richtung, der sie auf ihrer ganzen großen Bahn treu geblieben ist. Auf den betretenen Wegen der poetischen Technik hatte er vergebens sein Heil gesucht; Kritik und eigene Einsicht hatte ihm das Hohle und Leere derselben aufgedeckt. Mißmuthig und rathlos blickte er oft auf seine Versuche und hielt verzweiflungsvoll ein Autodafe über sie. Er fühlte sich nicht viel gefördert, wenn man ihn aufforderte, nach Kleist's Vorgange auf einsamen Spaziergängen zur Bilderjagd auszugehen, oder wenn Hofrath Pfeil ihm klar zu machen suchte, wie viel auf das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung ankomme, während seinen beschränkten Verhältnissen große Stoffe noch so fern lagen. Sein poetischer Drang, der ihn trieb die Welt in künstlerischer Form zu gestalten, nöthigte ihn, in den eigenen Busen zu greifen, was ihn erfreute oder quälte, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, so daß er daher selbst alle seine Dichtungen „Bruchstücke einer großen Confession" genannt hat. „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann."

Unmittelbar aus dem Liebesverhältniß mit Käthchen entsprang die oben erwähnte Idylle, die verloren gegangen zu sein scheint. Die launenhafte eifersüchtige Quälerei seines Käthchens, während neben ihnen ein anderes Paar der Gesellschaft in seiner Liebe glücklich und zufrieden lebte, veranlaßte die reuige Selbstanklage in dem Schäferspiel die Laune des Verliebten, dem ältesten der vorhandenen dramatischen Producte Goethe's, das ungefähr gleichzeitig mit jener Idylle entstanden sein muß und am füglichsten

ins Frühjahr 1767 zu ſetzen iſt[8]), als das Verhältniß zu Käthchen nur unterbrochen, noch nicht zerſtört war. Wir haben an dem kleinen Drama vor Allem die pſychologiſche Klarheit zu bewundern, womit der jugendliche Dichter ſeinen eigenen Gemüthszuſtand auffaßt, die Launen und Verkehrtheiten, womit er ſich und Andern das Leben ſauer machte, als ruhiger Beobachter perſiflirt und mit der Beſonnenheit eines gereiften Mannes beurtheilt. Mit ſolcher künſtleriſchen Objectivität vermochte er ſchon in den erſten Jugenddichtungen das Selbſterlebte als ein fremdes Daſein vor uns hinzuſtellen. Die Gewandtheit in der Form, die geſchickte Behandlung des Alexandriners (Kleinigkeiten mögen bei der ſpäteren Aufführung und dem erſt 1806 erfolgten Abdruck nachgebeſſert ſein) würde bei dem kaum achtzehnjährigen Dichter noch mehr überraſchen, wenn uns nicht bekannt wäre, welch eine Reihe von Vorübungen voranging. Der Bau des Alexandriners war ihm namentlich durch das fleißige Studium des franzöſiſchen Drama's geläufig geworden; als Fragment ſolcher Uebungen in der Form iſt uns die Ueberſetzung eines Theils von Corneille's Lügner erhalten.[9] Selbſt in franzöſiſchen Verſen ſuchte er die Rhetorik der als Muſter gefeierten Bühne nachzuahmen.

Bei der entſchiedenen Richtung des jungen Dichters auf das Dramatiſche war es für die Entwicklung ſeiner Poeſie ein günſtiges Geſchick, das ihn nach Leipzig führte. Hier hatte die unter der Direction der Neuber aufblühende Bühne Leſſing's jugendliches Talent geweckt und dauernd für das Drama gewonnen. Hier traf Goethe's Univerſitätszeit mit der letzten glänzenden Periode der Leipziger Bühne zuſammen. Nach der Unterbrechung während der Kriegszeit war Koch auf ein neues Privilegium 1765 mit einer ſtehenden Geſellſchaft nach Leipzig gekommen. Ein

neuerwachtes Interesse erhob die Bühne aus ihrer Verachtung; von allen Kreisen, selbst denen der Universitätsgelehrten, ward es getheilt. Ein neues Haus wurde gebaut und am 6. October 1766 mit Schlegel's Hermann eröffnet. Koch fand bei den Leipziger Literaten eine eifrige Unterstützung. Weiße verfaßte Lust- und Trauerspiele, Clodius seinen Medon, ein Magister Steinel schrieb Prologe. Die studirende Jugend strömte enthusiastisch zu den Vorstellungen herbei; auch Goethe ward ein fleißiger Theaterbesucher. Den Director Koch, der wegen seines hohen Alters schon von der Bühne dispensirt war, sah er zweimal im Hermann und einmal als Crispin in einem beliebten Lustspiele des Romanus, wo er noch eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen wußte. Brinkner, als erster Liebhaber, hatte seinen ganzen Beifall. Den bleibendsten Eindruck machte auf ihn eine Demoiselle Schulz, welche durch schöne schwarze Augen und Haare, anmuthige Gestalt und jugendliche Lebendigkeit des Spiels ihn lebhaft anzog. So oft sie spielte, trieb es ihn ins Theater. Besonders blieb sie ihm als Julie in Weiße's Romeo und Julie gegenwärtig, vor Allem in dem Momente, wo sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich dann der Monolog zur Vision und zum Wahnsinn steigert. Sie hatte durch ihre tragischen Tugenden Goethe's Interesse dergestalt für sich gewonnen, daß er sie in keiner geringeren Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollte und sie in kleinen ausgestreuten Versen davon abzumahnen suchte.

Unter den Alltagsstücken, welche man damals zur Aufführung brachte, war nicht viel, was in einem jungen Dichtergemüthe hätte zünden können. Gegen Weiße's Stücke, die derzeit auf der Leipziger Bühne herrschten, war er um so toleranter, als er dem liebenswürdigen Manne durch persönlichen Umgang nähergetreten war; doch hatte

er schon der Hofräthin Böhme Recht geben müssen, als sie Weiße's beliebtes Lustspiel „die Poeten nach der Mode" heruntermachte. Das Beste, was ein geistreicher Mann bei diesem Zustande unserer dramatischen Literatur thun konnte, war, was Lessing um diese Zeit in Hamburg that, auf der deutschen Bühne Kehraus zu machen, um für den Einzug einer edleren Muse den Tempel rein zu halten. Auch Goethe's richtiges Gefühl trat mit der Hohlheit und Unnatur der steifleinenen Trauerspiele und faden Lustspiele, die sich noch als Bleigewicht an die Ferse des vorwärtsschreitenden Genius hängten, in Opposition. Schlegel's Hermann schien ihm doch ungeachtet des Patriotismus und der altgermanischen Thierhäute sehr trocken abzulaufen. Er kam dadurch zu der Einsicht, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und der dramatische Dichter nach bedeutenden Stoffen in der späteren Zeit zu suchen habe; das war ein Gedanke, der zu einem Götz von Berlichingen hinleitete.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie" — damit hat Goethe eine Wahrheit ausgesprochen, die jetzt von niemand mehr in Frage gestellt wird. Jenen nationalen Gehalt, wie er in dem protestantischen Norddeutschland lebendig hervortrat, zu ansprechender Darstellung zu gestalten, das war der glückliche Griff, den Lessing mit seiner Minna von Barnhelm that. Der militärische Stolz, der die Brust des Preußen hob, und die in seiner Bildung des Geistes und Herzens wurzelnde Liebenswürdigkeit des sächsischen Charakters schlossen hier nach einigem Kampfe, mehr des Scherzes als des Ernstes, einen beglückenden Frieden. In der durchsichtigen Form, in der scharfen Zeichnung der Charaktere war fortan dem dramatischen Dichter eine Norm gegeben, welche ihn

über die französischen Theorieen erhob, ohne der Verworrenheit Vorschub zu leisten. Auch auf Goethe's dramatische Thätigkeit äußerte sie ihre belebende Wirkung; doch als Stoff traten ihm nur die eigenen Lebenserfahrungen nahe. Diesen war aber nach der Störung des Verhältnisses zum Schönkopfischen Hause, bei dem Mißmuth über Behrischens Verlust und die dabei auch ihn persönlich berührenden Nachreden keine heitere Seite mehr abzugewinnen. Wie wir schon bei den Abschiedsoden zu bemerken Gelegenheit hatten, wandte sich sein Unwille gegen die ganze Umgebung, gegen die bürgerliche Gesellschaft, die in Sittenrichterei gestreng war, während sie selbst an heimlichen Gebrechen krankte. Jetzt stieg das trübe Element der Frankfurter Erinnerungen wieder in aller Stärke herauf. Es war aber der entschiedene Trieb seines dichterischen Gemüths, sich durch die künstlerische Gestaltung von ängstlichen Empfindungen und quälenden Eindrücken zu befreien und das Verworrene zu beseitigen. Daher drängte es ihn über diese düstern Zustände hinauszukommen, er entnahm ihnen Idee und Stoff zu dramatischen Arbeiten. Er entwarf mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen zu den meisten. Weil aber fast alle diese Stücke eine tragische Wendung nahmen, ließ er eines nach dem andern fallen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere nur zu vollendeter Exposition gelangt waren, unter diesen auch eine Tragödie Belsazar, wurden später nebst andern Gedichten der Leipziger Periode dem Feuer übergeben.

Das Lustspiel die Mitschuldigen hielt der Dichter mehr in Ehren und überarbeitete es mehrmals, bis es die Form erhielt, in der es in der Ausgabe seiner Werke Aufnahme fand. Zwei ältere Bearbeitungen haben sich erhalten. In der ersten noch ungedruckten Form ist das

Stück in einen Act zusammengedrängt. Die zweite erhielt es in der Frankfurter Umarbeitung 1769 und liegt uns jetzt im Abdruck vor.[10] Hier hat das Stück drei Acte. Der Gang der Handlung und die Zeichnung der Charaktere sind der Hauptsache nach die nämlichen, wie in der letzten Bearbeitung; allein das Derbere ist möglichst entfernt, das Anstößige gemildert und die Form überall geglättet. Gleichwohl hat die Kunst des Dichters das Düstere und Herbe in den Verhältnissen, die sie uns vorführt, nicht zu verdecken vermocht; es verletzt um so mehr, wenn wir dabei die Jugend des Dichters uns vergegenwärtigen, welche schon die Studien zu einem so widerwärtigen Sujet hatte machen müssen.

In Hinsicht auf die Ausbildung der lyrischen Seite in Goethe's Poesie ist es keineswegs gering anzuschlagen, was Leipzig für seine musikalische Bildung gethan hat. Die nachher so berühmt gewordenen Leipziger Concerte erhielten damals ihre erste Einrichtung. In Oratorien glänzten ausgezeichnete Talente. Die als Madame Mara berühmt gewordene Demoiselle Schmähling befand sich in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung; noch als Greis erinnerte Goethe sich des jugendlichen Enthusiasmus, womit ihr Gesang in der Hasse'schen Sta. Elena al Calvario ihn erfüllt hatte. Corona Schröter, obwohl ihr an Stimme und Talent nachstehend, zog durch Schönheit und Anmuth an. Damals trat er ihr nicht näher, doch machten ihn viele ihrer Verehrer zum Vertrauten und erbaten sich seine Dienste, wenn sie ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten wollten drucken und ausstreuen lassen. Beide hörte er in Hasse'schen Oratorien oft neben einander singen, und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth mehr Befriedigung fand. Hiller, dessen komische Opern damals sehr beliebt waren, lernte er kennen und wurde

freundlich von ihm aufgenommen. Auch unter Goethe's Freunden waren viele musikalisch. Hermann spielte fertig das Klavier; Behrisch war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik. Die musikalischen Unterhaltungen im Schönkopfischen Hause, bei denen auch Goethe durch Gesang und Flötenspiel mitwirkte, kennen wir schon. Der Verkehr mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf, dessen Haus der Mittelpunct eines zahlreichen Kreises war, in welchem das Interesse für Literatur und ganz besonders für Musik vorwaltete, verschaffte ihm ebenfalls eine vielseitig bildende Unterhaltung und musikalische Genüsse. Der ältere Sohn, Bernhard, der mit Goethe von gleichem Alter war, zeichnete sich schon damals als Musiker aus und spielte fertig den Flügel und die Violine; der zweite (geb. 1750), den Goethe einen guten Jungen, eine treue gute Seele nennt, war gleichfalls musikalisch und belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfters veranstaltet wurden. Beide sowie auch ihre Eltern und Schwestern waren Goethe sehr gewogen. Bernhard Breitkopf setzte einige Goethe'sche Lieder in Musik; sie wurden zwischen Ostern und Michaelis 1769 gedruckt [11]) und erschienen 1770 (eigentlich im Oct. 1769) ohne des Dichters Namen unter dem Titel: Neue Lieder, in Melodieen gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Dies älteste Liederbuch Goethe's enthält 20 Lieder, von denen die meisten später mit einigen Veränderungen unter seinen Gedichten eine Stelle erhalten haben. Weggeblieben ist das schöne Schlußgedicht „Zueignung"; die Anfangsstrophe lautet:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

In diesen Liedern begegnen wir einem sanft erregten Gemüth, einem in den Schranken der Mäßigung sich gemächlich ergehenden Lebensgenuß, der manchmal einen blasirten Ton anzunehmen liebt. Die tiefere Gluth der Goethe'schen Lyrik ist noch nicht erwacht. Ihr Inhalt ist vornehmlich der Wankelmuth der Neigungen des Herzens, die Flüchtigkeit der Freude, der Widerstreit des Sittlichen und Sinnlichen. Gern verweilen sie bei dem lockenden Sinnenreiz, welchen Amor und die Grazien verfeinern. Hin und wieder klingt die Wielandische Philosophie der Lebensfreuden durch.

Wieland's Dichtungen schätzte er damals sehr hoch. Das Lehrgedicht Musarion oder die Philosophie der Grazien, welches damals ans Licht trat, erfüllte ihn mit lebhaftem Entzücken und ward nicht minder, als Lessing's Minna, sein Muster. Wieland nennt er (in einem Briefe an Reich, 1770) neben Oeser und Shakspeare, der damals, wo er ihn in Dodd's beauties of Shakspeare zuerst kennen lernte, schon seine Wirkung auf ihn zu äußern begann, den einzigen, den er als seinen echten Lehrer anerkennen könne; „andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; dieser zeigte mir, wie ich's besser machen sollte."

Adam Friedrich Oeser (geboren 1717) hatte sich schon als Jüngling einen Namen unter den Dresdener Malern erworben. Er war der Freund Winckelmann's, welcher den Einfluß, den die mit ihm gepflogenen Unterhaltungen auf die Ausbildung seines Kunstgeschmacks hatten, in seinen Schriften dankbar anerkannt hat. Im Jahr 1763 wurde Oeser zum Director der neuerrichteten Leipziger Kunstakademie ernannt, während er zugleich Professor an der Dresdener Akademie und Hofmaler blieb, und stand in Leipzig als Künstler und als Mensch in hoher Achtung. Goethe, der sich stets in einer vielseitigen Ausbildung seiner Anlagen gefiel, griff auch die in Frankfurt mit Liebe getrie-

denen Uebungen im Zeichnen wieder auf und nahm (im Jahr 1766) mit einigen Studirenden, unter denen der nachherige Staatskanzler von Hardenberg und im letzten Jahre Gröning von Bremen, nachmals Bürgermeister in seiner Vaterstadt, ihm inniger befreundet wurden, bei Oeser Privatunterricht. Als ein Mann von reicher Bildung, lebhaftem Geiste und entschiedener Eigenthümlichkeit des Charakters, besaß er in hohem Grade die Gabe, anregend auf die Jugend zu wirken. Er gewann Goethe's Vertrauen und Liebe, weil dieser bei ihm fand, wonach er vergebens nach allen Seiten blickte, bestimmte Principien in der Erkenntniß des Schönen, Anerkennung und Aufmunterung. „Was bin ich Ihnen nicht schuldig" — schreibt er bald nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus — „daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers! Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie? Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging; der Unterschied ist Ihr Werk." Von welcher Art diese

Einwirkung des Oeserschen Unterrichts war, charakterisirt er noch bestimmter in einem Briefe an Reich, den er bittet, ihn seinem „lieben Oeser" zu empfehlen. „Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren thut in den bildenden Künsten nur was Mittelmäßiges; auch war unsre Hand nur sein Nebenaugenwerk; er drang in unsre Seelen, und man mußte keine haben, um sie nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht."

Es war überaus folgenreich für die Entwicklung der Goethe'schen Poesie, daß sie auf ihrem ersten Gange mit der Plastik in die engste Verbindung trat, daß die Einsicht in die Kunst des Alterthums eingeleitet war, welche späterhin mit stillnachwirkender Gewalt den Genius auf seiner Bahn zum reinen Ideal poetischer Kunst hinleitete. Von seinem Lehrer empfing er die wahre Verehrung für Winckelmann, aus dessen Schriften ihm zum ersten Mal die Hoheit hellenischer Kunstanschauung entgegentrat. Mit ihm freute er sich der Aussicht, den verehrten Mann auf seiner bevorstehenden Reise nach der Heimat kennen zu lernen, bis die plötzliche Todesbotschaft (1768) diese Hoffnung erschütternd vernichtete.

Nur als dunkle Ahnungen der höheren Gebiete der Kunst kündigten sich noch die neuen Ansichten im Geiste des Jünglings an; selbst durch Winckelmann fühlte er sich mehr erhoben, als belehrt. Da erschien Lessing's Laokoon, der mit der Klarheit des Gedankens die Nebel theilte und die Grundbegriffe der bildenden und der reden-

den Kunst bestimmte, indem er die Grenzen nachwies, die einer jeden gezogen sind. „Man muß Jüngling sein," sagt Goethe in seinen biographischen Nachrichten, von der Erinnerung an jene schönen Jugendstunden ergriffen, „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah' ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen." Besonders ward Goethe von der Schönheit des Gedankens entzückt, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt; hierin feierte er den Triumph des Schönen, das alles Häßliche aus seinen höheren Kreisen verbannt.

Ward es ihm vom Schicksal mißgönnt, Winckelmann persönlich kennen zu lernen, so versagte er sich in Folge einer eigensinnigen Laune, Lessing, der damals nach Leipzig zum Besuch kam, von Angesicht zu sehen. Es war ihm unerträglich, von fern ihn anzustaunen, ohne ihm näher treten zu dürfen, wozu eine passende Gelegenheit gemangelt zu haben scheint. Er vermied absichtlich die Orte, wo er seiner hätte ansichtig werden können, und entzog sich dadurch

für immer die Freude, den verehrten Mann, den er in mehrfacher Hinsicht seinen Lehrer nennen konnte und gegen den er die wärmste Dankbarkeit im Herzen trug, sich gegenüber zu sehen.

Durch Oeser erhielt Goethe Zutritt zu den im Privatbesitz reicher Leipziger befindlichen Kunstsammlungen, unter denen die Winklersche mit Recht einen großen Ruf hatte. Um ihn sammelte sich ein Kreis von Kunstfreunden und Kennern; unter diesen zeichnete sich Kreuchauff aus, welcher, früher Kaufmann, später nur seiner Kunstliebe lebte und sich auch als Schriftsteller im Gebiete der Kunst bekannt machte. Dieser Kreis pflegte sich in Oeser's Wohnung in der Pleißenburg oder im Sommer auf seinem Landhause in Dölitz zu versammeln. Hier herrschte eine jugendliche Heiterkeit. Ein Zeugniß dieser fröhlichen Stunden ist eine Predigt im Frankfurter Judendeutsch, mit der Goethe die Gesellschaft mehrmals belustigte.[12]

Zur Belebung munterer Geselligkeit trug vornehmlich Oeser's älteste Tochter Friederike bei, damals ungefähr in ihrem zwanzigsten Jahre. Schon als Kind war sie durch ihre Lebendigkeit, ihren Muthwillen des Vaters Liebling und seine erheiternde Gesellschafterin bei seinen Arbeiten. Nachmals stand sie ihm durch Bildung und Anhänglichkeit zur Seite; er ließ fast seine ganze Correspondenz durch sie führen. Goethe fühlte sich von ihrem Witz und ihrer Munterkeit lebhaft angezogen, ohne daß ein leidenschaftliches Gefühl sich einmischte; denn der äußere Reiz von Schönheit und Gestalt ging ihr völlig ab; ihr Gesicht war von Blatternarben entstellt. Oft verscheuchte sie ihm die finstere Laune, wenn ihn „sein böses Mädchen plagte"; oft setzte sie ihm muthwillig, wie er meinte, hart und unbarmherzig zu, wenn er sich unglücklich erschien und ihr sein Leiden klagte. Er schätzte ihr feingebildetes Urtheil und legte ihr

viele seiner dichterischen Versuche vor; in ihren Händen ließ er die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit Melodieen zurück und schrieb an sie noch später im Tone freundschaftlicher Offenheit und reinen Vertrauens. Sie starb unverheirathet im Jahre 1829, 81 Jahr alt.

Was Leipzig an Kunstsammlungen darbot, war unbedeutend in Vergleich zu den Schätzen Dresdens, und ein Schüler Oeser's, der eine Reihe von Jahren unter ihnen gelebt hatte und die dort gewonnenen Anschauungen in seinen Unterricht übertrug, mußte bald das Bedürfniß fühlen, sich den Genuß jener seltenen Kunstwerke zu verschaffen, den die Nähe der Residenz leicht erreichbar machte. Der Besuch der Dresdener Gemäldegallerie dürfte daher in die erste Hälfte seines Aufenthalts in Leipzig zu setzen sein, vielleicht erst 1767. Um jedem Zwang von Besuchen und störenden Bekanntschaften aus dem Wege zu gehen, hielt er selbst vor den vertrautesten Freunden seine Reise verborgen; aus demselben Grunde mied er den Gasthof und verschaffte sich durch einen Empfehlungsbrief seines Stubennachbars, eines fleißigen Theologen, Aufnahme in der Wohnung eines mit diesem verwandten Schusters. Da Goethe, auch in späteren Jahren, gern mit biedern und originellen Leuten aus den niedern Ständen verkehrte, so fühlte er sich unter dem gastlichen Dache des redlichen, heiter verständigen Handwerksmannes sehr wohl. Die Beschränktheit und Aermlichkeit seiner Umgebung gefiel ihm so sehr, daß er Gemälde von Ostade und Schalken in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte. Die Gemäldegallerie besuchte er zu allen Stunden, wo der Zutritt gestattet war. Der große in sich wiederkehrende Saal, an dessen Seitenwänden damals die Gemälde angebracht waren, öffnete sich vor ihm wie ein Heiligthum. Die Stille, die in dieser Kunsthalle waltete, erfüllte ihn mit einem Gefühl von Feierlichkeit,

einer Andacht, mit der man ein Gotteshaus betritt. Am meiſten zogen ihn die Gemälde in der äußern Gallerie an, wo ſich das Beſte der niederländiſchen Schulen zuſammenfand. Den Werth der italieniſchen Meiſter nahm er mehr auf Treu' und Glauben an, als daß er ſich eine Einſicht in denſelben hätte anmaßen können. Für jene aber, deren Kunſt mit der ihm bekannten Natur wetteiferte, war ſein Auge bereits geſchärft, der Sinn ihm durch das Anſchauen von ähnlichen Bildern und Kupferſtichen aufgeſchloſſen, und es erregte beſonders ſein Entzücken, wo der Pinſel über die Natur den Sieg davon trug. Die lebhaften Aeußerungen ſeiner Kunſtbegeiſterung vereitelten ſeinen Vorſatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. Der Gallerieinſpector, Rath Riedel, nahm ſich ſeiner mit zuvorkommender Gefälligkeit an und belehrte ihn über Manches, was ſeine Einſicht fördern konnte. Auch ward er dem durch ſein Werk „Betrachtungen über die Malerei" bekannten Herrn von Hagedorn, Generaldirector der Kunſtakademie, vorgeſtellt, der ihm ſeine Sammlung vorwies und an ſeinem Enthuſiasmus innige Freude empfand.

Die wenigen Tage ſeines Aufenthalts in Dresden widmete Goethe nur der Gemäldegallerie, welche ſo ſehr ſeine Seele ausfüllte, daß er es ablehnte, die Antiken, welche damals noch in den Pavillons des großen Gartens aufgeſtellt waren, aufzuſuchen. Auch von dem übrigen Dresden ſah er nur wenig. Noch waren die Spuren des Bombardements von 1760 nicht verſchwunden, die Moritzſtraße lag noch in Schutt; von der Kuppel der Frauenkirche blickte er auf die zwiſchen den Häuſerreihen der Stadt umhergeſäeten Trümmer herab. Je mehr ſeine Einbildungskraft von dem Herrlichen und Schönen der Kunſtſchätze ergriffen worden war, deſto tiefer prägte ſich ihm dies düſtere Bild roher Zerſtörung ein.

Um im Gebiete der Kunst nach allen Seiten zu schreiten, begann er unter Anleitung des Kupferstechers Stock Landschaften zu radiren. Als Zeugniß dieser Uebungen sind zwei radirte Blätter auf uns gekommen, von denen das eine seinem Vater, das andere seinem Freunde Hermann gewidmet ist. Sie stellen Landschaften dar, kleine Wasserfälle, von Felsen und Baumpartieen eingeschlossen. Kenner haben an diesen die künstlerische Zeichnung und eine nicht geringe artistische Technik gerühmt und die Behandlung der Form als meisterhaft anerkannt. Nebenbei ward auch in Holz geschnitten. Es wurden kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern verfertigt, und Manches davon ward brauchbar gefunden.

Eine bedächtige Schonung der Lebenskräfte ist nicht die Sache des im Genusse der Gesundheitsfülle glücklichen Jünglings, den noch kein Unfall gemahnt hat, daß Leben und Wohlsein vergängliche Güter sind. Goethe hatte in fröhlichem Uebermuth, oft auch in melancholischem Trotze, in seine Gesundheit gestürmt; es waren solche Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise nicht selten die Ursache des launischen Mißbehagens, womit er sich und Andere quälte. Wenn er nachmals gegen seinen Freund Bernhard Breitkopf äußerte, man brenne in dem verfluchten Leipzig so geschwind weg, wie eine schlechte Pechfackel, und ihn unter reuigen Klagen über die Vergeudung der jugendlichen Kräfte dringend „vor der Liederlichkeit“ warnt, so wirft dies ein noch deutlicheres Licht auf die Ausschweifungen jener Lebensepoche. Abhärtungsversuche und Vernachlässigung der Diät, vielleicht auch das Einathmen giftiger Dünste beim Aetzen der Kupferplatten oder die Nachwirkungen der Verletzung bei dem Auerstädter Unfall, die sich von Zeit zu Zeit in einem Druck auf der Brust fühlbar machten, trugen ebenfalls dazu bei, endlich eine Krisis herbeizuführen, der sein kräftiger Organismus lange widerstanden hatte.

Es war um den Anfang des Sommers 1768, als er Nachts mit einem heftigen Blutſturz aufwachte. Er hatte noch ſo viel Kraft und Beſinnung, um ſeinen Stubennachbar zu wecken. Durch ſchnelle ärztliche Hülfe ward, nachdem er mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod geſchwebt hatte, die nächſte Gefahr beſeitigt, wenn auch die Geneſung nur langſam und kümmerlich von Statten ging. Es blieb die Furcht vor einem langwierigen Leiden und die Sorge, daß daraus die Lungenſucht entſtehen könne. Die Natur hatte ſich ſelbſt geholfen. Es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß die Lungen geſund waren, und nur die damit in Verbindung ſtehenden Theile gelitten hatten. Zunächſt blieb nur eine Geſchwulſt an der linken Seite des Halſes zurück. Wenn uns gleich Goethe berichtet, daß er nach dieſer Kriſis eine größere Heiterkeit des Geiſtes gewonnen habe, ſo laſſen doch ſeine Briefe aus jener Krankheitsperiode deutlich erkennen, daß er ſich in einer ſehr gedrückten Stimmung befand, und der jugendliche Frohſinn gebrochen war. Nur in ſofern mochte er mit Recht ſagen, daß er ſich ein anderer Menſch geworden zu ſein ſchien, als die Sanftheit ſeines Weſens, die in letzter Zeit durch ſtörriſchen Eigenſinn verhüllt worden war, wieder vorwaltete, und er wiederum die Liebe der Freunde, unter denen er beſonders den Beiſtand und die Theilnahme Horn's, Hermann's und Gröning's dankbar anerkennt, und das Wohlwollen der befreundeten Familien, die ihn wie einen Anverwandten behandelten, nach ihrem ganzen Werthe empfand und würdigte. Schlummernde Neigungen früherer Jahre wurden wieder lebendig; er begehrte nach dem Troſte der Religion, der ihm viele Jahre hindurch entbehrlich gedünkt hatte. Nach manchem Sturm der Leidenſchaft verlangte ihn nach einer ruhigen Welt, und die Claſſiker des Alterthums zogen ihn mit erneutem Reize an. Höchſt wohlthuend ward ihm in

ſolchen Stimmungen der Umgang mit Langer, welcher Behriſchens Nachfolger in der Hofmeiſterſtelle geworden war, aber dem Verbote des Grafen Lindenau gemäß ſich vom Umgange mit Goethe fern gehalten hatte. Erſt jetzt traten ſie einander näher und ſchloſſen bald die Herzen einander auf. Religiöſe Gegenſtände bildeten vornehmlich den Inhalt ihrer Geſpräche, und Langer fand an Goethe ein für ſeinen Bibelglauben empfängliches Gemüth. „Mit Enthuſiasmus“ konnte er ſich wieder mit dem neuen Teſtamente beſchäftigen.

Gegen Ende des Auguſts machte er ſich zur Rückreiſe nach dem Vaterhauſe fertig. Die letzten erheiternden Stunden bereitete ihm die Unterhaltung der immer munter ſcherzenden Friederike Oeſer. Sie fand es lächerlich, wie ein Menſch die Caricaturidee haben könne, im zwanzigſten Jahre an der Lungenſucht zu ſterben; ſie ſetzte ihm ſo lebhaft zu, daß auch ihm ſeine Beſorgniß als Einbildung erſchien; und dann erzählte ſie ihm mit einſchmeichelndem Tone, wie vergnügt ſie auf dem Lande geweſen wären, wie ſie Blindekuh geſpielt, nach dem Topfe geſchlagen, geangelt und geſungen hätten, und theilte ihm dadurch eine ſolche Freudigkeit der Seele mit, daß der Abſchied aus Leipzig ihm leicht ward, und eine heitere Stimmung ſeine Reiſe begleitete.[13])

Am 26. Auguſt ſah er Käthchen zum letzten Male. „Daß ich nicht Abſchied genommen habe,“ ſchreibt er aus Frankfurt an ſie, „werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarſchaft war ich, ich war ſchon unten an der Thüre, ich ſah die Laternen brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzuſteigen. Zum letzten Male, wie wäre ich wieder heruntergekommen!“ Er nahm die Liebe zu ihr mit ſich und die, wenn auch ſchon geſchwächte, Hoffnung, ſich ihre Neigung wieder zu erwerben. Am 28. Auguſt 1768, ſeinem neunzehnten Geburts-

tage, fuhr er in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger ihm bekannten Personen aus Leipzig ab.

Nicht ahneten die, von denen er damals Abschied nahm, daß wenige Jahre später der Ruhm seines Namens Europa erfüllen werde. Und doch hat diese Leipziger Periode den künftigen Goethe in mehr als einer Hinsicht vorgebildet. Seine Eigenthümlichkeit, die Richtungen seiner geistigen Thätigkeit treten schon entschieden hervor; seinem ganzen Wesen wird die Form gegeben, welche seine spätere Ausbildung bedingte. Zwar mußte er reuig bekennen, die Zwecke des Vaters, der einen gründlichen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte, versäumt zu haben und kein fleißiger Student weder in Gellert's noch Böhme's Sinne gewesen zu sein. In Anerkennung des Werthes folgerechter Studien mochte er manchmal seinen Freund Hermann um den ruhigen Gang seines erfolgreichen gelehrten Fleißes beneiden. Doch Goethe war ein anderes Ziel vorbehalten. Sein Geist verlangte sich auszubreiten nach allen Richtungen, um in der Universalität der Anschauungen und Begriffe sich eine höhere und umfassende Weltansicht zu erringen. Dazu bedurfte er, sich hineinziehen zu lassen in den mannigfaltigen Wechsel der Welterscheinungen, einzutauchen in den auf- und niedersteigenden Wellenschlag des Lebens, auch Stürme der Leidenschaft durchzukämpfen, um in dem eigenen Busen alles Menschliche durchzuempfinden und in der Herrschaft über den anschwellenden Drang des Lebens die ewige Wahrheit der Poesie zu finden.[14]) Der alte deutsche Dichtergarten, in welchem er sich früher schon so bequem eingerichtet hatte, ward ihm freilich zerstört; aber die versunkene Insel der Poesie stieg wieder empor, um sich mit Myrten und Lorbeern zu schmücken und in stillen Hainen ein glückliches Geschlecht zu empfangen.

Drittes Capitel.

Herbſt 1768 — Herbſt 1771.

Die Reiſe von Leipzig nach Frankfurt, die faſt eine Woche hinnahm, ging glücklich und in heiterer Stimmung von Statten; nur erfüllte ihn, je näher er ſeiner Vaterſtadt kam, der Gedanke an den Eintritt ins elterliche Haus um ſo mehr mit Beſorgniß und Niedergeſchlagenheit. Mit wie ganz andern Ausſichten und Plänen hatte der Vater den rüſtigen Jüngling entlaſſen! und jetzt kehrte er wie ein Schiffbrüchiger heim, deſſen gebrochene Geſundheit auch die letzte der Hoffnungen zu vereiteln ſchien. Der erſte Anblick des „aus dem Grabe erſtehenden Todten" mochte nicht gar tröſtlich ſein. Gleich die erſte Begegnung zwiſchen Vater und Sohn verurſachte eine leidenſchaftliche Scene. Uebrigens fand er Alles beim Alten, außer dem Großvater, dem der Schlag die eine Seite gelähmt hatte; er war zwar ziemlich wieder hergeſtellt, konnte aber doch mit der Sprache noch nicht recht fort.

Die Freude wohnte im Goethe'ſchen Hauſe nicht, weil keiner den Andern verſtand, und ſeit der Abreiſe des Sohnes war das Verſtändniß noch mehr erſchwert, faſt unmöglich geworden. Der Vater blieb ſich immer gleich; er fand noch immer Stoff zur Fortſetzung ſeiner Reiſebeſchreibung,

ging seinen Liebhabereien nach und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte. Sein Lehrtrieb hatte sich in den letzten Jahren ganz seiner Tochter Cornelia gewidmet. Er nöthigte sie zu Uebungen des Französischen, Englischen und Italienischen und leitete zu diesem Behuf auch ihre Correspondenz, so daß nicht einmal die Geschwister während ihrer Trennung sich ihre Empfindungen vertraulich und offen hatten mittheilen können. Auch zum Ueben am Claviere ward sie consequent angehalten. Weil der Vater niemals den freien Trieb walten ließ, geschah nichts mit Neigung und mit Lust; sie sah in ihm zuletzt nur den Haustyrannen, der ihr jede unschuldige Freude versage oder vergälle. Daher wandte sich ihr Gemüth mit der ihr eigenen Strenge und Härte wider den Vater; ihr Verhältniß zu ihm ging nicht über die militärische Subordination hinaus; sie that nichts aus Liebe und Gefälligkeit. Die Mutter vermochte nicht dies zu ändern; auch zu ihr bildete sich kein inniges Vertrauen. Dennoch empfand Cornelia in ihrer Verlassenheit das Bedürfniß der Liebe; aber das Bewußtsein, nicht schön und anmuthig zu sein und die herzengewinnende Gabe ihrer schönen Freundinnen, denen sie geistig sich überlegen fühlte, nicht zu besitzen, machte sie Männern gegenüber befangen und entzog ihr dadurch auch die Gelegenheit, durch Geist und Bildung zu ersetzen, was die Natur ihr versagt hatte. Wie sehr sie der wärmsten Liebe fähig war, sieht man aus den uns aufbehaltenen Tagebuchsaufzeichnungen, welche das schüchterne Geständniß ihrer Neigung zu einem kurze Zeit in Frankfurt verweilenden jungen Engländer enthalten [15]). Allein dem Verlangen nach einer ehelichen Verbindung stand die Furcht zur Seite, nie glücklich zu werden, weil sie nicht im Stande sein werde glücklich zu machen. Um so heftiger war die Liebe, die sie dem Bruder zuwandte; die Sorge für seine Pflege und

Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit, sie war erfinderisch ihn zu erheitern; auch die Freundinnen mußten allerlei ausſinnen, um ihm frohe Stunden zu bereiten. Hier waltete das vollſte gegenſeitige Vertrauen; was er ſchrieb, theilte er ihr mit; ſie erſannen eine Coterieſprache, um ſelbſt in Gegenwart anderer Perſonen das Geheimniß vertraulicher Mittheilung zu bewahren.

Goethe's Geneſung ging nur langſam. Er hatte viele Schmerzen auszuſtehen und mußte ſich in Geduld und Selbſtbeherrſchung üben, ſo daß er in dieſer Hinſicht mit Recht ſagen mochte, er habe während ſeiner Krankheit viel gelernt, was er nirgends in ſeinem Leben hätte lernen können. Er mußte ſeinen Willen ſtrengen diätetiſchen Vorſchriften unterwerfen [16]), die ihn allem freieren Lebensgenuß zu entſagen nöthigten: „kein kranker Menſch genießt die Welt.“ Er war den Winter über meiſt an ſein Zimmer gefeſſelt. Da jedoch anſtrengende und aufregende Beſchäftigung vermieden werden mußte, ſo erheiterte Zeichnen und Malen vornehmlich ſeine einſamen Stunden. Maler Morgenſtern — Seekatz war kurz vor ſeiner Rückkehr geſtorben — ging ihm dabei an die Hand. Auch das Radiren von Landſchaften ward wieder vorgenommen. Vielleicht war Unvorſichtigkeit beim Aetzen die Urſache, daß ſich zu der Geſchwulſt am Halſe noch eine Entzündung der Kehle, beſonders des Zapfens, geſellte, ſo daß er nur unter heftigen Schmerzen etwas verſchlucken konnte.

Gegen Ende des Jahrs ſchien er völlig hergeſtellt zu ſein. „Ja, meine Liebe,“ ſchreibt er unterm 30. Decbr. an Käthchen Schönkopf, „es iſt wieder vorbei, und inskünftige müſſen Sie ſich beruhigen, wenn es ja heißen ſollte, er liegt wieder! Sie wiſſen, meine Conſtitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat ſie ſich wieder zurechte geholfen; diesmal war's arg, und ſah noch ärger

aus, als es war, und war mit ſchrecklichen Schmerzen verbunden.“ Die Theilnahme der Frankfurter Freunde äußerte ſich ſehr lebhaft; Legationsrath Moritz gab zur Feier der Geneſung des jungen Freundes eine große Geſellſchaft. Doch folgte noch mancher Rückfall; ſchon der Januar bannte ihn wieder ins Zimmer. Die Verdauungswerkzeuge waren ſo geſtört, daß die ſchmerzlichſten Symptome ihn oft der Verzweiflung nahe brachten. Erſt mit der mildern Jahrszeit kehrten Geſundheit und Frohſinn zurück, wenn auch eine körperliche Schwäche noch auf längere Zeit fortdauerte.

In ſeinem Leiden, ſeiner Abgeſchiedenheit von den Freuden der Welt hing er um ſo inniger und dankbarer an Leipzig, an den Erinnerungen der dort verlebten ſchönen Tage. Die aus Leipzig geſchriebenen Briefe, welche der Vater ſorgfältig aufbewahrt, geheftet, ſogar durchcorrigirt hatte, wurden als ein Denkmal jener inhaltsreichen Lebensperiode fleißig betrachtet. Die reichsſtädtiſchen Formen ſeiner Vaterſtadt, das beſchränkte Familienleben, der pedantiſche Ton des Umgangs waren ihm widerwärtig, wenn er ſie mit dem geiſtvollen geſelligen Verkehr und der geſchmackvollen Bildung Leipzigs verglich. Für die Frankfurter Mädchen, die bei geringen Bildungsintereſſen viel Stolz und Prüderie beſaßen, konnte er kein Herz faſſen. Goethe beklagt ſich, daß die Frankfurterinnen ſo wenig Sinn für das Schöne, Naive und Komiſche hätten, während die Grandiſons und die ähnliche „phantaſtiſche Familie“ bei ihnen in großem Anſehen ſtänden. „Welch ein Unterſchied“, rief er aus, „zwiſchen den ſächſiſchen und den hieſigen Mädchen!“

Es war ihm daher ein Bedürfniß, durch briefliche Unterhaltung in das Oeſer'ſche und Breitkopf'ſche Haus und in den Schönkopf'ſchen Familienkreis zu treten, an Friederike Oeſer ſein Herz auszuſchütten und um die Liebe

seines spröden Käthchens zu werben. Für sie malt er Fächer und Schuhe und sendet ihr diese und andere Sächelchen zum Geschenk. Seinen ersten Brief aus Frankfurt beantwortet sie schnell, obwohl nicht, wie er den Inhalt wünschte. „Meine geliebteste Freundin," beginnt sein zweiter Brief vom 1. Nov., „noch immer so munter, noch immer so boshaft, so geschickt, das Gute von einer falschen Seite zu zeigen, so unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten, alle diese liebenswürdigen Grausamkeiten enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der Minna anders schreiben? Ich danke Ihnen für eine so unerwartet schnelle Antwort, und bitte Sie auch inskünftige, in angenehmen muntern Stunden an mich zu denken und, wenn es sein kann, an mich zu schreiben. Ihre Lebhaftigkeit, Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein, als er will." — Aber Betheurungen, wie „Sie haben meine ganze Liebe, meine ganze Freundschaft, und das allerbesonderste Compliment ist doch noch lange nicht der tausendste Theil davon", finden jetzt keinen Glauben, wenigstens keine Wirkung mehr. Was Goethe voraussehen konnte, geschah; ein Anderer hatte ihr Herz erworben; im Frühling 1769 ward sie die Verlobte eines Dr. Kanne, welcher, von Goethe selbst eingeführt, im Schönkopf'schen Hause wohnte, und als dessen Gattin sie 1810 gestorben ist.

Gleichwohl hat ihn die Nachricht von dem gewissen Verlust überrascht. Die nachfolgenden Briefe, in denen sich Theilnahme und Schmerz gegenseitig bekämpfen und oft in einen bittern Humor überschlagen, sind ein Beweis, wie tief sein Herz ergriffen war. „Das liebenswürdigste Herz," schreibt er, „ist das, welches am leichtesten liebt, aber das am leichtesten liebt, vergißt auch am leichtesten. — Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben

zu ſehen. Ein unerhörter Liebhaber iſt lange nicht ſo unglücklich, als ein verlaſſener, der erſte hat noch Hoffnung und fürchtet wenigſtens keinen Haß, der andere, ja der andere — wer einmal gefühlt hat, was das iſt, aus einem Herzen verſtoßen zu werden, das ſein war, der mag nicht gerne daran denken, geſchweige davon reden." Er bittet ſie, wenn ſeine Lieder im Druck erſcheinen, manchmal Petern eines ſpielen zu laſſen, „wenn Sie an mich denken wollen". „O könnte ich," ruft er in einem ſpätern Briefe aus, „die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich ſchwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte geſcheuter ſein." In ruhig wehmüthiger Stimmung ſchreibt er am 12. December 1769 an ſie, nachdem ein Traum ihn lebhaft an ſie erinnert hat; er glaubt, daß ſie ſchon verheirathet ſei; er will jetzt nicht wieder nach Leipzig kommen; er bittet ſie, ihm nicht mehr zu antworten: „Ich mag Ihre Hand nicht mehr ſehen, ſo wenig als ich Ihre Stimme hören möchte; es iſt mir leid genug, daß meine Träume ſo geſchäftig ſind. — Kein Hochzeitsgedicht kann ich Ihnen ſchicken; ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder drückten ſie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus." Doch ſie ſchrieb ihm wieder, und er meldete ihr im Januar 1770 in einem heitern Briefe, daß er im März Frankfurt verlaſſen werde. „Zu Ihnen darf ich noch nicht kommen, das merk' ich; denn wenn ich Oſtern käme, ſo wären Sie vielleicht noch nicht verheirathet. Und Käthchen Schönkopf mag ich nicht mehr ſehen, wenn ich ſie nicht anders ſehen ſoll als ſo. Zu Ende Märzens geh' ich nach Straßburg, wenn Ihnen daran was gelegen iſt, wie ich glaube. Wollen Sie mir auch nach Straßburg ſchreiben? Sie werden mir eben keinen Poſſen thun. Denn Käthchen Schönkopf — nun ich weiß ja am beſten, daß ein Brief von Ihnen mir ſo lieb iſt als ſonſt eine Hand. Sie ſind ewig das liebenswürdige Mädchen,

und werden auch die liebenswürdige Frau ſein — —.“ Wahrſcheinlich war es ſein letzter Brief.

Während der langwierigen Leiden der Krankheit, welche langes Siechthum oder frühen Tod befürchten ließ, hatte Goethe die Tröſtungen der Religion aufs lebhafteſte empfunden; der Hang zu religiöſer Beſchaulichkeit, der ſchon das Gemüth des Knaben eine Zeitlang ernſt beſchäftigt hatte, trat aufs neue mächtig hervor. Was ihn in Leipzig an Langer's Unterhaltung gefeſſelt hatte, zog ihn jetzt wieder zu der liebevollen Freundin ſeiner Jugend, dem Fräulein von Klettenberg, deren Verhältniß zu Goethe's Mutter in den letzten Jahren ein noch innigeres geworden war. Sie war der Ueberzeugung, daß ihr junger Freund eben ſo ſehr an der Seele als am Körper leide, daß ſeine leidenſchaftliche Unruhe daher rühre, „weil er keinen verſöhnten Gott habe.“ Sie ermahnte ihn zur Demuth, Gottergebenheit und Geduld, worin ſie ſelbſt, eine Leidende, mit einem bewunderungswürdigen Beiſpiel ihm voranging. Er ſchloß ſich wieder eng an den Kreis der Frommen, und ſeine Seele erfüllte ſich mit poetiſch-myſtiſchen Contemplationen, da er mit dem bloßen Inſichaufnehmen ſich nicht begnügen konnte, ſondern das Empfangene ſich auf ſeine Weiſe zurechtlegte.

Jene myſtiſchen Kreiſe blieben indeß nicht bei der Religion ſtehen, ſondern magiſche und alchymiſtiſche Experimente waren bei ihnen Gegenſtand ernſthafter Grübeleien und Verſuche. Goethe's Arzt, der Dr. Gottfried Wilhelm Müller[17]), ein tüchtiger Naturforſcher, ſtand bei den Klettenberg'ſchen Frommen in ganz beſonderm Anſehn, weil er den Glauben zu verbreiten wußte, daß er im Beſitze gewiſſer Geheimmittel ſei, welche er durch verborgene alchymiſtiſche Weisheit zu Stande gebracht habe. Durch dieſen Mann, behauptete Fräulein von Klettenberg, von einer ſechsmonatlichen Krank-

heit in drei Tagen geheilt worden zu ſein. Auch an Goethe bewährte ſich ſeine Kunſt, indem dieſer bei einem heftigen Unterleibsleiden, wo keine angewandten Mittel etwas fruchten wollten, und er unter ſchmerzlichen Beängſtigungen das Leben zu verlieren glaubte, dem geheimen Univerſalmittel, das der Arzt endlich auf leidenſchaftliches Andringen der beſorgten Mutter hergab, ſeine Rettung verdankte. In dieſem Dr. Müller erkennen wir das Urbild zu dem Arzt in Fauſt, — „ein dunkler Ehrenmann, der über die Natur und ihre heiligen Kreiſe, in Redlichkeit, jedoch auf ſeine Weiſe, mit grillenhafter Mühe ſann.“ Auf ſeine Empfehlung ſtudirte Goethe nebſt ſeiner Mutter und Fräulein von Klettenberg Georg von Welling's „Opus mago-cabbalisticum et theosophicum, darinnen der Urſprung, Natur, Eigenſchaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Mercurii beſchrieben“ ꝛc. ꝛc. (1735), mit einem Anhange über verſchiedene alchymiſtiſche Operationen, woraus Vieles in die Fauſtdichtung übergegangen iſt. Von dieſem Werke gerieth er auf einige ältere Schriften ähnlichen Inhalts, auf die es hinwies, Theophraſtus Paracelſus, Helmont, den Chemiker Baſilius Valentinus, den Alchymiſten Georg Starkey. Beſonders ward Goethe von den Schriften, die unter dem Titel Aurea Catena Homeri bekannt waren und eine philoſophiſch-alchymiſtiſche Geheimlehre enthielten, angezogen. Mancher Winterabend wurde ihm in Geſellſchaft der beiden Frauen mit Verſuchen, die geheimnißvollen Kräfte der Natur kennen zu lernen und ihr mediciniſche Univerſalmittel abzulocken, verkürzt.

Als er mit der beſſern Jahrszeit ſich wieder in ſeinem Giebelzimmer aufhalten durfte, legte er ſich hier einen kleinen Apparat an und begann durch chemiſche Experimente verſchiedene Salze und Säfte zu bereiten. Am meiſten beſchäftigte ihn der ſogenannte Liquor Silicum (Kieſelſaft),

welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel, die sich im Main recht schön und weiß finden, mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zergeht und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. So abenteuerlich auch diese Operationen erscheinen, so waren sie doch für den Genesenden, dem ein folgerechtes anstrengendes Studium noch untersagt war, eine wohlthuende Zerstreuung. In dem Ernst, womit er ihnen sich hingab, liegt doch auch zugleich der Keim zu späterer Erforschung der Natur. Schon damals ging ihm praktisch die Einsicht in manche Naturformen auf; er achtete genau auf alle Krystallisationen, er lernte die Stoffe näher kennen und näherte sich zugleich der wissenschaftlichen Chemie, indem er Boerhave's chemisches Compendium fleißig durcharbeitete.

Sein Streben nach religionsphilosophischer Erkenntniß führte ihn zu der Kirchen- und Ketzerhistorie Gottfried Arnold's, eines der ausgezeichnetsten Theologen der Spener'schen Schule. Dieses, mit eben so frommem Sinne als ausgebreiteter Gelehrsamkeit geschriebene, umfangreiche Werk konnte nicht anders als höchst anregend auf einen denkenden Geist wirken. Die nächste Folge war eine im Sinne der Gnostiker erbaute Schöpfungs- und Erlösungstheorie, die noch in der Faustdichtung nachklingt.

Unter diesen und ähnlichen, nach verschiedenen Seiten abschweifenden Beschäftigungen verfloß auch der zweite Winter in Frankfurt, wo Goethe's Gesundheitszustand noch der Pflege und Aufsicht im elterlichen Hause bedürfen mochte. Von poetischen Werken scheinen in dieser Zeit am meisten Shakspeare und Wieland seine Verehrung genossen zu haben, die er in dem schon oben angezogenen Briefe (20. Febr. 1770) an den Buchhändler Reich, dem er für die Uebersendung von Wieland's Dialogen des Diogenes seinen Dank

abſtattet, ſeine echten Lehrer nennt. „Meine Gedanken“ — ſo lautet dies charakteriſtiſche Bekenntniß — „über den Diogenes werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und ſchweigen iſt Alles, was man bei dieſer Gelegenheit thun kann; denn ſogar loben ſoll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht ſo groß iſt, wie er. — Wenn Sie dieſem großen Autor, Ihrem Freunde, ſchreiben oder ihn ſprechen, ſo haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menſchen bekannt zu machen, der zwar nicht Manns genug iſt, ſeine Verdienſte zu ſchätzen, aber doch ein genug zärtliches Herz hat, ſie zu verehren.“

Goethe's eigene poetiſche Production wurde nicht, wie ſie doch bedurfte, durch Lebensereigniſſe noch durch ein warmes Liebesverhältniß angeregt. Nur das mag man in dieſer Leere ein Ereigniß für den erregbaren Jüngling nennen, daß er den heldenmüthigen, wenn auch unglücklichen, Vertheidiger der Freiheit ſeines Vaterlandes, den Corſen Pascal Paoli, der auf ſeiner Reiſe nach England Frankfurt berührte, im Bethmann'ſchen Hauſe kennen lernte und dem liebenswürdigen Manne eine begeiſterte Verehrung widmete, ſo daß ohne Zweifel dieſe anmuthige Heldengeſtalt ihm bei der Dichtung des Götz und Egmont vor die Seele trat. „Es iſt eine Wolluſt“ — ſagt Bruder Martin im Götz — „einen großen Mann zu ſehen.“ Uebrigens erſchien ihm das Frankfurter Leben höchſt proſaiſch; auch Freund Horn, der im Frühjahre 1769 von Leipzig zurückgekehrt war, findet es dort „ſehr ſtipide“ und meint, auch Goethe ſei in der „Reichsluft“ „ſehr ſtipide“ geworden. Kein Frankfurter Mädchen, wenn er gleich einige als „angenehme Creaturen“ zu rühmen hatte, flößte ihm eine leidenſchaftliche Neigung ein, und die Liebe zu Käthchen trug keine poetiſchen Blüthen mehr: „nur in Frühlingstagen“ — ſo klagte er — „ſchneiden Schäfer in die Bäume, nur in der

Blumenzeit bindet man Kränze". Ein „Neujahrslied" ward im December 1768 noch in der Weise der Leipziger Lieder gesungen, wie er bekennt, „in einem Einfall von großer Narrheit gemacht", und ihnen angeschlossen. Ein uns erhaltenes geistliches Lied [18]), das wohl nur in diese Zeit gesetzt werden kann, läßt vermuthen, daß er deren einige im Sinne und zu Liebe des Klettenberg'schen Kreises gedichtet habe. Zum Zeitvertreib wurden Märchen und eine Farce „Lustspiel in Leipzig" niedergeschrieben. Alles dies nebst mehreren andern Papieren wurde, bevor er aufs neue Frankfurt verließ, dem Feuer geopfert, und nur Behrischens Liederbuch, so wie das Manuscript der Laune des Verliebten und der Mitschuldigen, woran er zu bessern fortfuhr, — dem Buchhändler Fleischer hatte er es vergebens zum Druck angeboten — blieben verschont.

Nicht lebhafter hatte er sich vor fünftehalb Jahren aus Frankfurt hinausgesehnt, als er jetzt verlangend dem Frühling 1770 entgegensah, der ihm zum zweiten Male die Freiheit wiedergeben sollte. Frankfurt war er längst „satt". Das Verhältniß zum Vater hatte sich in nichts gebessert. Die Mißstimmung, die dieser nicht verbarg, wenn die Genesung sich verzögerte oder Rückfälle eintraten, erzeugten eine bittere Gegenwirkung, und wie sehr mochte der unkindliche Sinn der Schwester diese verstärken helfen? In Ansicht und Urtheil bestand zwischen Vater und Sohn eine so große Verschiedenheit, daß stets ein Widerspruch hervorgerufen ward, der sogleich zu heftigen Scenen führte. Noch kurz vor der Abreise gerieth der Vater „in einen unglaublichen Zorn", als der Sohn sich herausnahm, die Bauart der Leipziger Häuser zu rühmen und dem Vater anzuempfehlen, auch in seinem stattlichen Hause die Treppe an die Seite zu legen, um jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thür zutheilen zu können. Der Wiederkehr einer solchen

Scene aus dem Wege zu gehen, beſchleunigte er nur noch mehr ſeine Reiſe nach Straßburg, wo er nach des Vaters Wunſch, der ihm ganz genehm war, ſeine juriſtiſchen Studien beendigen und promoviren ſollte, um dann ſchließlich noch einige Zeit in Paris ſich aufzuhalten. Horn gab ihm bis Mainz das Geleit. Ohne Aufenthalt ward in kurzer Zeit in der neueingerichteten bequemen Diligence die Reiſe vollbracht, und er langte am 2. April 1770 in der Stadt an, die ihm zum zweiten Mal den vollen Genuß der Jugend entgegenbrachte, und wo ihm für Geiſt und Herz ein neues, unendlich reiches Leben erblühte.

Als er von der Platform des Münſters zum erſten Mal ſeine Blicke über das ſchöne Rheinthal ſchweifen ließ, das ſich zwiſchen den Vogeſen und dem Schwarzwald, durchſchlängelt von dem ſtolzen Strom und zahlloſen kleinen Flüſſen, hinzieht, ſegnete er entzückt das gütige Geſchick, das ihm einige Sommer ſeiner Jugendzeit in dieſer paradieſiſchen Gegend zu verleben gönnte. Nach einer langweiligen, in körperlichem Leiden und mit verdüſtertem Gemüthe durchlebten Krankheitsperiode trat er wieder mit friſchem Jugendmuthe ins reiche genußverheißende Leben hinein, und die Ahnung trug auf die vor ihm ausgebreitete Fläche ſchon künftige Freudeſcenen ein. „Der Himmelsarzt", ſchrieb er einem Freunde, „hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder geſtärkt, und Muth und Freude ſind wieder da."

Er miethete ſich eine Wohnung an der Sommerſeite des Fiſchmarkts (Nro. 80), einer ſchönen langen Straße, wo ein lebhafter Verkehr dem Auge in unbeſchäftigten Augenblicken ſtets Unterhaltung bot. Empfehlungsbriefe führten ihn in einige Familien ein, auch in pietiſtiſche Kreiſe, durch deren Einfluß man die Wiederkehr der Leipziger Fehltritte abzuwenden hoffen mochte. Einer ſeiner Gönner empfahl

ihm eine Tischgesellschaft bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth (Krämergasse Nro. 13), die aus ungefähr zehn, älteren und jüngeren, Personen bestand. Den Vorsitz führte gewissermaßen Dr. Salzmann, Actuar beim Pupillencollegium, ein unverheiratheter Mann von ungefähr funfzig Jahren, dessen feines Benehmen und vielseitige Erfahrung den jungen Goethe bald sehr zu ihm hinzog. [19]) Auf dessen Rath wandte er sich zum Behuf der praktischen Einübung des juristischen Wissens an einen Repetenten, der sich durch Kenntnisse und Lehrtalent großes Vertrauen erworben hatte. So sehr dieser auch bei Goethe das Zutrauen rechtfertigte, so ward es ihm doch schwer, den lebhaften Jüngling in dem Kreise der positiven Rechtswissenschaft festzuhalten und ihn aus den umherschweifenden Discursen auf den nächsten Zweck hinzuführen. Für solches Gedächtnißwerk hatte Goethe wenig Sinn. Das Meiste, was er zum Examen bedurfte, hatte er schon auf andern Wegen erlernt, und es kostete nicht viel Mühe, was allenfalls noch erforderlich war, mit einigem Fleiße zu ergänzen.

Da ihm die Rechtswissenschaft keine genügende geistige Beschäftigung gab, so konnte er seine akademische Zeit benutzen, um sich in den Gebieten des Wissens zu ergehen, in die ein innerer Trieb ihn lebhaft hineinzog. Den Naturwissenschaften und der Medicin war er auf den mystischen Irrgängen der Alchymie und Magie nahe getreten; noch von Straßburg aus meldet er dem Fräulein Klettenberg, daß die Alchymie seine geheime Freundin sei. Aber in der Helle des akademischen Lebens mußten solche Nebel bald verfliegen; schon die Gespräche seiner Tischgenossen, die meistens Mediciner waren, führten oft auf wissenschaftliche Behandlung medicinischer Probleme. Daher entstand auch bei Goethe das Verlangen nach einer wissenschaftlichen Einsicht in das Gebiet der räthselvollen Natur. Er wohnte

ſchon im erſten Semeſter dem Clinicum des älteren Ehrmann und den Lectionen des jüngeren über Entbindungskunſt bei und hörte im Winter Vorleſungen über Chemie und Anatomie; ohne Zweifel war auch der Unterricht in der Phyſik von dieſem Curſus nicht ausgeſchloſſen. Bei dieſem Wachsthum an Naturkenntniſſen ward ihm zugleich in Folge des ihm eingebornen Triebes, die Natur als ein lebendiges Ganzes aufzufaſſen und zu vergeiſtigen, das Bedürfniß fühlbar, für die zerſtreuende Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen ein ideales Band zu entdecken. Ein ſolches hoffte er in dem damals Aufſehen erregenden Système de la nature zu finden; aber der ſchale Atheismus der franzöſiſchen Naturaliſten erſchien ihm nur geſpenſtiſch und todtenhaft, mehr abgeſchmackt und lächerlich, als gefährlich, und trug nur dazu bei, ihm die Philoſophie, vor Allem die Metaphyſik, zu verleiden.

Für ſeine Beſchäftigung mit den Werken der Kunſt ſchien ihm Straßburg weniger, als Leipzig, zu gewähren; ſeinen lieben Oeſer ſah er dort nicht erſetzt. Doch fand ſich ſchon im Mai des Jahres 1770 eine unverhoffte Gelegenheit, die äſthetiſchen Principien deſſelben wieder lebendig zu machen und zur Anwendung zu bringen. Zum feſtlichen Empfang der jungen Gemahlin des franzöſiſchen Thronfolgers, Marie Antoinette von Oeſtreich, war auf einer Rheininſel ein zierliches Gebäude errichtet. Die Nebenſäle waren mit den nach Rafaels Cartons gewirkten Teppichen geziert, die Goethe hier zum erſtenmal ſah und mit vollem Entzücken in ſich aufnahm. Wiederholt wußte er ſich vom Pförtner den Eintritt zu verſchaffen, um dieſe Kunſtwerke nicht nur zu genießen, ſondern auch zu begreifen. Gern überſah er dabei das Unpaſſende, daß man Chriſtus und die Apoſtel zum Schmuck eines Hochzeitsgebäudes verwendet hatte. Aber ſein Kunſtſinn war empört durch die den Haupt-

saal schmückenden Teppiche, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. Sie stellten die Geschichte des Jason, der Medea und Kreusa dar, Scenen der unglückseligsten Heirath. Mit solchen düstern ahnungsreichen Bildern die Königsbraut an Frankreichs Grenzen zu empfangen, erschien ihm taktlos und grauenhaft, und dieser Eindruck mochte ihm verstärkt werden, als bald darauf die Schreckensnachricht eintraf, daß während der Feuerwerke zu Paris eine Menge Menschen bei dem Gedränge in der rue royale umgekommen sei. An diesen Eindrücken hatte nicht bloß das Kunstgefühl Antheil, sondern es tritt darin auch ein tieferer poetischer Sinn hervor, welcher in dem, was dem gewöhnlichen Menschen zufällig und gleichgültig scheint, etwas Bedeutendes sieht, womit heitere oder düstere Ahnungen sich beschäftigen. Sie schwebten ihm lebhaft wieder vor, als die junge Fürstin, die damals im Glanze jugendlicher Schönheit und Majestät auf Frankreichs Boden einzog, ein Denkmal des furchtbaren Wechsels irdischer Hoheit ward.

Bei dem Durchzuge der Königin machte Goethe einen neuen Versuch in französischer Poesie, der sein letzter geblieben ist. Man hatte die Anordnung getroffen, daß keine mißgestalteten Personen, Krüppel und Lahme sich der Königin auf ihrem Wege zeigen sollten. Er zog daher in einem scherzhaften Gedichte eine Parallele mit Christus, der eben die zu sich kommen ließ, welche die Ankunft der Königin verscheuchte.[20]) Ein Franzose, mit dem er damals umging, kritisirte streng Sprache und Versmaß, und Goethe erinnerte sich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Bei dieser Gelegenheit treffen wir noch auf einen andern Zug, der Goethe's Wesen eigen war, den Hang zu Mystificationen, welcher mit dem genialen Muthwillen, der den gleichmäßigen Schritt des gewöhnlichen Lebens poetisch zu beleben sucht, zusammenhängt und mit hinterlistiger Schaden-

freude nie etwas gemein hatte. Freund Horn, deſſen Perſönlichkeit ſchon in Leipzig zu ſolchen Scherzen aufgefordert hatte, erhielt von Goethe einen aus Verſailles datirten Brief, worin er ihm ſeine glückliche Ankunft daſelbſt und ſeine Theilnahme an den Feierlichkeiten meldete, ihm aber ſtrenges Stillſchweigen auferlegte. Als nun die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniſſe zu Paris nach Frankfurt kam, von Goethe aber wegen eines kleines Ausflugs keine Briefe einliefen, theilte Horn das Geheimniß mit und ängſtigte ſich und die Freunde, bis ein Brief aus Straßburg ſie aller Sorge enthob. Die herzlichen Nachrichten von den Freunden rührten Goethe ſo, daß er ſolche Scherze für immer verſchwor; doch ſehen wir noch mehrmals derartige Improviſationen wiederkehren.

Die geſelligen Verhältniſſe in Straßburg ſagten ihm ſehr zu. Die ſchöne Jahreszeit lud ins Freie, und in heitern geſelligen Stunden ſog er wieder die ganze volle Friſche jugendlichen Frohſinns in ſich. Muntere Mädchen theilten manchmal die Geſellſchaftsſpiele. Seine Lieder „Stirbt der Fuchs ſo gilt der Balg“ und „Blindekuh“ ſind das erſte Zeugniß, daß ſeine Lyrik neue Töne gefunden hatte. Ob in den Namen Dorilis und Thereſe eine beſtimmte Beziehung zu ſuchen ſei, wird niemand entſcheiden wollen. Auf Salzmann's Rath wurde das Kartenſpiel wieder aufgenommen und Whiſt gelernt, obwohl ſich anfangs einige religiöſe Bedenken dagegen regten; in einem ſeiner Briefe erörtert er ziemlich umſtändlich, ob Spielen Sünde ſei. Denn die in den Frankfurter pietiſtiſchen Kreiſen erhaltenen Eindrücke wirkten auch noch in Straßburg fort. Er ſetzt den Briefwechſel mit ſeiner frommen Freundin fort, er geht andachtsvoll zum heiligen Abendmahl und hält ſich zu den „frommen Leuten“ in Straßburg. Dieſer Umgang konnte indeß nicht von langer Dauer ſein; „ſie ſind“, klagte er,

„so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte, lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und meinen, das wäre Alles, weil sie sonst nichts wissen.“ Er verkehrte daher wieder unter Weltkindern und gab der frohen Laune Raum, die in seine Natur gelegt war.

Die Liebe zur Musik erwachte aufs neue; er nahm Unterricht auf dem Violoncell. Uebungen in körperlicher Gewandtheit erhielten wieder neuen Reiz; mit den Universitätsfreunden ward das Fechten geübt; die schöne Umgebung erhöhte die Lust am Reiten, das ihm nur im Freien Freude machte. Bei der Aussicht auf die glänzenden Bälle des nächsten Winters schien das Tanzen unentbehrlich, das er seit fünf Jahren, sogar in Leipzig nicht geübt hatte. Er nahm daher noch vor Beginn der Saison Unterricht bei einem geschickten Tanzmeister, einem Franzosen, dessen Lectionen ihn um so rascher förderten, als sie von der Mitwirkung seiner beiden hübschen Töchter unterstützt wurden. Diese faßten bald eine lebhafte Neigung zu dem schönen feurigen Jüngling, besonders Lucinde, die älteste, während er sich der jüngeren mehr zuwandte, deren Betragen, da sie bereits mit einem Entfernten sich verlobt hatte, stiller und gemessener war. Manchmal ersuchten sie ihn, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben; er las ihnen vor und erwiderte auch sonst ihre Freundlichkeit durch Uebersendung von Blumen und Früchten. Die Leidenschaft Lucindens und die wachsende Liebe Emiliens nöthigten ihn, wenn er nicht beide noch unglücklicher machen wollte, das Haus zu meiden. Als er aber scheidend von Emilien mit Küssen entlassen ward, stürzte Lucinde aus dem Nebenzimmer herbei, und indem sie in leidenschaftlicher Aufregung die Schwester mit Vorwürfen überhäufte, als habe sie ihr den Geliebten

entwendet, umschlang sie ihn, durchwühlte seine Locken und küßte ihn mehrmals; „Unglück über Unglück", rief sie aus, „für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!" — Er flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Die siegreiche Anziehungskraft des frischen jugendlichen Muthes, der Geist und Gemüth belebend und erwärmend durchströmte, machte sich auch in dem Freundekreise geltend, der in der Salzmannschen Tischgesellschaft seinen Vereinigungspunct fand; sie vermehrte sich bis auf zwanzig Personen, und die Unterhaltung gewann mehr und mehr an Lebhaftigkeit und Interesse. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich der unter dem Autornamen Heinrich Stilling berühmt gewordene Jung; er hat in der Schilderung seines Eintritts in diesen Cirkel ein treffendes Charakterbild von dem Studenten Goethe aufgezeichnet [21]):

„Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und man sah einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ists am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über und hatte die Regierung

am Tiſch, ohne daß er ſie ſuchte. Herr Trooſt war nett und nach der Mode gekleidet, Stilling auch ſo ziemlich. Er hatte einen ſchwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einſtmalen aufgeſetzt und kam damit an den Tiſch. Niemand ſtörte ſich daran, als nur Herr Waldberg (John Meyer) von Wien. Dieſer ſah ihn an; und da er ſchon vernommen hatte, daß Stilling ſehr für die Religion eingenommen war, ſo fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Trooſt; dieſe lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie ſich dieſes Spottes. Ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein und verſetzte: Probir' erſt einen Menſchen, ob er des Spotts werth ſei! Es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Beſten zu haben! Von dieſer Zeit an nahm ſich Herr Goethe Stilling's an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm und bemühte ſich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen."

Hatte ſich auch Goethe der einſeitigen pietiſtiſchen Richtung, von der Jung nicht ablaſſen konnte, entzogen, ſo ſtand er jenen Gemüthszuſtänden doch nahe genug, um ſie mit Liebe zu begleiten und theilnehmend auf ſie einzugehen. Ihm öffnete ſich daher vertrauensvoll Jung's zarter kindlicher Sinn. Aufs lebhafteſte erzählte er ſeine Lebensgeſchichte, die bei aller Einfachheit der Verhältniſſe reich war an Begebenheiten und mannigfacher Thätigkeit. Goethe ermunterte ihn ſie aufzuſchreiben, und ſeinem Antrieb verdanken wir die ſinnige Schilderung von Stilling's Jugend, eine der

anziehendſten Selbſtbiographieen, welche die Literatur aufzuweiſen hat.

Ein anderer wackerer Genoſſe, der ſich eng an beide anſchloß, war Lerſe, das Muſterbild eines deutſchen Jünglings, ſtets bereit, mit unparteiiſcher Geradheit die kleinen Unebenheiten, welche in dem Kreiſe der Freunde etwa hervortraten, auszugleichen. Dieſem liebenswürdigen Charakter ſetzte Goethe ein Freundesdenkmal in Götz von Berlichingen und blieb auch in ſpäteren Jahren noch mit ihm in freundſchaftlicher Verbindung.

Obwohl in Straßburg damals das franzöſiſche Weſen, namentlich in die Bildung der höheren Stände, eingedrungen war, ſo machte ſich doch in Goethe's Nähe deutſche Art und Bildung mit Entſchiedenheit geltend; je mehr in ihm ſelbſt die deutſche Richtung mit Energie hervortrat, deſto mächtiger zog er die Freunde ſich nach. Als er Straßburg zur Fortſetzung ſeiner akademiſchen Studien wählte, hatte die Ausſicht, dort eine größere Gewandtheit in der franzöſiſchen Converſationsſprache ſich zu erwerben, etwas Lockendes; aber dies Streben ward ihm bald verleidet, da er ſich mit ſeinem auf verſchiedenen Wegen erlernten Franzöſiſch ſtets mußte zurechtgewieſen ſehen, ſo daß er lieber den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache ganz von ſich abzulehnen beſchloß. Die Tiſchgeſellſchaft ſprach nur Deutſch und that ſich gerade in der Nähe der franzöſiſchen Cultur auf ihre Deutſchheit etwas zu Gute. In demſelben Maße, als man Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls als die Maxime in Leben und Dichten hinſtellte, ſtieg die Abneigung gegen die fremde Sitte und Sprache. Noch mehr wirkte zu dieſem Zwecke die von Salzmann geſtiftete und geleitete Deutſche Geſellſchaft, in der die neueſten literariſchen Erſcheinungen beſprochen und die Arbeiten der Mitglieder vorgeleſen und beurtheilt wurden. Die franzöſiſche Literatur fand man vor-

nehm und affectirt, und man trat zu ihr in den Gegensatz, den erst ein halbes Jahrhundert später die neuromantische Schule in Frankreich zu vertreten wagte. Damit ging auch mit Goethe's Kunstansichten eine allmähliche Umwandlung vor sich, durch die sein eigenstes Wesen sich selbstständiger herausbildete. Das majestätische Münstergebäude erweckte in ihm eine enthusiastische Liebe zur altdeutschen Kunst.

Als Goethe nach Straßburg kam, hing er noch den Oeser'schen Maximen an, welche die einfache Schönheit, die idealische stille Größe als Princip an die Spitze stellten. Diese von der Antike abstrahirte Ansicht nahm ihn im Voraus gegen die mittelalterliche „gothische" Baukunst ein. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren." Anfänglich wirkte das großartige Bauwerk mehr staunenerregend als gigantische Masse, „ein krausborstiges Ungeheuer". Nicht lange, so bildete es schon den Hintergrund der Erinnerung an schöne Stunden. Von hier überblickte er immer mit neuem Entzücken das schöne Elsaß, hier weilte er mit seinen Freunden manche Abendstunde und weihte der scheidenden Sonne den mit Rheinwein gefüllten Römer. Wiederholt erklomm er die höchsten, zum Theil an der Außenseite des Thurms hinanlaufenden Stufen bis zu dem sogenannten Hals unter dem Knopf und übte sich, ohne Schwindel hinabzublicken. Indem somit das Münster immer von neuem seine Blicke

und seine Schritte zu sich zog, ging ihm nach und nach die Einsicht in die Harmonie der Theile auf. Er erkannte, daß ein harmonisch hoher Geist durch die drei Stockwerke der prächtigen Façade bis zu den Säulenverschlingungen der himmelanstrebenden Thurmspitze walte und auch in all' den mannigfaltigen Zieraten, welche die Thüren und die Fensterrose einfassen und an den Hauptsäulen hinauflaufen, sich offenbare. Durch Messen und Zeichnen drang er in die Harmonie der Einzelheiten ein, so daß es ihm möglich ward zu entdecken, wo die Ausführung des Baues hinter dem ursprünglichen Plane des Meisters zurückgeblieben war. In einer Gesellschaft äußerte jemand, es sei schade, daß statt zweier Thürme nur der eine vollendet sei. Goethe bemerkte, auch dieser eine Thurm sei leider nicht ganz ausgeführt; denn auf die vier Schnecken hätten noch vier leichte Thurmspitzen gesollt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz stehe. „Wer hat Ihnen das gesagt?" fragte einer der Anwesenden. „Der Thurm selbst!" versetzte Goethe. „So sind Sie nicht unwahr berichtet," erwiderte jener: „ich bin der Aufseher der Baulichkeiten; wir haben in unserm Archive noch die Originalrisse." Goethe bedauerte, von diesem Schatz nicht früher unterrichtet gewesen zu sein, und erwirkte sich noch kurz vor seiner Abreise die Erlaubniß, das im Bau Fehlende aus dem Riß aufzuzeichnen. Schon damals drang er darauf, daß man diese Baukunst nicht gothisch, sondern altdeutsch zu benennen habe und führte dies später in der Schrift „von altdeutscher Baukunst" weiter aus. Damit war aber auch die Theorie vom Formideal gefallen. „Die Kunst — so lautete jetzt das Bekenntniß — ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so große, wahre Kunst, ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst. — Laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß

zusammenstimmen; denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre.“ Hiermit war der Schlüssel zum Shakspeare gefunden, und die Compositionen des Götz und Faust konnten sich nach und nach in der Seele des jungen Dichters aufbauen. Der jugendfrohe Dichter streifte die letzte Fessel der Theorie ab und hatte von nun an kein anderes Princip als:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang“, äußert Goethe in seinen biographischen Schilderungen. Wie wenig indeß diese Behauptung gegründet ist, beweisen uns die „Ephemeriden“, das Tagebuch seiner literarischen Beschäftigungen, in denen sich ein vielseitiges Interesse für die wichtigsten Probleme des philosophischen Denkens kund giebt und die Lectüre angesehener Philosophen angemerkt ist[39]). Schwankend greift er hin und her, bald zu den mystischen und pantheistischen Schriften, mit denen er in der letzten Frankfurter Periode in engste Berührung gekommen war, bald zu den Philosophen der neuesten Aufklärungsperiode. Ein Aufsatz, in welchem eine Vergleichung zwischen dem Mendelssohn'schen und dem Platonischen Phädon angestellt wird, zeugt von einem sorgfältigen Studium dieser beiden Schriften.

Faßt man zusammen, mit welchem Drange nach Erkenntniß der geniale Jüngling in die Geheimnisse von Natur und Kunst, in Wissen und Leben hineinzuschauen bemüht war, so hat man es als ein besonders günstiges Geschick zu preisen, daß er in Straßburg mit Herder zusammengeführt ward und in ihm den Lehrer fand, dessen er gerade bedurfte. Herder hatte schon seine Lehrjahre durchgemacht; er hatte

ſich im Schul- und Kirchenamt mit Glück verſucht und durch ſeine Fragmente zur Literatur und kritiſchen Wälder eine Stelle unter den deutſchen Schriftſtellern erworben. Er ſtand mit den größten Männern Deutſchlands in Verbindung; während ſeines Aufenthalts in Paris hatte er mit den geiſtreichſten Denkern Frankreichs verkehrt. Schon lagen in ſeinem Geiſte die herrlichen Früchte vorgebildet, die er auf ſeiner glänzenden Schriftſtellerlaufbahn nach und nach der Nation darreichte. In Begleitung des Prinzen von Holſtein-Eutin kam er im September 1770 nach Straßburg, wo er das Verhältniß zu ſeinem Zögling auflöſte. Da er wegen einer Augenkrankheit den berühmten Arzt Lobſtein zu Rathe zu ziehen wünſchte, ſo ward er den Winter über durch die ärztliche Behandlung in Straßburg zurückgehalten.

Goethe traf mit ihm zufällig an der Treppe des Gaſthofs „zum Geiſt" zuſammen. Seine freundliche Anrede fand Erwiderung, ſo daß ein lebhaftes Geſpräch erfolgte, das er mit der Bitte ſchloß, ihn beſuchen zu dürfen. Die Erlaubniß ward häufig benutzt, indem der empfängliche Jüngling ſich ſtärker und ſtärker angezogen fühlte. In Goethe war eine ähnliche Gährung, wie in Herder's Geiſte; aber während bei jenem noch das Ziel in Nebeln verſchwand und ihm nur in ſchwankenden Ahnungen vorſchwebte, trat bei Herder, der fünf Jahre älter war und als Jüngling ſchon dem gereiften Manne glich, das Urtheil klar und entſchieden hervor. Er ließ es ſich gern gefallen, daß Herder, von Natur zu didaktiſcher Mittheilung geneigt, dem jungen Dichter, der nur zu empfangen bereit war, und was er hatte, nicht einmal geltend zu machen ſuchte, in der ſuperioren Haltung eines Lehrmeiſters gegenüberſtand. Der Umgang mit ihm gewann bald eine ſolche Innigkeit, daß Goethe bei der ſchmerzhaften Operation der Thränenfiſtel, welche Lobſtein im October verrichtete, zugegen war und

Zeuge der bewundernswürdigen Standhaftigkeit des verehrten Mannes sein konnte. Während der langen Leidenszeit, in der die Operation mit gleicher Erfolglosigkeit mehrere Male wiederholt ward, so daß Herder den Winter über sein Zimmer nicht verlassen konnte, erleichterte er ihm die Abgeschiedenheit durch Besuche am Morgen wie am Abend. Oft brachte er ganze Tage bei ihm zu, und bei dieser anregenden Mittheilung ist es begreiflich, „daß in der Fülle dieser wenigen Wochen alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward." Herder bearbeitete damals die Abhandlung von dem Ursprunge der Sprachen, die dem Gebiete angehörte, auf welchem später die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit erwuchsen.

Durch Herder lernte Goethe die Poesie als die ewige Ursprache der Menschheit auffassen und sie in der hebräischen Dichtung des alten Testaments, im Volksliede wie in Shakspeare erkennen. Herder verleidete ihm den letzten Rest des Wohlgefallens an den Werken der rhetorischen Kunstpoesie; nur Wahrheit und Natur sollte Geltung haben. Homer gewann den Vorzug vor Virgil und Ovid. Von den dürftigen Theoretikern wies er ihn auf die tiefsinnigen Ideen Hamann's, die auf einen Dichtergeist belebend und zündend zu wirken vermochten. Da Herder sich damals eifrig mit Shakspeare und Ossian, den man noch für eine Sammlung echter Volkslieder hielt, mit Goldsmith und Sterne beschäftigte, so waren ihre Dichtungen vornehmlich der Gegenstand eingehender Gespräche.

Wie gewaltig Shakspeare in jener Epoche den Geist des jungen Dichters in Bewegung setzte, beweist uns ein unmittelbar nach der Straßburger Zeit von ihm in Frankfurt gehaltener Vortrag,[23]) woraus folgende Stelle die mächtige Wirkung des Genius am schlagendsten ausspricht:

„Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakſpeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, iſt das Höchſte, wohin ich es habe bringen können. Die erſte Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem erſten Stücke fertig war, ſtand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Geſicht in einem Augenblicke ſchenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteſte meine Exiſtenz um eine Unendlichkeit erweitert; — Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenſchmerzen. Nach und nach lernte ich ſehen und, Dank ſei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäßigen Theater zu entſagen. Es ſchien mir die Einheit des Orts ſo kerkermäßig ängſtlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit läſtige Feſſeln unſrer Einbildungskraft; ich ſprang in die freie Luft und fühlte erſt, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzt, da ich ſehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen ſich krümmen, ſo wäre mir mein Herz geborſten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich ſuchte ihre Türne zuſammenzuſchlagen.“

Was in Goethe's Seele Großes ſchlummerte, ahnte Herder nicht; er nennt ihn in einem Briefe „etwas leicht und ſpatzenmäßig.“ Bei der ihm eigenen Schärfe traf er Goethe's Liebhabereien oft mit bittern Gloſſen, ſo daß dieſer, um nicht kränkenden Spott hervorzurufen, ihm ſeine Beſchäftigung mit Fauſt und ſeine Studien in der Alchymie ſorgfältig verbarg. War auch dieſe Einwirkung nicht immer momentan erfreulich, ſie blieb doch anziehend und „bedeutend“, und Herder konnte, als er mit nächſtem Frühjahr Straßburg verließ, mit Recht von ſich rühmen, ihm gute Eindrücke hinterlaſſen zu haben, die einmal wirkſam werden

könnten. Zu dieſen rechnen wir auch die Aufforderung elſaſſiſche Volkslieder zu ſammeln.

Um jedoch aus der Berührung dieſer im Geiſte lebhaft ſich drängenden Elemente den Funken der Poeſie hervorzulocken, bedurfte es noch eines wirkſameren Mittels. Die Liebe ſchuf um den Dichterjüngling einen neuen Himmel und führte ſeine Seele in eine paradieſiſche Welt, wie ſie ihm bis dahin noch nicht aufgegangen war. Wir bitten unſere Leſer bei dieſer Erzählung ſich der lieblichen Darſtellung zu erinnern, durch die Goethe ſeiner Geliebten zum Erſatz für getäuſchte Lebenshoffnungen die dichteriſche Unſterblichkeit gegeben hat; wir wollen ſie nur ordnen und aus andern Mittheilungen ergänzen, indem wir im Uebrigen auf die anmuthigen Schilderungen ſelbſt verweiſen.[24])

In der erſten Hälfte des Octobers 1770 ward Goethe auf einem der häufig in die Umgegend Straßburgs unternommenen Ausflüge von ſeinem Freunde und Tiſchgenoſſen Weyland, der aus dem untern Elſaß gebürtig war und gern bei Freunden und Verwandten einſprach, bei dem Pfarrer Johann Jacob Brion zu Seſenheim, einem nahe bei Druſenheim, ſechs Stunden von Straßburg gelegenen Dorfe, eingeführt. Die Gaſtfreiheit der Familie und die Liebenswürdigkeit der beiden Töchter waren ihm ſo eindringlich angekündigt, daß der Eintritt in das alte verfallene Pfarrhaus, welches einem ſchlechten Bauernhauſe ähnlich ſah, von angenehmer Erwartung begleitet war. Der Pfarrer, ein kleiner, in ſich gekehrter Mann, empfing die Gäſte aufs freundlichſte. In zutraulichſter Weiſe lenkte er das Geſpräch mit dem fremden Ankömmlinge, welcher, ſtets ein Freund des Incognito, ſeine ariſtokratiſche Herkunft durch Haltung und dürftige Kleidung unter der Maske eines armen Studenten verbarg, auf ſein Lieblings-

thema, den seit lange beabsichtigten und berathenen Neubau des Pfarrhauses, der durch vielerlei Hindernisse und Säumnisse immer wieder ins Ungewisse hinausgeschoben worden war. Bald trat auch die Mutter ein, eine verständige, höchst achtungswerthe Frau, deren ganze Erscheinung die Spuren früherer Schönheit und einer guten Erziehung trug, nach ihr auch die älteste Tochter, Maria Salome (Olivia bei Goethe) ein Mädchen von hübschem Wuchs, lebhaft, fast stürmisch in Rede und Bewegung. (Eine ältere Schwester, Maria Magdalena, war schon verheirathet). Zuletzt erschien auch ihre jüngere Schwester, nach der man mehrmals gefragt und lange gesucht hatte, Friederike, das anmuthigste Mädchenbild, das je vor das Auge des jungen Dichters getreten war. Sehen und lieben war ein Moment. „Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." Sie war in ihrem sechzehnten Jahre. Die jüngere Schwester Sophie erwähnt Goethe's Erzählung nicht.

Mit den Angelegenheiten der Familie ward Goethe durch die Gespräche über ihre Freuden auf dem Lande, über den Kreis von Verwandten und Freunden bald so

vertraut, daß auch er ſich zu ihnen rechnen durfte. Zugleich verklärte ſich ihm dieſe ländliche Familienſcene im Spiegel der Poeſie. Wie er unter den friſchen Eindrücken der Dresdener Bildergallerie ſich an dem Hauſe ſeines gaſtfreundlichen Schuſters als an einem niederländiſchen Gemälde entzückte, ſo entſtand hier vor ſeiner Phantaſie die Familie des Goldſmith'ſchen Landpredigers von Wakefield, deren Freuden und Leiden er kurz zuvor in Geſellſchaft Herder's eine begeiſterte Theilnahme gewidmet hatte. Die warnende Stimme, die er ebendaher hätte vernehmen können, hat er im Rauſche des Liebeglücks überhört.

Während Weyland mehr die ältere Schweſter unterhielt, widmete ſich Goethe Friederiken. Ihr ganzes Herz lag offen vor ihm; er blickte in einen Himmel voll Unſchuld und Güte. Wie hätte ſich dieſem gegenüber eine Maskirung lange behaupten laſſen? Auch er wünſchte, dem holden Weſen, das ſchnell ſeine ganze Seele hinnahm, liebenswürdig zu erſcheinen. Die Tage flogen unter „niedlichen und muthwilligen Luſtbarkeiten" dahin, von denen er uns die Ueberraſchung in der Verkleidung des Bauerburſchen aufs anmuthigſte erzählt hat. Bald wurden Spaziergänge ins nahe Wäldchen unternommen, die vom freundlichen Wetter begünſtigt wurden, bald ſaßen ſie mit einander in der traulichen Jasminlaube vor dem Hauſe, und der junge Dichter konnte die Gabe der Märchenerzählung vor den aufmerkſamſten Ohren geltend machen; hier erzählte er unter andern das Märchen von der neuen Meluſine, das er in ſpäteren Jahren niedergeſchrieben hat. Ihm dem Glücklichen ſchlug keine Stunde, und hätte nicht Weyland, der als ein pünctlicher Collegienbeſucher zu rechter Zeit wieder in Straßburg einzutreffen wünſchte, zur Rückreiſe gedrängt, ſo hätte ſich dieſer Ausflug noch um viele Tage verlängern mögen. Nicht ohne einiges Abenteuer,

indem ſie, um den Weg abzukürzen, ſich zwiſchen Moräſten verirrten, langten ſie bei Nachtzeit in Straßburg wieder an, „und der erſte Gedanke, den wir hatten, der auch ſchon auf dem Wege unſere Freude geweſen war, endigte ſich in ein Project, Sie bald wiederzuſehen. — Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre ſüßen Landfreuden mißfallen würde; gewiß, Straßburg iſt mir noch nie ſo leer vorgekommen, als jetzo. Zwar hoffe ich, es ſoll beſſer werden, wenn die Zeit das Andenken unſerer Luſtbarkeiten ein wenig ausgelöſcht haben wird, wenn ich nicht mehr ſo lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin iſt. Doch ſollte ich das vergeſſen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie ſchreiben.“

In ſolchen Ausdrücken des innigſten Gefühls ſprach er gleich nach der Trennung in dem erſten Briefe an ſeine geliebte Freundin (15. Oct.) aus, was in ſeiner Seele vorging. „Liebe neue Freundin!“ ſo beginnt er, „ich zweifele nicht, ſie ſo zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verſtehe, ſo fand mein Auge im erſten Blicke die Hoffnung zu dieſer neuen Freundſchaft in Ihrem, und für unſere Herzen wollt' ich ſchwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich ſie ſo liebe, nicht wieder ein bischen günſtig ſein? — Liebe, liebe Freundin! Ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage; ob ich aber juſt weiß, warum ich eben jetzt ſchreiben will und was ich ſchreiben möchte, das iſt ein Anderes; ſoviel merk' ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen ſein möchte.“ In dieſer weichen Gemüthsſtimmung ward auch die Erinnerung an frühere glückliche Tage in ihm wieder recht lebendig; er ſchrieb um dieſelbe Zeit (14. Oct.) das uns aufbehaltene Briefconcept an F.

(vielleicht eine Frankfurter Freundin oder Friederike Oeser), worin die sanfte Wärme einer neukeimenden Liebe aus jeder Zeile durchscheint. „Sie sollten wohl nicht rathen," heißt es darin, „wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unser selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."

Fiel nun in die nächsten Wochen der lebhafteste Verkehr mit Herder, der ihn die Poesie am Busen der Natur, in der Einfalt patriarchalischer Sitte, selbst unter dem ländlichen Strohdach finden lehrte, wie mußte sich das Herz des jungen Dichters gehoben fühlen, welcher in der mit allen Reizen der Natur und Unschuld geschmückten Geliebten die Muse der reinsten Naturpoesie vor sich erblickte! Es ist daher wohl nicht gewagt, wenn wir auf die nächsten Tage nach dem ersten Besuche die Worte beziehen, womit die Schilderung unsers Dichters von der Nachwirkung des zweiten Ausflugs spricht: „In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an

langen Schlaf war nicht mehr zu denken — [und die Stunden des Tages waren meiſt Herder'n gewidmet] — mit dem Riſſe [zum Neubau des Pfarrhauſes], den ich ſo ſauber als möglich zeichnete. Indeſſen hatte ich ihr Bücher geſchickt und ein kurzes freundliches Wort dazugeſchrieben [wahrſcheinlich nach jenem erſten Briefe]. Ich erhielt ſogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübſchen, herzlichen Hand. Eben ſo war Inhalt und Stil natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und ſo wurde der angenehme Eindruck, den ſie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Weſens nur gar zu gern und nährte die Hoffnung, ſie bald wiederzuſehen."

Es bedurfte nicht erſt, wie Goethe uns berichtet, einer von der Jahrszeit wenig begünſtigten Aufforderung des Profeſſors Ehrmann: „um die Studien mit um ſo größerer Geiſtesfreiheit betreiben zu können, dem Körper Bewegung zu geben."

„Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Und fort, wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht."

Die Nacht war windig und ſchaurig (es war um den Beginn des Novembers). Der liebeglühende Jüngling ſprengte in raſchem Ritte zu, um nicht bis morgen früh auf den Anblick der Geliebten warten zu müſſen:

„Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer —
Doch tauſendfacher war mein Muth;
Mein Geiſt war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth."

(Gedicht: Willkommen und Abſchied, nach den älteſten Lesarten.)

Wie oft ſich im Laufe des Winters dieſe muthigen Ritte und flüchtigen Beſuche wiederholt haben, hat uns

der Dichter nicht berichtet, weil eben nichts Neues zu ſchildern war; ſicherlich waren deren mehr, als man gewöhnlich annimmt. Auf die Winterbeſuche deutet ein aus Friederikens Nachlaſſe bekannt gewordenes Gedichtchen hin:

„Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens ſperret uns der Winter
In unſre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer ſetzen
Und tauſendfältig uns ergötzen
Und lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Und wie die kleinen Kinder ſein.“

Nie hat wohl Goethe ſeligere, reinere Tage verlebt. Die Erinnerung an Vergangenes warf über das Glück der Liebe noch nicht den Schatten des Vorwurfs, und ſie trug noch das Gefühl der Ewigkeit in ſich. In einem noch vorhandenen Briefe an Horn (vom December) „ſcheint ſich“ — ſo berichtet Eckermann — „der glückliche Jüngling in dem Taumel der ſüßeſten Empfindungen zu wiegen und ſeine Tage halbträumeriſch hinzuſchlendern“[25]).

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in dieſe glücklichen Monate Vieles von dem verlegen, was des Dichters Schilderung erſt ſpäter erwähnt. „Ein lebhafter Briefwechſel war eingeleitet; die Luſt zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, trat wieder hervor; ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodieen unter.“ Außerdem wanderten mit Briefen und Geſchenken manche poetiſche Herzensergüſſe nach Seſenheim hinüber. „Entfernt von mir arbeitete ſie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beſchäftigte ich mich für ſie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu ſein. Bemalte

Bänder waren damals erſt Mode geworden; ich malte ihr gleich ein Paar Stücke und ſendete ſie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte.“ Dieſem in lieblicher Melodie dahinſchwebenden Liedchen („Kleine Blumen, kleine Blätter“) würden wir das „An die Erwählte“, voll warmer Liebes- und Lebenshoffnung, beigeſellen, wenn nicht die Form deſſelben ein ſpäteres Entſtehen vermuthen ließe.

„In deinen Küſſen, welche Wonne!“

war ohne Zweifel ſchon damals keine poetiſche Fiction mehr; es wird vielmehr die in „Dichtung und Wahrheit“ viel beſprochene Reſignation auf dieſe liebevolle Annäherung zu den Dichtungen gehören, womit Goethe ſein Liebesverhältniß reizend umhüllt hat. Wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, ſieht leicht, daß bei dem nächſten Frühlingsbeſuch der Bund der Liebenden mit Hand und Lippe längſt geſchloſſen war.

Kurz vor dem verhängnißvollen October des Jahres 1770, der ihm Herder und Friederike zuführte, hatte Goethe die Ausarbeitung ſeiner Doctordiſſertation begonnen, und es war wohl des Vaters Wunſch, ihn mit dem nächſten Frühling in die Vaterſtadt als Doctor der Rechte heimkehren zu ſehen. Als aber die Herbſtſtürme zwiſchen die juriſtiſchen Collectaneen fuhren und ſtatt derſelben Blätter zum Fauſt, ſelbſt zu einem Julius Cäſar ſich ſammelten, als im Verkehr mit Herder die todte Buchgelehrſamkeit verdunſtete, und das Auge von der Sonne Shakſpeare's, das Herz von Liebe trunken war, folgte er mit Freuden dem Rath der Freunde, ſtatt über eine Diſſertation, über Theſes zu disputiren, was in Straßburg nichts Ungewöhnliches ſei. Allein der Vater, dem er darüber ſchrieb, verlangte ein ordentliches Werk. Er war

deshalb genöthigt, sich auf etwas Allgemeines zu werfen und etwas zu wählen, was ihm geläufig war. Er bearbeitete daher ein kirchengeschichtliches Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften," was er mit philosophischen und historischen Gründen zu erweisen suchte. Aus den „Ephemeriden" geht hervor, daß er zu diesem Behufe mehrere kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Werke durchstudirte. In den ersten Monaten des Jahres 1771 scheint die gelehrte Abhandlung vornehmlich seine Zeit in Anspruch genommen zu haben. In diese Zeit fiel auch der Tod des Großvaters (6. Februar); so wenig der Verlust unerwartet eintrat, berührte er ihn doch sehr schmerzlich. Um Ostern verließ Herder Straßburg. Der Frühling lud nach Sesenheim.

Friederike hatte ihren Geliebten gebeten, sich auf längere Zeit einzurichten. In dem Pfarrhause war ein Fest, zu welchem mehrere Freunde und Verwandte aus der Umgegend geladen waren. Goethe erschien jetzt bereits als ein Glied der Familie; „man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreise angehöre." Er erheiterte die Gesellschaft durch Schwank und Humor. Friederike zeigte sich überall in gleicher Anmuth als der belebende Geist und erschien ihm lieblicher als je. Er fühlte sich „grenzenlos glücklich" an ihrer Seite. Pfänderspiele steigerten die ausgelassene Lustigkeit der Gesellschaft, und ihm ward Gelegenheit zu manchem Kuß der Geliebten. Abends ward getanzt, und das zärtliche Paar gab sich der Lust so leidenschaftlich hin, daß man ihnen zureden mußte, „nicht weiter fortzurasen." Sie entschädigten sich durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und „durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß

ſie ſich von Grund aus liebten.“ Das Gefühl dieſer liebeſeligen Stunden bewahren die Zeilen:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und ſie iſt nun von Herzen mein.
Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude;
Nun laß auch morgen ſein, wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig ſein!

In dem Wäldchen, das ſo oft das Ziel ihrer Spaziergänge war, („Nachtigallwäldel“ von den Bauern genannt), wurde eines Tages eine Tafel mit den Namen vieler Freunde an einer der ſtärkſten Buchen aufgehängt; zu unterſt ſchrieb Goethe den ſeinigen mit den Verſen:

Dem Himmel wachſ' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Sturm und Regen,
Verſchont das heil'ge Holz!
Und ſoll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter ſterben,
Der dieſen Reim gemacht.

Dort ward auch in der Rinde eines Baumes ſein Name mit dem ihrigen verſchlungen.[20])

In den nächſten Wochen wurden Ausflüge zu den Freunden gemacht, die bei dem Seſenheimer Feſte vereinigt geweſen waren, dieſſeits und jenſeits des Rheins, nach Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau. Die Rheininſeln waren häufig das Ziel ihrer Waſſerfahrten, und der heiterſte Maienhimmel breitete ſich über dieſe glücklichen Tage aus. Die Poeſie ſtreute zugleich ihre Frühlingsblüthen; das Seſenheimer Liederbuch ward mit manchem tiefempfundenen Gelegenheitsgedichte und Liedern nach bekannten Melodieen ausgeſtattet. Für die Geliebte ſchrieb Goethe mit höchſt zierlicher Handſchrift

die Ueberſetzung der Oſſianſchen Geſänge von Selma[27]), wovon ein Theil in veränderter Form ſpäter in Werther's Leiden eingeſchaltet ward. Auch der Homer war ſein getreuer Begleiter[28]). Wie mochte er ſich ſo ganz in die patriarchaliſche Idylle hineinleben, wenn er manchen Tag ſich abmühte des Pfarrers alte Kutſche mit Blumen zu bemalen, oder bei dem lahmen Philipp in Seſenheim Körbe flechten lernte!

Allein indem das Glück der Liebe ſeinen Höhepunct zu erreichen ſchien, verlor ſie ſchon die beſeligende Zauberkraft, das Gefühl der Unendlichkeit. Sobald Goethe fühlte, daß er „ſich über die Zukunft verblendet habe," daß er „nach Schatten greife", trat er in einen peinlichen Mittelzuſtand, den uns ein Brief an Salzmann deutlich genug malt: „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme; ich will auch und will auch; aber was will das Wollen gegen die Geſichter um mich herum? Der Zuſtand meines Herzens iſt ſonderbar..... Die angenehmſte Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn ſich mein Aug' in dieſem Horizonte von Glückſeligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich ſehnteſt? — Sie ſind's, ſie ſind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher iſt, wenn man erlangt, was man wünſchte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schickſal zu jeder Glückſeligkeit drein wiegt! Lieber Freund! es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden." Die Zugabe war die Erkenntniß, daß dieſe Liebe nicht im Stande ſei, der Lebensinhalt für ſeinen hochſtrebenden Genius zu ſein; der Moment war eingetreten, den er ſpäter mit unverkennbarer Beziehung auf ſich ſchildert[29]), wo der junge zum Höchſten ſtrebende Dichter ſich losreißt, weil er,

„aus einem dichtenden Traum erwachend, findet, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei"; die Zugabe war das reuige Gefühl, daß er in seinem Liebesverhältniß bis auf einen Punct gerathen war, wo der Rückweg zur Freiheit, nach der er sich zu sehnen begann — („wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist") — nicht ohne einen Treubruch geschehen konnte. Was er in seiner poetischen Schilderung so zart als die Reue, ihre Lippen durch den Kuß entweiht zu haben, einkleidet, das war das unausweichliche Selbstgeständniß, ihren Frieden untergraben zu haben, so daß ihm „ihre Liebe recht unselig vorkam, und er über alle Berge zu sein wünschte". Langeweile und üble Laune, die durch körperliches Uebelbefinden noch vermehrt ward, mochten schon verdrießliche Stunden herbeiführen, wie sie Käthchen Thränen gekostet hatten.

In seinen Gemüthszustand läßt uns ein bald nach Pfingsten an Salzmann geschriebener Brief einen Blick werfen. „Es geht so ziemlich gut; der Husten hat sich durch Cur und Bewegung so ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine fährt fort traurig krank zu sein, und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen; nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti, der mit mir herumgeht." Er bittet dann Salzmann, ihm zwei Pfund Zuckersachen zu schicken, und hofft dadurch zu süßeren Mäulern Anlaß zu geben, als man seit einiger Zeit zu sehen gewohnt sei. Weiter erzählt er, er habe Pfingstmontags (20. Mai) mit der Aeltesten von 2 Uhr bis Mitternacht getanzt; ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser.... Und doch, wenn ich sagen könnte, ich bin glücklich, so wäre es besser, als das alles.... der Kopf steht mir, wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind." Und dennoch konnte er, wozu Salzmann

längſt gedrängt hatte, noch nicht zu dem Entſchluſſe kommen, ſich aus dieſem Traumleben herauszureißen und nach Straßburg zurückzukehren; erſt gegen den Beginn des Juni nach einem Aufenthalt von ungefähr fünf Wochen verließ er Seſenheim. Beim Abſchiede dichtete er wahrſcheinlich das ſchöne Lied: „Laß mein Aug' den Abſchied ſagen".

Da er, am Körper, mehr noch an der Seele krank, nach Straßburg zurückkehrte, ſo war in den nächſten Wochen für ſeine Studien nicht viel Gewinn zu hoffen. In den Johannisferien entſchloß er ſich daher zu einer Vergnügungsreiſe in die Vogeſen, auf der ſein Freund Weyland ihn begleitete. Von dieſer Reiſe, die am 22. Juni angetreten ward, hat uns Goethe eine detaillirte Skizze hinterlaſſen, in der wir deutlich die Aufzeichnungen ſeines Tagebuchs wiedererkennen. Der Weg ging durch das nördliche Elſaß, über Buchsweiler, Weyland's Vaterſtadt, nach dem Saarthal. Vom Baſchberge herab genoß er die entzückende Ausſicht ins Elſaß. Dann gelangten die Reiſenden über Saargemünd nach Saarbrück, wo ſie vom Präſidenten von Günderode drei Tage aufs freundlichſte bewirthet wurden. Goethe benutzte die Zeit, um ſich durch Excurſionen in die gewerbthätige Umgegend mit dem Berg- und Hüttenweſen bekannt zu machen, wofür ein lebhaftes Intereſſe in ihm geweckt ward. Man erkennt in ſeinen Schilderungen, wie heilſam die Reize der Natur auf ſein leidenſchaftlich aufgeregtes Gemüth wirkten, wie ſeinem offenen Sinne die Welt wieder klar entgegenkam, und ſein Geiſt ſich durch die Theilnahme am praktiſchen Leben wieder ſtärkte. Ein zu Saarbrück am 25. Juni niedergeſchriebenes Briefconcept an F. ſpricht das, was in ſeinem Herzen vorging, gleich dem Selbſtgeſpräch eines Tagebuchblattes aus: „Wenn das alles aufgeſchrieben wäre, was ich an Sie gedacht, da ich dieſen ſchönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Ab-

wechſelungen eines herrlichen Sommertages in der ſüßeſten Ruhe genoß: Sie würden Mancherlei zu leſen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einſamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an Alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch ſogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß ſie gegen meine Briefe ſein wird, was ſie gegen mich war, und daß ſie — Genug, wer ſie auch nur als Silhouette geſehen hat, der kennt ſie. — Geſtern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs lothringiſche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt. Wie ich ſo rechter Hand über die grüne Tiefe hinausſah, und der Fluß in der Dämmerung ſo graulich und ſtill floß, und linker Hand die ſchwere Finſterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felſen durchs Gebüſch die leuchtenden Vögelchen ſtill und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen ſo ſtill, wie in der Gegend, und die ganze Beſchwerlichkeit des Tages war vergeſſen, wie ein Traum; man braucht Anſtrengung, um ihn im Gedächtniſſe aufzuſuchen. — Welch' Glück iſt's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beſchwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das iſt vielleicht das Meiſte, was ich gegen die Liebe habe. Man ſagt, ſie mache muthig; nimmermehr! Sobald unſer Herz weich iſt, iſt es ſchwach. Wenn es ſo ganz warm an ſeine Bruſt ſchlägt, und die Kehle wie zugeſchnürt iſt, und man Thränen aus den Augen zu drücken ſucht, und in einer unbegreiflichen Wonne daſitzt, wenn ſie fließen: o, da ſind wir ſo ſchwach, daß uns Blumenketten feſſeln, nicht weil ſie durch irgend eine Zauberkraft ſtark ſind, ſondern weil wir zittern, ſie zu zerreißen".

Von Saarbrück aus zogen die jungen Wanderer durch waldiges Gebirge, bis sie in tiefer Nacht in Neukirch anlangten. Goethe konnte „ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tages“ noch keine Rast finden; er suchte das höher gelegene Jagdschloß auf, vor dessen Glasthüren er lange Zeit in tiefem Nachdenken in einer nie gefühlten Einsamkeit saß, bis ihn aus der Ferne der Ton von einigen Waldhörnern aufweckte, „der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte“. Da ging in seinem Herzen das Bild Friederikens auf, das während des bunten Wechsels der Reisetage in den Hintergrund getreten war, und riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fort. Er brach des nächsten Tages mit dem Frühesten von der Herberge auf und nahm den Rückweg mit größerer Eile über Zweibrücken, Bitsch, Niederbrunn nach Hagenau. Hier trennte er sich von seinem Freunde Weyland und eilte auf Nichtwegen dem geliebten Sesenheim zu. Auf dem Wege in der Gegend von Niederbrunn überraschten ihn ehrwürdige Trümmer des Alterthums, die ihm „in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegen leuchteten“; an der nahen Wasenburg, den Ruinen eines auf römische Reste gebauten Schlosses, gewahrte er eine gut erhaltene Inschrift, worin dem Mercur ein dankbares Gelübde abgestattet wird. Hierauf gründet sich vielleicht das Gedicht „der Wanderer“.[30])

Nach kurzem Aufenthalte in der Nähe Friederikens, über den wir nichts Näheres erfahren, kehrte er nach Straßburg zurück, wo ihn zunächst die Vorbereitungen zu der nicht länger zu verschiebenden Promotion festhielten.

Goethe hatte mitten unter den Zerstreuungen des Sommers seine kirchenrechtliche Dissertation, so gut es gehn wollte, zum Abschluß gebracht. Da er das Latein geläufig

ſchrieb, ſo ſchien ihm die Darſtellung gelungen zu ſein, und mit Hülfe eines guten Lateiners ward noch in Kleinigkeiten nachgebeſſert. Eine reinliche Abſchrift wurde dem Vater zugeſchickt, der zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenſtänden ausgeführt worden ſei, ſich aber doch von der Bekanntmachung dieſer Abhandlung die beſte Wirkung verſprach. Der junge Autor trug kein Verlangen danach und war ſehr erfreut, als der Decan der juriſtiſchen Facultät, dem er ſie überreicht hatte, ſie als akademiſche Diſſertation nicht annehmbar fand, ſei es nun, daß der paradoxe Inhalt Anſtoß gab oder die Behandlung der juriſtiſchen Gelehrſamkeit nicht Genüge leiſtete. Um die Sache nicht aufzuhalten, geſtattete man ihm, über Theſes[31]) zu disputiren. Unter dem Beiſtand des Repetenten wurden dieſe ausgeſucht und gedruckt. Am 6. Auguſt ging die Disputation im Thomanum, dem alten Univerſitätsgebäude, luſtig und leichtfertig vorüber. Lerſe war der Opponent. Ein herkömmlicher Schmaus beſchloß die Promotion. Zunächſt war ihm nur der Titel eines Licentiaten verliehen. Da dieſer jedoch in Straßburg mit dem Doctor gleichen Werth hatte, ſo führte er nach der Rückkehr in die Vaterſtadt den Doctortitel, ohne daß es einer neuen Verleihung bedurfte.

Da um dieſe Zeit Goethe's Beſuche in Seſenheim mehrere Wochen ausblieben, ſo entſchloß ſich die Mutter mit ihren Töchtern zu einem Beſuche in der Stadt, wozu ſie ſchon wiederholt von Verwandten eingeladen worden waren. Auch Goethe war ſeit lange mit dieſen Familien vertraut und bei ihnen öfters zum Beſuch; wie nahe lag es alſo, den Verlobten — denn als ſolche mußten ſie ihnen gelten — eine erwünſchte Gelegenheit zu verſchaffen, ſich häufig zu ſehen, zumal da die Trennung nahe bevorſtand. Man ſieht es Goethe's etwas verworrener Erzählung an,

daß ihm dieser Besuch eher lästig als erfreulich war. Seiner Liebe ging der Reiz, der ihn an Friederike gefesselt hatte, der Zauber ländlicher Idylle verloren. Wie anmuthig war sie ihm erschienen, wenn sie, leicht wie das Reh, über Rain und Matten im zierlichsten Laufe dahinflog, wenn sie in ihrer ländlichen Tracht zwischen den Blumen der Wiesen, unter dem Grün des Waldes der Nymphe des Haines zu vergleichen war! Aber mit der städtischen Umgebung trat dies alles in Widerspruch. Die Mädchen kamen sich selbst neben den städtischen, französisch gekleideten Nichten recht „mägdehaft" vor, besonders die Aelteste, welche den Abstand lebhafter fühlte, während Friederike sich auch hier „frei wie der Vogel auf den Zweigen" bewegte und überall die Welt schön fand, wo „er nur bei ihr wäre." Unter den Abendunterhaltungen war auch eine Vorlesung des Hamlet, durch die Goethe großen Beifall erntete; „sie versagte sich den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben". Aber die Hülfsquellen der geselligen Unterhaltung versiegten in der Stadt bald; das Landmädchen ins Freie zu begleiten, sich öffentlich mit ihr zu zeigen, scheute sich der Liebhaber, und wir glauben gern seiner Versicherung, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als er sie abfahren sah. Auch Friederike schied wohl mit der Ahnung, daß diese Liebe nur ein Traum gewesen sei.

Um von den beängstigenden Gefühlen sich loszumachen, gab er sich „Zerstreuungen und Heiterkeit bis zur Trunkenheit" hin. Die Stimme des Herzens, die bisher in weichen Liedern erklungen war, betäubte er jetzt durch ausgelassenen Humor. Er verkehrte vornehmlich mit den jungen Shakspearomanen, „deren ganze Glückseligkeit die Absurditäten der Clowns waren", die durch Originalspäße den großen Meister zu feiern suchten. „Ueber solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht,

und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten." Es gesellte sich in der letzten Zeit von Goethe's Aufenthalt in Straßburg der Liefländer Johann Reinhold Lenz hinzu, welcher nach beendigten Universitätsstudien zwei junge Edelleute von Kleist, die in französische Dienste zu kommen hofften, nach Straßburg begleitet hatte. Er kam dort, da die Zahlung bald aufhörte, in große Noth und mußte sich mit Stundengeben erhalten. Seine Sanftheit und zierliche Gestalt hatte etwas Gewinnendes. In barocken Einfällen und Narrenspäßen entwickelte er einen genialen Humor, der die heitere Gesellschaft zur Bewunderung hinriß. Goethe fühlte sich sehr zu ihm hingezogen. Besonders wurde die Freundschaft durch die Beschäftigung mit Shakspeare vermittelt. Bei seinem Abschied schenkte er ihm ein Exemplar von Shakspeare's Othello, in das er die Worte schrieb: „Seinem und Shakspeare's würdigem Freunde Lenz", wozu dieser die Worte hinzufügte: „Ewig bleibt mein Herze Dein, mein lieber Goethe".

Diese übermüthig lustigen Freunde wählte Goethe zu Begleitern auf seinen letzten Ausflügen ins obere Elsaß; kein Wunder, daß er von diesen „keine sonderliche Belehrung heimbrachte". In solcher Gesellschaft konnte sinnige Betrachtung der Natur und alterthümlicher Trümmer, für die Goethe sonst ein leidenschaftliches Interesse hatte, welches durch die Belehrung der Professoren Oberlin und Koch nachdrücklich genährt und wissenschaftlich gefördert worden war, nicht aufkommen. Dieses ward von der unaufhaltsam sprudelnden Narrenquelle weggeschwemmt. Verse im Clowngeschmack entquollen bei jeder Gelegenheit; der in der Kirche zu Ensisheim aufgehängte ungeheure Aerolith gab zum Spott über die Leichtgläubigkeit der Menschen

Anlaß; in der fruchtbaren Gegend zwiſchen Colmar und Schlettſtadt wurden poſſenhafte Hymnen an Ceres geſungen, indem der Verbrauch ſo vieler Früchte umſtändlich auseinandergeſetzt und angeprieſen ward.

Tiefer blieb eine mit einer andächtigen Schaar begangene Wallfahrt auf den Ottilienberg ſeiner Erinnerung eingeprägt. Hier genießt man eine entzückende Ausſicht in das Elſaß, und der Blick fliegt über Hunderte von Dörfern und Städten hinweg; am Horizonte zeigen ſich in blauer Ferne die Alpen der Schweiz. Rings um den Berg liegen Trümmer römiſcher Bauwerke zerſtreut, und über die ehrwürdigen Reſte der Vergangenheit verbreitet die Sage von der ſchönen Ottilie, welche hier durch einen Schlag an den Felſen einen Brunnen hervorquellen ließ, noch den Schimmer der Romantik. Das anmuthige Bild, das die Sage in dem jungen Dichter hervorrief, trug er mit ſich und kleidete in den Namen der Heiligen ein mit Liebe ausgeführtes, weibliches Charakterbild.

Nach Seſenheim kam er in den letzten Wochen ſelten hinaus; der Briefwechſel ward „lebhaft“ fortgeführt. „Sie blieb ſich immer gleich; ſie ſchien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſo bald endigen könne“. Ihn ängſtigte die Gegenwart Friederikens; aber abweſend ſich mit ihr zu unterhalten, war für ſein Gemüth eine Beruhigung, für ſeine dichteriſche Phantaſie eine reizende Beſchäftigung. Den Abſchiedsbeſuch konnte er ſich nicht verſagen. Wer fühlt nicht die ergreifende Wahrheit in den wenigen Worten: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen, und mir war ſehr übel zu Muthe“! Es ward noch nicht ausgeſprochen, daß es eine Trennung für immer ſei.

Gegen das Ende des Auguſts verließ Goethe ſein geliebtes Straßburg. Die Reiſe ging über Mannheim, wo

ihm die Betrachtung der Antikensammlung schöne Eindrücke und reiche Belehrung hinterließ. Hier sah er die Laokoongruppe, die durch Lessing's Abhandlungen sein Nachdenken schon vielfach beschäftigt hatte, und er faßte die Grundidee zu dem später in den Propyläen ausgeführten Erklärungsversuch. In Mainz gefiel ihm ein harfespielender Knabe so wohl, daß er ihn, weil die Messe gerade bevorstand, nach Frankfurt einlud und für ihn zu sorgen versprach, woraus ihm nachmals eine Belästigung erwuchs; dieser Zug ist für Goethe's Wesen charakteristisch und kehrt in ähnlicher Weise mehrmals wieder. Am 31. August wurde er als Advocat in seiner Vaterstadt beeidigt.

Und Friederike? Ein Brief Goethe's von Frankfurt aus ließ ihr keinen Zweifel mehr, daß er auf immer für sie verloren sei.

„Ihre Antwort zerriß mir das Herz; ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen; ja nur ihn zu lindern.... ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich." In den Herbsttagen scheint das Lied „Ein grauer trüber Morgen" gedichtet zu sein, das er wahrscheinlich als ein tröstendes Zeichen liebenden Andenkens nach Sesenheim übersandte, so daß es sich im Sesenheimer Liederbuche findet; sandte er ihr doch auch durch Salzmann ein Exemplar des Götz von Berlichingen zu. Der letzte Vers deutet auf das Entbehren einer „erquicklichen Liebe" hin:

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.

Doch in der öden Laube
Ach! denk' ich, wär' ſie hier!
Ich brächt' ihr dieſe Traube,
Und ſie — was gäb' ſie mir?

Nicht kalt und herzlos hat ſich Goethe von Friederiken losgeriſſen. Er hat geliebt, wie ſie, und gelitten, wie ſie, und um ſo ſchwerer, weil er ſich ſchuldig fühlte. Die ſittliche Schuld wollen wir nicht verhüllen, hat er ſich doch ſelbſt ſtreng genug angeklagt. Sie beſtand mehr in der jugendlichen Unbeſonnenheit, womit er dies Liebesband knüpfte, als in dem Entſchluſſe, demſelben weiter keine Folge für das Leben zu geben. Nach dem allzeit fertigen Maßſtabe der oberflächlichen Beurtheilung wäre durch eine eheliche Verbindung Alles gutgemacht. Allein geſetzt auch, er hätte die Macht der Verhältniſſe überwunden und die Einwilligung ſeiner Familie erlangt, was man doch wohl nicht geradezu „unmöglich" nennen darf, war dieſe Liebe noch friſch und lebendig genug, um für das Leben ein gegenſeitiges Glück zu verbürgen? hätte dieſe Ehe nicht die Flügel ſeines Geiſtes früh gelähmt? wäre er nicht der höheren Beſtimmung, zu der ihn ſein Genius berief, untreu geworden? Das hat auch Friederike erkannt; ſie ſprach von Goethe ſtets nur mit Verehrung und äußerte ſich bei bitteren Anſpielungen auf ihn mit weiblicher Beſcheidenheit, er ſei zu groß, ſeine Laufbahn zu hoch geweſen, als daß er ſie hätte heimführen können. Meiſtens zog ſie es vor, über ihr Verhältniß zu ihm völliges Stillſchweigen zu beobachten.

Und war denn für ſie dieſe Liebe nur ein Quell des Leidens? nicht auch, als der erſte Schmerz der Trennung, der ſie aufs Krankenlager warf, überſtanden war, eine Fülle reiner und ſeliger Erinnerung, der Inhalt eines höheren Lebens, wie ſie es nur durch ſeine Liebe kennen

lernte? Ihr heiterer Sinn blieb ihr bis ans Ende. Ehrenvolle Heirathsanträge — so wird uns berichtet — wies sie ab; „wer von Goethe geliebt worden ist," sagte sie, „kann keinem andern Manne angehören." Mit dieser etwas romanhaft klingenden Aeußerung steht einigermaßen in Widerspruch, daß sie schon im nächsten Jahr Lenzens Liebesbewerbungen lebhaft erwiderte, freilich nur, um bald um eine Täuschung reicher zu werden.

Acht Jahre nach jenem schmerzlichen Scheiden besuchte Goethe sie wieder, als er die Herbstreise nach der Schweiz antrat, für beide ein versöhnendes Wiedersehen. Er fand sie, wie er nach jenem Besuche an eine Freundin schreibt, „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst." „Nachsagen muß ich ihr," fährt er in jenem Briefe fort, „daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann".

Nach dem Tode des Vaters (1787) hatte Friederike

mit ihrer Schweſter Sophie ihre Heimat verlaſſen und lebte zu Rothan im Steinthal, wo ihr Bruder Chriſtian Pfarrer war. Sie fingen einen kleinen Handel an, gaben ihn aber bald wieder auf und verfertigten weibliche Handarbeiten, nahmen auch junge Mädchen zur Beſchäftigung im Haushalt bei ſich auf. (Ein Aufenthalt in Paris und Verſailles iſt eine unbegründete Sage). 1801 zog Friederike zu ihrem Schwager Pfarrer Marx in Dießburg, ſeit 1805 in Meißenheim (im Großherzogthum Baden), und widmete ſich nach dem Tode ihrer älteren Schweſter der Erziehung der von ihr hinterlaſſenen einzigen Tochter; ſie erlebte es noch, daß ſich ihr Pflegling verheirathete. Einige Wochen darauf ſtarb ſie (3. April 1813) „abgelebt ohne zu altern," „bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt." Sie ruht auf dem Kirchhofe zu Meißenheim neben ihrer Schweſter. Ihr Grab wurde 1866 mit einem Denkſtein nebſt Marmorbüſte in haut relief bezeichnet[32]), der außer ihrem Namen die treffende Inſchrift trägt:

Ein Strahl der Dichterſonne fiel auf ſie,
So reich, daß er Unſterblichkeit ihr lieh.

Daß in Goethe's Herzen dieſe Jugendliebe bis ans Ende lebendig blieb, fühlen wir der liebewarmen Schilderung an, die er uns in „Dichtung und Wahrheit" hinterlaſſen hat. Noch in der Schlußſcene des zweiten Theils des Fauſts ſcheinen dieſe Erinnerungen durchzuklingen: „Der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, er kommt zurück."

Viertes Capitel.

Herbst 1771 — Ende 1773.

Goethe hatte das Glück, daß seine Jugend gerade in die Epoche traf, wo unsere Literatur eine durchgängige Umgestaltung erfuhr. Seinem empfänglichen, leidenschaftlich erregbaren Innern theilten sich die leisesten Schwingungen jener Revolutionsbewegung mit, bis er sich selbst thatkräftig und klarbewußt ihrer bemächtigte und sie in seine Bahnen hinein und mit sich fortriß.

Schlag auf Schlag traten gegen das Ende der sechziger Jahre die Werke ans Licht, an denen sich ein neues Jugendfeuer unserer Literatur entzündete. Durch Lessing's Kritik und Beispiel, durch Wieland's Shakspeare-Uebersetzung ward das Drama in jene stürmische Periode hineingeführt, die alles bisherige Regelwerk über den Haufen warf. Daß der charakteristische und Caricaturmaler, wie Lenz sagt, zehnmal höher gelte, als der idealische, daß man, wie Goethe sich ausdrückte, statt viel über die Form dramatischer Stücke zu reden, stracks auf den Inhalt losgehen müsse, und es im Grunde besser sei, ein verworrenes Stück zu machen, als ein kaltes, diese und ähnliche Maximen leiteten von Gerstenberg's Ugolino (1768) bis zu Schiller's Jugenddramen die dramatische Production. In dem Volksliede

fand die lyrische Poesie und die Balladendichtung die Urlaute der Natur wieder; selbst die Klopstock'sche Kunstpoesie warf das Bardengewand um sich und suchte in Oden und Barditen (Hermanns Schlacht 1769) zum Urstand der Natur zurückzukehren. In den Ossianischen Gesängen, die damals eine mächtige Wirkung zu äußern begannen, verschmolz die Bardenpoesie mit der melancholischen Gefühlsseligkeit, die mit dem naturwüchsigen Trotz der jungen Titanen Hand in Hand ging; denn die Zunge war freiheitstolz und lechzte nach Römer- und Tyrannenblut, doch die Herzen waren weich. Zugleich erleuchteten Hamann's Gedankenblitze in humoristischer Umhüllung das Reich des Denkens, verstanden von den Geistern, die aus dem traditionellen Systemwesen sich hinaussehnten. In Herder gährte die neue Fülle des Denkens und Dichtens in aller Kraft eines jugendlich strebsamen Geistes. Goethe war sie in lebendigster Unterhaltung mitgetheilt, und er blieb mit Herder und den Straßburger Freunden in ununterbrochenem brieflichen Verkehr. Aus diesen kurzen Andeutungen mag man schließen, welch eine lebenvolle Welt sich in seinem Innern bewegte, als er in das stille Vaterhaus zurückkehrte und von neuem zwischen den engen Formen reichsstädtischer Sitte zu leben begann.

In Frankfurt traf er wohlgesinnte Freunde früherer Jahre wieder. Horn und Riese lebten zu Frankfurt in bescheidenen Aemtern; der Verkehr mit ihnen war, wenn auch herzlich, doch ohne erquickende Geistesverwandtschaft. Mehr gewährte der Umgang mit den literarisch vielseitig gebildeten Brüdern Schlosser. Der ältere, Hieronymus, suchte Goethe in den praktischen Geschäftsgang einzuführen und ihm die neuangetretene Laufbahn werth zu machen. Der jüngere, Georg, der sich aus den Diensten des Herzogs von Würtemberg herausgezogen hatte, war durch strenge Rechtschaffenheit ehrenwerth und wie früher durch seine

ausgebreitete Literaturkenntniß Goethe förderlich. Auch seiner Schwester Cornelia innige Theilnahme an Allem, was ihn anzog oder von ihm ausging, kam seinem Drange nach Mittheilung wohlthuend entgegen. Sie mußte seine Freude am Homer theilen, den er ihr nach Clarke's wörtlicher lateinischer Uebersetzung mit poetischer Lebhaftigkeit und manchmal in metrischen Wendungen deutsch vortrug; ihr theilte er jede Herzensangelegenheit, jedes kleine Gedicht mit; sie ermunterte ihn bei seinem Götz, sie las seine Briefe und die darauf erhaltenen Antworten, und bei kurzen Entfernungen ward ihr jedes kleine Erlebniß brieflich mitgetheilt.

Es war vorauszusehen, daß mit dem Vater jetzt so wenig, wie nach dem Leipziger Aufenthalt, ein Verständniß möglich sein werde, wenn er gleich in so weit sich zufriedener fühlte, als er den für seinen Sohn entworfenen Lebensplan nicht gescheitert, sondern ihn in die Praxis eintreten sah. Auch war der Vater nach und nach toleranter geworden und weicheren Gemüths. Da ihm jedoch für das, was des Sohnes geistiges Lebenselement geworden war, der rechte Sinn abging, so hatte keiner innige Freude an dem andern. Erst später trat eine glücklichere Wendung ihres Verhältnisses zu einander ein, woran das rücksichtsvollere Verhalten des Sohnes nicht geringen Antheil hatte.

Die juristische Praxis behagte Goethe nicht, und im Vergleich mit früheren glücklicheren Zeiten konnte ihm wohl das aristokratische spießbürgerliche Frankfurt als eine „Spelunke" erscheinen[33]). Weit anregender war für Goethe, daß er durch die Brüder Schlosser in den literarischen Kreis, der sich in dem benachbarten Darmstadt gebildet hatte, eingeführt wurde. Hier war ein lebendiger Sinn für schöne Literatur angeregt und auch vom Hofe aus gefördert[34]). Die vortreffliche Landgräfin Caroline ging mit

ihrem Beiſpiel voran; ſie war es, auf deren Veranſtaltung die erſte Sammlung Klopſtock'ſcher Oden als ein Manuſcript für Freunde 1771 erſchien. In vielfachem geſelligen und literariſchen Verkehr lebten hier Rector Wenck, Profeſſor Peterſen, von Schrautenbach und Geheimrath von Heſſe. Gebildete Frauen voll Begeiſterung für deutſche Poeſie mit einem liebenswürdigen Anflug von Klopſtockiſcher Sentimentalität erhöhten den Reiz heiterer Stunden. In Heſſe's Familie lebte ſeine Schwägerin, Caroline Flachsland, die Verlobte Herder's, die unſerm Dichter, den ſie in ihren Briefen wiederholt als „äußerſt gut" bezeichnet, aufs freundlichſte zugethan war. Einige dichteriſche Anregungen gab ihm die Bekanntſchaft mit den homburgiſchen Hofdamen Lila von Ziegler und ihrer Freundin von Rouſſillon, die er in ſeinen Gedichten „Urania" genannt hat; auf dieſe ſentimentalen Schwärmerinnen beziehen ſich die obenartigen Gedichte Elyſium und Morgenlied. An Caroline richtete er den von dem etwas eiferſüchtigen Herder ſtreng kritiſirten Felsweihegeſang an Pſyche. Ueber Lila ſchreibt Caroline an Herder: „Ein jedes empfindſame Herz wird von dem Engelsmädchen angeſteckt, und mich dünkt, Goethe denkt ernſthaft darüber nach".

Die Seele dieſes literariſchen Kreiſes war Johann Heinrich Merck (geb. 1741), ſeit 1768 landgräflicher Kriegszahlmeiſter, ſpäter Kriegsrath. Welche hohe Stellung dieſer ausgezeichnete Mann durch ſeinen Charakter, ſeine Beziehungen zu den beſten Männern ſeiner Zeit und ſeinen Einfluß auf die damalige Literaturperiode einnimmt, welche Bedeutung er namentlich für Goethe's Jugendleben gewonnen hat, iſt in Goethe's biographiſcher Darſtellung nicht mit der Anerkennung gewürdigt worden, wozu die innige Freundſchaft früherer Jahre verpflichtete. Goethe's Erinnerung heftete ſich mehr an ſolche Momente, wo

des älteren Freundes ſcharfe, mit Leſſing'ſcher Offenheit und Geradheit ausgeſprochene Kritik dem allzuverwöhnten Jünglinge, auch wo er ihren Gründen Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte, unangenehm und unbequem war. Merck war nicht, wie man aus einigen herben Ausſprüchen der Goethe'ſchen Charakteriſtik ſchließen könnte, ein bloß verneinender Geiſt, der ein Bedürfniß hatte, die Menſchen hämiſch und tückiſch zu behandeln, nicht eine Mephiſtopheles-Natur, ſofern ſie das Princip des Böſen vertreten ſoll. Er war weit entfernt, das lebhafte Streben des jugendlichen Genius in ſeinen kühnen Bahnen zu hemmen; vielmehr ſtärkte er ſein Vertrauen zu ſich ſelbſt, riß ihn aus dem in Goethe's Natur liegenden Hin- und Herſpringen und Zögern, und ließ die ſcharfe und beſonnene Kritik dazwiſchen treten, wo er ihn vor den Abwegen zu bewahren hatte, zu denen ſich das noch unſichere Genie in ſeinem ſtürmiſchen Drange inmitten einer excentriſchen Literaturepoche nur allzuleicht verleiten ließ. Dabei trieb ihn nur das wärmſte Intereſſe für ſeinen jungen Freund, deſſen großes Talent, deſſen hohe Beſtimmung er gleich mit ſicherem Blicke erkannte. Wie Merck auch in ſeinen übrigen Beziehungen alles Gute und Schöne mit uneigennütziger Theilnahme förderte, wie ſein treffendes Urtheil ſowohl über Werke der Poeſie als auch insbeſondere der Kunſt von den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit geſchätzt ward, wie er ſich mit lebendigem Eifer den Forſchungen auf verſchiedenen Gebieten des Wiſſens hingab und überall in engerem wie in weiterem Kreiſe als ein Ehrenmann galt, das lehren uns außer ſeinen eigenen Schriften die Zeugniſſe der Mitlebenden, welche ſein Briefwechſel enthält[35]).

Goethe's dichteriſche Entwürfe und Verſuche fanden in jenem Kreiſe Anerkennung und Aufmunterung. Während des Winters rückte die Dramatiſirung des Götz vor,

von der er gegen das Ende des Novembers 1771 an Salzmann ſchreibt, daß ſie „eine Leidenſchaft“ geworden ſei; „ich kann nicht ohne das ſein; Sie wiſſen's lange, und es koſte, was es wolle, ich ſtürze mich d'rein. Diesmal ſind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakſpeare und Alles vergeſſen werden: ich dramatiſire die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's koſtet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier ſo nöthig habe.“ Er überſandte ihm das Manuſcript und freute ſich, daß die Dichtung den Beifall ſeines Freundes erhielt. Aus der Zuſchrift, mit der er Herdern das Manuſcript zuſchickte, geht ſowohl der Ernſt hervor, mit der er ſich dieſer Dichtung hingab, wie die hohe Werthſchätzung des Urtheils ſeines kritiſchen Freundes, das „ihm köſtlicher iſt, denn Myrrhen, wohl thut wie Striegel und hären Tuch dem aus dem Bade Steigenden,“ wenn er gleich gelegentlich „das Jucken gewiſſer Striemen empfindet.“ „Keine Rechenſchaft“ — ſchreibt er — „gebe ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, nicht ſag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgeſtanden und in die Ferne getreten bin; es würde ausſehn, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet', es wandelt an einen Platz, wo ich's nicht wünſchte. Das aber darf ich ſagen, daß ich recht mit Zuverſicht arbeitete, die beſte Kritik meiner Seele dran wendete, weil ich that, um Sie darüber zu fragen.... Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geſchehen muß, wenn es zum Leben eingehen ſoll.“

Indem ſich Goethe in die altdeutſche Zeit mit leidenſchaftlicher Liebe verſenkte, während ſein Herz noch an

den Straßburger Erinnerungen hing, erſchien ihm das ehrwürdige Münſtergebäude als der ernſte Hintergrund ſeiner Dichtung. Daher drängte es ihn in jenen Tagen, was er über altdeutſche Baukunſt gedacht hatte, in der den Manen Erwin's von Steinbach gewidmeten Abhandlung, deren wir ſchon oben gedachten, niederzulegen; dieſe Bogen erſchienen zuerſt gegen Ende des Jahres 1772 und wurden im folgenden Jahre in Herder's Blättern von deutſcher Art und Kunſt wieder abgedruckt. Form und Inhalt laſſen uns die Einwirkung des Hamann-Herder'ſchen Geiſtes erkennen.

Eben dieſen Einflüſſen iſt es auch zuzuſchreiben, daß Goethe ſich wieder in die ſcheinbar heterogenen Studien der patriarchaliſchen Urzeit, die ihn ſchon ſeit ſeiner Kindheit wiederholt beſchäftigt hatte, hineinarbeitete, die Bücher Moſis durchſtudirte und über die Löſung bibliſcher Fragen ſann. Die Früchte ſeiner theologiſchen Beſchäftigungen waren zwei kleine Schriften: „Brief des Paſtors zu * * * an den neuen Paſtor zu * * *, aus dem Franzöſiſchen" und „Zwo wichtige, bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſtenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeiſtlichen in Schwaben," welche im nächſten Jahre (1773) ohne Namen des Verfaſſers erſchienen. In dem Briefe begegnen wir dem milden, frommen Grundzug in Goethe's Gemüth, der ihn früher zu Fräulein von Klettenberg hinzog und nachmals zum Verehrer der Lavater'ſchen Gefühlsreligion machte. Wenn auch nicht Alles darin als ſein eigenes Glaubensbekenntniß anzuſehen iſt, ſo fühlen wir doch in dem, was über Ehrfurcht vor der Bibel, über Demuth und chriſtliche Bruderliebe geſagt iſt, ſeine wahre Herzensmeinung durch; über echte Toleranz in Glaubensſachen kann nicht herzlicher und eindringlicher geredet werden. Von den damaligen Aufklärungstheorieen ſagt er ſich entſchieden los. „Es iſt

nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Frieden man von ihnen zu hoffen hat." Das nur gilt ihm als Religion, was aus einem warmen Herzen kommt: „Wenn wir immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sei, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Secten und Parteien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise Frucht bringen zu sehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte." Vor Allem räth er daher dem Amtsbruder, nichts vorzubringen, was er nicht jedem an seinem Herzen beweisen könne; „prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben!"

In der ersten „biblischen Frage" wird der Beweis versucht, daß auf Moses Gesetztafeln nicht die zehn „allgemein moralischen" Gebote, sondern zehn Gesetze des israelitischen Jehovahbundes gestanden hätten. Er soll dies anfänglich zum Thema seiner Straßburger Doctordissertation bestimmt haben. Mystischer, indeß für jenen Zeitpunct charakteristisch, ist die Beantwortung der zweiten Frage: „Was heißt mit Zungen reden?" welches er als eine „Sprache des Geistes, mehr als Pantomime, doch unarticulirt" deutet; „die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht."

Mit dem Jahre 1772 übernahm Schlosser auf Merck's Anrathen die Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Es ward jetzt die Aufgabe dieser Zeitschrift,

im Leſſing-Herder'ſchen Geiſte das Schwache und Kleinliche, den Ungeſchmack und die gelehrte Pedanterie der Zeitliteratur zu bekämpfen, ſo daß ſie ein anziehendes Denkmal der Theorieen der Genieperiode bleibt. Thätig war dabei beſonders Merck; die Darmſtädter Freunde ſo wie Herder, der 1771 die Stelle eines Hofpredigers zu Bückeburg angetreten hatte, waren bei den beiden erſten Jahrgängen rüſtige Mitarbeiter. Auch Goethe trat in dieſen kritiſchen Cirkel ein.

Bei einer der Berathungen über die Tendenz der Zeitſchrift machte er die erſte Bekanntſchaft des Profeſſors Höpfner in Gießen, eines ſowohl wegen ſeiner gründlichen wiſſenſchaftlichen Bildung als wegen ſeines ehrenwerthen Charakters allgemein geſchätzten Gelehrten. Der junge Dichter ließ ſich hier wiederum in ſein humoriſtiſches Incognitoſpiel ein. Er gab ſich für einen Studenten aus und trat anfangs blöde und mit linkiſchem Anſtande auf, bis zuletzt die komiſche Scene damit endete, daß der angebliche Student aufſprang und Höpfnern um den Hals fiel mit den Worten: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Poſſe, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange ſich gegenüber ſteif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundſchaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinſpringen, und ſo, hoff' ich, ſoll's zwiſchen uns ſein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe"[36]).

Goethe lernte bald Höpfnern näher kennen und gewann ihn lieb; in ſeinen Geſprächen fand er über viele Gegenſtände ſeines Fachs eine willkommene Belehrung. Denn eben dies ward ihm bei Beginn ſeiner kritiſchen Thätigkeit aufs neue fühlbar, daß ihm ein zuſammenhangendes theoretiſches Wiſſen abging. Allein ſeine leichte

Fassungsgabe ließ ihn leicht den rechten Weg finden, und sein treffender Blick leitete ihn so sicher, daß er durch geistreiches Urtheil gutmachte, was ihm an gründlicher Gelehrsamkeit mangelte. Die Herausgabe der literarischen Zeitschrift schlang ein engeres Band um die Frankfurt-Darmstädtischen Literaturfreunde; häufige Zusammenkünfte und Correspondenzen der Mitarbeiter belebten den geistigen Verkehr. Da die Kritiken in Einem und demselben Geiste geschrieben waren, so wurden manchmal die Recensionen verschiedener Beurtheiler in Eine verschmolzen; Goethe diente dabei oft als Protokollführer.

Durch den gehaltvollen Verkehr mit ausgezeichneten Männern, durch poetisches Schaffen wie durch mannigfache Studien — die juristische Praxis konnte „in Nebenstunden bestritten werden", — ward Goethe in eine lebendige Geistesthätigkeit hineingezogen, und, wenn man die Leidenschaft kennt, mit der er in Momenten stürmisch das Neue ergriff, kann man auf die innere Erregtheit schließen, indem er einer neuen Ideenwelt sich zu bemächtigen eilte. Auch ward gleichzeitig der Kampf des Gemüths durch die Erinnerung an Straßburg, durch den Schmerz über Friederikens thränenvolles Krankenlager immer aufs neue unterhalten. In solchen leidenschaftlichen Lebensepochen bewährte sich ihm stets die Heilkraft seiner Dichtergabe, indem sie, was ihn quälte, von seiner Individualität loslöste und als ein fremdes Dasein, als ein Leiden, „das der ganzen Menschheit zugetheilt ist," gestaltete; auf Weislingen in Götz ging seine Beichte und Reue über. Beruhigung für sein Gemüth ward ihm vornehmlich „unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern" zu Theil; „mehr als jemals war er gegen offene Welt und freie Natur gerichtet." Seine Freunde pflegten ihn daher wegen seines Umherschweifens in der Gegend (wohl mit

Anſpielung auf ſein bereits bekannt gewordenes Gedicht) den „Wanderer“ zu nennen. Auf ſolchen Parforce-Touren zu Fuß und zu Pferde entſtanden mehrere dithyrambiſche Oden, von denen „Wanderers Sturmlied“ übrig geblieben iſt. In der räthſelvollen, ſprunghaften Hymnenſprache zeigt ſich unverkennbar der Einfluß Pindar's, in welchem er um dieſe Zeit „wohnte“[37]), ſowie der Oden Klopſtock's, zu welchem er durch die Begeiſterung des Darmſtädtiſchen Freundekreiſes jetzt mehr als je ſich hingezogen fühlte. Nicht länger vermochte er daher der enthuſiaſtiſchen Lobrede deſſelben, womit der Eislauf angeprieſen ward, zu widerſtehen. An einem heitern Froſtmorgen rief er, aus dem Bette ſpringend, ſich die Stellen zu:

Schon von dem Gefühle der Geſundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Geſtade gemacht
Den bedeckenden Kryſtall! — —

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See. Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Der „alte Anfänger“ brachte es auch im Eislauf durch leidenſchaftliche Uebung bald zur Gewandtheit und ſetzte mit muntern Freunden die erfriſchende und ſtärkende Bewegung oft bis tief in die Nacht fort. Scenen aus Oſſian's Geſängen belebten ſich dann in ſeiner Phantaſie, wenn das Dämmerlicht des Mondes die junge Heldenſchaar beleuchtete, und der Hall des Eiſes geiſterhaft erklang.

Mit dem Frühling 1772 begab ſich Goethe nach Wetzlar, um ſich, nach der damaligen Sitte junger Juriſten, bei dem Reichskammergericht mit dem deutſchen Civil- und Staatsrecht bekannter zu machen. Man möchte vermuthen, daß die Bekanntſchaft mit Höpfner auf dieſen Entſchluß Einfluß gehabt hätte, wenn er nicht ſelbſt ge-

stände, daß mehr die Lust, seinen Zustand zu verändern, als der Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern, ihn dazu veranlaßt habe; auch war der Aufenthalt in Wetzlar ohne Zweifel in den von dem Vater entworfenen Lebensplan im Voraus eingezeichnet.

In Wetzlar fanden sich viele junge Leute beisammen, die theils dem Gesandtschaftspersonal beigeordnet waren, theils ihrer juristischen Praxis halber sich dort aufhielten. Goethe trat daher in ein drittes akademisches Leben; denn da jenen jungen Männern meist die Gelegenheit zu einer geregelten Thätigkeit fehlte, so verthat man die Zeit, indem man Possen umständlich und ernsthaft betrieb. Besonders that sich in solchen lustigen Streichen der braunschweigische Legationssecretär August Siegfried von Goué, ein liederlicher Sonderling, hervor. Er sowie der preußische Legationssecretär Ganz gaben die Veranlassung, daß die Genossen des gemeinsamen Mittagstisches einen mit altfränkischen Formen ausstaffirten Ritterorden bildeten, in den der neue Ankömmling mit einem besonderen Rapiernamen unter Ceremonien aufgenommen ward; Goethe erhielt wegen seiner Begeisterung für seinen Lieblingshelden den Namen „Götz von Berlichingen der Redliche". Anfangs belustigte auch ihn dies Possenwesen, und er brachte die Perikopen aus den vier Haimonskindern, die man für ein kanonisches Buch erklärte und bei gewissen Festen und Feierlichkeiten ehrfurchtsvoll vorlas, in Ordnung und trug sie selbst pathetisch vor. Aber bald mißbehagten ihm die gehaltlosen Phantastereien, und er zog sich auf sich selbst und den Umgang mit einigen wenigen Freunden zurück.

Was er inzwischen durch Gespräch und Anschauung von dem Zustande der deutschen Rechtsverhältnisse, von dem Stande des seit mehreren Jahren von dem Kaiser Joseph II. betriebenen Reichsvisitationsgeschäftes erfuhr,

machte auf seine redliche Gesinnung nur einen tief verletzenden Eindruck. Die geheimen Gebrechen des deutschen Justizwesens waren in engeren Kreisen der Rechtsgelehrten kein Geheimniß, und die Untersuchung hatte bereits manches Schlimme aufgedeckt. Wegen der geringen Zahl der Beisitzer und des langsamen Rechtsverfahrens hatten sich an zwanzigtausend Processe angehäuft, während jährlich nicht einmal mehr als die Hälfte der neu hinzukommenden erledigt werden konnte. In dem ganzen Gange der Revision zeigte sich ein so erbärmliches Treiben der einzelnen deutschen Stände, um lieber die Gebrechen zu verhüllen, als dem Kaiser eine reformatorische Regierungsgewalt einzuräumen, daß Goethe nun jenen heillosen anarchischen Zustand vor sich sah, in den der Brave, wie sein Götz, mit muthiger Selbsthülfe dreinschlagen möchte.

Um so inniger drang die ewig reine, göttliche Sprache der Natur in seine Seele; liebevoll betrachtete er ihr geheimes Weben und Wirken. „Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen; die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Betrachtungen". Besonders liebte er den stillen Aufenthalt in dem eine halbe Stunde von der Stadt am Fuße des Berges freundlich gelegenen Garbenheim (Wahlheim im Werther), wo er unter den Linden vor der Dorfkirche häufig zu ruhen pflegte. Die zarten Naturlaute klingen durch seine Lieder und sind der unvergängliche Reiz seines Werther.

Welchen Eindruck er auf seine Umgebung durch sein „Genie" und seinen sittlichen Charakter machte, erkennen wir aus einer unter den Kestner'schen Papieren aufbewahrten Schilderung; es heißt darin: „Er ist ein wahres Genie

und hat eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hat viele Kenntniſſe und viele Talente. In ſeinen Affecten iſt er ſehr heftig. Er iſt ein Menſch von Charakter und hat eine edle Denkungsart. Mit einem Worte, er iſt ein ſehr merkwürdiger Menſch. Er liebt Kinder und kann ſich mit ihnen ſehr beſchäftigen. Er iſt bizarr und hat in ſeinem Betragen, ſeinem Aeußerlichen Verſchiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern iſt er wohlgelitten. Er thut, was ihm einfällt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode iſt, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang iſt ihm verhaßt. Für das weibliche Geſchlecht hat er ſehr viele Hochachtung. Er iſt bilderreich und drückt ſich gewöhnlich in Gleichniſſen aus.... Er iſt nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, um etwas vorſtellen zu wollen.... Vor der chriſtlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Geſtalt, wie ſie unſere Theologen vorſtellen. Er glaubt ein zukünftiges Leben, einen beſſern Zuſtand. Er ſtrebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derſelben, als von ihrer Demonſtration. Er hat ſchon viel gethan, viele Kenntniſſe, viel Lectüre; aber doch mehr gedacht und räſonnirt. Aus den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten hat er ſein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wiſſenſchaften, nur nicht den ſogenannten Brodwiſſenſchaften."

Von jungen Freunden ſchloß ſich beſonders Gotter, der ſich als gothaiſcher Legationsſecretär in Wetzlar aufhielt, mit aufrichtiger Neigung an ihn an. Drei Jahre älter als ſein Freund, hatte er ſchon als geſchmackvoller Dichter und Herausgeber des Göttinger Muſenalmanachs ſich einen Namen erworben. Den Ueberſchwänglichkeiten der Genieperiode abhold, wandte ſich ſein klarer, heiterer Sinn mehr der Eleganz der franzöſiſchen und der neueren engliſchen

Literatur zu. Beide begegneten sich in der Begeisterung für Goldsmith und wetteiferten in der Uebertragung der englischen Idylle „das verlassene Dörfchen", welche Goethe's damalige Gemüthsstimmung eben so in dem wirksamsten Momente berührte, wie der Landprediger von Wakefield zur Zeit seiner Sesenheimer Besuche. Von Gotter ward er zu manchen kleineren poetischen Arbeiten aufgemuntert[38]). „Faust" war mehrmals der Gegenstand ihrer Unterredungen, ohne daß der junge Dichter bis jetzt Hand anzulegen wagte.

Zu Gotter's Freunden gehörte Karl Wilhelm Jerusalem, braunschweigischer Gesandtschaftssecretär, der Sohn des als Geistlicher und theologischer Schriftsteller in hoher Achtung stehenden braunschweigischen Abts zu Riddagshausen. Goethe hatte ihn schon während seiner Leipziger Studienzeit kennen gelernt und den hübschen blonden Jüngling mit blauen Augen und sanften ruhigen Zügen immer mit Theilnahme betrachtet. Eine freundschaftliche Annäherung fand nicht statt, entweder weil Goethe's Wesen nicht den Grundsätzen der ernsten Philosophie, denen er nach Lessing's Zeugniß anhing, entsprach, oder weil sein melancholisches Gemüth ihn von neuen Bekanntschaften fern hielt. Wie Goethe, liebte er Natur und Einsamkeit. Besonders erfreuten ihn Zeichnungen, in denen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Geßner's Radirungen legte er gern vor und ermunterte seine Freunde, danach zu studiren. Auch beschäftigte er sich mit der englischen Literatur, deren melancholischer Ernst seinem leidenden Gemüthe am meisten zusagen mußte. „Der junge Mann," sagt Lessing in der Vorrede zu Jerusalem's philosophischen Aufsätzen, „als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber

gewonnen hätte, als ihn. — — — Wie empfindbar, wie warm, wie thätig ſich dieſer junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Menſch er unter den Menſchen war, das wiſſen ſeine übrigen Freunde noch beſſer, als ich.“ Seine Schwermuth, durch unverdiente Kränkungen geſteigert, führte ihn zu dem Entſchluß des Selbſtmordes, den er ſtets mit philoſophiſchen Gründen zu vertheidigen pflegte. Die letzte Entſcheidung gab die leidenſchaftliche Neigung zu der liebenswürdigen Gattin des pfälziſchen Geſandtſchaftsſecretärs, in deſſen Hauſe er Umgang hatte, bis dieſer ſich zuletzt veranlaßt ſah, ihm fernere Beſuche zu unterſagen. Er tödtete ſich durch einen Piſtolenſchuß, einige Wochen nach Goethe's Abreiſe von Wetzlar, am 30. October 1772.

Da der Leſer hier an „Werthers Leiden“ erinnert wird, ſo iſt nunmehr von der Bekanntſchaft zu berichten, wodurch dieſer Roman nicht nur mit dem Schickſal des unglücklichen Jünglings, ſondern mit Goethe's eigenem Herzen und Leben aufs engſte verbunden iſt.[39])

Goethe befand ſich an einem ſchönen Frühlingstage mit einer Geſellſchaft junger Freunde in Garbenheim. Im Graſe liegend, war er in einem lebhaften Geſpräch über die Philoſophie des Epikur und der Stoa begriffen, als ſein Freund Gotter und der hannoverſche Geſandtſchaftsſecretär Johann Chriſtian Keſtner hinzutraten. Dieſer fühlte ſich ebenfalls durch die liebenswürdige Perſönlichkeit des feurigen Jünglings ſehr angezogen, es entſpann ſich ein freundſchaftlicher Verkehr. Keſtner, ſchon dreißig Jahre alt, rechnete auf eine baldige Anſtellung in ſeiner Heimat, da er ſich durch ſeine Rechtlichkeit und Thätigkeit ſeinen Vorgeſetzten empfohlen hatte. Seit zwei Jahren ſtand er mit der zweiten Tochter des Deutſchordens-Amtmanns Buff zu Wetzlar (dieſer bewohnte als Verwalter der Einkünfte

einiger Besitzungen des deutschen Ordens das sogenannte „Deutsche Haus") in einem innigen Verhältniß, das ohne ein ausgesprochenes Ehegelöbniß auf gegenseitige Liebe und Vertrauen die Hoffnung einer künftigen Verbindung gründete. Charlotte, eine schlanke Blondine mit blauen Augen, war „eine heitere gesunde Natur; die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung". Es war nicht der Reiz einer siegenden Schönheit, wodurch sie Leidenschaft entzündete, sondern der stillwirkende Zauber einer in reiner Gemüthlichkeit und ruhiger Thätigkeit beglückten Seele. Aller empfindsamen Schwärmerei fremd, gab sie sich mit offenem Sinne der Fröhlichkeit wie den häuslichen Beschäftigungen hin und stand nach der Mutter Tode der Wirthschaft und der Erziehung ihrer zahlreichen jüngeren Geschwister vor. So erschien denn in ihr das Bild des liebenswürdigen Mädchens, wie es mit unverkennbarer Beziehung der junge Dichter in einer der Frankfurter Recensionen gezeichnet hat: „dessen Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth ist, das sich im stillen Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat und die zweite Mutter ihres Hauses ist, dessen stets liebeweckende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu dem Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend mit geborenem Wohlstand und Grazie".

Auf einem Balle zu Wolpertshausen (am 9. Juni) — er ist im Werther in dem Briefe vom 16. Junius geschildert — lernte Goethe, der zufällig in einem und demselben Wagen mit ihr hinfuhr, sie zum erstenmal kennen. Mit ihrem Verlöbniß damals noch unbekannt, gab er sich unbefangen den Eindrücken dieser schönen Stunden hin. Er, dem bisher noch kein Mädchen in Wetzlar hatte gefallen können, ward von den Reizen ihrer naiven Liebenswürdigkeit ganz hingerissen. Tags darauf machte

er bei ihrer Familie den ersten Besuch und fand die zuvorkommendste Aufnahme. Bald sah er sich von dem Amtmann wie ein Sohn, von den mehr herangewachsenen Geschwistern wie ein älterer Bruder geliebt, besonders von den Kleinen, die er durch Märchenerzählen ergötzte oder von denen er sich in lustigem Spiel auf dem Boden zerzausen ließ. Kestner widmete sich den größten Theil des Tages den Geschäftsarbeiten; daher sah er es gern, wenn seine Braut sich nach beendigter häuslicher Arbeit mit Freunden und Freundinnen auf Spaziergängen und Landpartieen unterhielt. Da Goethe glaubte, sich einer Verlobten gegenüber um so sorgloser bewegen zu können, so war er bald „auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland und im Garten" ihr unzertrennlicher Begleiter und verlebte den Sommer hindurch „eine echt deutsche Idylle." Auch der Bräutigam war oft zugegen, und alle drei hatten sich so an einander gewöhnt, daß sie sich nicht mehr entbehren zu können schienen. Der junge Dichter war bald „dergestalt eingesponnen und gefesselt, daß er sich selbst nicht mehr kannte". „Unter ihnen" — so schildert der Herausgeber der Briefe das seltene Verhältniß — „gab es keine argwöhnische Eifersucht, die den Nebenbuhler ängstlich bewacht und ihm die Thür der Geliebten versperrt, unter ihnen keinen Stolz des Siegers, keinen Groll des minder Begünstigten, keine Eitelkeit der Angebeteten, die in ihrem Triumphe sich gefiele. Denn kein Gedanke war von einem dieser drei redlichen Freunde gedacht, keine Empfindung gefühlt, die nicht das gemeinschaftliche Eigenthum aller drei war, eine Harmonie, zuvor von zweien, jetzt von dreien gebildet, ein Verhältniß, wovon wohl selten ein ähnliches Beispiel in der Geschichte der Menschheit erscheinen möchte.... Auch der Schmerz, der ihn niederdrückte, wurde, so wie Alles unter ihnen

gemeinschaftlich war, ein von drei Freunden gemeinschaftlich getragener Schmerz."

Vergleichen wir damit eine Stelle aus einem gleichzeitigen Briefe Kestner's an einen Freund, deren treuherziger Ausdruck die Charaktere am klarsten neben einander zeichnet: „Ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolz so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus dem stärksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können."

Im August kam Merck nach Gießen, wo er mit seinem jungen Freunde verabredetermaßen zusammentraf. Goethe hatte die Freude, sich von Lotten und einer liebenswürdigen Freundin auf dieser Fahrt begleitet zu sehen und sie mit dem verehrten Manne, welcher sie nach Wetzlar zurückbegleitete, bekannt zu machen. So wenig Merck gegen Lottens

Werth unempfindlich war, wollte er doch die leidenschaftliche Neigung des liebeschwärmenden Jünglings nicht nähren und kränkte ihn gar sehr dadurch, daß er ihn aufforderte, sich lieber um die junonische Gestalt ihrer Freundin zu bewerben, die noch unverlobt sei. Um Goethe von Wetzlar wegzuziehen, bestimmte er ihn zu dem Entschluß, in wenig Wochen mit ihm in Coblenz zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen. Goethe sah selbst ein, daß er aus dem gefahrdrohenden Liebesnetz sich durch eine entschlossene Resignation bei Zeiten herausreißen müsse, um sie nicht noch mehr zu erschweren.

An einem nebligen Morgen, den 11. September, nachdem er Abends vorher mit seinen Geliebten das tief erschütternde Gespräch über Scheiden und Wiedersehen nach dem Tode gehabt hatte, wie es der letzte Brief im ersten Theil des Werther schildert, reiste Goethe von Wetzlar ab. Von niemand nahm er Abschied; für Kestner und Lotte ließ er Briefe zurück. Die tiefe Seelenbewegung des Scheidenden spricht aus jeder Zeile, fast aus jedem Worte seines Briefes an Lotte: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mir's bei deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh' ich morgen fort, fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Discurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter." Hiemit eröffnet sich der Briefwechsel mit Kestner und Charlotte, eines der herrlichsten

Documente aus Goethe's Jugendleben, von dem Gervinus mit dem vollſten Rechte ſagt, daß dieſe Briefe „der Ausdruck der tiefſten und heiligſten Empfindung jener Friſche und natürlichen Herrlichkeit" ſind, und „mehr als alles Andere das kindliche, durchſichtige, unverdorbene und harmloſe Gemüth aufdecken, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, und auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth ausſprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er alle, die ihm entgegentraten, elektriſirte". Wie das ganze Verhältniß durch die hohe ſittliche Stärke der drei verbundenen Seelen möglich geworden war, ſo iſt auch jede Zeile der Briefe eben ſo ſehr von der erhabenſten ſittlichen Reinheit wie von der wärmſten Lyrik des Gefühls eingegeben.

Goethe ſandte ſein Gepäck voraus und ſchritt, ein leichter Wanderer, „ſchwelgend" in den mannigfach wechſelnden Naturſchönheiten, das ſchöne Lahnthal hinab. Glücklich der, dem der offene, empfängliche Sinn zu Theil geworden war, um am Buſen der Natur ſchnell von Schmerzen zu geneſen und von Trübſinn ſtets wieder zum Genuß des Lebens zu erwachen! Seiner leidenſchaftlichen Erregbarkeit blieb ſtets die geiſtige Kraft, die ſonnenhelle Klarheit zur Seite, durch die er ſtets im Drange ſchmerzlicher Lebenserfahrungen die brauſenden Wogen der Leidenſchaft beſänftigte und beherrſchte und ſich zu neuem Lebensmuth mannhaft aufrichtete.

Nach einer Reiſe von einigen Tagen langte er in Ehrenbreitſtein an, wo er, von Merck angekündigt, im Hauſe der Frau von la Roche einen freundlichen Empfang fand. Das ſich immer gleich bleibende ſentimental-paſſive Weſen der Frau konnte ihm ſo wenig zuſagen, als der kalte, wenn auch geiſtreich ſcherzende, Weltſinn ihres Mannes. Deſto mehr fühlte er ſich zu den Töchtern hingezogen. Die

älteſte, Maximiliane, eine liebliche Erſcheinung mit „den ſchwärzeſten Augen und einer Geſichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann," höchſt anziehend durch Munterkeit und Grazie, ließ faſt eine neue Liebesneigung in ſeinem leicht entzündlichen Herzen aufkeimen. Die ſchöne Umgebung des mitten im Rheinparadieſe gelegenen Coblenz, die häufig durchſtreift ward, erhöhte den Reiz jener heiteren Tage.

Frau von la Roche hatte damals durch ihren Jugendfreund Wieland den in der empfindſamen, moraliſchen Manier Richardſon's bearbeiteten Roman „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim" herausgegeben. Sie hatte eine Zuſammenkunft äſthetiſcher Kritiker wahrſcheinlich zu dem Zwecke veranſtaltet, eine öffentliche Empfehlung ihres Romans einzuleiten; die Beurtheilung deſſelben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen iſt von Goethe's Hand. Der heſſen-darmſtädtiſche Rath Leuchſenring, der von Düſſeldorf, wo er bei der Familie Jacobi verweilt hatte, zurückkam, traf ebenfalls in jenen Tagen im Laroche'ſchen Hauſe ein — ein glatter Hofmann, der ſich durch ſein weiches Weſen beſonders die Gunſt der Frauen zu erwerben wußte. Er hatte in den letzten Jahren den darmſtädtiſchen Erbprinzen zur Leydener Univerſität und dann auf Reiſen nach Paris und in die Schweiz begleitet; durch ſeine literariſche Bildung ſo wie durch ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft und Correſpondenz mit berühmten Männern und Frauen hatte er ſich in gewiſſen Kreiſen ein großes Anſehen erworben. Auch Goethe fand in dieſen belletriſtiſchen Unterhaltungen Genuß und Belehrung. Merck, der bald darauf ebenfalls mit ſeiner Frau eintraf, haßte die empfindſame Schlingpflanzennatur Leuchſenring's und warf manche bittere Aeußerung dazwiſchen. Er brach bald mit den Seinigen und ſeinem jungen Freunde wieder

auf. Zusammen fuhren sie in einem Boote den Rhein aufwärts nach Mainz und genossen mit Muße und bei dem herrlichsten Wetter die Schönheiten der Rheinufer, deren malerischen Reiz wohl niemals die Seele unsers Dichters tiefer empfunden hat; er zeichnete daher fleißig, um sich „die tausendfältige Abwechselung jener herrlichen Ufer fester einzudrücken."

Das liebevolle Versenken in die Schönheit der Natur hatte ihn aufs neue für die Kunst begeistert; eben darum „ward es auch bei ihm zur Leidenschaft" überall die Natur in der Kunst zu sehen, und die Werke der Niederländer fanden in ihm den wärmsten Verehrer. Unter Nothnagel's Leitung übte er sich späterhin im Oelmalen und führte einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen aus. Auch legte er sich ein kleines Museum von Abgüssen berühmter Antiken an, „um den großen Eindruck, den er in Mannheim gewonnen hatte, möglichst zu beleben".

Der juristischen Praxis widmete er sich nach seiner diesmaligen Rückkehr in die Vaterstadt mit mehr Eifer als früher. Sein Oheim Textor, der nach des Großvaters Tode in den Rath gekommen war, wies ihm manche Sachen zu, denen er gewachsen zu sein schien. Auch die Brüder Schlosser waren ihm behülflich, um so mehr, da ihn jetzt ein engeres Band mit ihnen verknüpfte, indem der jüngere Schlosser sich um die Hand Corneliens bewarb und sich bald darauf, da er eine Anstellung in markgräflich-badischen Diensten erhielt, mit ihr verlobte. Der Vater war erfreut, mit seinem Sohne die Acten durchzugehen und eine langentbehrte Thätigkeit wieder aufzunehmen. Noch nie hatte zwischen Vater und Sohn ein besseres Vernehmen bestanden, so daß den übrigen Liebhabereien „dieses singularen Menschen" (ein brieflicher Ausdruck des Vaters) gern nachgesehen ward. Uebrigens spielte der Poet dem

Advocaten manchen Streich, und die ſoliden Juriſten der alten Schule hatten viel zu erinnern, wenn ſtatt ſtrenger Rechtsdeductionen eine Abhandlung in einem lebhaften, energiſchen Stil ausgeführt wurde. Die Frankfurter Proceßacten liefern noch Beweiſe davon.

Bei dem Allen blieb zu den mehr zuſagenden literariſchen Beſchäftigungen reichlich Muße. Für die Frankfurter gelehrten Anzeigen war Goethe während des Winters ſehr thätig und lieferte eine Reihe von Recenſionen. Sie ſind uns beſonders dadurch wichtig, weil ſie uns ſeinen damaligen äſthetiſchen und ſittlich-religiöſen Standpunct erkennen laſſen. Das Urtheil iſt ſtets mäßig und beſonnen. Er nimmt ſogar Gellert gegen bilderſtürmiſche Kritik in Schutz, hält Wieland in Ehren und geſteht, minder ſtreng als früher, der Bardenpoeſie ihren ſittlichen und dichteriſchen Werth zu. Die ſcharfe Waffe des Spottes kehrt er gegen „die Göttern und Menſchen verhaßte Mittelmäßigkeit.“ Er wird warm, wenn er Homer, „der ſich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt hat“, und Shakſpeare, „dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte“, feiert, wenn er „die Wahrheit und lebendige Schönheit“ der Poeſie „den bunten Seifenblaſenidealen, wie ſie in hundert deutſchen Geſängen herumwallen, den empfindſamen Dichterlingen mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elyſium der Menſchenliebe und Wohlthätigkeit“ entgegenhält. Auch im Politiſchen will er keine Illuſionen. Auf die Klage, daß wir kein Vaterland, keinen Patriotismus haben, erwidert er: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unſern Beſitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tauſend und Tauſende in jedem Staat? und leben ſie nicht in der Beſchränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufſtreben

nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpuncten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen." In den theologischen Recensionen weist er die starre Orthodoxie eines Haller und Münter eben so zurück, wie die schalen Bibelverbesserungen eines Bahrdt, welche ihn nachmals zu der kleinen humoristischen Posse: „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. F. Bahrdt" (Gießen 1774) veranlaßten. In Lavater's Schriften erkennt er die geniale Fülle, die aus dem Herzen strömende Kraft an. Was er auch an Einzelnem auszusetzen hat, ihm gilt das große Genie als Original, das man mit Ehrerbietung betrachten müsse, und er liest die Predigten über das Buch Jonas mit „warmer Hochachtung für den Verfasser." Auf dies Urtheil hat wohl schon die Freundschaft einigen Einfluß, indem Lavater, dem es bei seinen physiognomischen Sammlungen um ausgebreitete Bekanntschaft zu thun war, in Folge von Goethe's Sendschreiben des Pastors an seinen Amtsbruder mit ihm in Correspondenz trat, die bald ein herzliches Einverständniß herbeiführte.

Goethe bedurfte indeß auch einer productiven dichterischen Thätigkeit, um sein von Liebesschmerz bestürmtes Herz zur Ruhe zu bringen. Kestner hatte die gewünschte Anstellung erhalten; er war Archivsecretär zu Hannover geworden, und seine Vermählung mit Lotte stand bevor. Die Herannäherung des Hochzeitstages erneuerte in Goethe's Herzen den Kampf, mit dem er sich von Wetzlar losgerissen hatte. Seine Briefe an Kestner, mit dem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war, machen aus

der Heftigkeit seines Schmerzes kein Geheimniß, war doch die Liebe zu Lotten in die Freundschaft eingestandenermaßen aufgenommen. Ihre Schattenrisse „schweben um sein Bett wie Engel Gottes", und Lottens Busenschleife ist ihm eine heilige Reliquie. Er bittet sich die Vergünstigung aus, die Verlobungsringe bestellen zu dürfen, und da die bestellten ihm nicht gefallen, läßt er sie umschmelzen und neue schönere machen. Zum Hochzeitstag will er jedoch nicht kommen, wünscht auch nicht, daß sie ihn zusammen in Frankfurt besuchen, weil er dann werde „gehen" müssen. Den Tag der Trauung, welche am Palmsonntag 1773 stattfand, hatte ihm Kestner verheimlicht. Goethe schreibt darauf: „Gott segn' euch, denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl.... Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich." So rein war seine Freundschaft, daß er über dem Antheil an ihrem Glück, der auch im Fortgang seiner Briefe sich lebhaft äußert, den eigenen Schmerz vergaß. Lottens Brautstrauß, den er durch eine ihrer Freundinnen erhalten hatte, befestigte er an seinem Hute, als er bald darauf nach Darmstadt zu seinem Merck wanderte, und betrachtete ihn im Selbstgefühl seines „heldenmüthigen" Entsagens als einen ritterlichen Schmuck.

Während des einsam verbrachten Winters war sein Sinnen und Dichten fast ganz der „dramatisirten Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" — dies war der anfängliche Titel der Dichtung — gewidmet, und unter den Ermunterungen der Schwester ward die letzte Ueberarbeitung des Drama's in raschem

Lauf zu Ende geführt. Er hatte die dramatiſche Handlung auf dem weiten Schauplatz der Shakſpeariſchen Bühne ſich frei entfalten laſſen und die Regeln von Einheit der Zeit und des Orts verabſchiedet. „Aber" — ſo äußerte er ſelbſt damals in einem kurzen dramaturgiſchen Aufſatze — „deswegen giebt's doch eine Form, die ſich von jener unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſein will. Unſer Kopf muß überſehen, was ein anderer Kopf faſſen kann, unſer Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag; das Zuſammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit." Er ſah bei näherer Betrachtung ſeines Drama's, daß er durch das Ausmalen leidenſchaftlicher Nebenſcenen jener unerläßlichen höheren Einheit Eintrag gethan habe: „es muß eingeſchmolzen, von Schlacken gereinigt werden". Darauf hatte auch Herder mit der ſcharfen Bemerkung, die der Dichter „gleich in ihrer ganzen Stärke erkannte", hingedeutet: „Shakſpeare habe ihn ganz verdorben". Er ſchrieb daher das Stück nochmals ins Reine und verfuhr gegen ſein Werk mit einer Strenge, zu der ein junger Dichter ſich ſelten verſteht, indem er vornehmlich im fünften Act (die vier erſten Acte haben nur geringe Verkürzungen erlitten) viele der wirkſamſten Scenen, namentlich Adelheids Erſcheinen unter den Zigeunern und ihre nächtliche Ermordung durch den Rächer des heimlichen Gerichts, ſowie die ergreifenden Scenen des Bauernkriegs ganz tilgte oder zuſammenzog.

Auch die zweite Bearbeitung hatte er noch nicht zur Herausgabe beſtimmt, ſondern er hoffte ſich durch eine ſpätere Ueberarbeitung noch mehr zu genügen. Allein Merck, der ſich gleich anfangs wohlwollend über das neue Drama geäußert hatte, drängte zum Abſchluß, indem er meinte, es werde dadurch nur anders und nicht beſſer;

man müsse sehen, was das für eine Wirkung mache, und dann wieder was Neues unternehmen. „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" rief er aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Da er mit sicherem Blicke die gewaltige Wirkung des Stückes vorausah, so ermunterte er seinen Freund, den Verlag desselben gemeinschaftlich zu besorgen. Goethe schaffte das Papier an, Merck sorgte für den Druck. Kaum aber hatte „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel" (ohne Namen des Verfassers) mit dem Sommer 1773 seinen Ausflug in die Welt gewagt, als ein Nachdrucker darüber herfiel und sich die schöne Beute zueignete. Der Autor gerieth mit seiner Casse in Verlegenheit und mußte die Freunde bitten, Exemplare unterzubringen, damit er nur einigermaßen zu seinem Gelde komme. „Ich lache manchmal darüber" — schreibt er am 8. Jan. 1774 an Boie — „wie gut das Stück aufgenommen, wie schnell verkauft, nachgedruckt worden, und ich die Druckkosten noch nicht einmal wiederhabe." Doch ihm ward ein schönerer Lohn, als Gold, die Verehrung der Besten seines Volks. „So war es Recht!" — sagt Rosenkranz („Goethe und seine Werke") — „ein solches Werk mußte ein Geschenk des Dichters an die Nation sein."

„Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volks ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig", diese Worte aus Haller's Usong waren das ursprüngliche Motto des Götz. Goethe wollte mit seiner Dichtung die Nation für Selbstständigkeit und männliches Streben begeistern; daher trat er mitten unter sie und klopfte an edle Herzen an. Er zeigt uns den biederherzigen deutschen Mann, der den engeren Kreis um sich mit seinem Geiste belebt; er zeigt uns edle Frauen, welche in Treue und bescheidener Häuslichkeit ihr Glück und ihren Frieden

finden. Aber eine Welt der Schwäche, der Falschheit und Tücke wird ringsum mächtig. Vergeblich müht Götz sich ab für das, was ihm als das Rechte und Ehrenhafte erscheint; man verkennt seinen redlichen Willen, hemmt sein Streben und reibt seine Kraft nach und nach auf. Er scheidet lebensmüde aus der Welt der Täuschung, um die Freiheit, nach der er vergebens gestrebt, droben zu finden.

Wie Goethe in mehreren seiner Hauptwerke die beiden Seiten seines Charakters auf zwei dramatische Personen vertheilt, so hat er dem Götz seinen herrlichen biederen Sinn, sein deutsches offenes Gemüth, das ihm Aller Herzen gewann, geliehen, und die Schwächen, deren er sich reuig anklagte, auf Weislingen übertragen. Man erkennt leicht, daß der wahre Goethe mehr im Götz, als im Weislingen, enthalten ist. Auch in der Sprache verschmilzt die männliche Kraft mit lyrischer Weichheit zu schönster Harmonie, und während Derbheiten auf Rechnung jugendlichen Uebermuths zu setzen sind, herrscht sonst in Allem das schönste Maß.

Diese wahrhaft nationale Dichtung brach mehr, als alle Bardiete und Bardenlieder, die letzten Fesseln, die unsre Poesie einengten. An dem Götz und der kurz zuvor erschienenen Emilia Galotti baute sich die dramatische Poesie des Jahrzehends der Sturm- und Drangperiode auf. Nachdem sich das deutsche Theater selbst dem Götz geöffnet hatte (in Berlin mußte er des starken Zudrangs wegen sechs Tage hinter einander gegeben werden), ward auch Shakspeare von den Deutschen verstanden, und bald konnte sein gewaltiger Geist über die Bühne schreiten. In diesem Sinne erkannte Herder, den man mit Unrecht, durch einige Aeußerungen Goethe's verleitet, beschuldigt hat, den Götz unfreundlich aufgenommen zu haben, schon vor der öffentlichen Erscheinung die Bedeutung der dra-

matiſchen Arbeit ſeines Freundes, indem er ſeinen enthuſiaſtiſchen Aufſatz über Shakſpeare (1772) mit den Worten ſchloß: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn [Shakſpeare] begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei dieſem Leſen erkennſt und fühlſt und den ich vor ſeinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den ſüßen und deiner würdigen Traum haben kannſt, ſein Denkmal aus unſern Ritterzeiten in unſerer Sprache unſerm ſo weit abgearteten Vaterlande herzuſtellen. Ich beneide dir den Traum und dein edles deutſches Wirken. Laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. Und ſollteſt du alsdann auch ſpäter ſehen, wie unter deinem Gebäude der Boden wankt und der Pöbel umher ſtill ſteht und gafft oder höhnt, und die dauernde Pyramide nicht alten ägyptiſchen Geiſt wieder aufzuwecken vermag — dein Werk wird bleiben, und ein treuer Nachkomme dein Grab ſuchen und mit andächtiger Hand dir ſchreiben, was das Leben faſt aller Würdigen der Welt geweſen: Voluit! quiescit!“ Selbſt Männer der alten Schule vermochten das „ſchöne Ungeheuer“ nicht geradezu abzuweiſen. Den Bedächtigen war indeß nicht bloß die Verletzung des dramatiſchen Herkommens anſtößig[40]), ſondern zugleich der Hauch der Freiheit, der in dieſem Drama weht, die Begeiſterung für männliche Selbſthülfe, wodurch die Auflehnung gegen die geſetzliche Ordnung in Schutz genommen zu ſein ſchien.

Welch einen Sturm der Nacheiferung die neugewonnene freiere Form des Drama's in Goethe's nächſter Umgebung hervorrief, veranſchaulichen uns die Effectſtücke ſeines Landsmanns Klinger, der übrigens eine allzu heterogene Natur war, als daß zwiſchen ihm und Goethe ein fördernder geiſtiger Verkehr hätte ſtattfinden können. Heinrich Leopold Wagner, früher Mitglied des Straßburger Kreiſes, jetzt

zu Frankfurt, wetteiferte in craſſen Effectſtücken. Daß er den Goethe'ſchen Mittheilungen über den Plan des Fauſt das Sujet zu einem rohen Schauſpiel „die Kindesmörderin" (1775), entnommen habe, iſt ungegründet. Eben ſo wenig ſteht er mit dem Famulus der Fauſtſage in Beziehung. Er ſtarb ſchon 1779.

Lenz, damals noch in Straßburg, drängte ſich aufs neue mehr mit Neid als Bewunderung an Goethe heran und überſandte ihm gleich nach dem Erſcheinen des Götz eine lange Epiſtel „über unſere Ehe", eine humoriſtiſche Beweisführung ihrer Geiſtesbrüderſchaft. Durch Goethe's Vermittelung wurden bald hernach Lenzens dramatiſche Dichtungen nach und nach ins Publicum gebracht. So wenig erkannten die Zeitgenoſſen den tieferen Gehalt und die klare Form der Goethe'ſchen Poeſie, daß Viele, ſelbſt ein Klopſtock, den „Hofmeiſter" von Lenz wegen ſeiner Regelloſigkeit und „nackten Natur" für ein Werk Goethe's hielten, während dieſer, wie ſeine beſonnene Kritik in einem Briefe an Salzmann beweiſt, keinen Augenblick über die Mängel der Lenziſchen Stücke, gerade in dieſer Beziehung, in Zweifel war. Die Ueberſetzung von Shakſpeare's „Verlorne Liebesmühe" begleitete Lenz mit den im Geiſte der Straßburger Shakſpeare-Geſellſchaft verfaßten Anmerkungen über das Theater, worin allen Herkömmlichkeiten der Bühne der Krieg erklärt und der Ungebundenheit und ſubjectiven Regelloſigkeit, die ihm Shakſpeariſche Genialität zu ſein ſchien, das Wort geredet wird. Unter dem Schutz des Götz wagten ſich die neuen dramaturgiſchen Theorieen ans Licht und wurden von der dichtenden Jugend mit Jubel begrüßt.

Auch in dem Göttinger Dichterkreiſe, der ſich in Geiſt und Streben der Richtung Klopſtock's angeſchloſſen hatte, machte der Götz eine gewaltige Wirkung. Man trank bei

der Klopſtocksfeier auf Goethe's Geſundheit, während man Wieland's „Idris" und Bildniß verbrannte. Die Stolberge boten ihm eine überſchwängliche Freundſchaft an und traten mit ihm in Briefwechſel, eben ſo Bürger und Boie, der Herausgeber des Göttinger Muſenalmanachs. Goethe lieferte einige Beiträge zu den nächſten Jahrgängen, unter denen „der Wanderer", „Mahomets Geſang" und die Fabel „Adler und Taube" die bedeutendſten ſind. Die Kette neuer Freundſchaftsverbindungen leitete bis zu Klopſtock hin, mit dem eine Correſpondenz eröffnet wurde. Ein Glied in derſelben iſt Friedrich Ernſt von Schönborn (geb. 1737 zu Stolberg am Harz), ein Freund Klopſtock's ſowie der Stolberge und ein enthuſiaſtiſcher Freiheitsſänger. Bevor er ſeine Stelle als däniſcher Geſandtſchaftsſecretär in Algier antrat, machte er 1773 einen Beſuch in Göttingen, wo er mit den Dichtern des Bundes Freundſchaft ſchloß. In Frankfurt ward er mit Goethe bekannt und nahm an ſeinen poetiſchen Arbeiten lebhaften Antheil. Er blieb von Algier aus, mit Goethe und deſſen Eltern in brieflicher Verbindung;[41]) 1777—1802 lebte er als Legationsſecretär in London († 1817).

Goethe war bis dahin ſeinen ſtillen Weg gegangen, wie er denn in mehreren derzeitigen Aeußerungen den „reinen Dichtergeiſt" dem „Autorgeiſt" entgegenſetzt und den jungen Dichter vor der Rückſichtnahme auf das Publicum warnt. Dazu ſtimmt eine ſpätere Aeußerung: „Alles, was ich zu thun hatte, habe ich in königlicher Weiſe gethan, und ließ die Leute ſchwatzen, was ſie mochten; was ich für recht erkannte, das that ich." So wenig ihn daher der Beifall beſtach und irre leitete, konnte doch das überraſchende Gelingen des erſten glücklichen Wurfs ihn nicht anders als ermuthigen. Schon ſann er im Stillen darüber, von dem Zeitalter des Götz in der Geſchichte vor- und

rückwärts zu ſchreiten und eine deutſche hiſtoriſche Poeſie im Geiſte Shakſpeare's zu begründen. Neue dramatiſche Entwürfe drängten ſich heran, und dazwiſchen mahnten ältere, wie Fauſt und Cäſar, zur Fortſetzung und zum Abſchluß. Aber er war aus der ruhig ſchaffenden Thätigkeit herausgeriſſen. Seine Mitbürger, unter denen er bis dahin wenig beachtet gelebt hatte, zogen ihn wetteifernd in ihre Familiencirkel; Beſuche und Correſpondenzen nach allen Richtungen verſchlangen manche Stunde.

Fräulein von Klettenberg war ihm auch jetzt noch die theilnehmende Freundin, vor der er ſein Innerſtes aufſchloß. Ihr zarter Sinn verſtand ihn und war ſich klar genug, um die Wahrheit und Offenheit eines warm ſchlagenden Herzens höher zu ſchätzen, als das pietiſtiſche Gewand, welches er ſonſt, ſoweit es nur Terminologie und fromme Phraſe geweſen war, von ſich geworfen hatte. Sie geſtand ihm, daß er ihr ſo lieber ſei, als früher, da er ſich ihrer Ausdrucksweiſe anzuſchließen geſucht hatte. Ihre Gegenwart „beſchwichtigte ſeine ſtürmiſchen, nach allen Seiten hinſtrebenden Neigungen und Leidenſchaften wenigſtens für einen Augenblick"; ihr gab er „nach ſeiner Schweſter" am liebſten von ſeinen Vorſätzen Rechenſchaft. Mit Wohlwollen vernahm ſie die Erzählungen von ſeinen Ausflügen und ließ ſich von ſeiner gewandten Hand die Naturbilder flüchtig beleben. Welche Himmelsluft er in ihrer Nähe fühlte, ſprechen die tiefempfundenen Strophen aus, womit er einer entfernten Freundin eine Zeichnung von ihr und ihrer Umgebung überſandte, die er raſch entwarf, als ſie ihm einſtmals, in ihrem Seſſel am Fenſter in ihrem gewohnten reinlichen Anzuge, in der Beleuchtung der untergehenden Sonne wie verklärt erſchien[12]). „Ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſein, als ich war, weil ich Alles war, was ich ſein konnte. Guter

Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? konnte ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? war unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze .... Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab, als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung!" Diese Worte in einem der Eingangsbriefe des Werther sind unstreitig der Ausdruck der verehrungsvollen Anhänglichkeit an die heiter-duldende Freundin, deren baldiges Hinscheiden er voraussah.

In einer ähnlichen beschwichtigenden Weise wirkten auf das stürmische Gemüth unsers jungen Dichters die Frauen des Jacobi'schen Familienkreises, denen er im Sommer 1773 nahe trat. Johanne Fahlmer, die jugendliche, liebenswürdige Tante Friedrich Jacobi's, welche von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen war, „gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen". Sie beschämte den manchmal hervorsprudelnden Uebermuth des lebhaften jungen Freundes durch Geduld und lehrte ihn Schonung, indem sie ihn fühlen ließ, daß auch er derselben wohl bedürfe. Goethe's Briefe an sie sind zum Theil erhalten und geben Zeugniß ihres innigen, vertrauensvollen Verhältnisses. Jacobi's Gattin Betty und dessen Schwester Charlotte kamen auf einige Zeit zum Besuch nach Frankfurt und standen mit Cornelia in engster Verbindung, woran auch der Bruder Theil nahm. Besonders ward er von der Naivetät und Heiterkeit Betty's „völlig eingenommen" und blieb hernach mit ihr in brieflichem Verkehr[13]). Zu jenem Frauenkreise gehörte auch die Familie Gerock, welche mit Schlosser verwandt war. Die Töchter, unter denen Antoinette mit leidenschaftlicher Neigung

an Goethe hing, hatten eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen und belebten, wie in früheren Jahren, durch Geiſt und Munterkeit die geſelligen Zuſammenkünfte.

Gleichwohl entbehrte Goethe ſehr die Nähe eines ſeinen Geiſt ſpornenden und kräftigenden Freundes. Merck war ſeit dem Mai 1773 abweſend, indem er die Landgräfin Caroline auf einer Reiſe nach Petersburg begleitete, von der er erſt gegen das Ende des Jahres zurückkehrte. Herder nahm in dieſen Jahren an der Entwicklung des Goethe'ſchen Dichtergeiſtes weniger Antheil, da er ſich ſeit der Uebernahme der Hofpredigerſtelle zu Bückeburg in theologiſche Arbeiten vertiefte und die „älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts" vorbereitete. Zudem hatte er manchmal durch kalte Urtheile den Unmuth des jüngeren Freundes erregt und ihn in Mittheilungen vorſichtiger gemacht. Im Frühling trafen beide in Darmſtadt wieder zuſammen, da Herder am 2. Mai die wider Erwarten der Freunde lange hinausgeſchobene eheliche Verbindung mit Caroline Flachsland feierte. Nicht ohne ſein Verſchulden hatte während des langen Brautſtandes das gute Einvernehmen mit ſeiner Verlobten manche Störung erlitten. Indem ſie in ihrem Berichte von jener Lebensepoche der Freunde gedenkt, die „nicht begreifen konnten, warum er ſie nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und die mehr oder minder ſeinen Charakter tadelten", nennt ſie vor allen Leuchſenring, und der Herder'ſche Briefwechſel beſtätigt, wie geſchäftig dieſer, von Carolinen ſehr geſchätzte, empfindſame Schöngeiſt war, in ihrem leicht aufwallenden Herzen Zweifel an Herder's aufrichtiger Liebe zu erregen und noch kurz vor Herder's Ankunft zwiſchen den Liebenden Unfrieden zu ſäen. Herder war er ſchon um ſeiner ganzen, durch heuchleriſche Sentimentalität ſich überall einſchmeichelnden Perſönlichkeit willen zuwider, und Goethe's offenem und geradem Weſen

ward er eben so unleidlich. Hierdurch wird Goethe's Fastnachtsspiel „vom Pater Brey dem falschen Propheten" verständlich, worin er das unter weichherzigem Schönthun versteckte Intriguenspiel Leuchsenring's, welches Merck und la Roche längst durchschaut und bespöttelt hatten, mit Götzischer Entrüstung und Hans-Sachsischem Humor ans Licht zog; der „Würzkrämer" ist Merck, „Dragoner-Hauptmann Balandrino" Herder, „Leonore" dessen Braut. Der Pfaff repräsentirt die empfindsamen Parasiten, welche sich überall einnisten, besonders bei den Frauen, und indem sie Alles nach ihrem Sinn ordnen und ausgleichen, „alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen", alle Menschen „wie Maienlämmelein" zusammenbringen wollen (Leuchsenring wollte einen Orden der Empfindsamkeit stiften), nur Verdruß und Zwist verursachen.

Außer dem „zarten und weichen" dieser Zunftgenossen stellte Goethe einen andern „tüchtigern und derbern" in dem Fastnachtsspiele Satyros oder der vergötterte Waldteufel dar. Da Goethe ihn nicht nennt, so ist die Beziehung nicht ganz klar. Man hat auf Heinse, Basedow und den Schweizer Doctor Kaufmann gerathen; die beiden letzteren gehörten zu der damals zahlreichen Klasse von Reformern, die sich überall keck aufdrängten und mit ihrer neuen Weltweisheit den Schwachen die Köpfe verrückten, im Grunde aber nur „Lumpe" waren, die es auf Pöbelweihrauch und gute Bissen abgesehen hatten. In jener Posse wird ein cynischer Anhänger des Rousseau'schen Naturzustandes vorgeführt, welcher das Volk mit dem Evangelium von der Seligkeit der goldenen Zeiten entzückt und sich, nachdem er Gott in ihren Vorstellungen beseitigt hat, als gottähnlichen Propheten verehren läßt, bis seine freche Gemeinheit seine Anbeter enttäuscht.

Ueberhaupt unterhielt der lebhafte gesellige Verkehr,

in welchem Goethe sich damals bewegte, die Lust, humoristisch die flüchtigen Vorfälle des Lebens zu dramatisiren; die Zeit wurde zu sehr zersplittert, um an größeren Compositionen fortzubauen. „Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen."

Unter den Mitgliedern der lebensfrohen Gesellschaft fehlte es nicht an solchen, welche durch ihre Einfälle seinem humoristischen Triebe Nahrung gaben. Vor allen ist der joviale Rath Bernhard Crespel zu nennen[44]), der auf Jesuitenschulen gebildet war und sich viel Welt- und Menschenkenntniß erworben hatte. Als bei einer der fröhlichen Landpartieen die Gesellschaft, zwischen schattigen Hügeln im Grase gelagert, ein ländliches Mahl verzehrte, trat Crespel vor und beklagte im Ton der Kapuzinerpredigten mit schalkhafter Würde, daß diejenigen unter ihnen, welche ihre Geliebten um sich hätten, an diese sich anschlössen, die andern dagegen sich verlassen sähen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug er eine Verlosung der Paare vor. Jede Dame mußte aus einem Beutel den Namen des Herrn ziehen, der ihr während des geselligen Zusammenseins die ritterliche Aufmerksamkeit zu erweisen hatte; die Herren, deren Namen nicht gezogen wurden, sollten desto eifriger die Sorge für Geist und Leib übernehmen. Dieses Lotteriespiel fand so großen Beifall, daß es während der Sommervergnügungen mehrmals wiederholt ward und viel zur Erheiterung der Gesellschaft beitrug, wobei unschuldige Galanterieen nicht ausbleiben konnten.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, „neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel“ (Oct. 1773), steht in einer engen Beziehung zu den Vorfällen in den Frankfurter geselligen Kreisen; doch stellt es symbolisch zugleich den Markt des Lebens in seinem bunten Getümmel dar. In einer der später umgearbeiteten Scenen des eingeschalteten Puppenspiels richtet der Dichter, wie im Satyros und im Bahrdt'schen Prolog, seine Satire gegen die neumodischen Bibel- und Christusverächter. In einer andern zielt er auf die empfindsamen Frömmler, welche „im Land auf und nieder gehen, immer neue Schwestern und Brüder kapern und sie alle mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen zusammengläubigen.“

Von dem genialen Uebermuth, welcher Schwäche und Anmaßung, Pedanterie und Mittelmäßigkeit schonungslos, jedoch mit redlichem Streben für das Tüchtige, geißelte, blieb selbst Wieland nicht verschont. Hatten schon früher seine hofmeisternden Anmerkungen zur Shakspeare-Uebersetzung die für den großen Briten schwärmende Jugend gegen ihn aufgebracht, so erzürnte er sie nun als Redacteur des Merkur durch sein weichliches Hin- und Herlaviren und die Protection der characterlosen Mittelmäßigkeit. Besonders mißfielen die Briefe, worin er seine modernsentimentale Alceste gegen Euripides' antike Behandlung herausstrich. Goethe, zu Ehrenrettungen stets aufgelegt, ward eines Abends in dem Kreise der gleichgestimmten Freunde, wo dies zur Sprache kam, von seiner Lust zu dramatisiren ergriffen und schrieb bei einer Flasche Burgunder die Farce Götter, Helden und Wieland in Einer Sitzung nieder (Oct. 1773). Er vertrat darin mit schlagendem Humor die Kraft und naturgemäße Lebensfülle der griechischen Welt gegen die moderne schwächliche Empfindsamkeit und die „schalen Ideale“ einer abstracten

Tugendlehre, an denen höchstens die „Weibchen und Männchen“ Freude finden möchten. Er sandte das Manuscript an Lenz nach Straßburg, der darüber entzückt zu sein schien und ihn zum Drucke aufforderte, worein er denn auch nach einigem Sträuben willigte (Februar oder März 1774). Es mochte Goethen bei Manchen ergehen, wie bei Fr. Jacobi, der selbst gesteht, daß ihm der junge Dichter anfangs wie ein feuriger Wolf erschienen sei, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth werfe. Wieland war fein genug, im Merkur „diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz“ zu empfehlen. Goethe bedauerte, den doch von ihm hochgeschätzten Dichter angegriffen zu haben und richtete daher nachmals an ihn einige versöhnliche und begütigende Worte.

Das Aeußerste in der „frechen Weise“ — dies Prädicat hält der alte Goethe selbst nicht zurück — erreichte die nach einem alten Puppenspiel entworfene Posse „Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama“. Die Anstalten zu der Feier der Verbindung Hanswursts mit Ursel Blondine bildeten den Rahmen zu satirischen Scherzen über Zeittendenzen und bekannte Persönlichkeiten, unter denen auch der betrügerische Nachdrucker Macklot scharf mitgenommen ward, indem er mit seiner Macklotur hausiren geht und sich in die Hochzeitsgesellschaft eindrängen will. Das übrige Personal war unter allen erdenklichen deutschen Schimpf- und Oekelnamen (Schuft, Schurke u. s. w.) eingeführt. Wie schon die wenigen Fragmente, welche man daraus als decentere Proben abgedruckt hat, beweisen, war in dieser Posse der Humor „bis zur Tollheit gesteigert“, und der Schmutz der Sprache allzu tief aufgewühlt, weshalb sie

auch von dem Dichter der Oeffentlichkeit entzogen blieb. Die genialiſche Faſtnachtsluſt tobte ſich darin aus. Es ſcheint daher der Schluß in der Reihe der muthwilligen Scherze zu ſein, von denen Goethe mit dem Beginn des Jahres 1774 zur Wiederaufnahme ernſterer Entwürfe und zur Darſtellung tieferen Seelenlebens zurückkehrte. Denn ſelbſt hinter dem jovialen Uebermuthe verbarg ſich oft die Thräne der Wehmuth und Sehnſucht, und mit der wilden Ausgelaſſenheit wechſelten Momente der tiefſten Schwermuth.

Fünftes Capitel.

1774.

Als gegen die Mitte des Novembers 1773 die geliebte Schweſter mit Schloſſer nach Emmendingen abgereiſt war, wo dieſer als Oberbeamter der badiſchen Markgrafſchaft Hochberg ſeinen Wohnſitz hatte, folgte für Goethe eine ſtille, einſame Zeit. Das Leben, ſchreibt er an Jacobi, ſchlendere nur ſo fort; wäre er nicht neuerdings wieder biſſiger geworden, würde er gar nicht auslangen. Um ſo größer war der Jubel, mit dem er kurz vor Weihnacht Merck nach ſeiner Rückkehr von Petersburg in Frankfurt wiederſah.

Das neue Jahr eröffnete ihm noch eine andere frohe Ausſicht. Maximiliane la Roche, deren Nähe ſeinem Herzen in Coblenz ſo wohl gethan hatte, verheirathete ſich 1774 an Brentano in Frankfurt. „Seit dem 15. Jenner“ [ihrem Hochzeitstag], ſchreibt er in den erſten Tagen des Februars, „iſt keine Branche meiner Exiſtenz einſam. Und das Schickſal, mit dem ich mich herumgebiſſen habe ſo oft, wird jetzt höflich betitelt das ſchöne, weiſe Schickſal; denn gewiß, das iſt die erſte Gabe, ſeit es mir meine Schweſter nahm, die das Anſehen eines Aequivalents hat! Die Max iſt noch immer der Engel, der mit den ſimpelſten und

wertheſten Eigenſchaften alle Herzen an ſich zieht, und das Gefühl, das ich für ſie habe, worin ihr Mann eine Urſache zur Eiferſucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens".

Die junge Frau, an geiſtreichen Umgang gewöhnt, fühlte ſich nach wenig Wochen in dem neuen Verhältniß unbehaglich. Goethe war ihr ein Troſt, „der Einzige in dem ganzen Kreiſe, an dem ſie noch einen Widerklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war"[45]). Indem ihr Verhältniß ein durchaus geſchwiſterliches blieb und ſich in ihren Umgang nichts Leidenſchaftliches miſchte, empfand er um ſo tiefer das Peinigende ihrer Lage mit. Eben ſo wenig konnte ſich Cornelia in ihren veränderten Zuſtand finden, und ihre Briefe ſtellten keine glückliche Zukunft in Ausſicht. Durch dieſe ſchmerzlichen Berührungen ſeines Gemüths wurden alle die Gefühle wiedererweckt, womit er Lottens Ehe begleitet hatte. Sie hefteten ſich wieder ganz auf das Seelengemälde, das er in dem Roman Werthers Leiden begonnen hatte. In dieſem faßte er Alles zuſammen, was in den letzten erregten Jugendjahren ſein Gemüth beſchäftigt hatte; die Poeſie verklärte das Erlebte und ſtreute ihre ſchönſten Blüthen darüber aus. Dadurch ward für ihn dieſe Dichtung eine befreiende That. Indem er die Wirklichkeit, die ihn einengte und drückte, in Poeſie verwandelte, zog er ſich aus dem trüben Element heraus, er „fühlte ſich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt".

Wohin das Hinträumen in leidenſchaftlichen Gemüthszuſtänden, wo man ſein Herz „wie ein krankes Kind" hält „und in freundlichem Wahne ſo hintaumelt", führen könne, davon gab das unglückliche Lebensende des jungen Jeruſalem ein erſchütterndes Beiſpiel. Goethe wurde davon um ſo

tiefer ergriffen, weil er selbst fühlte, wie nahe ihre Wege an einander grenzten. Er bat daher gleich nach der ersten Nachricht Kestner um eine ausführliche Schilderung des Herganges. Sie ist uns zugleich mit dem Briefwechsel bekannt geworden. Mit ergreifender Wahrheit erzählt sie die Einzelnheiten aus den letzten Lebenstagen des allgemein geachteten und bedauerten jungen Mannes, der den letzten Entschluß des Lebensmüden gefaßt hatte. Dem Dichter mochten sich diese Bilder in melancholischen Stimmungen oft vergegenwärtigen. Der zufällige Umstand, daß Jerusalem sich von Kestner, dem er sonst nicht nahe gestanden, die Pistolen erbeten hatte, womit er seinem Leben ein Ende machte, — das Billet ist fast wörtlich in Werther eingeschaltet — legte ihm die Verwandtschaft ihrer Leiden unwillkürlich näher, und, wenn im heftigsten Kampf seiner Liebe zu Lotte ihn wirklich, wie seine Erzählung und einige Andeutungen seiner Briefe uns glauben machen, der Gedanke an Selbstmord eine Zeitlang begleitete, so mußte es ihm scheinen, als sei das Werkzeug von Jerusalem's Tode eigentlich vom Schicksal mehr für *ihn* bestimmt gewesen. Es liegt übrigens zwischen Jerusalem's Tode und der Abfassung des Werther eine längere Zeit, als Goethe's Angabe, er habe gleich in der ersten Aufregung, in die ihn die Trauerbotschaft versetzt, seinen Roman ausgearbeitet, vermuthen läßt. Erst nach und nach knüpfte er an jene tragische Katastrophe das eigene Gemüthsleben der letzten leidenschaftlich erregten Jahre an. Die erste Conception fällt in den Sommer 1773: „ich bin recht fleißig", schreibt er gegen Ende des Juli an Kestner, „und wenn's Glück gut ist, kriegt ihr bald wieder was, auf eine andre Manier" [als der Götz], und am 15. September bemerkt er, er arbeite an einem Roman, es gehe aber *langsam*. Die Vollendung erhielt seine Dichtung erst *nach* Maximilianens

Verheirathung, im Februar und März des Jahres 1774. Wenn an Goethe's Bericht, Werther sei in vier Wochen geschrieben, in denen er sich völlig isolirt und sich die Besuche der Freunde verbeten habe, etwas Wahres ist, so ist es auf die Epoche der letzten Vollendung zu beschränken. „Du wirst" — so schreibt er am 26. April an Lavater — „Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen neben einander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun habe ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze."

Auf den Helden seines Romans übertrug er seine glühenden Liebesneigungen, seine Weichheit und leidenschaftliche Erregbarkeit, seine Liebe zu Natur und Unschuld, seinen Widerwillen gegen die Seelenlosigkeit der modernen Gesellschaft. Er entzog aber jenem, was ihn aus dem Sturme gerettet hatte, die Kraft der Resignation, den über peinliche Empfindungen hinwegscherzenden Humor und die Heilkraft des schaffenden Genius. Was von der andern Seite das eigene Leben darbot, ist sorgfältig in die Dichtung verwebt. Die Freude an der Herrlichkeit der Natur, das Entzücken der aufkeimenden Liebe, die Qualen der hoffnungslosen Leidenschaft — wo wären sie von eines Dichters Hand nicht bloß feuriger, nein! wahrer geschildert! Alles quillt aus tiefstem Herzensgrunde und strömt mit dem reinsten Zauber der Poesie in die Seele. Es ist nicht eine abstracte Sentimentalität, wie sie gerade in jener Zeit von schwachen Köpfen zur Rührung welcher Gemüther mißbraucht und eben deshalb in Goethe's Possen bekämpft ward; sondern es lehnt sich das Gefühl stets an die wechselnden Bilder der Natur und des Lebens an. Die Blüthen des Frühlings und die welken Blätter des Herbstes, die harmlose Kinderwelt und die Klagen unglücklicher Leidenden,

die heitere idylliſche Welt Homer's und die düſtern, in Nebel gehüllten Scenen Oſſian'ſcher Geſänge — es iſt die ewige Welt des Menſchenherzens und der Poeſie, ein gehaltvolles inneres Daſein.

Um die volle Friſche momentaner Eindrücke wiederzugeben, hat Goethe Vieles aus eigenen Briefen und Tagebuchsblättern eingeſchaltet. Die aphoriſtiſche Form, die dadurch entſtand, kam dem leidenſchaftlichen Stoffe trefflich zu Statten. In der Briefform konnte die lyriſche Gluth freier ſich ergießen, und zugleich erhielt das Ganze durch den Wechſel von Erlebniſſen und Reflexionen, von Mittheilung und Selbſtgeſpräch eine dramatiſche Wirkung. Im erſten Theil wird das Gemüthsleben Werther's nach allen Seiten hin exponirt, und hier liegt Goethe's Verhältniß zu Charlotte Keſtner zum Grunde; in dem zweiten drängt es raſch zur tragiſchen Entwickelung, und Jeruſalem tritt an ſeine Stelle; in Lottens Verhältniß zu Albert werden wir an Maximiliane Brentano erinnert.

„Bis zum Druck währt's noch eine Weile", heißt es in dem erwähnten Briefe an Lavater. Hatte ihn eine Ahnung des Sturms, den das Büchlein erregen würde, ängſtlich gemacht? oder hatte ihm Merck, der damals durch ein Gewirr von unangenehmen Geſchäften verſtimmt war, durch die geringe Theilnahme, die er dem neuen dichteriſchen Product geſchenkt haben ſoll, Mißtrauen eingeflößt? Goethe war nahe daran, ſeinen Roman nochmals umzuarbeiten. Allein Merck widerſetzte ſich ſeinem Vorſatz und verlangte, ihn, wie er war, gedruckt zu ſehen. Doch iſt nicht zu bezweifeln, daß er während der ſechs Monate, die bis zum Druck vergingen, noch manche Veränderung von der ſorgfältig feilenden Hand des Dichters erfuhr, worauf auch einige Bruchſtücke älterer Concepte ſchließen laſſen.[16])

Mit der Frühlingszeit belebten sich aufs neue die muntern geselligen Vereine. Crespel's erfindungsreicher Humor hatte einen neuen Scherz erdacht. Bei den Zusammenkünften der Gesellschaft, die alle acht Tage stattzufinden pflegten, sollte von jetzt an um wirkliche Gatten gelooſt werden. Das durchs Loos verbundene Paar hatte die Aufgabe, sich in der zwischen Ehegatten in Gesellschaften üblichen Weise gegen einander zu benehmen, wobei der Gebrauch des traulichen Du für die wenigen Stunden nicht ausgeschlossen war. Dreimal hinter einander wurde Goethen durchs Loos die Tochter des Kaufmanns Münch, Anna Sibylla[47]), zu Theil, so daß Crespel zuletzt feierlichst erklärte, der Himmel habe gesprochen, sie könnten nunmehr nicht geschieden werden. In der That schien der Scherz eine ernstere Wendung zu nehmen. Sie war ein Mädchen von schöner Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung, damals sechzehn Jahr alt. Ihr Wesen drückte Ruhe und sanftes Wohlwollen aus, ihre häusliche Thätigkeit wurde sehr gerühmt. Eine gegenseitige Zuneigung entspann sich. „Sie ward mir immer werther, und ihre Art, mit mir zu sein, zeugte von einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen". Doch auch dies Verhältniß sollte zu nichts Weiterem führen, als eine poetische Production zu zeitigen.

An einem der Gesellschaftsabende im Frühling 1774 las Goethe die vor kurzem bekannt gewordene Denkschrift Beaumarchais' vor, welche in glänzender Schilderung dessen Rechtshandel mit dem spanischen Archivaufseher Joseph Clavijo darstellt. Dieser hatte sich mit der Schwester Beaumarchais' verlobt, jedoch sie verlassen. Der Bruder erschien daher in Madrid und brachte ihn zur

Erneuerung seines Versprechens. Clavijo brach es aufs neue und verfolgte den Bruder, welchem es dagegen gelang, seines treulosen Gegners Entlassung vom Amte zu erwirken. Als über diese Erzählung hin und her gesprochen wurde, so erzählt uns Goethe, äußerte seine liebenswürdige Gesellschafterin gegen ihn, er möge diesen Stoff in ein Schauspiel verwandeln; er versprach, es in acht Tagen fertig mitzutheilen. Mit einer Eile, die ihm sonst nicht eigen war, wurde das Trauerspiel Clavigo niedergeschrieben. Da übrigens Goethe gesteht, den dramatischen Plan schon überlegt zu haben, der Entwurf demnach schon fertig war, und der Dichter sich überdies die Arbeit dadurch erleichterte, daß er einen Theil der Handlung wörtlich aus Beaumarchais' Denkschrift und dessen Drama „Eugenie" herübernahm, so wird uns die schnelle Ausführung oder vielmehr Beendigung erklärlich. Er glaubte diesmal im Sinne Merck's zu handeln, wenn er eben so rasch das Stück unter die Presse brächte; schon im August erschien es im Druck. Allein Merck war über die flüchtige Arbeit unzufrieden, und erwiderte ihm bei der Mittheilung: „solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Anderen auch."

„Mein Held" — heißt es in Betreff des Clavigo in einem Briefe Goethe's an Schönborn vom 1. Juni — „ist ein unbestimmter, halb groß-, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen in Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte." Die in Götz und Werther niedergelegten Selbstbekenntnisse sind demnach durch dies Drama vervollständigt. Durch Beaumarchais' Erzählung war unserm Dichter sein Verhältniß zu Friederiken wieder nahe gelegt, und es spannen sich

in seiner Phantasie die Scenen aus, wo Treue und Untreue, Empfindung und kalte Ueberlegung mit einander um den Sieg streiten. Merck, den man unter der Maske des Carlos hat erkennen wollen, ist so wenig dieser, als er Mephistopheles ist. Goethe bringt vielmehr die Doppelseitigkeit seines eigenen Charakters zur Anschauung; daher blieb dem besonnenen Carlos gegenüber für Clavigo nur die Schwäche, das charakterlose Schwanken übrig. Aus psychologischen Gründen läßt sich daher wohl erklären, weshalb er dem Clavigo nicht die Wärme seines Werther einhauchen konnte; der tragische Schluß lag seinem Gefühl fern und wurde (mit Benutzung des tragischen Volksliedes „vom Herren und der Magd") nur als bühnengerechter Abschluß mit geschickter Berechnung des theatralischen Effects angehängt. In der Zeichnung des Charakters des Carlos verleugnet sich die Meisterhand nicht.

„Heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt hat" — solche Worte des Carlos sagte auch ihm wohl der verständige Freundesrath in der eigenen Brust. Auch ihm waren die Heirathsgedanken bald wieder entschwunden, zumal da seine Neigung zu der ruhigen, sich immer gleich bleibenden Anna Sibylla Münch nicht über die Grenzen gemüthlichen Wohlwollens hinausging. Goethe's Eltern, welche schon oft den Wunsch aussprachen, das nach der Abreise Corneliens vereinsamte Haus durch eine liebenswürdige Schwiegertochter belebt zu sehen, hätten das Verhältniß gern zu einem Abschluß gebracht. Sie glaubten die Erfüllung ihres Wunsches schon so nahe, daß an eine neue Hauseinrichtung gedacht ward; des Vaters Plane gemäß sollte nur noch eine Reise nach Italien, die er für seinen Sohn längst projectirt hatte,

der Heirath vorangehen. Doch für beides war die Zeit noch nicht gekommen.

Merck nannte mit Recht den Clavigo, wie später die Stella, „Nebenstunden." Ernster beschäftigten unsern Dichter die großen dramatischen Plane, in die er den höhern Gehalt seines Lebens und Denkens legen wollte. Eben deshalb gediehen sie nicht zum Abschluß, weil der Geist mit dem Fortgange seiner Entwicklung in neuen Formen zur Erscheinung zu kommen suchte und daher auch die Stoffe wechselte. „Noch einige Plane zu großen Drama's hab' ich erfunden", — äußert er in dem oben angezogenen Briefe — „das heißt, das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden". Weil er im Cäsar das zum Herrschen berechtigte Genie, welches alles Hinderniß, alles Widerstreben überwindet, darstellen wollte, so konnte er an dem Beifall des Dichters der tyrannenfeindlichen „Freiheitsode" im Voraus zweifeln. Dieser Plan ward später durch andere Entwürfe, die inniger mit seinem geistigen Sein zusammenhingen, verdrängt.

Mit der Vergangenheit hatte er sich abgefunden. Auch in seinen Studien weist Alles vorwärts. Jedes neue geistvolle Werk setzt einen neuen Ideenkreis in Bewegung, „gießt neues Leben in seine Adern". Mit einer solchen enthusiastischen Hingebung spricht er von Klopstock's Gelehrtenrepublik: „hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur — das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festiget und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet". Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts ist ihm „ein mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt — er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabge-

ſtiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der ſimpeln Natur aufgewühlt, und führt ſie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphiſchen Geſang vom Aufgang herauf über die weite Welt".

Weit folgenreicher und tiefer eingreifend in den Gang ſeiner Entwickelung war das Studium der Ethik des Spinoza. Was ihn zunächſt an dieſen großen Denker, der von den damaligen Philoſophenſchulen noch ſehr oberflächlich abgefertigt ward, feſſelte, das war die Charakterhöhe deſſelben, die ſittliche Würde ſeiner Philoſophie, „die grenzenloſe Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete". Er eignete ſich ſeine Lehre nicht als ein Syſtem philoſophiſcher Speculation an, und kann ſich daher auch „keine Rechenſchaft geben, was er ſich aus dem Werke mag herausgeleſen, was er in daſſelbe mag hineingeleſen haben". Es gab ihm daher auch nicht eine neue Denkart, ſondern weil der Kern der Spinoziſtiſchen Lehre mit Goethe's tieferer ſittlicher Eigenthümlichkeit, die unter ſeinem ſtürmiſchen jugendlichen Streben noch verhüllt lag, zuſammentraf, ſo fand er in ihr Stärkung und Gewißheit, „Beruhigung ſeiner Leidenſchaft"; er fand den verſöhnten Gott, wenn auch auf anderem Wege, als ſeine fromme Freundin gewünſcht hatte, und doch hatte das Anſchließen an ihre Glaubensrichtung ſchon darauf vorbereitet.

In Goethe's Weſen lag das Streben, ſich der ganzen Fülle des Daſeins in unmittelbarer Lebendigkeit zu bemächtigen, das eigene Sein damit zu erfüllen. Daher genügte zu ſeiner Beruhigung nicht die Anſchauung, die von dem Irdiſchen, als dem Eitlen, hinweg zu einem jenſeitigen Ewigen ſich wendet. Spinoza weiſt das Irdiſche nicht von ſich; die Dinge der Erſcheinungswelt, die Natur und der Menſch als Theil der Natur ſind Attribute des göttlichen

Seins, das wir nur in jenen und durch jene erkennen; er läßt die Mannigfaltigkeit der Natur, die Eigenthümlichkeiten des Individuellen als berechtigt gelten. Der Geiſt aber des Menſchen erhebt das Beſondere zum Ewigen und Unendlichen, indem er dahin ſtrebt, alle Dinge auf ihren wahren Werth zurückzuführen und ſie mit derſelben Freiheit, wie mathematiſche Objecte, zu erkennen. Durch klare Begriffe, durch die Beziehung der Dinge auf den Begriff Gottes gewinnt er die Herrſchaft über die Affecte. Er überzeugt ſich, indem er den Sachen gegenüber ſich objectiv verhält, von dem Geſetzlichen und Nothwendigen, und dies iſt Erkenntniß des ewigen Weſens Gottes. Dieſe Erkenntniß iſt zugleich ſittliche Freiheit, die Einſtimmung mit der ewigen Natur, die Befriedigung im Bewußtſein des Ewigen. Anſtatt partieller Reſignationen, welche, ſtets ſich wiederholend, unſer Inneres niederdrücken und mehr und mehr entmuthigen, gelangt der Geiſt zu der erhebenden und ſtärkenden Reſignation im Ganzen, zu innerlicher Unabhängigkeit, indem er ſich von der Nothwendigkeit der Dinge als der Nothwendigkeit des göttlichen Weſens überzeugt hat.

Da Goethe mitten in ſeinem „Alles aufregenden" Drange nach Geſetz und Beruhigung ſtrebte, ſo machte ihn dieſe „Alles ausgleichende Ruhe" Spinoza's, „die wie eine Friedensluft ihn anwehte", dieſe „geregelte Behandlungsart" zu „ſeinem leidenſchaftlichen Schüler, zu ſeinem entſchiedenſten Verehrer". Vor dieſem Lichtſtrahl verſchwanden die Nebel, die ſich um ſein Gemüth gezogen hatten; „eine große und freie Ausſicht über die ſinnliche und ſittliche Welt ſchien ſich aufzuthun"; er glaubte, „die Welt niemals ſo deutlich erblickt zu haben".

Die ſpinoziſtiſche Anſicht blieb die Baſis ſeines geiſtigen und ſittlichen Strebens. Sie leitet ihn, überall Regel

und Geſetz zu finden und die Dinge der Herrſchaft des Geiſtes zu unterwerfen. Daher führt ſie ihn auch zu der reinen Kunſtform der Poeſie, welche die Fülle des Seins als eines ſelbſtbewußten Lebens zur Einheit erhebt und, gleich wie die mathematiſche Methode Spinoza's, als ein ewiges und nothwendiges zur Totalanſchauung bringt[48]).

Nach einem in ruhiger Geiſtesthätigkeit durchlebten Frühling ward Goethe unerwartet in einen neuen Verkehr mit bedeutenden Männern hineingezogen, der ihm reichen Genuß und mannigfache geiſtige Anregung gewährte. Lavater, mit dem der briefliche Verkehr ſchon eine innige Freundſchaft eingeleitet hatte, kam nach Frankfurt und beſuchte ſeinen geliebten jungen Freund in den letzten Tagen des Juni auf ſeiner Rheinreiſe. „Es war" — wie Lavater ſagt — „ein unausſprechlich ſüßer, unbeſchreiblicher Auftritt des Schauens". „Biſt's?" — „Ich bin's!" waren die erſten Worte der Begrüßung, und ſie umarmten ſich aufs herzlichſte. Die wichtigſten Fragen der Religion und der Philoſophie, welche ſchon in ihren Briefen[49]) hin und her beleuchtet waren, kamen zwiſchen ihnen zur Sprache. Goethe hatte ſich von dem religiöſen Standpuncte Lavater's, der ſich ſeine Gefühlsreligion auf dem poſitiven Chriſtenthume aufbaute, weiter und weiter entfernt. Dieſer jedoch, durchdrungen von der lebhafteſten Ueberzeugung, daß nur der von ihm bezeichnete Weg zum Heil führe, bemühte ſich, auch ſeinen jungen Freund für ſeinen Chriſtusglauben zu gewinnen. Solchen Bekehrungsverſuchen gegenüber hatte Goethe ſchon in einem Briefe an Lavater's vertrauten Freund Pfenninger geäußert: „Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Pſychologie meines Innerſten Euch darlege, daß ich ein Menſch

bin, und daher nicht anders sentiren kann, als andere Menschen, daß das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Combinationen sentire, und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß — welches aller Controversien Quelle ewig war und ewig bleiben wird."

Goethe bewahrte sich auch jetzt das Recht der selbstständigen Ueberzeugung, während sein Gemüth von Lavater's Wärme, von der „tiefen Sanftmuth seines Blicks, der Lieblichkeit seiner Lippen, selbst dem durch sein Hochdeutsch durchtönenden treuherzigen Schweizerdialekt" mächtig zu ihm sich hingezogen fühlte. Wo er Wärme fand, ehrte er die religiöse Ueberzeugung an Andern, und Lavater, „der nicht satt werden konnte, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner Art anzustaunen"[50]), begegnete mit liebevoller Achtung der Offenheit, mit der sich das Innerste des genialen Jünglings vor ihm aufschloß. „Wer war", so ruft er später bei einem Rückblicke auf jene ersten Eindrücke aus, „so offen dem Einen, fort so gepanzert dem Andern, so horchend wie ein Kind, so fragend wie ein Weiser, so entscheidend wie ein Mann, so derb ausführend wie ein Held!"

Ihre lebhaften Unterhaltungen über die höchsten Probleme des Denkens — auch die Lavater'sche Theorie der Physiognomik griff vielseitig anregend in diese Gebiete ein — brachten Goethe's „ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb". Es ergriff ihn daher das Verlangen, sie fortzusetzen, und er entschloß sich, um Lavater besser, als unter den Frankfurter Zerstreuungen, genießen zu können, ihn auf seiner Reise nach Ems zu begleiten, wo sie am 29. Juni anlangten. In Ems trennten sie sich wieder, da Goethe durch seine juristischen Geschäfte nach

Frankfurt zurückgerufen ward, überdies Lavater wieder der sich um und an ihn drängenden Gesellschaft gehörte.

Goethe sollte jedoch sobald nicht zur Ruhe kommen. Wenige Tage darauf kam Basedow nach Frankfurt und warb um Unterstützung für seine reformatorischen pädagogischen Unternehmungen, welche damals Deutschland nicht minder in Bewegung versetzten, als Lavater's physiognomische Lehren. Obwohl sein derbes, cynisches Betragen der gerade Gegensatz von Lavater's Zartheit und sittlichem Anstande war, so zog dennoch seine Originalität, seine drollige Lebendigkeit Goethe an. Seine pädagogischen Reformen hatten trotz seiner rationalistischen Freigeisterei selbst an Lavater einen warmen Verehrer und Fürsprecher. Als er am 12. Juli nach Ems aufbrach, begleitete ihn Goethe eine Strecke weit, obgleich Basedow durch seinen schlechten Taback und stinkenden Zündschwamm seine Geduld auf nicht geringe Probe setzte.

In Frankfurt hielt es ihn nicht lange. Der Vater und einige Freunde übernahmen die Besorgung der laufenden Geschäfte. Er machte sich am 15. Juli auf, die Männer, welche seinen Geist in neue Unruhe versetzt hatten, nochmals aufzusuchen. In Ems verweilte er einige Tage, die unter Tanz und Lustbarkeiten, Ausflügen und heiterem Gespräch mit den Freunden verflossen. „Ich bin vergnügt" — sagte damals Goethe zu Lavater — „ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne". Am 18. Juli unternahmen sie eine Lahnfahrt in ziemlich großer, sehr unterhaltender Gesellschaft. Goethe's genialischer Muthwille, Basedow's ruhiger Witz und Lavater's weise Laune gaben freilich den Ton, worein denn auch die Andern, jeder nach seiner Art, mit einstimmten.

Goethe äußert in „Dichtung und Wahrheit", man habe ihn auf der ganzen Reise nur als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne behandelt. Ihm fehlte nämlich damals noch der Glanz des Werther, und er irrt sich, wenn er berichtet, man habe ihn mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnorte Lottens bestürmt.

Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine (Lahneck?) schrieb Goethe in das Stammbuch von Lips, der Lavater's physiognomische Reise als Zeichner begleitete, die Verse: Geistes Gruß („Hoch auf dem alten Thurme steht" 2c.) Das Gedicht „Diner zu Coblenz" zeichnet uns den ergötzlichen Moment, wo er, als das Weltkind zwischen den beiden Propheten, behaglich ein Stück Lachs und einen „Hahnen" verzehrt, während Lavater einem Landprediger die Offenbarung Johannis erklärt, und Basedow einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe beweist. Von Coblenz ward die Reise Rheinabwärts fortgesetzt. Lavater wollte einen Freund in Mühlheim (am Rhein) besuchen, Goethe'n zog es zu seinem Freunde Jung, der als Arzt zu Elberfeld lebte.

Jung wurde eines Morgens früh in einen Gasthof gerufen: ein fremder Patient sei da, der ihn zu sprechen wünsche. Ins Schlafzimmer des Fremden geführt, fand er den Kranken, Hals und Kopf in Tücher gehüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette und sagte mit schwacher dumpfer Stimme: „Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach". Jung erwiderte, die Hand am Pulse seines Patienten: „ich finde gar nichts Krankes, Ihr Puls geht ordentlich". Kaum hatte er dies gesagt, so hing — Goethe an seinem Halse; es war eine unbeschreibliche Freude des Wiedersehens[51]).

Während dessen fand auch Lavater, ohne daß Goethe davon unterrichtet war, sich veranlaßt, seine Reise bis nach Elberfeld auszudehnen, wo er bei einem Kaufmanne gastliche Aufnahme fand. Eine seltsam gemischte Tischgesellschaft in diesem Hause, unter der sich Lavater, Georg und Friedrich Jacobi, der in Commissionsangelegenheiten sich nach Elberfeld begeben hatte, Heinse, Goethe und Jung befanden, hat uns der Letztere in lebhaften Zügen geschildert. Lavater streckte in liebenswürdigster Unterhaltung, die Alle zur Ehrfurcht und Liebe hinriß, seine physiognomischen Fühlhörner aus, und sein geschickter Zeichner fand ergiebige Beschäftigung. „Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und Andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder schoß".

Mit Friedrich Jacobi blieb Goethe längere Zeit zusammen. Auf dessen freundlichem Landsitze Pempelfort bei Düsseldorf fand er die gastlichste Aufnahme. Dort verkehrte er auch mit Wilhelm Heinse, dem Genossen des Jacobi'schen Kreises, der von des jungen Dichters herzgewinnender Gewalt ganz hingerissen war. „Goethe war bei uns" — heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit — „ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er". Für den Kunstfreund besaß Düssel-

dorf damals reiche Schätze; in der Gemäldegallerie konnte Goethe's Vorliebe für die niederländische Schule reichliche Nahrung finden. Andere Kunstgenüsse wurden ihm zu Cöln gewährt, wo das Alterthümliche einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Besonders wurde der Dom mit hohem Interesse betrachtet. Allein das Ruinenartige des großen Bauwerkes ließ ihn keinen Totaleindruck gewinnen, da zu tiefer eindringenden Studien keine Zeit blieb, und niemand ihm den künstlerischen Werth desselben klar vor Augen zu legen vermochte. Von Cöln aus machte er eine Fahrt nach dem abgelegenen Jagdschlosse Bensberg, wo ihn die Wandverzierungen von Weenix, welche verschiedene Jagdthiere in meisterhafter Naturnachahmung darstellen, „über die Maßen" entzückten. Jacobi und Heinse waren bis Cöln seine Begleiter.

Hatte ihn mit Lavater und Basedow mehr der Widerspruch, als die Wahlverwandtschaft der Geister verbunden, so fand er an Jacobi einen jugendlichen Freund, dessen Denken, wie das seine, aus dem Innersten des Gemüths, aus der Tiefe einer reichen Ideenwelt hervorquoll, und dessen Sehnsucht ins Unendliche strebte. Er sah sich von einem Freundesherzen ganz verstanden; ihm war „eine solche reine Geistesverwandtschaft neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung". Alles, was in einem Jeden lebte, kam zur Sprache; ernste philosophische Unterhaltungen wurden gepflogen, in denen vornehmlich Spinoza, dem Jacobi ein noch anhaltenderes Studium, als Goethe, gewidmet hatte, den Anhaltspunct darbot. Goethe theilte Manches von seinen neuesten Dichtungen mit, unter andern die Balladen „der König von Thule" und „der untreue Knabe". Während ihres Zusammenseins in Cöln suchte Goethe im leidenschaftlichen Drange nach Mittheilung den Freund eines Nachts, nachdem

sie sich schon getrennt und in die Schlafkammer zurückgezogen hatten, nochmals auf. Am Fenster des Gasthofs „zum heiligen Geist" stehend, während der Mondschein über dem breiten Rheine zitterte, schwelgten sie in der Fülle des Hin- und Wiedergebens. „Goethe ist der Mann" — schreibt Jacobi am 10. August an Frau von la Roche — „dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle". — Eben so enthusiastisch spricht sich seine Verehrung in einem Briefe an Wieland aus (27. Aug.): „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben.... Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt". — „Welche Stunden! welche Tage!" — so spricht noch das Entzücken der Erinnerung sich in einem fast vierzig Jahre später geschriebenen Briefe Jacobi's aus — „mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen".

Die Rückreise nach Frankfurt wurde in den ersten Augusttagen rasch vollendet. Goethe behielt davon keine Rückerinnerungen, da sein äußerer Sinn nicht mehr durch

die Neuheit der Gegenstände in Anspruch genommen wurde, und sein Geist, mehr in sich gekehrt, mit dem Verarbeiten der zuletzt gewonnenen Eindrücke und Ideen beschäftigt war. Daher erfahren wir durch ihn nichts über sein späteres Zusammentreffen mit Basedow in Ems; am 20. August steht sein Name in der Kurliste.

Welch eine gehobene Gemüthsstimmung er in die Stille des väterlichen Hauses zurückbrachte, mag der erste Brief, den er an Jacobi richtete (vom 13. Nachts), darthun. Er läßt uns tief in des Dichters liebeglühende Seele blicken.

„Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom Andern zu empfangen, als er giebt! O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Ich habe vorige Nacht auf'm Postwagen durch Basedow's Grille gesessen. Es ist wieder Nacht. — Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredt haben. Gute Nacht. Ich schreibe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm; doch ist's nicht eins, welcher uns an Steine schmettert? — Wohl denen, welche Thränen haben!"

Diese geistige Erhebung, diese Erregung aller denkenden und dichtenden Kräfte seiner Seele trieb tausendfältige neue Keime in ihm hervor. Er lebte in einem Frühling des freudigsten Schaffens. Eine Fülle des Hohen und Schönen drängte sich heran, zu überwältigend, als daß nicht, was davon zur dichterischen Darstellung gebracht ward, Fragment

bleiben mußte. Aber eine Vorstellung vermögen wir uns ungefähr davon zu machen, wenn wir bedenken, daß (mögen auch Cäsar und Sokrates, worin er den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen darstellen wollte, als beseitigt anzusehen sein) Faust, Mahomet, der ewige Jude und Prometheus, welche er selbst als „die kühneren Griffe in die tiefere Menschheit" bezeichnet, gleichzeitig (denn die Hauptscenen der ältesten Faustdichtung gehören dem Jahre 1774 an) ihn beschäftigten, alle dazu bestimmt, des denkenden und schaffenden Geistes muthiges Streben in die Welt hinein darzustellen und die höchsten Zwecke des sittlich-religiös wirkenden Menschengeistes zu lebenvoller Anschauung zu bringen.

Den Entwurf des Mahomet setzt Goethe in seinem biographischen Bericht unmittelbar mit den im Verkehr mit Lavater und Basedow gewonnenen Erfahrungen in Verbindung, indem er bei Betrachtung ihres Lebensganges eingesehen habe, daß der vorzügliche Mensch, welcher das Göttliche, das er in sich fühlt, außer sich verbreiten möchte, durch sein Zusammentreffen mit der rohen Welt genöthigt wird, sich ihr gleichzustellen, wodurch er zuletzt im Verfolg irdischer Zwecke zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird. Die Grundidee scheint jedoch weit tiefer in Goethe's eigener Geistesentwicklung zu wurzeln und unabhängig von jenen Beobachtungen entstanden zu sein, mag auch bei der weiteren Ausbildung des Plans die Anschauung des modernen Prophetenthums von Einfluß gewesen sein. Goethe gesteht selbst, kurz zuvor das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studirt zu haben, wobei sich der Gedanke in ihm ausbildete, daß er nicht der Betrüger sei, für den ihn oberflächliche Fanatiker auszugeben pflegten. Die beiden großen Momente in Muhameds Leben, wo der Strahl des Glaubens

an den Einen höchſten Gott in ſeine Seele fällt, und wo dieſe Lehre aus der Stille der Bruſt triumphirend in die Welt eintritt, begeiſterten ihn zu zwei lyriſchen Geſängen, welche wahrſcheinlich vor dem Entwurf des Ganzen gedichtet wurden. In dem erſten Geſange hebt Mahomet ſein glühendes Herz den Geſtirnen, dem Monde, der Sonne entgegen, und ihr Anblick zieht ihn hinauf zu der Verehrung des Erſchaffenden, Alliebenden[52]). Der zweite iſt die unter der Ueberſchrift „Mahomets Geſang" bekannte Hymne, welche den welterobernden Sieg der geiſtigen That unter dem Bilde des großen Stroms ſchildert, der, als reiner Felſenquell entſprungen, mehr und mehr anſchwellend, die kleinen Gewäſſer mit ſich zum Ocean zieht. Dieſen Geſang ſollte Ali auf dem höchſten Puncte des Gelingens zu Ehren des Meiſters vortragen. Er erſchien ſchon, als Wechſelgeſang zwiſchen Ali und Fatema, in dem Göttinger Muſenalmanach „auf das Jahr 1774", woraus ſich auf frühere Abfaſſung ſchließen läßt. Von dem Stücke ſelbſt hat ſich nur die in Proſa abgefaßte Eingangsſcene erhalten. Aus einigen Blättern von Goethe's Hand geht hervor, daß er den Koran ſorgfältig zum Behuf ſeines Drama's durchſtudirte und ſtellenweiſe überſetzte.

Den Plan deſſelben hat er uns vollſtändig mitgetheilt. Nachdem Muhamed den Glauben an den einigen Gott gewonnen hat, theilt er ihn den Seinigen mit; ſeine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act verſucht er ſeinen Glauben bei ſeinem Stamme auszubreiten; der Zwiſt erhebt ſich, und der Prophet muß fliehen. Im dritten ſiegt ſein Glaube über die Gegner; er reinigt die Kaaba von den Götzenbildern. Aber nun wird das Himmliſche getrübt, je mehr das Irdiſche wächſt und ſich ausbreitet. Im vierten Act benutzt Muhamed, um ſeine

Eroberungen zu verfolgen, die Mittel der Liſt und Gewalt, bereitet ſich aber dadurch ſeinen Sturz; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten laſſen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er ſich vergiftet. Damit erwacht wieder der höhere Sinn und verleiht ihm Faſſung, ſo daß er im Tode ſich wieder der Bewunderung würdig macht, indem er ſeine Lehre reinigt und ſein Reich befeſtigt: — ein Entwurf, werth, einen großen Dichtergeiſt zu beſchäftigen.

War es in dieſem Drama auf eine ziemlich regelmäßige Compoſition abgeſehen, ſo griff er dagegen in der Bearbeitung des Ewigen Juden nach der lockeren humoriſtiſchen Erzählungsform des Hans Sachs, um ſich nach Laune in Erzählung und Betrachtung, in Ernſt und Scherz zu ergehen, wie denn gleich die Eingangsverſe:

Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring' aus dem Bette wie ein Toller,
Nie war mein Buſen ſeelenvoller,
Zu ſingen den gereiſten Mann,
Der Wunder ohne Zahl geſehn —

uns auf dieſen Ton vorbereiten. Die Sage vom Ewigen Juden, welcher ruhelos die Menſchenwelt in verſchiedenen Stadien ihrer Entwickelung durchwandert, hatte ſich Goethe früh durch das bekannte Volksbuch eingeprägt. Sie ſchien ihm ein geeigneter Faden zu ſein, um die hervorſtehenden Puncte der Religions- und Kirchengeſchichte darzuſtellen. In dem Juden Ahasverus wollte er einen originellen Schuſter, „halb Eſſener, halb Methodiſt, Herrnhuter, mehr Separatiſt", ſchildern, zu welchem ihm ſein Dresdener Schuſter die Grundzüge liefern ſollte. Da Ahasver ſich mit den Leuten gern in ein Geſpräch einläßt, ſo lernt er auch Chriſtus kennen, den er, weil er ſeinen höhern Sinn nicht faßt, zu ſeinen Anſichten bekehren möchte, ſo ſehr ihn auch der Heiland über ſeine hohen Abſichten zu be-

lehren sucht. Er verlangt, daß Christus sich zum Parteihaupte mache und aus seiner Beschaulichkeit heraustrete, was auch Judas durch seinen Verrath zu betreiben sucht. Als aber dieser Plan mißlingt, geräth Ahasver außer sich und stößt in seiner Erbitterung den Heiland auf seinem Kreuzeswege von seiner Thür und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Dieser antwortet nicht; aber in dem Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche. Da sie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasver darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten. Geblendet von der Erscheinung wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst. Als der Betroffene wieder zu sich kommt, sind die Straßen von Jerusalem öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Dieser Theil ist Entwurf geblieben. Unter den uns erhaltenen Bruchstücken ist besonders der Theil mit Liebe ausgeführt, wo der Heiland, um sich von dem Zustande des Christenthums durch eigene Anschauung zu unterrichten, nach 3000 Jahren auf die Erde wiederkehrt. Die Schilderung des Moments, wo der Heiland von dem Berge, auf welchem ihn einst der Teufel versuchte, den Blick auf die Erde wirft, „wo er einst säete und nun ernten will", ist dem Erhabensten, was Goethe gedichtet hat, an die Seite zu setzen. Statt der Religion der Liebe findet er dort Zwietracht und niedere Begierde.

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh, und ich seh' den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel herabgesponnen.

Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen,
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen.

Die Legende, daß der Herr, als er auf die Erde zurückkommt, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden (venio iterum crucifigi), hat Goethe während seiner italienischen Reise noch einmal veranlaßt, einen Plan zu einem großen Gedicht zu entwerfen, das aber eben so wenig, wie der Jugendentwurf, zur Ausführung gedieh. Charakteristisch für Goethe's damalige Richtung ist die bittere Abneigung, die sich in jenen Fragmenten gegen die Geistlichkeit, gegen die „Pfaffen" ausspricht, die trotz der Reformation geblieben seien, nur daß sie „mehr schwätzen, weniger Grimassen machen". Dagegen beabsichtigte er, seine Verehrung für Spinoza bei Gelegenheit eines Besuches, den Ahasver bei ihm macht, auszusprechen und, was er sich von jenem Denker angeeignet hatte, praktisch darzulegen; doch er gelangte nicht dazu, diese mit besonderer Liebe durchdachte Episode niederzuschreiben.

Die Entwürfe des Mahomet und des Ewigen Juden blieben liegen, weil in dem Geiste unsers Dichters in Bezug auf die religiöse Weltansicht eine Umwandlung eintrat, in deren Entwickelung der Einfluß des Spinozismus unverkennbar ist. Sein productives Talent war aufs höchste gesteigert und gehorchte ihm zu jeder Stunde; „sogar, was er am Tage wachend gewahr wurde, bildete sich öfters Nachts in regelmäßige Träume." Das Bewußtsein der Freiheit des Geistes, der, wie es Spinoza verlangt, in den eigenen Tiefen Gesetz und Form fand, erhob sich im kühnsten Schwunge zu dem Gefühl einer von keinen Schranken eingeengten genialen Schöpferkraft, die in Götterähnlichkeit herrliche Gebilde schafft.

Seinem stolzen Selbstvertrauen mußte die griechische Mythe von Prometheus sehr zusagen, in der das kühne Emporstreben des mit schaffender Kraft ausgerüsteten Titanen sich darstellt. Doch gefiel dem Dichter minder das Gigantische, Himmelstürmende dieser Mythe, sondern das friedliche plastische Widerstreben, das die Obergewalt zwar anerkennt, aber sich ihr gleichstellen möchte. Er bildete daher die antike Mythe nach seinem Sinne um. Sein Prometheus stellt den nach dem innern Drange kühn schaffenden Geist dar, der sich von jeder äußern Herrschaft, auch der der Götter, frei macht und auf eigene Hand Wesen bildet, unter ihnen von allen das vollendetste, die Pandora, das „heilige Gefäß der Gaben alle, die ergötzlich sind unter dem weiten Himmel, auf der unendlichen Erde"; von Minerva zum Quell des Lebens hingeführt, giebt er ihnen Leben. In den Scenen des zweiten Acts beginnt die Thätigkeit und das erste Gefühlsleben der neuen Geschöpfe, welche Leidenschaft, Lebenswonne und Todesschauern zum ersten Mal empfinden. Der Erhabenheit des Stoffes schien die freie hymnenartige Form angemessen zu sein, die Goethe in einigen Oden angewandt hatte. Die zwei vorhandenen Acte bilden ein Ganzes, so daß man zweifeln möchte, ob der Dichter damals eine Fortsetzung beabsichtigt habe, wie er am Schluß des ersten Abdrucks (1830) andeutete. Jacobi, dem er seine Dichtung übersandte, schrieb am 6. November 1774: „Kaum kann ich Dir sagen, daß dieses Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, Dir zu sagen, wie sehr!" Der unter die lyrischen Gedichte aufgenommene Monolog des Prometheus, welcher die Hauptgedanken des Prometheischen Krafttrotzes energisch zusammenfaßt, ist zwar um dieselbe Zeit gedichtet, aber nicht, wie Goethe angiebt, der Anfang eines dritten Acts, sondern eine selbstständige Dichtung[53]). Sie gab in Folge

einer Mittheilung Jacobi's an Leſſing (1780) Veranlaſſung zu einer beiſtimmenden Aeußerung des Letzteren, welche 1785 einen erbitterten Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn über Leſſing's Spinozismus hervorrief.

Daß übrigens dem titaniſchen Jüngling ſein Zimmer einer Prometheuswerkſtatt zu gleichen ſchien, dazu trug nicht nur die Poeſie, ſondern auch die bildende Kunſt bei. Er zeichnete fleißig, und die Wände ſeines Zimmers waren mit verſchiedenerlei Arbeiten, fertigen und unvollendeten, bedeckt. Das poetiſche Gefühl quoll oft mit dem fröhlichen Schaffen des Künſtlers hervor, und wir verdanken dieſem eine Reihe von Gedichten, welche die freudige Empfindung des darſtellenden Künſtlers ausdrücken: Künſtlers Morgen- und Abendlied, Kenner und Künſtler, Kenner und Enthuſiaſt, Sendſchreiben, Künſtlers Fug und Recht, ſo wie die dramatiſche Kleinigkeit Künſtlers Erdewallen, das den Conflict der Kunſtbegeiſterung mit den Sorgen des Tages zum Gegenſtande hat.

War aber irgend ein Zeitpunct in Goethe's Leben geeignet, ihn mit Stolz auf die Schöpferkraft ſeines Genius zu erfüllen, ſo war es der, wo er, den wiederholten Bitten der Freunde endlich nachgebend, ſeinen Werther in die Welt ſandte; der kleine Roman erſchien im October ohne Namen des Verfaſſers, den jedoch Buchhändler Weygand ſchon in der Anzeige im Meßkatalog verrieth. Alles, was an Sehnſucht und Schmerz das mitlebende Geſchlecht erfüllte, alle erhabenen und weichen Empfindungen, welche in der Poeſie jener Zeit ſtürmiſch hervordrangen, waren hier zu einem kleinen Gemälde in vollendetſter Kunſtform zuſammengefaßt. Wie es elektriſch nach allen Seiten zündend wirkte, iſt kaum mit wenig Worten zu ſchildern. „Das Herz iſt einem ſo voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menſchenleben! welche Gluth

und Qual und Wonne vermagſt du in dich zu faſſen!“ das war mit den Worten einer derzeitigen Recenſion das Geſtändniß aller warmſchlagenden jungen Herzen. Keine andere Dichtung hat je ſo viel Thränen fließen gemacht, keine die Seele ſo im Tiefſten erſchüttert. Eine lebendige Schilderung der erſten friſchen Wirkung des Romans giebt uns ein Brief Jacobi's, der ihn ſeinem Bruder und Heinſe vorgeleſen hatte. Heinſe „ward übermannt, gerieth außer ſich, ſein Angeſicht glühte, ſeine Augen thauten, ſeine Bruſt hob ſich empor; Bewunderung und Entzücken erfüllte ſeine Seele. Ueber Alles, was Goethe bisher gemacht hat, ſagt' er, iſt dies göttliche Werk ganz voll Kraft, ganz voll Leben, aber damit auch alle ſeine Kraft, all ſein Leben; da ſteht er nun in ſeiner höchſten Größe an der äußerſten Grenze ſeiner Jünglingſchaft. Zuweilen hielt ich inne, ſprach einige Worte, las dann weiter, und wund meinen Mann immer höher und höher, bis es endlich dahin kam, daß er in der lauterſten Wahrheit ſeines Herzens zeugte, Du ſeiſt der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein ſolches Wunder aufzuweiſen, als Werther's Leiden.“ In ähnlichem überſchwänglichen Stil, der für jene Epoche charakteriſtiſch iſt, beginnt ein Brief Bürger's: „Laß Dich herzlich umarmen, der Du mir zu hoch ſtehſt, Deine Kniee umfaſſen, Du Gewaltiger, der Du nach dem großmächtigſten Shakſpeare faſt allein vermagſt, mein Herz von Grund aus zu erſchüttern und dieſe trockenen Augen mit Thränen zu bewäſſern!“

Zu derſelben Zeit jedoch, wo der Ruhm unſers Dichters ſich über die ganze gebildete Welt verbreitete, wo bald mit Werther ſein Name den Siegeszug durch Frankreich und England hielt, begann er auch, um dieſer Dichtung willen viele Unannehmlichkeiten und Angriffe zu er-

leiden. Die nächsten, welche sein Herz am empfindlichsten berührten, kamen gerade von der Seite, wo die Wahrheit seiner Dichtung am tiefsten erkannt werden konnte, und wo er auf Theilnahme und Mitgefühl gerechnet hatte.

Mit dem Kestner'schen Ehepaar hatte Goethe nach der Verheirathung den Briefwechsel mit der früheren Innigkeit und Offenheit fortgesetzt. Nach Lottens erster Niederkunft sprach er in einem sehr schönen Briefe das Verlangen aus, daß der Knabe Wolfgang genannt werde, und er Pathenstelle übernehmen dürfe. Darauf kündigte er ihnen eine bald zu machende Sendung an, und diese war ein Exemplar von Werther's Leiden, das er am 23. September mit den wärmsten Briefen an Kestner und Lotte begleitete; an sie schrieb er: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dies Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre —." Aber wie groß war das Erstaunen der Beiden, sich selbst so offen vor der Welt hingestellt zu sehen, zumal da der Dichter es für nöthig erachtet hatte, den Bräutigam und Gemahl Albert als unliebenswürdig und sein Verhältniß zu Lotte als kalt und durch ihre Neigung zu Werther gestört darzustellen, was erst durch spätere Veränderungen etwas gemildert worden ist. Von den Anklagen und Vorwürfen, die ihm für sein Geschenk zurückgegeben wurden, war er sehr ergriffen. In seiner Erwiderung beschwor er sie, ihm und der Zeit zu vertrauen, die Alles zurechtbringen und zu ihrer Aller Ehre enden werde. Aber er fühlt auch zugleich die Größe seines dichterischen Berufes. „Könntet Ihr", ruft er ihnen zu, „den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt..... O Du! —

haſt nicht gefühlt, wie der Menſch dich umfaßt, dich tröſtet — und in Deinem, in Lottens Werth Troſt genug findet gegen das Elend, das ſchon Euch in der Dichtung ſchreckt ..... Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und ſag' ihr: Ihren Namen von tauſend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgeſprochen zu wiſſen, ſei doch ein Aequivalent gegen Beſorgniſſe, die einen kaum ohne alles Andere im Leben, da man jeder Baſe ausgeſetzt iſt, lange verdrießen würden." Er fordert ſie auf, doch nur Alles wieder und wieder zu leſen; er zweifle nicht, daß dann das Gedicht ſie über den Anſtoß der Realität beruhigen werde. An Keſtner beſonders richtet er die gewichtigen Worte: „Wenn ich noch lebe, ſo biſt Du's, dem ich's danke, biſt alſo nicht Albert — Und alſo —".

Keſtner ward zwar überzeugt, daß in Goethe's argloſem Gemüth keine Ahnung geweſen ſei, als begehe er gegen den Freund eine Indiscretion oder könne ſie dadurch beleidigen. Ein gutes Einvernehmen wurde zwiſchen ihnen hergeſtellt; gleichwohl überwand ihr Verhältniß die Wunde nie; die Briefe wurden kühler und ſeltener. In Goethe's Seele dauerte eine warme Theilnahme fort. „Grüßet Lotten herzlich", ſchreibt er nach elf Jahren von Weimar aus, „ich denke, ſie iſt mir noch gut, und ich werde, ſo lang' ich lebe, meine Geſinnungen gegen ſie nicht verändern", und dies bewährt der bald darauf folgende Brief, als Keſtner einen beträchtlichen Verluſt an ſeinem Vermögen erlitten hatte: „Seit dem Empfang Eures Briefes, lieber Keſtner, habe ich mich über Euer Schickſal nicht beruhigen können, das Ihr mit ſo vielem guten Muthe ertragt. Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügſamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer muſterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild. Welche traurige Be-

trachtungen lassen mich daher die Vorfälle machen, die Euch überrascht haben, und nur Euer eigenes schönes Beispiel richtet mich auf. Wenn der Mensch sich selbst bleibt, bleibt ihm viel. Seid meines herzlichen Antheils überzeugt; denn mein mannigfaltiges Weltleben hat mir meine alten Freunde nur noch werther gemacht." Erst mit Kestner's Tode, der 1800 starb, hörte der Briefwechsel auf. Goethe sah die Jugendgeliebte noch einmal wieder, als sie 1816 ihre in Weimar verheirathete Schwester besuchte, und erwies ihr große Aufmerksamkeit. Sie starb im Jahre 1828.

Die öffentlichen Angriffe galten nicht sowohl der Dichtung als solcher, sondern der Moral derselben, indem Viele sie für eine Apologie des Selbstmords nahmen. In der That sollen auch einige schwache Seelen durch diesen Roman dazu angetrieben worden sein; doch das war Krankheit der Zeit, die nicht erst der Werther hervorgerufen hatte. Goethe wollte sie eben dadurch heilen, daß er das Entstehen und die Entwicklung eines Seelenzustandes schilderte, der den Entschluß der Verzweiflung endlich eingiebt, wenn man auch von dem Dichter nicht verlangen konnte, daß er durch ein „Capitelchen zum Schlusse, je cynischer, desto besser", wie Lessing, den sein klarer kritischer Blick bei den flüchtigen Urtheilen über Werther, wie überhaupt über Goethe's Jugenddichtungen, verlassen hat, anrieth und in einer dramatischen Scene versuchte, oder durch moralisirende Zugaben sein Werk zerstöre, haben doch schon die Aenderungen und Zusätze der späteren Ausgaben etwas von dem frischen Hauch der Jugenddichtung hinweggenommen. In Leipzig ward der Verkauf des Romans untersagt; gleichwohl hinderten solche Verbote nicht, daß schon im nächsten Jahre eine zweite Auflage erschien, in der die beiden bekannten Strophen (die letzte schließt: sei ein Mann, und folge mir nicht nach!) als Motto's dienten.

Unter denen, welche für Religion und Tugend am Werther zu Rittern werden wollten, fehlten weder der geschwätzige Buchhändler Nicolai, der in einer faden Umdichtung „Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes“ den kranken Sinn Werthers nach einem Hühnerblutschusse durch eine Heirath mit Lotten heilen und ihn dann die ganze Prosa des Lebens auskosten läßt — noch der Zionswächter Goeze zu Hamburg, welcher der Obrigkeit das Einschreiten gegen die Apologieen des Selbstmords zur Pflicht machte. Der Lärm der Kritiker und Moralisten mochte dem Dichter mitunter recht lustig vorkommen, und Nicolai ward mit einigen witzigen Epigrammen abgefertigt; doch machte ihn das Gerede zuletzt recht verdrießlich. In einem Briefe vom 6. März 1775 äußert er: „Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werthers so satt! Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug; der Eine schilt darauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich Einer wie der Andere.“ Aber er setzt gleich hinzu: „Nimmt mir's doch nichts von meinem innern Ganzen, rührt und ruckt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind.“[54])

Es ist nicht zu verkennen, daß die Aufregung, welche Werther hervorrief, auch den Dichter in seinem stillen Schaffen unterbrach. Die großen titanischen Entwürfe, die aus dem schöpferischen Drange begeisterter Stunden hervorgegangen waren, rückten während des Winters 1774/75 nicht vor. Er macht selbst über sich die Bemerkung, die wir später oft bestätigt finden, daß „eben die Natur, die größere und kleinere Werke unaufgefordert in ihm hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte, und er in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervor-

zubringen im Stande war." Vielmehr warf er sich, wie denn sein Geist schnell nach dem Entlegenen und Entgegengesetzten überzuspringen pflegte, auch jetzt aus der stürmischen Productivität in philosophische Studien. Er nahm den Spinoza, den er eine geraume Zeit hatte ruhen lassen, wieder vor. Was ihn immer von neuem zu diesem Denker hinzog, war das Streben, den sittlichen Erscheinungen der Welt auf den Grund zu sehen; stets zog es ihn zu dem Wirklichen und Praktischen hin, und hierin fand er die Beruhigung seines Innern. Daher widmete er um diese Zeit den „patriotischen Phantasieen" des trefflichen Justus Möser, welche in populärer Sprache sittliche und politische Fragen behandeln und tief ins Innerste des deutschen Volkslebens eingehen, ein lebhaftes Interesse. „Nehmen Sie" — schrieb er am 28. December an Möser's Tochter, Frau von Voigts, welche die zerstreuten Aufsätze ihres Vaters aus den Osnabrücker Intelligenzblättern unter obigem Titel zum ersten Mal gesammelt herausgab — „meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele."

Mit dem wachsenden Ruhme des jungen Dichters mehrte sich auch die Zahl derer, die seine Zeit in Anspruch nahmen. Gesellig und hingebend wie er war, widmete er sich gern den Kreisen, die ihn anzogen, und den vielen Besuchenden, die ihn als eine Celebrität von Angesicht kennen zu lernen wünschten. Manchen bedeutenden Fremden nahm das Goethe'sche Haus gastlich auf. „Noch Eins" schreibt er an Auguste zu Stolberg, mit der er durch ihren Bruder eine poetische Freundschaft geschlossen, ohne daß sie sich je gesehen haben[55]) — „noch Eins, was mich

glücklich macht, sind die vielen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet."

Boie kam um die Mitte des Octobers und verlebte einige glückliche Tage mit ihm, „dessen Herz so groß und edel, wie sein Geist ist." Klopstock machte um diese Zeit eine Reise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden eingeladen hatte, begierig — wie er ihm schrieb — „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu haben." Auf dieser Reise schloß der Vater der neueren deutschen Poesie einen Bund mit Deutschlands Dichterjugend. In Göttingen hob sich in seiner Nähe das Selbstgefühl der Jünglinge des Dichterbundes, die verehrungsvoll an ihm hinaufblickten. Goethe hatte gleichfalls schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, so daß ein inniges Verhältniß eingeleitet war; er nahm in Frankfurt den berühmten Gast, dem er bis Friedberg entgegengereist war, aufs freundlichste in seinem Hause auf. Wenn auch Klopstock's Haltung etwas Diplomatisches hatte und er nach weltmännischer Art das Gespräch auf andere Gegenstände, als seine poetischen und literarischen Interessen, zu leiten liebte, so ist doch nach den Göttinger Vorgängen zu bezweifeln, daß er, wie Goethe's Erzählung schließen läßt, mit literarischen Gesprächen ganz zurückgehalten und sich desto eifriger über das Schlittschuhlaufen ergangen habe; freilich einen Jacobi'schen Enthusiasmus durfte er bei Mittheilung seiner poetischen Arbeiten nicht erwarten. Goethe scheint ihm bei diesem Zusammensein (nicht, wie er erzählt, bei einer späteren Begegnung in Karlsruhe) einige Scenen des Faust vorgelesen zu haben,

die beifällig aufgenommen wurden. Wahrſcheinlich waren der erſte Monolog, das Geſpräch mit Wagner und ein großer Theil der Scenen mit Gretchen damals vollendet. In der Verehrung der edlen Kunſt des Eislaufes gab der Schüler dem Meiſter nichts nach. Er verſchaffte ſich nach Klopſtock's Vorſchrift ein Paar flachgeſchliffene frieslandiſche Schlittſchuhe und war im nächſten Winter wieder ein rüſtiger Eisläufer: in welch luſtiger Geſellſchaft (Crespel, Rieſe ꝛc.) ſchildern uns die Verſe, welche er in das Stammbuch Peter Reynier's ſchrieb.

Goethe begleitete den verehrten Vorſteher der deutſchen Dichterrepublik auf mehreren Ausflügen. In den erſten Octobertagen führte er ihn bei ſeinem Freunde Merck in Darmſtadt ein. Die Ode „An Schwager Kronos", welche am 10. October im Poſtwagen gedichtet ward, entſtand ſomit wahrſcheinlich auf der Rückreiſe von Darmſtadt. Vielleicht begleitete er ihn auch noch eine Strecke auf der Weiterreiſe nach Karlsruhe. Da Klopſtock ſchon mit Beginn des nächſten Frühlings nach Hamburg zurückkehrte, ſo kann das von Goethe berichtete Zuſammentreffen in Karlsruhe ſchwerlich ſtattgefunden haben. Als Klopſtock im nächſten Frühjahr über Frankfurt zurückreiſte, ſprach er wieder bei Goethe ein, traf ihn aber gerade in einer Zeit heftiger Aufregung, ſo daß Goethe geſtand, er habe „von dem Theuren nur geſchlürft".

Am Abend des 11. Decembers wurde Goethe durch den Beſuch eines Fremden überraſcht, den er im erſten Augenblick, als dieſer bei Dämmerlicht eintrat, für Friedr. Jacobi hielt. Es war Karl Ludwig von Knebel, der ſeit kurzem am Hofe der Herzogin Amalie von Weimar die Erziehung ihres jüngſten Sohnes Conſtantin übernommen hatte. Dieſen und ſeinen ältern Bruder Karl Auguſt, der im nächſten Jahre volljährig ward, begleitete

er jetzt neben dem Prinzenhofmeister Grafen Görtz auf einer Reise in die Rheingegenden und nach Frankreich. Nach einigen Gesprächen über Literatur und weimarische Verhältnisse eröffnete ihm Knebel, daß die Prinzen seine Bekanntschaft zu machen wünschten. Der junge Dichter ließ sich ihnen darauf vorstellen und wurde aufs freundlichste empfangen. Ein vielseitiges Gespräch entspann sich, aus welchem hervorleuchtete, daß er sich die Verhältnisse der Welt noch von ganz anderer Seite klar gemacht habe, als man von dem Dichter des Götz und Werther erwartete. Der erste Band von Möser's patriotischen Phantasieen lag frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tisch. Da Goethe mit dem Inhalte bereits vertraut war, so nahm er davon Veranlassung, das Gespräch auf die hierin besprochenen sittlichen und politischen Zustände des Vaterlandes zu lenken und zeigte dabei eine so klare Einsicht in bestehende Verhältnisse und praktische Fragen, daß er das günstigste Vorurtheil für sich erweckte.

In diesen Stunden wurden schon die Würfel über seine Zukunft geworfen. Knebel war hingerissen von der Liebenswürdigkeit des jungen Dichters, den er in einem Briefe an seine Schwester „den besten der Menschen", „den liebenswürdigsten auf der Welt" nennt, und nicht anders mochte der Eindruck sein, den dieser auf die Prinzen machte. Da der Aufenthalt der Prinzen in Frankfurt nur kurz sein konnte, so wurde ihm das Versprechen abgenommen, nochmals in Mainz mit ihnen auf einige Tage zusammenzutreffen. Die Zeit (13. — 15. Dec.) verstrich ihm sehr angenehm. Er benutzte auch diese Gelegenheit, ein gutes Verhältniß zu Wieland herzustellen, der durch die Goethe'sche Posse sich verletzt fühlte. Goethe's „Gruß" an Wieland (vielleicht in einem Zusatz zu einem Briefe Knebel's) wurde mit freundlichen Worten erwidert. Die

Prinzen ſetzten am 15. Dec. ihre Reiſe nach Karlsruhe fort, wo Karl Auguſt die liebreizende Prinzeſſin Luiſe von Heſſen-Darmſtadt, die ihm zur Braut beſtimmt war, kennen lernen ſollte.

Als Goethe, froh von dem Erlebten, nach Hauſe zurückkehrte, traf ihn die ſchmerzliche Nachricht, daß inzwiſchen ſeine Freundin von Klettenberg, die noch auf dem Krankenbette von ſeiner neuen Bekanntſchaft erfahren hatte, nach langem Leiden geſchieden ſei; ſie ſtarb am 13. December 1774. Ihre gläubige Heiterkeit hatte ſie ſich bis ans Ende ungetrübt erhalten.

Sechstes Capitel.

1775.

Eines Abends — es war gegen das Ende des Jahres 1774 — wurde Goethe von einem Freunde aufgefordert, ein kleines Concert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handlungshause gegeben wurde[36]). Frau Schönemann, eine geborne d'Orville, welche nach dem Tode ihres Mannes das Bankiergeschäft fortsetzte, machte ein glänzendes Haus, mehr freilich, als der Zustand des Geschäfts zu gestatten schien. Jeden Abend wurde empfangen, und wer sich einmal hatte einführen lassen, war als Freund des Hauses stets willkommen. Eben war Goethe in das geräumige Wohnzimmer eingetreten, als sich die einzige Tochter des Hauses, Lili (Elisabeth), welche, damals in ihrem siebzehnten Jahre, die geselligen Cirkel ihres Hauses durch ihre Anmuth und ihre vielseitig ausgebildeten Talente vornehmlich belebte, an den Flügel setzte und eine Sonate mit großer Fertigkeit spielte. Goethe stand am untern Ende des Flügels; sein Blick ruhte auf der anmuthigen Gestalt und der kindlichen Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens. Nach geendigtem Spiel trat sie zu ihm; doch konnten sie nur flüchtig sich begrüßen, da ein Quartett schon angegangen war. Am Schlusse wandte er sich zu

ihr und sprach seine Freude aus, daß die erste Bekanntschaft ihn auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte seine Worte artig zu erwidern; lange blieben sie so in ihren Stellungen einander gegenüber, und von Auge zu Auge fand die Liebe ihren Weg zu den Herzen. Da der Eintritt des liebenswürdigen Dichters zu dem Glanz der Soireen nicht wenig beitrug, so hatte die Mutter die Aufmerksamkeit, ihm beim Abschied die Hoffnung zu erkennen zu geben, ihn bald wiederzusehen, und die Tochter schien mit einiger Freundlichkeit einzustimmen. Goethe versäumte nicht, seine Besuche zu wiederholen. Vertrautere Unterhaltungen wurden gepflogen, ohne daß sich schon zunächst ein leidenschaftliches Verhältniß daraus entspann.

Je mehr ihre Gespräche sich zu dem tieferen Gehalt des Lebens wandten, desto offener schlossen sich die Seelen gegenseitig auf. In einer ruhigen Stunde erzählte ihm Lili mit kindlicher, vertrauensvoller Offenheit die Geschichte ihrer Jugend, so wie der häuslichen und geselligen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war. Sie stellte dabei nicht in Abrede, daß sie einen Hang zu gefallen und anzuziehen an sich bemerkt habe, setzte aber mit eben der anmuthigen Offenheit hinzu, daß sie diesen auch gegen ihn geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von ihm angezogen worden sei. Durch diese Bekenntnisse, die der Ausdruck einer reinen Natur waren, machte sie sich ihn ganz zu eigen. Sie zu sehen, mit ihr sich zu unterhalten, ward ihm bald zum Bedürfniß. Aber hier war kein ländliches Idyll möglich, wo die Liebenden sich selbst die Welt sein konnten. Er mußte ihre Nähe in dem geselligen Kreise des Hauses suchen, wo er sie mit jungen und alten Verehrern theilen mußte, und manche Hoffnung auf schöne Augenblicke ward durch die Dazwischenkunft Anderer vereitelt. Selbst Lili's Brüder, welche von An-

fang an dieſer Verbindung nicht günſtig waren, machten manche Verabredungen der Liebenden zu nichte. „Sie fragen mich, ob ich glücklich bin?“ — ſchließt der erſte Brief an Auguſte Stolberg — „Ja, meine Beſte, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, ſo wohnt wenigſtens all das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir.“ Dieſes Thema führen die Lieder Neue Liebe neues Leben und An Belinden mit dem tiefſten Ausdrucke der Empfindung aus.

Den erregten Seelenzuſtand, in den er plötzlich verſetzt war, ſchildert uns unvergleichlich treffend ein Brief an Auguſte Stolberg vom 13. Februar: „Wenn Sie ſich einen Goethe vorſtellen können, der im gallonirten Rock, ſonſt von Kopf zu Fuße auch in leidlich conſiſtenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar ſchönen Augen am Spieltiſche gehalten wird, der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der Geſellſchaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Intereſſe des Leichtſinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachts-Goethe..... Aber nun giebt's noch einen, der .... in der ſtreichenden Februarluft ſchon den Frühling ahnet, dem nun bald ſeine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Geſtalten ſeiner Freunde und ſeiner Gegenden und ſeines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach ſeiner Maße auszudrücken ſucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern

seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will: das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen ....., dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben."

In diese Tage des neu erblühenden Liebesglücks fiel das Wiedersehen seines damals so heiß geliebten Jacobi, der auf seiner Reise nach Karlsruhe bis in den Anfang des Februars vier Wochen in Frankfurt verweilte. Im Februar kam auch Jung, um dort eine Staaroperation an dem Oberhofmeister von Leisner vorzunehmen. Goethe's Eltern boten ihm während seines Aufenthalts den Tisch an und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein Zimmer. Doch die gedrückte Stimmung des durch häusliches Elend verkümmerten Freundes, mochten gleich Goethe und seine Eltern Alles thun, ihn aufzurichten, endlich sein an Verzweiflung grenzender Mißmuth, als die Kur einen unglücklichen Ausgang hatte, alles dies ließ von den Tagen des Beisammenseins nur trübe Eindrücke zurück.

Während der heiteren Fastnachtszeit, wo der junge Dichter auf Bällen und in vornehmen Soireen durch die Nähe der Geliebten beglückt ward, stand die Liebe zu Lili in vollstem Frühlingsglanze. Auch die Poesie pflückte sich davon einen „Strauß", den er „Belinden" widmete, das Singspiel Erwin und Elmire; die Lieder „Ein Veilchen auf der Wiese stand" — „Ein Schauspiel für Götter zwei Liebende zu sehn" — „Ihr verblühet, süße Rosen" sind darin unvergängliche, zarte Blüthen. Wer das kleine Drama in seiner älteren Form liest, wird erkennen, in welch innigem Zusammenhange es mit dem Verhältnisse zu Lili und ihrer Familie steht. Die scharfe Kritik der modernen Mädchenerziehung, die Schilderung des treuliebenden Erwin, der bescheiden vor dem Schwarm „un-

leiblicher eitler Verehrer", „übertünchter Windbeutel" zurücktritt, dem für seine Liebe nur mit Kaltsinn gelohnt wird, — das zertretene Veilchen —, bis zuletzt durch die Reue und Liebe des Mädchens und Bernardo's Vermittelung Alles ins Gleiche gebracht wird, alles das war der nächsten Gegenwart entnommen, und scherzend setzte daher der Dichter auf den Titel: die Scene ist nicht in Spanien.

Auch das „Schauspiel für Liebende", Stella, ward gegen das Frühjahr mitten unter diesem Schwanken und Wogen der Liebesneigungen, wahrscheinlich eben so rasch wie Clavigo, niedergeschrieben. Einzelne Abdrücke wurden im Freundekreise schon im Sommer 1775 mitgetheilt; die weitere Versendung erfolgte erst im folgenden Jahre. Obgleich es durch seinen Inhalt an die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, des Gatten zweier Frauen, erinnert, so schöpfte doch Goethe die nächste Veranlassung aus seinem eigenen Leben, das ihm Stoff genug bot, über den Wankelmuth der Neigungen und den Conflict, in den der geräth, welcher mehreren Geliebten Ansprüche auf sein Herz giebt, nachzudenken. Das Stück gab Anstoß, weil es, wie „Werthers Leiden" den Selbstmord, so die Bigamie in Schutz zu nehmen schien. Manche Züge deuten auf Vorgänge und Verhältnisse innerhalb des Jacobi'schen Familienkreises, weshalb Jacobi über das Stück sehr aufgebracht war, während der Dichter hoffte, er werde „seine Freude daran haben." Später wurde statt des anfänglichen Schlusses, der die Lösung des Knotens dadurch herbeiführt, daß die beiden Frauen sich in den Besitz Fernando's zu theilen bereit sind, eine tragische Katastrophe beliebt, so daß er der Verwicklung durch einen Pistolenschuß ein Ende macht. Es ist dies Drama insofern ein Pendant zum Werther, als es den Liebesenthusiasmus einer weiblichen Seele mit allem lyrischen Schwunge einer sentimentalen Sprache

malt, im Grunde ein verfehltes Werk, von den Zeitgenossen jedoch bewundert und häufig gespielt.

Es war unserm Dichter die Herausgabe seiner Poesieen durch das Werthergeträtsch so verleidet worden, daß er fest entschlossen war, sie „dem Publico nicht auf die Nase zu hängen". Sein Verdruß wurde nicht wenig vermehrt, als ihm Wagner den übelberechneten Dienst erwies, die Gegner des Wertherromans in einer Posse „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" abzufertigen. Da die satirische Derbheit und die Hans-Sachsische Form des Goethe'schen Fastnachtsspiels glücklich und mit Witz copirt war, so wurde Goethe von den Meisten, selbst von Freunden wie Herder und Merck, für den Verfasser gehalten, was ihm um so unangenehmer war, als darin Wieland, mit dem er sich eben erst durch Knebel's Vermittelung ausgesöhnt hatte, und Georg Jacobi, dem er befreundet war, nicht geschont wurden. Goethe ließ daher am 9. April folgende Erklärung drucken: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen." Diese Erklärung sandte er auch an Knebel, weil er wünschen mußte, daß sie durch ihn Wieland und dem Herzoge bekannt werde. Es ist schwer zu begreifen, daß dessenungeachtet nicht nur damals, sondern noch in neuester Zeit Manche diese Posse,

wenigſtens der Sache und dem Inhalte nach, für Goethe's Werk haben halten können. Im Auguſt folgte als Erwiderung die Spottſchrift „Menſchen, Thiere und Goethe", deren Verfaſſer zweifelhaft iſt[57]).

Das Singſpiel Erwin und Elmire erſchien im Märzhefte der Iris, einer von Georg Jacobi herausgegebenen Zeitſchrift. Die Compoſition der Geſangſtücke übernahm der damals ſehr geſchätzte Liedercomponiſt Johann André zu Offenbach, der daſelbſt einer Seidenfabrik vorſtand, bis er ſie 1777 aufgab, um ganz der Muſik, die er bis dahin als Dilettant getrieben hatte, leben zu können. Da auch Lili's Oheim d'Orville, ein Bruder ihrer Mutter, und ein anderer Oheim, der Fabrikherr Nicolaus Bernhard, der mit einer Schweſter der Mutter verheirathet war, in Offenbach lebten, ſo kam auch ſie oft herüber, und die Liebenden genoſſen ſich dort in den glücklichſten Stunden, da die Oheime ihre Verbindung mit Goethe begünſtigten. André, in deſſen Hauſe Goethe während ſeiner Beſuche in Offenbach wohnte, belebte die Abende durch den Vortrag ſeiner Compoſitionen und ließ ſich oft bis nach Mitternacht durch Goethe und Lili ans Klavier feſſeln. Bald kamen die ſchönen Frühlingstage heran und lockten ins Freie, wo die heiteren Abende oft zu verlängertem Beiſammenſein Gelegenheit gaben. „Gebe Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige frohe Stunden" — ſo ſchließt ein Brief an die Freundin Stolberg — „wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und ſelig — Amen!"

Die Seelen der Liebenden waren einig. Auch das letzte Hinderniß ſchien leichter, als ſie erwartet hatten, hinweggeräumt zu werden. Eine vertraute Freundin Lili's, welche in Heidelberg einem Handelsgeſchäfte vorſtand und mit dem Schönemann'ſchen Hauſe in Geſchäftsverbindung

war, Fräulein Delph, kam ungefähr zur Osterzeit nach Frankfurt. Entschlossenen Charakters, wie sie war, übernahm sie die Vermittelung bei den beiderseitigen Familien und erlangte die Einwilligung der Eltern. Eines Abends trat sie zu dem jungen Paare ein mit den Worten: „Gebt Euch die Hände!“ Goethe reichte seine Hand dar, Lili legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber langsam hinein. Nach tiefem Athemholen fielen sie einander, lebhaft bewegt, in die Arme.

Ueber die Gegenwart hinaus flog jetzt der Blick und gab der Liebe den Ernst der Zukunft. Nicht bloß schön und anmuthig erschien die Geliebte; auch der Werth ihres Charakters, — „schön wie ein Engel! und wie viel besser noch als schön! —“ die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem gab ihm eine Bürgschaft für das, was sie ihm als Lebensgefährtin sein werde.

Noch folgten heitere Tage, frohe Feste. An einem der nächsten Frühlingstage, im April oder Anfang Mai, (Goethe's Erzählung verlegt irrig den ganzen Vorgang auf Lili's Geburtstag, 23. Juni, wo er in der Schweiz war) veranstalteten die Offenbacher Verwandten dem jungen Brautpaare ein Fest, zu welchem mehrere Freunde geladen waren. Lili sollte zum Mittag hinauskommen. Abends zuvor ließ sie ihrem Bräutigam melden, sie könne zum Mittag ihre Gegenwart nicht möglich machen, sondern werde erst Abends erscheinen. Um dem Feste die gute Laune zu erhalten, welche die unwillkommene Vereitelung der Erwartungen zu zerstören drohte, schrieb Goethe mitten in der Nacht „ein jammervolles Familienstück: Sie kommt nicht!“ worin erst die fröhliche Anordnung des Festes, dann die durch das Ausbleiben der Hauptperson eintretende Störung unter charakteristischer Schilderung der einzelnen anwesenden Freunde dramatisirt wurde. Dadurch war die

Heiterkeit beim Mittagsmahl einigermaßen hergestellt. Lili war, als sie Abends eintrat, nicht wenig betroffen und verwundert, von so lustigen Gesichtern bewillkommt zu werden. Man erzählte ihr, was vorgefallen, und „sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.“

Jene humoristische Dichtung ist verloren gegangen. Goethe begann darauf ein zweites Singspiel, Claudine von Villa Bella, welches vielleicht (es eröffnet sich mit der Feier von Claudinens Geburtstag) die Bestimmung hatte, Lili an ihrem Geburstage zu erfreuen. Noch ein Jahrzehend später bezeichnet er dieses wie das vorhergehende Singspiel als Zeugnisse von glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer der Jugendzeit. Er war gegen den Anfang des Juni mit dem kleinen Drama fertig; eine Abschrift sandte er seiner Schwester, welche sie am 4. Juni an Knebel mittheilte.

Bald nach der Verlobung stiegen schon die Wolken auf, die sich allmählich mehr und mehr über den Liebenden zusammenzogen. Die Familien hatten sich ungeachtet des Verlöbnisses nicht genähert; keine von beiden war der Verbindung hold, und es wurden bald von beiden Seiten Versuche gemacht (schon die Vereitelung des Offenbacher Festes war ein solcher), sie wieder aufzulösen, so daß man zweifeln möchte, ob die durch Fräulein Delph erlangte Einwilligung aufrichtig gemeint und förmlich ertheilt worden sei. Das Schönemann'sche Haus wünschte für die Tochter eine reichere Partie, weil die Vermögensverhältnisse, wie der bald nachher erfolgte Sturz des Hauses bewies, nicht so glänzend waren, wie der äußere Schein vermuthen ließ. Goethe's Vater, der übrigens damals mit dem Sohne in ein herzlicheres Verhältniß getreten war, als in den früheren Jahren, wünschte zwar dessen eheliche Verbindung; allein er hätte lieber ein Mädchen von einfacher bürger-

licher Erziehung in sein Haus aufgenommen. Für eine Staatsdame, wie er Lili nannte, schien ihm seine Haushaltung nicht berechnet zu sein. Goethe selbst hatte noch nicht eine so ausgebreitete Geschäftsthätigkeit, um selbst ein Haus machen zu können, vielmehr hatte der Vater, erfreut über des Sohnes Dichterruhm, ihm für seine poetischen Arbeiten möglichst freie Zeit zu verschaffen gesucht, indem er einen Theil der Geschäfte selbst besorgte und einen gewandten rechtskundigen Schreiber zur Führung eines Theils derselben ins Haus nahm.

Ob sich zwischen den Verlobten schon damals einige Differenzen hervorthaten, indem man sich, wie Goethe bemerkt, nicht lange auf der Höhe der Gefühle erhält? Ob die in einem leichthingehauchten Liedchen in Claudine ausgesprochene Frage: „warum zärtliche Seelen einsam und stumm immer sich quälen, selbst sich betrügen und ihr Vergnügen immer nur suchen, da wo es nicht ist", ob diese eine Hindeutung auf Stunden der Mißstimmung enthält? Wer vermag bei der Verworrenheit und Ungenauigkeit der von Goethe gegebenen Darstellung, die das Spätere mit dem Früheren vermengt, dies zu bestimmen! So viel sehen wir aus einem Briefe an Auguste Stolberg vom 15. April, daß er „in wunderbarer Spannung" war, die ihn zu allen Geschäften unfähig machte; „wenn ich wieder munter werde," — schließt er — „sollen Sie auch Ihr Theil davon haben; lassen Sie nur meine Briefe sich nicht fatal werden, wie ich mir selbst bin, da ich schreibe; ich meine, alle Falten des Gesichts druckten sich d'rin ab". In gleicher Aufregung schreibt er am 14. April an Knebel: „Ich! — falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschickes, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte".

Er sah es daher als eine günstige Fügung des Himmels an, daß zu seinem Troste gerade jetzt ihm der Besuch der Grafen Stolberg angekündigt ward. Diese wollten im Mai in Frankfurt mit ihrem Freunde Grafen Haugwitz, der von Paris kam, zusammentreffen, um mit ihm eine Reise durch die Schweiz zu machen. Goethe empfing sie mit großer Freude, und da der briefliche Verkehr schon ein herzliches Verhältniß eingeleitet hatte, so war schnell der Bund der Freundschaft geschlossen. Indem es wünschenswerth schien, daß Goethe auf einige Zeit den mißlichen Familienverhältnissen aus dem Wege gehe und sich aus dem peinlichen Gemüthszustande, in den ihn die Störung des Verhältnisses zu Lili versetzt hatte, herausreiße, beschloß er auf Zureden des Vaters, sich ihnen als Reisegefährte zuzugesellen. Seine Absicht war dabei noch nicht, das Band, das ihn an Lili knüpfte, durch eine plötzliche Abreise, ohne von ihr Abschied zu nehmen, rücksichtslos zu zerreißen; seine Erzählung wird widerlegt durch eine ausdrückliche Aeußerung in einem Tagebuchsblatte[58]) vom 30. October: „Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden".

Während des Aufenthalts der Stolberge in Frankfurt waren die Freunde meistens im Goethe'schen Hause zu Tische. Besonders wußte die Mutter in die muntere Laune der Jünglinge einzustimmen und ließ sich's gern gefallen, in dem jugendfrohen Kreise als Frau Aja zu gelten, eine zutrauliche Benennung, mit der man später selbst im weimarschen Hofcirkel ihre Liebeswürdigkeit ehrte[59]). Goethe machte mit seinen Freunden mehrere Ausflüge nach Darmstadt, wo sie mit Merck zusammentrafen. Diesem mißfiel der neue Freundschaftsbund. „Dein Bestreben" — sagte er — „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das

ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug". Auch daß er mit ihnen ziehe, nannte Merck einen dummen Streich und meinte, er werde nicht lange bei ihnen bleiben. So berichtet Goethe — funfzig Jahre ſpäter. Es iſt jedoch unſtreitig in ſeiner Schilderung der Stolberge viel Uebertreibung, ſo daß die Aeußerungen, die er Merck in den Mund legt, zweifelhaft werden, zumal da dieſer nach anderer Seite ſich damals freundlich und anerkennend über ſie ausſprach. Auch Goethe war noch in der Periode, wo er gern „tollte mit tollen dämoniſch genialen wilden" Jünglingen. Ihn ſcheint weiterhin mehr das anmaßende adelsſtolze Benehmen des jüngern Stolberg, als ihre Naturſitten, das Baden im Freien, woran er doch auch ſelbſt Antheil nahm, das Zerſchellen der Trinkgläſer, aus denen auf das Wohl der Geliebten getrunken war, der Durſt nach Tyrannenblut und was dergleichen Excentricitäten mehr waren, etwas von ihnen entfernt zu haben. Die Briefe an die Schweſter laſſen nicht zweifeln, daß ein herzliches Wohlwollen dennoch vorwaltete.

Gegen den 12. des Mai's trat Goethe mit ſeinen Freunden die Reiſe nach dem Süden an. Des Vaters Wunſch war, wenn wir Goethe's Worten hierin glauben dürfen, daß er ſie bis nach Italien ausdehnen möge. In Karlsruhe traf er Karl Auguſt und Luiſe, welche ihm wiederholt verſicherten, daß es ihnen angenehm ſein werde, ihn bald in Weimar zu ſehen. Von hier ging die Weiterreiſe nach Straßburg, wo er ſich auf eine Zeitlang von ſeinen Gefährten trennte, um einen Seitenweg einzuſchlagen. Schmerzliche Eindrücke nahm er von Emmendingen (27. Mai — 5. Juni) mit ſich, wo ſeine Schweſter freudenleere Tage lebte, da ſie den Gatten, der bei aller Trefflichkeit ſeines Charakters wenig Empfänglichkeit für heitere

Lebensfreude beſaß, nicht zu beglücken vermochte, zumal da auch ſie durch anhaltende Kränklichkeit in niedergedrückter Stimmung war, und der kleine Wohnort, an den ſie wider Erwarten auf lange gebannt ſchien, ihr keinen Erſatz für das, was ſie in der Vaterſtadt verlaſſen hatte, gewähren konnte[60]). Die Unterhaltung mit dem Bruder betraf vornehmlich ihr häusliches Verhältniß und ſeine Verbindung mit Lili. Goethe hatte der Schweſter von Anfang an Alles bis aufs Kleinſte mitgetheilt. Hatte ſie ſchon in Briefen ihm ihre Gegengründe nicht vorenthalten, ſo bekämpfte ſie jetzt ſeine Entſchlüſſe mit den dringendſten Vorſtellungen und machte es ihm geradezu zur Pflicht, ſich von Lili zu trennen. Ein Mädchen von ſo offenem, munterem Sinn, wie Lili, die in den Augen des oberflächlichen Beurtheilers das Leben nicht von der ernſten Seite zu kennen, ſondern nur den Genuß zu ſuchen und die Huldigungen der Männer als eine angenehme Unterhaltung zu betrachten ſchien, war der ernſten, ſittenſtrengen Cornelia in der Seele zuwider, und ſie ſuchte das Unpaſſende einer Verbindung, die beide Theile nur unglücklich machen würde, einleuchtend zu machen. Sie hatte einen großen Einfluß auf den Bruder; doch wenn er auch ihre Gründe zum Theil gelten laſſen mußte, ſein Herz konnte ſich nicht von Lili losreißen. Es entſtand dadurch ein ſo heftiger innerer Kampf, daß er ſich ſpäterhin von der ganzen Weiterreiſe nach Zürich, wo er mit ſeinen Freunden wieder zuſammentreffen wollte, nur des Rheinfalls bei Schaffhauſen (7. Juni) erinnerte; alles Andere war wirkungslos an ihm vorübergeflohen.

In Zürich (8. Juni) fand er ſeinen Freund Lavater wieder und ward herzlich von ihm empfangen. Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung war vornehmlich die Phyſiognomik. Der erſte Theil der Lavater'ſchen „phyſiognomiſchen

Fragmente" war beinahe im Druck vollendet. Goethe, der mit ihm für die Physiognomik schwärmte, hatte die thätigste Beihülfe geleistet. Das Manuscript ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich in Leipzig; er hatte das Recht, Alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, von welchem er freilich nur sehr mäßig Gebrauch machte[61]). Auch Bodmer, dem ehrwürdigen fast achtzigjährigen Dichtergreise, stattete er einen Besuch ab. Von seiner auf einer Anhöhe paradiesisch gelegenen Wohnung genoß er eine entzückende Aussicht. Mehrere Ausflüge um den Züricher See wurden in Gemeinschaft mit Lavater und den Stolbergen unternommen, und die Sehnsucht wuchs nach den blauen Bergen der Ferne. Daher schloß er sich gegen die Mitte des Juni, um die kleineren Cantone zu durchwandern, einem jungen, ihm befreundeten Landsmanne Passavant an, der sich in Zürich zu einem reformirten Predigtamt vorbereitete. Auf der Fahrt den Züricher See hinauf entstand das lebensfrohe Lied „Auf dem See". Als er von den Berghöhen herab die entzückende Ansicht des Sees genoß, schrieb er die Zeilen nieder:

Wenn ich, liebe Lili, doch nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär' — was wär' mein Glück!

Der Weg ging dann nach Maria Einsiedeln[62]), wo sie einem Zuge von Wallfahrern begegneten, welche diese öden Höhen anmuthig belebten. In der Schatzkammer der Kirche gefiel ihm unter merkwürdigen Kostbarkeiten vorzüglich eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit von kunstvoller Arbeit. Er erbat sich die Erlaubniß, das geschmackvolle Krönchen herauszunehmen, und als er es mit der Hand in die Höhe hob, „dachte er sich's nicht anders,

als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken drücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden.“ Auf rauhen Bergpfaden gelangten sie am 16. Juni nach Schwyz und erstiegen gegen Abend den Rigi bis zum Wirthshause. Am nächsten Tage ward der Weg zum Gipfel und zurück unter herrlichen Naturgenüssen zurückgelegt. Dann folgte der Vierwaldstätterſee mit seinen von der Schweizersage verherrlichten Ufern und die Reise zum Gotthard, bis zum Hospiz hinauf von den erhabensten Naturscenen begleitet. Von der Höhe des Passes (22. Juni) blickte er in das Thal hinab, durch das die Straße nach Italien führt; der Freund trat zu ihm und machte den Vorschlag, den Weg nach Süden fortzusetzen. Doch ihn zog die Sehnsucht nach der Heimat zurück; — es war Lili's Geburtstag —. Ein goldenes Herzchen, das ihm in schönen Stunden von Lili's Hand geschenkt war und an seinem Halse noch hing an dem Bändchen, womit sie es ihm umknüpfte, ergriff er und küßte es; der Entschluß zur Rückkehr war gefaßt. Daß, wie Goethe bemerkt, das tiefempfundene Gedicht „Angedenken du verklungner Freude“ durch diesen Augenblick veranlaßt sei, läßt sich mit Recht bezweifeln; es scheint eher einer späteren Zeit anzugehören, wo er in Thüringens „Thälern und Wäldern“ durch dies Andenken schöner Stunden an die längstgestorbene Liebe erinnert ward. Damals war er noch „hoffnungsvoll“ alle Hindernisse zu überwinden, während der Reise „glaubte er nicht an die Scheidung; alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel.“

Der Rückweg ward wieder über den Vierwaldstätterſee genommen. Von Küßnacht gelangten die Wanderer nach Zug und von da durchs Sihlthal nach Zürich. Goethe

hatte seine Phantasie aufs neue mit großartigen Naturanschauungen bereichert. Vieles hatte er nach Gewohnheit in flüchtiger Zeichnung skizzirt; da er aber fand, daß seine Kunst den erhabenen Naturgegenständen gegenüber sich unzulänglich zeigte, so nahm er die Schilderung zu Hülfe, und es entstand ein anziehendes Gedenkbuch, in welchem Bild und Wort einander ergänzten. In die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" ist augenscheinlich Vieles von den jugendlichen Naturschilderungen wörtlich übergegangen.

Bei seiner Rückkehr traf er die Stolberge in Zürich an, welche auf einige Wochen ein reizend gelegenes Landhäuschen in der Nähe der Stadt gemiethet hatten. Mit ihnen und andern Freunden machte er noch mehrere Ausflüge in die schöne Gebirgsgegend und schied im Juli in herzlicher Freundschaft[63]) von ihnen, um die Rückreise anzutreten, während die Stolberge noch eine größere Reise durch die Gebirgsgegenden und nach Oberitalien vorhatten. Er wandte sich wieder nach Straßburg, das er auf der Hinreise nur flüchtig berührt hatte. Hier schrieb er die „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe." „Ich fühle, Gott sei Dank!" — heißt es im Eingange — „daß ich bin, wie ich war, noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und, o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von der Wahrheit, als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen! und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, allesbelebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel."

In Straßburg traf Goethe, außer mit den ältteren Freunden wie Lenz und Salzmann, mit dem als Arzt wie als philoſophiſchen Schriftſteller damals vielgeltenden Johann Georg von Zimmermann zuſammen, der auf einer Reiſe nach der Schweiz begriffen war. Der gereifte Mann ſah mit Bewunderung auf das neuaufgehende Geſtirn, den Dichter des Werther, über den er ſich ſchon mit der Begeiſterung eines Jünglings geäußert hatte. Seine Unterhaltung, die ſpäter in Frankfurt, wo ihn Goethe bewirthete, fortgeſetzt wurde, war „mannigfaltig und höchſt unterrichtend". Da ſie häufig ſeine mediciniſchen Erfahrungen zum Gegenſtande hatte, ſo führte ſie Goethe zur Betrachtung der Natur zurück. Beſonders ward auch die Phyſiognomik beſprochen, für die Zimmermann ſich nicht minder lebhaft, als Goethe, intereſſirte. Er zeigte ſeinem jungen Freunde eine Sammlung von Silhouetten, unter dieſen die der Frau von Stein, welche eine Zierde des Weimarer Hofes war; Zimmermann hatte in Pyrmont ihre Bekanntſchaft gemacht. Dieſe und Zimmermann's warme Schilderung ihrer Vorzüge warfen in ſein Herz den erſten Funken einer Neigung, die auf ſeiner ſpäteren Lebensbahn von ſo hoher Bedeutung ſein ſollte, wenn gleich von den „drei ſchlafloſen Nächten" des jungen Dichters, von denen Zimmermann in einem Briefe an Frau von Stein ſpricht, ſicherlich mehr die Erinnerung an genoſſenes Liebesglück, als die Ahnung der noch ungekannten Reize ſchuld war. Auch Seſenheim war er wieder nahe, und was mochte ihm Lenz von dort berichten? Diesmal ſtattete er dem Pfarrhauſe keinen Beſuch ab.

Am 25. Juli finden wir Goethe wieder in Frankfurt. Man hatte Lili in ſeiner Abweſenheit die Verbindung mit ihm auszureden geſucht; ſeine lange Entfernung ließ ſich

ſehr wohl als Kälte und Rückſichtsloſigkeit auslegen; allein keine Gründe wollten bei ihr verfangen. Sie erklärte, ſie übernehme wohl, aus Neigung zu dem Geliebten, alle dermaligen Verhältniſſe aufzugeben und mit ihm, wenn es ſein müßte, nach Amerika zu gehen, und daher konnte Goethe von ihr ſagen: „ich wußte, in ihr lag eine Kraft, die Alles überwältigt hätte“. Mit Recht mochte er daher in dem rührenden Bekenntniſſe, womit er an der Grenze des Daſeins ausſprach, daß ſie die heißeſte Liebe ſeines Lebens geweſen ſei, zugeſtehen, daß die Hinderniſſe, die ſie trennten, nicht unüberſteiglich waren, und er ſeinem eigentlichen Glücke nie ſo nahe geweſen ſei, als damals. In jenen Tagen ſchrieb er wohl die innigen Zeilen in ein Exemplar der Stella, das er Lili zuſandte:

Im holden Thal, auf ſchneebedeckten Höhen
War ſtets dein Bild mir nah:
Ich ſah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Noch einmal ſchlang während des Auguſts die Liebe das Band der Herzen inniger und feſter; „in Lili's Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünſche wieder hervor“. Er verlebt wieder ſchöne Stunden in Offenbach, begleitet ſie ins Freie, ſchreibt auf ihrem Zimmer ſeine Briefe, und in allen Mittheilungen herrſcht der traulichſte Verkehr. Eines Abends, nachdem ſie beim klarſten Sternenhimmel bis ſpät in der freien Gegend umherſpazirt waren, hatte er an der Thür von der Geliebten Abſchied genommen; aber, von dem Sturm der Empfindungen bewegt, fühlte er keine Neigung zum Schlaf. Er wanderte die Landſtraße entlang nach Frankfurt zu. Zuletzt ſetzte er ſich

auf die Stufen nieder, die zu den Weingärten am Main hinaufführen, und ſchlief ein. Er erwachte mit der Morgendämmerung und blieb auf ſeiner Stelle, bis die Sonne ſein geliebtes Offenbach wieder beleuchtete. Langſam kehrte er dann zurück „in das Paradies, das die noch Schlafende umgab". Am 14. Auguſt ſchreibt er an Lavater von Offenbach aus: „Geſtern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hätteſt den Engel im Reitkleide zu Pferde ſehen ſollen! — — Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Luſt an dem Herrn und ſinge ihm Pſalmen, von denen du eheſtens eine Schwingung erhalten ſollſt."

Als aber Lili mit dem Ende Auguſts nach Frankfurt zurückkehrte, als der Schwarm der Verehrer ſich wieder um ſie drängte, und beſonders die Meßzeit das Schönemann'ſche Haus mit Beſuchenden füllte, welche der Tochter den Hof machten, erwachte wieder die Eiferſucht, und er ſcheint manchmal auf unfreundliche Art ſeinen Unwillen gegen ſie ausgelaſſen zu haben. In dem Gedichte „Lili's Park" ſchildert er, was ihn verdroß und welche Rolle er dabei ſpielte, in humoriſtiſcher Weiſe, in der die Bitterkeit und das eingetretene Mißverhältniß ſich nicht verbirgt: — „Manchmal läßt ſie mir die Thür halb offen ſtehn, ſeitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will." Er dachte aufs neue an Flucht, und eine Reiſe nach Italien war ihm jetzt willkommen. „Zu Ende dieſes Jahres muß ich fort;" — ſchreibt er an Merck — „baur' es kaum bis dahin, auf dieſem Baſſin herumzugondoliren und auf die Fröſch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen". Aus derſelben Stimmung fließen die gleichzeitigen Zeilen an Lavater: „Ich bin ſehr aufgeſpannt, faſt zu ſagen über; doch wollt' ich, du wäreſt mit mir; denn da iſt wohlſein in meiner Nachbarſchaft. Schreibe

doch du auf, was du wollteſt, was ich für dich ſähe, wenn ich nach Italien ging'." Die Wehmuth, daß ihm eine glückliche Liebe verſagt ſei, ſpricht ſich in dem Gedichte „im Herbſte 1775" (ſpäter: „Herbſtgefühl") aus, wo er der vollſchwellenden Thränen der Liebe gedenkt, die aus ſeinen Augen brechen, eben ſo in den urſprünglichen Schlußſtrophen des „Bundesliedes" („In allen guten Stunden"), das er zu Pfarrer Ewald's Hochzeitsfeſte (10. September) dichtete, bei welchem er noch mit Lili zuſammen war.

Und bleiben lange, lange
Fort ewig ſo geſellt.
Ach, daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch ihr ſollt nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einſt von Vieren
Das Schickſal von euch treibt;
Iſt's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne ſucht ſein Blick.
Erinnerung der Liebe
Iſt, wie die Liebe, Glück.

Am ſpäten Abend des Hochzeitsfeſtes trieb es ihn in die Einſamkeit, und unter dem vollen Sternenhimmel weinte ſich ſein gepreßtes Herz aus; Lili's Liebenswürdigkeit glaubte er nie gewaltiger als an dieſem Tage gefühlt zu haben. „O Guſtchen" — ſchreibt er in Bezug auf dieſe Stunde an Auguſte Stolberg — „warum kann ich nichts davon ſagen! warum! Wie ich durch die glühendſten Thränen der Liebe Mond und Welt ſchaute, und mich Alles ſeelenvoll umgab! Und in der Ferne die Waldhorn [töne] und der Hochzeitsgäſte laute Freuden! Guſtchen! auch nach dem Wetter bin ich — nicht ruhig, aber ſtill — was bei mir ſtill heißt, und fürchte nur wieder ein Gewitter, das ſich

immer in den harmloſeſten Tagen zuſammenzieht.“ So ſpricht ſich in dieſen Briefen eine Gluth leidenſchaftlicher Erregtheit aus, an die ſelbſt die Wertherbriefe nicht reichen.

Es folgten Tage peinlicher Spannung, wo die Liebenden ſich mit gegenſeitigem Trotz quälten; der Brief an Auguſte Stolberg vom 14.—18. September malt ſie uns in ſeinen leidenſchaftlich abgeriſſenen Sätzen. „Lili heut nach Tiſch geſehn — in der Komödie geſehn — Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! Wär' ich das los! Und doch zitter' ich vor dem Augenblick, da ſie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte!“ Und dann fühlt er wieder ſo ganz, daß „ſein Innerſtes der ewigen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der Reinheit, der ſie ſelbſt iſt, ausſtößt und ſo endlich lauter werden wird wie geſponnen Gold.“ In ſolchen „Kälten und Wärmen“ vergingen einige Wochen, bis er am 8. October an Auguſte meldet: „Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruhe mit ſeiner herrlichen neuen Gemahlin, Luiſen von Darmſtadt, kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar. Deine Brüder kommen auch hin, und von da ſchreib' ich gewiß, liebſte Schweſter! Mein Herz iſt übel dran. Es iſt auch Herbſtwetter drin, nicht warm, nicht kalt.“ Damit iſt die Trennung entſchieden. Durch Aufhetzen von beiden Seiten, vornehmlich von Lili's Familie, ward die Mißſtimmung zum unheilbaren Bruch. Auch Goethe wurde von ſeiner Schweſter in „ſchmerzlich-mächtigen“ Briefen zum Aufgeben des Verhältniſſes gedrängt, hatte doch ſelbſt Auguſte Stolberg ihn auf den Abſtand zwiſchen ihm und Lili aufmerkſam gemacht und ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ſeine Braut nicht fähig ſei, ein Herz, wie das ſeinige, zu würdigen. Erſt in neuerer Zeit iſt es aufgehellt, wie ſehr die Auflöſung dieſes Liebesverhältniſſes

von Goethe's Seite ein Beweis ſittlicher Charakterſtärke war. Als Lili, welche ſich nachmals mit Herrn von Türkheim, Inhabers eines Straßburger Bankiergeſchäfts vermählte, in der Schreckenszeit aus Straßburg hatte flüchten müſſen, zu Erlangen 1793 mit Frau von Beaulieu-Marconnay zuſammentraf, war Goethe vorzüglich der Inhalt ihrer Geſpräche. „Die Innigkeit, ja ich darf ſagen, die Begeiſterung, womit ſie von ihm ſprach, rührte mich unausſprechlich und vermehrte meine hohe Meinung von dem verehrten Manne..... Mit ſeltener Aufrichtigkeit geſtand mir Frau v. T., ihre Leidenſchaft für denſelben ſei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr geweſen, und wenn ſeine Großmuth die Opfer, die ſie ihm bringen wollte, nicht ſtandhaft zurückgewieſen hätte, ſo würde ſie ſpäterhin, ihrer Selbſtachtung und der bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeſchaut haben, welche ihr im Gegentheil jetzt nur beſeligende Erinnerungen darbote. Seinem Edelſinn verdanke ſie einzig und allein ihre geiſtige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und im Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem ſie Erſatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müſſe ſich daher als ſein Geſchöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöſer Verehrung an ſeinem Bilde hangen.“ Einen ſolchen Nachklang der Jugendliebe fühlte auch Goethe, als er nach der Mittheilung dieſer Bekenntniſſe an die Verfaſſerin mit den tiefgefühlten Worten antwortete: „Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken“.

Alle dieſe, wenn auch theilweiſe ſich widerſprechenden Berichte und Andeutungen laſſen keinen Zweifel, daß Lili bereit war, die Rückſichten auf die Mutter und die Verwandten zu durchbrechen, um dem Heißgeliebten anzugehören, und er es für Pflicht hielt, ein ſolches Opfer nicht an-

zunehmen. Aber ſagt er nicht ſelbſt, daß die Hinderniſſe nicht unüberwindlich waren? Ein weibliches Weſen, bei deſſen Scheiden von der Erde (1817) der Gatte, dem ſie nachmals die Hand gereicht hat, es eine Stunde der Gnade nannte, wo Gott ihm dieſen ſchönen Geiſt zugeſellt habe und durch ſie auf ihn ſo viel Segen habe fallen laſſen, war es werth mit Mühen erkämpft zu werden. Auch auf ihn hätte ſie viel Segen fallen laſſen können, ohne daß er ihr den Lorbeerkranz des Dichters zum Opfer zu bringen hatte. Sein Lebensweg wäre freilich ein anderer geworden und hätte vielleicht Weimar nicht berührt.

Goethe's Poeſie hatte in den glücklichen Wochen, welche der Schweizerreiſe folgten, wieder „eine neue Schwingung" erhalten. Er überſetzte einen Theil des Salomoniſchen Hohenliedes, „der herrlichſten Sammlung Liebeslieder, die Gott erſchaffen hat". Es haben ſich von dieſer poetiſchen Bearbeitung 31 Lieder, theils kurze Sätze, theils größere Stücke in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden. Außerdem wurden gelegentlich einige Scenen des Fauſt geſchrieben. Der Spaziergang, die erſten Geſpräche mit Mephiſtopheles, das Geſpräch mit dem Schüler, die Scene in Auerbachs Keller ſcheinen in dieſem Jahre entſtanden zu ſein. Auch an den Egmont ward die Hand gelegt. Er wählte einen hiſtoriſchen Stoff, um aus dem engen bürgerlichen Kreiſe, in welchem ſeit dem Götz ſeine dramatiſche Muſe ſich bewegt hatte, auf einen weiteren Schauplatz hinauszutreten. Die Erhebung der nordamerikaniſchen Staaten zog damals die Augen der Welt auf ſich und war im Verkehr mit den freiheitſchwärmenden Stolbergen und den Schweizer Freunden unſtreitig häufig der Gegenſtand belebten Geſprächs, ſo daß er die Idee zu dieſem Drama vielleicht ſchon aus der Schweiz mit ſich nahm. Der Abfall der Niederlande von der ſpaniſchen Herrſchaft

bot ein ähnliches Gemälde dar, wie der Unabhängigkeitskampf der englischen Kolonieen. Wie er in den Schicksalen des Götz von Berlichingen die letzten Zeiten der Selbsthülfe des freien Ritters geschildert hatte, so beschloß er die niederländische Volkserhebung, deren Situationen ihm höchst dramatisch erschienen waren, um die Person des Egmont zu gruppiren, „dessen menschlich-ritterliche Größe ihm am meisten behagte"; denn die Macht der Persönlichkeit übte stets auf seinen Geist eine größere Anziehungskraft, als die Bewegung des Völkerlebens. Er widmete jenen Ereignissen ein fleißiges Studium und griff dann gleich die Hauptscenen an, „ohne sich um die allenfallsige Verbindung zu bekümmern". Die Arbeit ging sehr rasch von Statten, so daß er dem Vater, der ihn zu der Ausführung des Plans besonders ermuntert hatte, bald mehrere Scenen vorlesen konnte. Dieser gewann eine ganz eigene Neigung zu der neuen dramatischen Dichtung, weil er hoffte, den Ruhm des Sohnes dadurch vermehrt zu sehen. Das Drama, versichert der Dichter, sei schon im October „beinah zu Stande gebracht." Später hat er es jedoch so fleißig erweitert und überarbeitet, daß von der ursprünglichen Form nicht viel übrig geblieben ist. Damals konnten auch nur Scenen, keine größere ruhig durchdachte Composition zu Stande kommen. Goethe war in einen Strudel von auf- und niederwogenden, in heftigem Widerstreit gegen einander schlagenden Gefühlen hineingerathen, der seine Energie zu zerstören und ihn seinem Genius untreu zu machen drohte.

Ueberdies gab es in den Herbsttagen der äußern „Zerstreuungen die Menge". Zimmermann kam gegen Ende des Septembers nach Frankfurt und wohnte bei der Goethe'schen Familie. Er war sehr für den jungen Dichter eingenommen; in einem seiner Briefe nennt er ihn eines der

außerordentlichſten und gewaltigſten Genie's, die je in der Welt erſchienen ſeien, und äußert noch in ſeinem Werke „von der Einſamkeit“: „wer ihn geſehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft ſeines Geiſtes zudeckt und durch Freundlichkeit den Ernſt ſeiner einſamen Stunden.“ Seiner Tochter erwies Goethe die Aufmerkſamkeit eines Liebhabers. Wir kennen ſchon den ſeltſamen, leicht der Mißdeutung unterworfenen Zug in dem Weſen unſers Dichters, daß er im Liebesunglück durch ein zärtliches Anſchließen an andere weibliche Herzen Zerſtreuung und Troſt ſucht; was auf den erſten Blick Wankelmuth ſcheint, iſt nur Liebebedürftigkeit ſeines weichen, beweglichen Herzens, das „überfließen möchte in das Mitempfinden einer Creatur“. Mitten in der Klage um Lili führen ſeine Briefe an „Guſtchen“ die Sprache ſchwärmeriſcher Liebe und Verehrung, ſie iſt ihm „das einzige Mädchen, deren Herz ganz in ſeinem Buſen ſchlägt“, und eben an dieſe ſchreibt er am 20. Sept., wie er auf dem Balle einem „ſüßen Mädchen“ Geſellſchaft geleiſtet habe, und ſetzt hinzu: „Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen ſagen könnte! wenn ich Dir lebhaft! — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hielteſt's nicht aus. Ich auch nicht, wenn Alles auf einmal ſtürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergeſſenheit ſchlucken ließe.“

In der zweiten Hälfte des Septembers verweilte auch der Herzog von Weimar nebſt mehreren hohen Herrſchaften in Frankfurt, im Begriff, die fürſtliche Braut heimzuholen. (Am 3. Oct. fand die Vermählung ſtatt). Goethe wurde wieder freundlichſt empfangen; „ich bin“, — ſchreibt er an Lavater — „ſeit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt.“ Am 12. October kam das fürſtliche Paar nach Frankfurt zurück. Goethe, entſchloſſen, Frankfurt

auf einige Zeit zu verlaſſen, folgte der wiederholten Einladung zu einem Beſuche in Weimar. Es war ein günſtiges Zuſammentreffen der Umſtände, daß er um dieſe Zeit unter der Leitung des Malers Georg Melchior Kraus, eines ihm ſchon von früher her bekannten Frankfurters, der längere Zeit in Weimar in Verbindung mit den vorzüglichſten Männern der dortigen höheren Geſellſchaft gelebt hatte, wie er auch ſpäter wieder dahin zurückkehrte, ſeine Uebungen im Zeichnen fortſetzte und durch ihn mit den Perſonen und den Verhältniſſen, denen er bald nahe treten ſollte, bekannt und gewiſſermaßen unter ihnen im Voraus heimiſch wurde. Die weimariſchen Herrſchaften, die auf der Rückreiſe nur Einen Tag in Frankfurt blieben, verabredeten mit Goethe, er möge ſich bereit halten, mit dem Kammerjunker von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben war, um einen in Straßburg verfertigten Wagen zu erwarten, und am beſtimmten Tage über Frankfurt kommen ſollte, nach Weimar zu reiſen. Er nahm daher überall Abſchied, auch von Lili, und die Koffer wurden gepackt. Aber weder der Wagen noch eine Nachricht trafen zur beſtimmten Zeit in Frankfurt ein. Um nicht zweimal Abſchied zu nehmen und mit läſtigen Beſuchen überhäuft zu werden, ließ er ſich als abweſend angeben, mußte ſich nun aber ſtill zu Hauſe und auf ſeinem Zimmer halten. Er förderte während dieſer acht Tage freiwilliger Gefangenſchaft ſeine Arbeit am Egmont. In der Dunkelheit wagte er es einige Male das Haus zu verlaſſen und, in einen großen Mantel gehüllt, die Straßen der Stadt zu durchwandern. Eines Abends ſtand er an Lili's Fenſter; er hörte ihre Stimme; ſie ſang zum Klaviere das Lied „Ach, wie ziehſt du mich unwiderſtehlich", das er gegen Beginn des Jahres an ſie gerichtet hatte; ihm war es, als ob ſie es ausdrucksvoller, als je, ſänge. Nachdem ſie das

Lied geendet, sah er an dem Schatten, der auf die Vorhänge fiel, daß sie im Zimmer auf und ab ging. Schwer ward es ihm, die so liebe Nähe zu verlassen, der Entschluß der Entsagung begann zu wanken. In Leipzig war er in einem ähnlichen Momente der mit der Gewalt der Erinnerung ihn bestürmenden Rührung zu der Geliebten geeilt, ihr alles Unrecht abzubitten. Doch diesmal war es vorbei und das Geschehene nicht mehr rückgängig zu machen.

Da noch einige Tage ohne Nachricht verstrichen, so fing auch Goethe an, den Zweifeln des Vaters beizustimmen, der gleich anfangs der Meinung war, daß man mit dem Hofcavalier und dem neuen Wagen den jungen übermüthigen Dichter nur zum Besten gehabt habe. „Ich wäre aber doch nachgefahren" — schreibt er an Knebel — „wenn es nicht zu fabelhaft wäre, bei jetziger Witterung und Straße den Weg allein zu machen." Er trägt dann seinem Freunde auf, ihm die bei Kalb oder Wieland sicherlich eingelaufenen Briefe, unter denen einige sein Herz nahe angehen, so wie etwa für ihn bestimmte Packete mit der Post nach Frankfurt zu senden. Da die Entfernung von der Vaterstadt eine Nothwendigkeit geworden war, so brachte der Vater eine andere Reise in Vorschlag. Goethe beschloß seinem Berichte zufolge, zuerst nach Heidelberg zu gehen, wo Herr von Kalb vielleicht auf seiner Durchreise noch anzutreffen sei, und wenn weiter keine Nachricht komme, den Weg nach Italien einzuschlagen. Ob indeß eine einsame Winterreise über die Alpen ernstlich beabsichtigt worden sei, wird durch jene Aeußerung an Knebel sehr zweifelhaft.

In der Frühe des 30. Octobers fuhr er die Bergstraße entlang dem Süden zu. In dem uns erhaltenen Blatte des Reisetagebuchs ruft er noch Lili ein Lebewohl zu: „es hat sich entschieden; wir müssen einzeln unsere

Rollen ausſpielen; mir iſt in dem Augenblicke weder bang für dich, noch für mich, ſo verworren es ausſieht". Merck, „der ſo oft das Ziel ſeiner Wanderungen war", fährt er diesmal vorüber: „nein, Bruder, du ſollſt an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden!"

In Heidelberg wohnte er bei Fräulein Delph, welche ſeine Verlobung mit Lili vermittelt hatte; es verlangte ihn, mit ihr noch einmal von der glücklichen Vergangenheit ſich zu unterhalten. Doch fand er ſie wider Erwarten nicht ſo theilnehmend, als ſonſt. Sie lobte vielmehr den Entſchluß der Trennung, welche ſie für etwas Unvermeidliches anſah, in das man ſich ergeben müſſe, und hatte für den Freund ſchon einen neuen Heirathsplan in Bereitſchaft. Indeß ſollte es ihn nicht lange dort halten. In einer Nacht ward er durch das Horn des Poſtillons geweckt. Es war eine Staffette von Frankfurt. Herr von Kalb, der über die beſtimmte Zeit auf den neuen Wagen hatte warten müſſen und dann über Mannheim nach Frankfurt gefahren war, ſandte die eilige Botſchaft. In ſeinem Schreiben drückte er die Erwartung aus, der Flüchtling werde ſogleich zurückkehren und ihm nicht die Beſchämung bereiten, ohne den erwarteten Gaſt in Weimar anzukommen. So ſehr auch Goethe — wir erzählen mit ſeinen Worten — des neuen Reiſeplans ſich gefreut hatte, ſo überwog doch die Erinnerung an die Güte, die ihm von Seiten des herzoglichen Paars widerfahren war, und er ſchämte ſich faſt ſeines ſeltſamen Seitenſprungs. Er eilte nach Frankfurt zurück. Den 7. November, Morgens 5 Uhr, langte er in Weimar an.

Es war der Zug ſeines Innern, der ihn in neue, ungekannte Lebensverhältniſſe hineinführte, der ahnungsvolle Trieb des Genius, der ſein Schickſal in ſich trägt: —

Goethe pflegte ihn ſpäter das Dämoniſche zu nennen, um einen Punct zu finden, wo Schickſal und Naturbeſtimmung in der Leitung des menſchlichen Lebens zuſammentreffen. Die bisherige Sphäre ſeiner Exiſtenz hatte er in ihren Freuden, in ihren Leiden nach allen Seiten durchwandert und war von der Fülle ihrer Erſcheinungen geiſtig durchdrungen. Allein weil das äußere Leben mit ſeinen Verhältniſſen ihn einengte, war das Gleichgewicht zwiſchen dem Leben und der innern Gemüthswelt geſtört, und ſeine titaniſchen Entwürfe klingen zuletzt in ſanfte Liebeslieder aus. Nach dieſen Stürmen des Gemüths war die Verpflanzung auf einen andern Boden, war jede Erweiterung des Daſeins, ein neuer Kreis der Thätigkeit ein Schritt zur Beruhigung, nach der ſein Inneres hinſtrebte; alles dies konnte ſeine bisherige Umgebung ihm nicht gewähren. Ob es eine Gunſt des Glückes war, ob ſein Genius ihn richtig geleitet, indem er ihn an den Hof zog, iſt eine Frage, die man viel discutiren, aber nie entſcheiden kann; denn die Möglichkeiten individueller Entwickelung ſind Träume, und nur das Leben hat Realität. Am klarſten hat Goethe wohl ſelbſt in einem ſechs Jahre ſpäter geſchriebenen Briefe an die Mutter auf dieſe Frage geantwortet: „Sie erinnern ſich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte. Unter ſolchen fortwährenden Umſtänden würde ich gewiß zu Grunde gegangen ſein. Das Unverhältniß des engen und langſam bewegten bürgerlichen Kreiſes zu der Weite und Geſchwindigkeit meines Weſens hatte mich raſend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menſchlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meiſt durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler ſich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhält-

niß geſetzt zu ſehen, dem ich von keiner Seite gewachſen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir ſelbſt und dem Schickſal überlaſſen, durch ſo viele Prüfungen ging, die ſo vielen hundert Menſchen nicht nöthig ſein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerſt bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu ſein, einen glücklicheren Zuſtand wünſchen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat."

Zweites Buch.

Weimarische Lehrjahre.

Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn du eine glühende Maſſe Eiſen auf dem Herde ſiehſt, ſo denkſt du nicht, daß ſo viel Schlacken d'rin ſtecken, als ſich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann ſcheidet ſich der Unrath, den das Feuer ſelbſt nicht abſonderte, und fließt und ſtiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es ſcheint, als wenn es eines ſo gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wieviel, wieviel Unart weiß ſich auch noch da zu verſtecken!

Goethe an Jacobi, 1782.

Erſtes Capitel.

1776.

Während der glücklichen Friedenszeit, welche den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges folgte, begann am weimariſchen Hofe unter der Pflege der Herzogin Anna Amalia das geiſtige Leben ſeine erſten Blüthen zu entfalten und die Augen Deutſchlands auf ſich zu ziehen[64]). In ihrem neunzehnten Jahre durch den frühen Tod ihres Gemahls (1758) mitten in einer gefahrvollen Zeit zur Landesregentin und Vormünderin ihrer unmündigen Söhne berufen, erfüllte die begabte Frau, „die den Fürſten und den Menſchen in ſich zu vereinigen wußte", nicht nur mit bewundernswürdiger Einſicht die ſchweren Pflichten, zu denen ſie unvorbereitet berufen ward, ſondern nährte zugleich ein aus tiefem inneren Drange hervorgehendes Streben nach Ausbildung ihrer Talente und Erweiterung ihrer Kenntniſſe, welches mit dem Fortgange des Lebens nur mehr und mehr zu gewinnen ſchien. Ein freier hoher Sinn, das Erbtheil ihres Stammes, — ſie war eine braunſchweigiſche Prinzeſſin und Nichte Friedrichs des Großen — hob ſie über das nichtige Treiben und die beengenden Schranken des Hoflebens empor. Sorglos ſetzte ſich ihr warmes, raſch aufwallendes Gefühl, ihr immer munterer

Hang zum freudigen Genuſſe des Daſeins über die damals an den Höfen ängſtlich beobachtete Etikette hinweg. Durch ihre liebenswürdige Perſönlichkeit zog ſie die Herzen an und wußte Liebe und Freude um ſich zu verbreiten. In dieſem Geiſte leitete ſie auch die Ausbildung ihrer Söhne Karl Auguſt und Konſtantin, denen ſie (1762) in dem Grafen Görtz einen zwar pedantiſch formſtrengen, übrigens vortrefflichen Erzieher gab, der ſein Amt mit Ernſt und Pflichttreue verwaltete. Daß ſie ihnen mehr als die herkömmliche Prinzenerziehung zu geben ſuchte, gab ſie dadurch zu erkennen, daß 1772 Wieland, der damals in der Sonnenhöhe ſeines Dichterruhms ſtand, berufen ward, um den Unterricht der Prinzen zu vollenden, der erſte Stamm in dem Dichtergarten des bis dahin ruhmloſen Weimars.

Wieland ward der Geiſtesgenoſſe, der Lehrer der Herzogin; in der lebhaften Theilnahme an allen geiſtigen Intereſſen verſchaffte ſie ſich eine zweite Jugend, nachdem, wie ſie ſelbſt bekennt, „die ſchönſte Frühlingszeit ihrer Jahre nichts als Aufopferung für Andere geweſen war.“ Sie zeichnete und malte meiſterhaft und übte ihr muſikaliſches Talent ſelbſt in Compoſitionen. Umfaſſende Sprachkenntniſſe ſetzten ſie in Stand das Beſte der Literatur zu genießen; noch in ſpäteren Jahren arbeitete ſie ſich mit Wieland's Hülfe ins Griechiſche hinein, ſo daß ſie mit ihm den Ariſtophanes in der Urſprache leſen konnte. Daß der Trieb nach geiſtreicher Unterhaltung nicht, wie an den meiſten Höfen, auch dem preußiſchen, im Verkehr mit franzöſiſchen Schöngeiſtern Befriedigung ſuchte, ſondern der deutſchen Bildung förderlich ward, verdanken wir vornehmlich dem Einfluſſe Wieland's. Das deutſche Theater ward begünſtigt; Wieland's Alceſte (1773), welche Schweitzer componirte, war ein Verſuch, eine deutſche Oper zu be-

gründen. Der Brand des Schlosses im Jahre 1774, der auch das Theater zerstörte, unterbrach diese Genüsse. Lange währte es, ehe Weimar eine Bühne wieder erhielt, noch länger, ehe das Schloß sich aus seinen Trümmern wieder erhob. Herzogin Amalia bezog das sogenannte Palais; nach der Vermählung ihres Sohnes mußte die junge fürstliche Familie sich auf viele Jahre mit den einfachen Gemächern des „Fürstenhauses" genügen lassen. Ueberhaupt hatte das damalige Weimar noch nichts von der Eleganz einer fürstlichen Residenz, sondern eher ein dorfähnliches Ansehn. Strohgedeckte Scheunen standen mitten in der Stadt. Teiche sind jetzt in stattliche Plätze verwandelt.

Wieland's weiche Natur war zwar nicht geeignet, ein geniales Leben um sich zu schaffen; aber seine heitere, geistvolle Geselligkeit regte doch die Liebe zur schönen Literatur vielfach an. Männer von Geist und Talent schlossen sich ihm an und trugen zur Belebung der Cirkel des Hofes bei. Bertuch, ein Kenner der spanischen Literatur und Uebersetzer des Don Quixote, seit 1775 geheimer Cabinetssecretär, und Karl Ludwig von Knebel, welcher, ein Zögling der Ramler'schen Schule, zuerst durch Wieland's Namen nach Weimar gezogen ward und im Jahre 1774 die Erziehung des Prinzen Konstantin übernahm, entwickelten ihre literarische Thätigkeit unter seiner Leitung[65]). Siegmund von Seckendorf, Karl August Musäus, seit 1763 Pagenhofmeister, sieben Jahr später Professor am weimarischen Gymnasium, bekannt als Märchendichter, und der liebenswürdige, joviale Hildebrand von Einsiedel, später Kammerherr der verwittweten Herzogin und nach Görtz' Abgang Oberhofmeister der Herzogin Luise, verwandten ebenfalls ihre poetischen und musikalischen Talente zur Unterhaltung des Hofes. Die Gegenwart anmuthiger und

geiſtreicher Frauen erhöhte den Zauber dieſer Zuſammenkünfte, in denen ein jedes Mitglied ſeine Individualität, frei vom Zwange der Hofformen, geltend machen konnte.

Mit Karl Auguſt's Regierungsantritt (3. Sept. 1775), kam ein friſches Wehen eines jugendlich kräftigen Geiſtes über den weimariſchen Staat und im Beſondern über die Kreiſe des Hofes. Ein junger achtzehnjähriger Fürſt, von dem ſchon 1771 Friedrich II., der ihn in Braunſchweig ſah, äußerte, er habe noch nie einen jungen Menſchen von dieſem Alter geſehen, der zu ſo großen Hoffnungen berechtige, den der Statthalter von Dalberg eine Fürſtenſeele nannte, wie er noch nie geſehen, fühlte den heißeſten Drang, Neues zu ſchaffen und Leben um ſich zu wecken. Das kleine Land war ein zu enger Schauplatz für ſolche Fülle edler Kräfte. Um ſo mehr äußerte ſich der Trieb zu energiſcher Thätigkeit anfänglich noch in unklarer Gährung, in leidenſchaftlich wogender Unruhe, die ſich ihres Ziels noch nicht bewußt war. Freie Uebung der jugendlichen Kräfte, mannigfachſte Anregung des Geiſtes erſchien ihm als der höchſte Genuß des Daſeins, als eine Berechtigung ſeiner hohen Stellung. Wie er auf Jagden und Parforceritten ſeinem Körper das Aeußerſte zumuthete und durch tollkühne Wagniſſe Leben und Geſundheit aufs Spiel ſetzte, eben ſo raſtlos war ſein reger Geiſt in der Theilnahme an Allem, was das menſchliche Intereſſe an ſich feſſeln kann. Sein Verlangen nach freier Bewegung durfte ihm keine herkömmliche Sitte oder engherziges Vorurtheil, am wenigſten die Etikette des Hoflebens einſchränken wollen, und wenn er darüber eine Thorheit begehen ſollte. „Sich göttlich in ſeinem Selbſt und im Erhabenen der Natur zu baden", das war ihm das volle Gefühl des Lebens. Allein ſelbſt die Excentricitäten ſeines jugendlichen Ungeſtüms verhüllten nur hin und wieder den Adel ſeiner ſittlichen

Natur, der stets im rechten Moment die Zügel wieder ergriff. Wer offen von sich gesteht: „ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen" — hat auch die Selbstbeherrschung als eine Lebensaufgabe anerkannt. Mehr und mehr arbeitete sich sein großer Geist durch die Sturm- und Drangperiode der Jugend zur Klarheit hindurch; die sittlichen Kräfte gelangten zum Gleichgewicht, und vor uns steht einer der größten deutschen Fürsten seines Jahrhunderts, den Deutschland stets mit Stolz und mit Verehrung nennen wird.

Die Herzogin Luise, nicht minder edlen und hohen Geistes, war durch Charakter und Bildung eine sehr verschieden geartete Natur. Unruhe und Leidenschaft waren ihr fremd. In ihrem Wesen lag mehr heroische Größe, als weibliche Sanftheit, und die Züge ihres schönen Gesichts wurden selten durch Scherz und Freude belebt; sie blieb stets in gleicher ruhiger Würde, die von Manchem als Stolz ausgelegt wurde, und hielt streng auf die Formen fürstlicher Sitte. Bei aller gegenseitigen Hochschätzung konnte ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl kein inniges und liebevolles werden. An dem genialen Muthwillen ihrer Umgebung, der über die Verletzungen des Anstands gleichgültig hinwegsah, nahm sie vielfach Anstoß, und ihre unverhehlbare stille Trauer warf manchen Schatten auf die Heiterkeit der Hofcirkel.

Dies war der Kreis, in den Goethe, als Gast des Herzogs, im November 1775 eintrat. Bewunderung und Liebe kamen ihm entgegen; „wie ein Stern", sagt Knebel, „ging er unter uns auf". „Ich sah ihn", berichtet Hufeland, „in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im

griechiſchen Coſtüm in der Darſtellung ſeiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu ſehen. Noch nie erblickte man eine ſolche Vereinigung phyſiſcher und geiſtiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgeſtaltung der kleinen weimarſchen Welt hatte." „Bemerke", — ſo zeichnet ihn um jene Zeit der Phyſiognomiker Lavater — „die Lage und Form dieſer gedankenreichen Stirne, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, ſanft geſchweifte, nicht ſehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge, die ſo ſanft ſich darüber hinſchleichenden Augenbrauen, dieſe an ſich allein ſo dichteriſche Naſe, dieſen ſo eigentlich poetiſchen Uebergang zum lippichten, von ſchneller Empfindung gleichſam ſanftzitternden und das ſchwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offene markige Ohr — wer iſt, der abſprechen könnte dieſem Geſichte Genie, ganzes wahres Genie!"

Männer und Frauen waren von der Liebenswürdigkeit des genialen Jünglings wie bezaubert. Was ihm die Herzen unterwarf, war nicht der Nimbus des Dichterruhms allein, ſondern die ganze Perſönlichkeit, welche, frei und offen, ihrer Macht ſich bewußt, ſich hingab. Selbſt die durch ſeinen Werther berühmt gewordene Tracht nach der leichten engliſchen Mode, blauer Frack mit Meſſingknöpfen, gelbe Weſte, Lederbeinkleider und Stulpenſtiefeln, in der er aller Etikette zum Trotz bei Hofe erſchien, ward nicht nur verziehen, ſondern Gegenſtand der Bewunderung, ſo daß ſie nach des Herzogs Vorgange am Hofe allgemeine Nachahmung fand.

Wieland, der dem jungen Dichter zu zürnen Urſache hatte und jetzt Gefahr lief, durch ihn bei Seite gedrängt zu werden, ward gleich am erſten Tage von Goethe's An-

weſenheit, als er an der Mittagstafel beim Kammerpräſidenten von Kalb an der Seite „des herrlichen Jünglings“ ſaß, „von allem Mißmuth radical geheilt.“ Der Enthuſiasmus des weichmüthigen Dichters, der „jung ward, wenn er liebte“, ergießt ſich in ſeinen Briefen aus jener Zeit in Ausdrücken einer ſchwärmeriſchen Liebe. „O beſter Bruder“ — ſchreibt er am 10. Nov. an Jacobi — „was ſoll ich Dir von Goethe ſagen? Wie ganz der Menſch beim erſten Anblicke nach meinem Herzen war!.... Seit dem heutigen Morgen iſt meine Seele ſo voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgenſonne.... Der göttliche Menſch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs ſelbſt dachte, und wenn's möglich iſt, daß aus Weimar was Geſcheites werde, ſo wird es ſeine Gegenwart wirken“. — „Ich lebe nun“, heißt es in einem ſpätern Briefe an Zimmermann, „neun Wochen mit Goethe, und lebe nun ſeit unſerer Seelenvereinigung, die ſo unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er iſt in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beſte, herrlichſte menſchliche Weſen, das Gott geſchaffen hat.... Möcht' ich's der ganzen Welt ſagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigſten der Menſchen ſo kennen, ſo durchſchauen, ſo lieben, wie ich! Heut' war eine Stunde, wo ich ihn erſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit, den ganzen ſchönen, gefühlvollen, reinen Menſchen ſah“ — und in einem Briefe an Merck die ſchönen Zeilen, die zugleich den Schreibenden ehren: „Wiſſen Sie ein ander Beiſpiel, daß jemals ein Dichter den andern ſo enthuſiaſtiſch geliebt hat? — Für mich iſt kein Leben mehr ohne dieſen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir ſo ſchön übern Kopf wächſt, und

alles das ist, was ich nicht habe werden können.“ Nicht minder schön schildert er uns die Bewunderung, die Goethe durch sein Erscheinen erregte, in dem Gedicht an Psyche, nämlich Frau von Bechtoldsheim, auf deren Gute Stetten bei Erfurt sie im Beginn des folgenden Jahres einige Tage verweilt hatten:

„Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken...
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereiniget,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereiniget,
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!“

Die ersten Wochen von Goethe's Aufenthalt in Weimar vergingen im Rausch der Festlichkeiten. Jagden, Ausflüge, Bälle und Maskeraden drängten sich. Das lustige Treiben ward aufs neue belebt, als in den letzten Tagen des Novembers die Brüder Stolberg auf ihrer Rückreise aus der Schweiz nach Weimar kamen. „Hier wird's uns recht wohl“ – schreibt Christian Stolberg an die Schwester — „wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf [diesen Namen führt Goethe lange im engern Freundesbunde] und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade. Mit

Wieland ſind wir bras dessus bras dessous.“ Es folgten luſtige Schlittenpartieen und Eisfahrten. Goethe führte die edle Klopſtock'ſche Kunſt in Weimar ein; zum Erſtaunen der Reſidenz zeigte ſich ſelbſt die junge Herzogin als eine gewandte Schlittſchuhläuferin. Auf der Eisbahn dieſes Winters entſtand das „Eislebenslied“, das jetzt mit der Ueberſchrift „Muth“ unter ſeinen Gedichten ſteht („Sorglos über die Fläche weg“ ꝛc.). Nach einer ſolchen Eisfahrt ſitzt er am 22. December auf Wieland's Zimmer, um für Lavater einige Beiträge zu den zuletzt überſandten Capiteln der Phyſiognomik „zuſammenzuſtoppeln“ — „kurz genug und, will's Gott, bündig und treffend, denn Ausſpinnens iſt jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthſchaft und Zerſtreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde.... Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menſchen zu ſehen. Mir geht Alles nach Herzenswunſch“[69]).

Die ſchönen Wald- und Berggegenden von Waldeck und Bürgel, die er jetzt in Geſellſchaft von Einſiedel, Bertuch und dem jüngeren von Kalb aufſuchte, waren ihm ſchon durch Kraus' Zeichnungen im Voraus lieb geworden. Entfernt von dem rauſchenden Treiben des Hoflebens fühlte er die alten Empfindungen in ſeiner Bruſt wiederklingen. Er erquickt ſich am Leſen der Bibel und treibt vom Rector in Bürgel eine Odyſſee auf, weil ihm unter einfachen Menſchen glücklich und friedlich ums Herz iſt; „unmöglich iſt, die zu entbehren in dieſer Homeriſch einfachen Welt“. Im Tone brüderlicher Vertraulichkeit berichtet er in dem Briefe an den Herzog (24. Dec.), der nach Gotha ſich begeben hatte, von allen Vorfallenheiten der kleinen Winterreiſe und den verſchwiegenſten Gefühlen. „Wie ich ſo in

der Nacht“ — heißt es in dem Briefe — „gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang'
All mein' Lust und all mein Sang,
Bist, ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh
Bei Seelen, grad' und treu wie du.

Man sieht, sie war noch nicht vergessen.

An mehreren Stellen des Briefes spricht sich die Empfänglichkeit für den Reiz der auch im Winterschmuck schönen Natur aus. „Wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten [des Forstbeamten] führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal.... Die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb.“ Die einige Tage später geschriebene Fortsetzung des Briefes giebt uns ein Pröbchen, was für tolle Einfälle in der Bergeinsamkeit zur Kurzweil dienten. „Nach Tische“ — so fährt er in der Schilderung des ersten Feiertags fort — „rammelten sich Rugantino und Basco [Namen aus Claudine], nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, unsere Kleider

gewechselt hatten. Kraus war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Treſſenrocke und einer alten Perücke des Bildmeiſters wie ein verdorbener Landſchreiber, Einſiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verſpielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreuz- und Schnurbart wie ein Capitalſpitzbube aus." Die Antwort des Herzogs aus Gotha iſt höchſt bezeichnend für die Innigkeit ihres freundſchaftlichen Verhältniſſes: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie ſehr wünſchte ich mit freier Bruſt und Herzen die liebe Sonne in den jenaiſchen Felſen auf- und untergehen zu ſehen, und das zwar mit Dir. Ich ſehe ſie hier alle Tage, aber das Schloß iſt ſo hoch und in einer ſo unangenehmen Gegend, von ſo vielen dienſtbaren Geiſtern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Weſen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz ſchwindlig und übel wird, und alle Abend mich dem Teufel übergeben möchte. Ich komme erſt den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hieher kommſt, die Leute ſind gar zu neugierig auf Dich." Goethe folgte der Einladung; zwiſchen ihm und dem geiſtvollen Herzog Ernſt II. knüpfte ſich nachmals ein enges Band; er ſchrieb am 31. December aus Erfurt an Lavater: „Ich lerne täglich mehr ſteuern auf der Woge der Menſchheit, bin tief in See."

In dem erwähnten Briefe des Herzogs finden wir ſchon das vertrauliche Du, deſſen er ſich ſpäter im Verkehr mit Goethe immer bediente, und dieſer durfte es erwidern; doch machte Goethe von der Erlaubniß nur Gebrauch, wenn er mit ihm allein war, und auch nur in der erſten Zeit. Zwiſchen Fürſt und Dichter ward der Freundesbund mehr und mehr zur innigſten Vertraulichkeit, ſo daß Goethe's Nähe dem Herzog unentbehrlich

ward und sie bald unzertrennlich wurden. Oft speisten sie allein mit einander, Goethe schlief mehrmals auf des Herzogs Zimmer und wachte bei ihm während seiner Unpäßlichkeit.

Die Carnevalslust des Genielebens führte in das neue Jahr ein. Goethe verschweigt seinem Merck in seinen kurzen abgerissenen Briefchen nicht, daß er es toll genug treibe und des Teufels Zeug mache; aber er wußte zugleich die Lustbarkeiten des Hofes wie Scenen eines Drama's zu behandeln und sie durch geistvollen Humor poetisch zu beleben. Ward daher auch seinen dichterischen Arbeiten viel kostbare Zeit entzogen, so war sie doch für seine geistige Fortbildung keine verlorne, indem nur aus einem poesieerfüllten Dasein sein Genius neue Stärkung gewann, und seine Dichtungen nur wie reife Früchte vom Baum des Lebens fielen. Daß die joviale Losgebundenheit nicht in leere Posse ausartete, dafür bürgten außer ihm und seinem fürstlichen Freunde auch die Namen der geistreichen Männer, die sich um sie und mit ihnen bewegten. Wie sehr Goethe die Seele ihrer humoristischen Unterhaltungen war, lassen uns am besten die eine Zeitlang in dem weimarischen Kreise beliebten Matinées erkennen, derbe Spottgedichte in der Manier der Goethe'schen Puppenspiele und Fastnachtspossen mit gründlicher Verehrung des Hans Sachs, worin man es darauf anlegte, sich gegenseitig zu necken und zu satirisiren. Auch Merck sandte poetische Episteln als „Matinées des Recensenten" ein. Einsiedel, dessen komisches Talent hier den freiesten Spielraum fand, zog in dem „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft vom 6. Januar 1776" sämmtliche Mitglieder durch; aus der auf Goethe bezüglichen Stelle, die zugleich für diesen charakteristisch ist, mag man auf den Ton ihrer Stegreifgedichte schließen:

Dem Ausbund Aller dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten;
Fürcht' nur ſein ungeſchliffnes Reiten;
Denn ſein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geſchoß und Blitz.
's iſt ein Genie von Geiſt und Kraft:
(Wie eb'n unſer Herr Gott Kurzweil ſchafft):
Meint, er könn' uns alle überſehn,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz ſo mit einem ſpricht,
Schaut er einem ſtier ins Angeſicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter jedermann.
Mit ſeinen Schriften unſinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von einem albern Tropf,
Der heiler Haut ſich ſchießt vorn Kopf u. ſ. w.

Es gehört demnach eigentlich hierher, was Goethe bei einer früheren Veranlaſſung von Hans Sachs bemerkt: „wir benutzten den leichten Rhythmus, den ſich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten; es ſchien dieſe Art ſo bequem zur Poeſie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.“ Daher flocht er auch in den nächſten Frühlingstagen dem „verkannten“ — „wirklich meiſterlichen Dichter“ einen Kranz: Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung. Unter dem Bilde des würdigen Meiſterſängers hat ſich zugleich unſer Dichter ſelbſt geſchildert, der eben ſo offenen Blicks in Natur und Welt hinausſchaute und ſie eben ſo treu und wahr in Ernſt und Humor darſtellte. Die kleine Dichtung gab Veranlaſſung, daß Wieland in ſeinem Merkur zum erſten Mal wieder auf den Werth des wackern Hans Sachs aufmerkſam machte, und Bertuch eine Ausgabe deſſelben ankündigte.

Im Januar hatte ſich's ſchon herausgeſtellt, daß Goethe

von Weimar nicht leicht wieder loskommen werde. „Karl August", schreibt Wieland, „kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten." Der Herzog suchte ihn nach und nach in den weimarischen Staatsdienst hereinzuziehen. Offen schreibt Goethe darüber am 22. Januar an Merck: „Ich bin nun in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder wegkommen. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Haupt-Conditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus ..... [Jämmerliche] dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen." Eben weil er das erkannte, kehrte noch oft der Kampf in seine Brust zurück: „es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe", äußert er noch unterm 29. Januar. Er fühlte, daß er mit dem Ergreifen der neuen Lebensaufgabe seine Unabhängigkeit und vielleicht seine Dichterzukunft den Anforderungen der neuen Umgebung zum Opfer bringe, und es währte noch lange, ehe alle Bedenken gehoben waren. Aus seiner Gemüthserregung, an der auch eine neue Liebesleidenschaft, von der wir später zu reden haben, nicht geringen Antheil hatte, bricht wie ein rührender Schmerzenslaut „Wanderers Nachtlied" hervor, das er am 12. Februar „am Hange des Ettersberges" niederschrieb:

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust;
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Um dieſe Zeit ward der Entſchluß, der über ſeine Lebensbahn entſchied, gefaßt. „Den Hof habe ich nun probirt“ — ſchreibt er am 8. März an Merck — „nun will ich auch das Regiment probiren, und ſo immerfort.... Ich ſtreife was Ehrliches in Thüringen herum und kenne ſchon ein brav Fleck davon; das macht mir auch Spaß, ein Land ſo auswendig zu lernen“, — und um dieſelbe Zeit an Lavater: „Ich bin nun ganz eingeſchifft auf der Woge der Welt, voll entſchloſſen, zu entdecken, gewinnen, ſtreiten, ſcheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen.“ Mit demſelben Bilde ſchildert er ſeine muthvolle Entſchloſſenheit in dem Gedichte „Seefahrt“:

„Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen.
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.“

Gleichwohl ward dem Herzog die Berufung Goethe's ins „Conſeil“ nicht leicht gemacht. Die im Staatsdienſt erprobten, erfahrenen Männer, namentlich der leitende Miniſter von Fritſch, der ſchon beim Regierungsantritt des jungen Herzogs Willens geweſen war ſeine Stelle niederzulegen, nahmen, nicht ganz mit Unrecht, Anſtoß daran, daß der junge Dichter, der ſeine Geſchäftskenntniß und ſein Verwaltungstalent noch nicht im geringſten bewährt hatte, in den höheren Staatsdienſt berufen werden ſollte. Als Karl Auguſt, der ſchon im Februar ſich dahin geäußert hatte, am 23. April 1776 an Fritſch ſchrieb, daß er Goethe mit dem Titel eines geheimen Legationsraths ins Conſeil placiren wolle, erklärte Fritſch, „daß er in einem Collegio, deſſen Mitglied gedachter Dr. Goethe anjitzt werden ſolle, länger nicht ſitzen könne“ und bat

aufs neue um seine Entlassung. Darauf erfolgte das köstliche Schreiben des Herzogs, in welchem es heißt: „Nicht allein ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landescollegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen; ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt. Was den Punct, daß dadurch vielen verdienten Leuten, die auf diesen Posten Ansprüche machten, zu nahe getreten werde, anbetrifft, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner Unterthanen steht, nach Anciennität, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urtheil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er vorher weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrath war, dieses verändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und sucht auch ohne den Beifall der Welt zu handeln."

Anfangs beharrte noch Fritsch auf seinem Entschluß. Jedoch die Herzogin Amalia vermittelte, und Fritsch blieb im weimarischen Staatsdienst noch eine lange Reihe von Jahren. Erst 1800 trat er aus und starb hochbetagt 1814. Man hat in ihm den Antonio des Goethe'schen Tasso erkennen wollen.

Um die Zustimmung der Eltern zu Goethe's Anstellung

in weimarischen Staatsdiensten einzuholen, schrieb der jüngere von Kalb, der bald darauf seinem Vater, als dieser sich von Staatsgeschäften zurückzog, in der Kammerpräsidentenstelle folgte, an Vater Goethe einen Brief, in dem man die Worte des Herzogs wiedererkennt: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen ihren vortrefflichen Sohn, das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, meinem Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger, edler Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thalern in sein Ministerium ziehen. — Gern unternähm' ich, Ihnen die Verhältnisse Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie Sich ihn als den vertrautesten Freund unsers lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden Sich noch immer zu wenig denken."

Die behagliche Schilderung, welche Rath Goethe dem Consul Schönborn von der Wendung des Schicksals seines Sohnes giebt, läßt uns nicht zweifeln, daß die Zustimmung mit Freuden ertheilt ward, entsprach doch dessen neue Stellung ganz den früheren väterlichen Plänen.

Das Decret der Ernennung zum „geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil" ward

erst am 11. Juni ausgefertigt, als alle Schwierigkeiten gehoben waren. Die das Motiv der Anstellung enthaltenden Worte „wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit" wurden eigenhändig vom Herzog an die Stelle herkömmlicher Kanzleiphrasen hineincorrigirt. Am 25. wurde er in das Conseil eingeführt.

Mit dem Frühjahre 1776 richtete Goethe, der bis dahin als Gast im Hause des Präsidenten von Kalb gewohnt hatte, sich häuslich ein. Er miethete sich das kleine Jägerhaus an der Belvedere'schen Allee (später zum Stadtgericht umgebaut). Bald darauf vertauscht' er es mit „einem lieben Gärtchen vorm Thore an der Ilm." Vor kurzem war das kleine Grundstück mit dem einfachen Häuschen Bertuch's Eigenthum geworden. Im Vorübergehen hatte eines Tages Goethe gegen den Herzog sein Wohlgefallen an dem idyllisch gelegenen Plätzchen ausgesprochen. Gleich darauf traf Karl August mit Bertuch zusammen. „Höre, Bertuch", redete er ihn an, „du mußt mir den Fleck da überlassen, ich brauche ihn." — „Aber", erwiderte dieser, den der Wunsch des Herzogs nicht eben angenehm berührte, „ich habe ihn ja kaum erworben, und er ist meine beste Freude." — „Laß doch", sagte der Herzog, „die Freude kannst du immer haben und noch besser; ich schenke dir ja den Baumgarten dafür." Gern ging Bertuch den für ihn sehr vortheilhaften Tausch ein, und wenige Augenblicke darauf ward Goethe durch das Geschenk des Herzogs aufs freudigste überrascht und nur noch mehr an Weimar und seinen fürstlichen Freund gefesselt.[66]) Wohnung und Anlagen wurden auf des Herzogs Kosten aufs neue in Stand gesetzt. Goethe war das Gartenhäuschen, das er am 21. April in Besitz nahm, so lieb, daß er sich

sieben Jahre lang Winters und Sommers mit dieser überaus dürftigen Räumlichkeit begnügte; im folgenden Jahr ließ er einen Altan anbauen. Es war „eine Wohnung des Friedens", und dessen bedurfte sein erregtes Herz. Obgleich in unmittelbarer Nähe der Stadt, gewährt die Lage dieses Gärtchens den Eindruck einer traulichen ländlichen Abgeschiedenheit. Es liegt am Abhang einer gegen die Nord- und Ostwinde schützenden Hügelkette. Den Vordergrund bildet eine Wiese, durch welche die Ilm sich hindurchschlängelt, und die Baumgruppen des Parkes umschließen, die Stadt verdeckend, die Aussicht. „Da laß ich mir", schreibt er an Auguste Stolberg am 18. Mai, „von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme, und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden.... Es ist eine herrliche Empfindung, dahaußen im Felde allein zu sitzen."

In diese Zeit (Ende März) fällt außer andern zahlreichen Ausflügen mit dem Herzog, in der Regel kühnen Parforceritten, eine kurze Reise nach Leipzig. Das Wiedersehen der Stätte seiner ersten Jugendfreuden ergriff sein Gemüth mit wehmüthiger Erinnerung: „Alles ist wie's war, nur ich bin anders — nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals." Er sah „sein erstes Mädchen" wieder und begrüßte manchen Freund der Jugendtage, auch seinen lieben Oeser. Dieser ward gewissermaßen als weimarischer Hofmaler engagirt und kam bald darauf und seitdem fast jedes Jahr nach Weimar hinüber, wo man seiner Kunst und seines Raths oft bedurfte. Der Hauptzweck der Reise war, Corona Schröter, deren Talent und Liebenswürdigkeit unserm Dichter von seiner Universitätszeit her bekannt war, als Kammersängerin für Weimar zu gewinnen. Sie folgte

dem Rufe und ward eine der Zierden des kunstsinnigen Hofkreises. Am 23. November sang sie in Weimar zum erstenmal.

Hierin bestand zunächst Goethe's „Regieren", daß er seinen Einfluß auf den Herzog benutzte, um ausgezeichnete Talente nach Weimar zu ziehen und trefflichen Leistungen Unterstützung zu verschaffen. „Wenn Goethe's Idee stattfindet", schreibt Wieland an Merck, „so wird Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt." Bei diesen Bestrebungen enthüllt sich uns einer der herrlichsten von Goethe's Charakterzügen, der am spätesten gerechte Anerkennung gefunden hat, seine uneigennützige Fürsorge für das Wohl Anderer und seine Freude am Wohlthun. Die mannigfachsten Beweise sind uns nach und nach bekannt geworden, die uns ahnen lassen, wie viel Gutes er im Verborgenen gethan hat.

Im Februar veranstaltete Goethe eine Unterzeichnung zu einem ansehnlichen Geldbeitrage (51 Louisd'or), welcher zu einem freiwilligen Geschenk für Bürger bestimmt wurde, um ihn zur Fortsetzung seiner Uebertragung der Homerischen Gedichte, von der einige Proben bekannt gemacht waren, aufzumuntern. „Daß Bürger Dichter ist" — heißt es in Goethe's Aufsatze, der als Antwort auf Bürger's Anfrage ans Publikum wegen seiner Uebersetzung des Homer im deutschen Merkur erschien, — „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt,.... sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung..... Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt werden fortzufahren..... Denn es wird sich nicht so leicht wieder finden, daß ein

Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines Andern Werke fassen mag..... Er fahre fort mit Lieb' und Freude der Jugend..... strebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals, kurz, thue das Seinige." Das Werk ward nicht vollendet. Da indeß das Geld zu Bürger's Gunsten bestimmt war, so beschlossen später die Unterzeichner, dem hülfsbedürftigen Dichter jene Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn gleich die Bedingung unerfüllt geblieben war. Uebrigens erkaltete allmählich das früher in lebhaften Aeußerungen sich kundgebende Freundschaftsverhältniß, und das trauliche Du ward zu Bürger's größtem Befremden mit dem förmlichen Sie vertauscht. Zu einer Versetzung Bürger's nach Weimar wollte Goethe nicht die Hand bieten.

In ähnlicher Weise wandte Goethe um jene Zeit seinem durch häusliches Ungemach schwerbedrängten Jugendfreunde Jung eine unerwartete Hülfe zu. Es war gerade ein Tag, wo Jung eine Schuld von siebenzig Thalern bezahlen sollte, die er nicht zusammenzubringen im Stande war. Er und seine Frau brachten die Stunden mit Weinen und Gebet hin, daß es, wie Jung sagt, einen Stein hätte erbarmen sollen. Da trat der Postbote ein und brachte einen Brief von Goethe's Hand, beschwert mit dreißig Louisd'or. Ohne Jung's Wissen hatte Goethe den Anfang von dessen Lebensgeschichte („Stilling's Jugend") zum Druck befördert und übersandte das Honorar, welches in einer Zeit, wo Goethe's Stella mit zwanzig Thalern honorirt ward, sicherlich nicht bloß aus des Verlegers Casse floß. Unter Freudenthränen fielen die beiden Ehegatten sich in die Arme.

Lenz, der Schicksalsgenoß Bürger's, dem nach seinem eigenen Bekenntniß „zum Dichten warme Luft und Glückseligkeit des Herzens fehlte", suchte jetzt die Sonne seines

Freundes auf, die er stets in verworrener Bahn umkreiste. Unglücklich durch die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, beneidete er ihn mehr, als er ihn verehrte und liebte. Anfangs April erschien er in Weimar. Goethe leistete gerade dem Herzog während einer Unpäßlichkeit Gesellschaft, als ihm eine Karte überbracht ward mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“ Der Herzog befahl den wunderlichen Ankömmling sogleich zu holen und gewährte ihm auf fürstliche Kosten den Aufenthalt in Weimar. Er war einer von den „Genie's“, welche bei den Weimarer Hofleuten und Philistern übel angeschrieben waren, und von denen man noch lange nachher zu klatschen wußte, wie sie von dem Legationsrath Bertuch als Schatzmeister des Herzogs „gekleidet und gefüttert“ worden seien. Lenz ließ sich's wohl sein und gab durch seine Albernheiten, indem er, wie Wieland sich äußert, alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich machte, viel Stoff zum Schwatzen und Lachen. Einige Wochen verlebte er in Berka und in Kochberg, dem Landgute der Frau von Stein. Eine arge Taktlosigkeit, eine „Eselei“, nach dem Ausdruck Goethe's, dem sie großen Aerger bereitete, weil die Herzogin Luise dadurch verletzt war, bewirkte im Herbst seine plötzliche Entfernung. Er ging wieder in die oberen Rheingegenden zurück, wo er sich mehrere Jahre unstet umhertrieb, unter Andern auch mit Schlosser zu Emmendingen in Berührung trat. Im Hause des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal zeigten sich (1778) die ersten Anfälle von Wahnsinn. Er ward zu Schlosser gebracht, der, von Weimar aus mit Geld unterstützt, für seine Heilung Sorge trug. Einigermaßen hergestellt, wurde er im Sommer 1779 von seinem älteren Bruder nach der Heimat zurückgebracht. Er begab sich, da er in Riga keine Anstellung erhielt, nach

Moskau und ſtarb dort 1792, zuletzt durch Almoſen unterhalten. Der Stolz, der ihn einſt von einer Stelle an Goethe's Seite träumen ließ, war ihm auch im Elend geblieben.

Im Juni erſchien noch ein anderes „Genie" der Sturm- und Drangperiode, Goethe's Landsmann und Jugendfreund Klinger, damals ein gefeierter dramatiſcher Dichter. Der Empfang war herzlich. „Am Montag" [den 24. Juni], ſchreibt Klinger an einen Schweizer Freund, „kam ich hier an, lag an Goethe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närriſcher Junge"! und kriegte Küſſe von ihm: „toller Junge!" und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, ſo kannſt Du denken, wie ich ihn überraſchte. O was iſt von Goethe zu ſagen! ich wollte eher Sonne und Meer verſchlingen! ..... Hier ſind die Götter, hier iſt der Sitz des Großen! ..... Glaub' von allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es iſt kein wahres Wort daran. Es geht Alles den großen ſimplen Gang, und Goethe iſt ſo groß in ſeinem politiſchen Leben, daß wir's nicht begreifen." Indeß konnte Goethe auf die Dauer mit Klinger's Naturſitte und kraftgenialiſcher Derbheit nicht harmoniren; Goethe ſagte es ihm offen, daß ſeine Gegenwart ihn drücke. Im October verließ Klinger Weimar und erhielt in Leipzig eine Anſtellung als Theaterdichter. Später trat er in Militärdienſt und ſtieg am ruſſiſchen Hofe zu hohen Ehren.

(Die von Falk erzählte humoriſtiſche Incognitoſcene bei einem Beſuche Gleims iſt eine der vielfachen Myſtificationen der Goetheliteratur.)

Man ſieht ſchon aus Klinger's Andeutungen, daß Neid und Klatſchluſt ihre Angriffe im Stillen fortſetzten, und mancherlei Klagelieder, bei denen Verleumdung und Uebertreibung geſchäftig waren, welche über Thüringens Berge

hinausſummten, brachten das Weimarer Genieleben weit und breit in Verruf. Herzogin Luiſe, die in den Briefen an ihre Verwandten ihren Unmuth nicht zurückhielt, iſt dabei nicht unbetheiligt. Namentlich wird Graf Görtz, der Oberhofmeiſter der jungen Herzogin, bis er 1778 Weimar verließ, von Wieland beſchuldigt, das weimariſche Leben in übeln Ruf gebracht zu haben. „Wegen Goethen" — ſchreibt er am 5. Juli an Merck — „bitte ich Sie ewig ruhig zu ſein. Das Schickſal hat ihn in Affection genommen; es iſt Cäſar und ſein Glück, und Ihr werdet ſehen, daß er ſogar in dieſen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle ſpielen wird. Laßt die ſchäbichten Kerls ſchwatzen. Graf Görtz rüſtet ſich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen, und dort Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geſchmeiß. Kommt nur einmal und ſehet ſelbſt, wie wir's treiben; es gereut Euch gewiß nicht. Nächſtens geht Goethe mit dem Herzog auf vierzehn Tage oder drei Wochen nach Ilmenau. Das Erſte, was er jetzt zu thun hat, iſt ſehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unſerer Sachen wenig mehr fehlen, denn er iſt dahinter wie ein Feind, und dann laßt die Kerlchens kommen. Er hat bei all ſeiner anſcheinenden und wirklichen Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire, als alle Hofſchranzen ..... zuſammengenommen in Leib und Seele." Daß auch in den nächſtfolgenden Jahren das verleumderiſche Getreibe niedriger Cabale nicht ermüdete, laſſen manche Aeußerungen in Briefen aus jener Zeit ſchließen. Daran ſcheiterte auch die Berufung Friedrich Stolberg's, der die Stelle eines Kammerherrn ſchon angenommen hatte. Das Gerücht von den Ausſchweifungen des Weimarer Hoflebens war auch zu Klopſtock gedrungen und veran-

laßte ihn, da sich's zugleich um die Entscheidung der Zukunft seines geliebten Stolberg handelte, zu einem derben Scheltbrief an Goethe (unterm 8. Mai), dem er es freistellte, dem Herzoge denselben mitzutheilen.[67]) Der rücksichtslose Ton dieses Briefes, wenngleich Klopstock seine Offenheit für einen Beweis von Freundschaft wollte angesehen wissen, erhielt die ruhigstolze, doch wohl allzu herbe Antwort Goethe's: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns und über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns gesehen hat: Goethe." —

In seiner kurzen Rückantwort erklärte Klopstock, daß Goethe nicht werth sei, daß er ihm einen solchen Beweis von Freundschaft gegeben habe. „Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört." Die Warnung an Stolberg fand Gehör. Goethe sprach seinen Unmuth über dessen Benehmen an Auguste aus (30. August): „Von Fritz habe ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt,

als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber, Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein, man läßt ihm Alles, und nun kommt er nicht. — Und die, die man so behandelt, sind Karl August Herzog zu Sachsen und Dein Goethe!" Stolberg ging nicht nach Weimar, entschuldigte sich nicht einmal, sondern trat in oldenburg-eutinische Staatsdienste. Die Verbindung mit ihm war seitdem gelockert und der Bruch mit Klopstock entschieden. Auch das liebevolle Verhältniß zu Auguste Stolberg ermattete nach und nach; nur in einigen wenigen Briefchen der nächsten Jahre zuckt das Flämmchen noch einigemal auf, bis es erlischt. Das letzte Briefblättchen ist vom Jahre 1782; doch einmal noch begrüßten sie sich auf den letzten Stufen des Lebens. Sie ward 1783 mit dem Grafen Andreas Peter von Bernstorff vermählt und starb 1835 zu Kiel in ihrem zweiundachtzigsten Jahre.

Einen glücklicheren Ausgang nahmen die Unterhandlungen, welche zu gleicher Zeit mit Herder angeknüpft waren, dem das seit mehreren Jahren erledigte Amt eines weimarischen Generalsuperintendenten und Oberhofpredigers angetragen wurde. Wieland hatte Herder's Namen zuerst in Vorschlag gebracht; Goethe, der damals seinen Einfluß nur noch als Freund des Herzogs geltend machen konnte, ergriff die Sache mit dem wärmsten Eifer und gewann den Herzog so sehr für die Berufung, daß von dieser Seite schon im Februar das entscheidende Wort gesprochen war. Es handelte sich damals bei dem in frischer Jugendkraft emporstrebenden Freunde zugleich um eine längst gewünschte Göttinger Professur. Da man indeß an höchster Stelle Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit und theologischen Ge-

lehrſamkeit zu erregen gewußt hatte, ſo wurde von Seiten der Regierung die definitive Ernennung von einem examinatoriſchen Colloquium abhängig gemacht. Herder, durch eine ſolche Zumuthung gekränkt, folgte um ſo freudiger dem Rufe nach Weimar. Goethe hatte jedoch noch einen ſchweren Stand, bevor aller Widerſtand, der auch in Weimar gegen den bevorzugten Ausländer hervortrat, niedergeſchlagen war; denn da er zugleich die Oberpfarrſtelle an der Stadtkirche zu bekleiden hatte, ſo bedurfte es der Zuſtimmung des Stadtraths, und wenn Goethe ſchreibt, er habe mit Hetzpeitſchen die Kerls zuſammengetrieben, ſo ſieht man, daß er im Freundſchaftseifer mit geringer Schonung der Formalitäten zu Werke ging. Als er glücklich ſeinen Zweck erreicht hatte, war ihm „recht wohl.“

Mit liebenswürdigſter Fürſorge ließ er Herdern die Amtswohnung neu einrichten und ertheilte ihm — was bei deſſen reizbarem Charakter nöthig ſcheinen mochte, zumal er für ſeine Paſtoralklugheit beim Herzoge „gutgeſagt“ hatte — manchen guten Rath, auch in einer humoriſtiſchen Epiſtel in Hans-Sachſiſchen Verſen. Am 1. October (9 Uhr Abends) langte Herder in Weimar an, von Goethe mit wärmſter Freundſchaft empfangen. Mißgunſt und Vorurtheil waren gegen ihn ſehr geſchäftig geweſen; man hatte unter Anderm ausgeſprengt, daß er in Stiefel und Sporen die Kanzel beſteige und nicht zu predigen verſtehe. Der überraſchende Eindruck von Herder's Antrittspredigt am 20. October ließ die mißwollenden Stimmen verſtummen. Sein geiſtliches Amt, das er durch ſeine Perſönlichkeit und ſein Wirken wieder zu Ehren bringen wollte, erſchwerte ihm indeß ſeine Stellung zum Hofe, und er ſah dem genialen Treiben der höhern weimariſchen Geſellſchaft nur aus der Ferne und mit geiſtlicher Strenge zu. Zu ihm neigten ſich mehr die ernſteren gleichgeſtimmten Charaktere, Herzogin

Luise und ihr Oberhofmeister Graf Görtz, dessen Scheiden aus dem weimarischen Staatsdienste im Jahre 1778 ihn sehr schmerzte. Mit Goethe hatte er in den ersten Jahren ihres Zusammenlebens in Weimar nur geringe Berührung. Herder's unzufriedene, stets mit den Verhältnissen rechtende Gemüthsstimmung harmonirte nicht mit der genialen Lebensfreudigkeit seines beneideten jungen Freundes, und seine anspruchsvoll hervortretende Persönlichkeit hatte für seine Umgebung etwas Drückendes. Die Zeit war jedoch nicht allzu fern, wo sie sich wieder verstehen lernten und sich zum zweitenmal die Hand herzlich fördernder Freundschaft reichten.

Goethe gehörte überdies vor der Hand mehr dem Herzoge, als denjenigen Freunden, welche, wie Herder, auf gleicher Höhe geistiger Cultur sich zum Austausch ernsten Gedankenverkehrs ihm anschließen konnten. Während es indeß in den Augen der Meisten den Schein hatte, als sei er nur der Genosse seiner Vergnügungen, bewährte er sich als der einsichtsvolle Fürstenpädagog, der seinen fürstlichen Freund durch eine sanfte, stets das Ziel festhaltende Leitung mit zartester Schonung ihres vertrauten, doch leicht verletzlichen Verhältnisses vor den hart an seinen Wegen liegenden Abgründen bewahrte, die vielen Keime des Edeln und Großen, die in seiner Seele schlummerten, weckte und, ohne ein lästiger Mahner zu werden oder sich einer Indiscretion schuldig zu machen, ihm die Pflichten seiner hohen Stellung gegenwärtig hielt. Daher werden wir uns die Worte Knebel's, der sonst nicht mit Lob freigebig ist, deuten können: „Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben." — Welche geräuschlos aufsprießenden und gedeihenden Schöpfungen aus dieser ununterbrochenen Anregung und umsichtigen Leitung hervorgingen, läßt uns

eine Stelle in einer Festrede des Kanzlers von Müller, der hierüber besser als jeder Andere zu urtheilen im Stande war, überblicken: „Von dem Augenblicke an, da Goethe in Weimar eintraf, webten sich dicht und dichter die goldenen Fäden eines Verhältnisses, das, zu zart für die Darstellung, nur in seinen Wirkungen belauscht und betrachtet werden mag. War es dem Fürsten schon in den ersten Tagen seiner Regierung gelungen, sein Besitzthum so herrlich zu erweitern, fand sein wißbegierig-thatendurstiger Geist in jeder besiegten Schwierigkeit neue Ermunterung, so mußten die Anforderungen, die er an sich selbst zu steter Auffassung und Fortbildung des Reinmenschlichen machte, sich mit jedem Jahre steigern. Ein freies Naturleben schien höchstes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geistiger Stärke und Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn; die Naturwissenschaften und, was dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, in Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgespürt, in heiteren Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmuthig verschlungen."

Schon bei dem ersten längeren Aufenthalt in Ilmenau, vom 18. Juli bis um die Mitte des Augusts 1776, ward von Goethe der Plan angeregt, das alte Bergwerk wieder in Gang zu bringen. Dieser schöne „entfernte Winkel des Landes", welcher durch das Eingehen des Bergwerks, durch häufige Feuersbrünste und andere Unfälle sehr verarmt war, gewann seitdem seine besondere Liebe und Fürsorge; er kehrte oft, wenn er sich aus dem Zwange

des Hof- und Geschäftslebens hinaussehnte, in das stille, anmuthige Thal zurück, in welchem die Muse der Poesie ihm zwischen waldbewachsenen Höhen gern und willig begegnete. Der Herzog entschädigte sich hier ebenfalls für den Druck der „spanischen Stiefeln" des Hofes durch die Freuden der Jagd und freudiges Naturleben, oft mit unersättlichem Ungestüm. Die abenteuerlichen Fahrten von Stutzerbach, einem im Walde gelegenen Dorfe, sollen in ein besonderes Tagebuch, worin jeder der Theilnehmer abwechselnd eine Seite schrieb, eingetragen worden sein. Wie weit sich der „sich austollende" Humor in der idyllischen Ungebundenheit manchmal vergessen mochte, darauf deutet der Widerwille hin, den Goethe einige Jahre später bei Erinnerung jener Scenen empfand[68]); in dem Gedichte „Ilmenau, 1783", läßt er sie als düstere nächtliche Traumbilder vorüberziehen. Dagegen lassen uns die tiefgefühlten, „dem Schicksal" überschriebenen, Zeilen, welche Goethe am 3. August 1776 in Ilmenau, Morgens während des Zeichnens, niederschrieb, das Glück der Weltvergessenheit, welche die Freunde damals mit dem Worte „Dumpfheit" zu bezeichnen pflegten, nachempfinden. Durch den täuschenden Schleier des jugendlichen Ungestüms scheint stets das tiefere Seelenleben hindurch, und die humoristischen Extravaganzen wechseln mit der weichsten Gefühlsschwärmerei.

„Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,

Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Die Schönheit der Gebirgsgegend trieb ihn wieder zum Zeichnen, und ſelbſt auf Jagden führte er ſein Porteſeuille mit ſich. Maler Kraus war gleichfalls in Geſellſchaft des Herzogs dort. Doch meint Goethe aufs neue einzuſehen, daß er kein Künſtler werde, indem ihm manchmal „der maleriſchſte Fleck nicht gerathe, während etwas ganz Gemeines freundlich und lieblich werde". Auch ein neuer dramatiſcher Entwurf „der Falke" beſchäftigte ihn, welcher durch die Erinnerung an Lili hervorgerufen zu ſein ſcheint; im Auguſt wurde ſchon davon geſchrieben. Einige Wochen vor der Ilmenauer Excurſion hatte er die Nachricht von ihrer Verlobung mit Herrn von Türckheim, Inhaber eines Straßburger Bankiergeſchäfts, erhalten, mit dem ſie am 25. Auguſt des folgenden Jahres vermählt ward. In ſeinen Ilmenauer Briefen äußert er, ſeine Giovanna in dem neuen Drama werde viel von Lili haben, und es mache ihm „vielleicht einige Augenblicke wohl, ſeine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren." Die Vermuthung liegt ſehr nahe, daß in dieſen Tagen das Gedicht „an ein goldenes Herz, das er am Halſe trug" („Angedenken du verklungner Freude ꝛc.") entſtanden ſei. Lili's Bild ward jedoch durch andere leidenſchaftliche Verhältniſſe mehr und mehr aus ſeinem Herzen verdrängt, und des „Falken" ward nicht weiter gedacht.

Zu dramatiſchen Arbeiten fand Goethe einen äußern Antrieb in den Anforderungen des Liebhabertheaters,[69]) das er bald nach ſeiner Ankunft in Weimar übernahm und

viele Jahre hindurch mit großer Thätigkeit leitete, bis aufs neue eine öffentliche Bühne errichtet wurde. Anfangs bestritt es die Kosten selbst, später zahlte der Herzog für Decorationen, Garderobe und Beleuchtung. Durch jene Privatbühne ward die dramatische Kunst und der Genuß theatralischer Vorstellungen aufs engste mit den Vergnügungen des Hofes in Verbindung gebracht und die Poesie unmittelbar ins Leben eingeführt. Als Schauplatz diente ein Theil der herzoglichen Wohnung, seit 1779 der Redoutensaal, im Sommer auch ein Saal des Ettersburger Schlosses. Manche Aufführungen fanden auf freier Waldbühne zu Belvedere, Tiefurt oder Ettersburg statt; in Ettersburg sieht man noch die abgesteckten Grenzen der Waldbühnen. Alles, was Talent hatte, wurde zur Mitwirkung bei den Vorstellungen herbeigezogen und folgte gern dem lockenden Schimmer der Hoffeste und der davon ausgehenden Auszeichnung, zumal da selbst der Herzog und Prinz Constantin in mehreren Fällen eine geeignete Rolle übernahmen. Goethe erntete sowohl in Heldenrollen als in komischen Partieen großen Beifall, besonders schien er in humoristischen Rollen unübertrefflich. In diesen zeichnete auch Einsiedel sich aus. Knebel glänzte in Rollen, welche Pathos und Würde erforderten, mit seiner kräftigen Gestalt und seinem vollklingenden Organ. Die bedeutendsten weiblichen Rollen fielen Corona Schröter zu, welche durch ihre anmuthige Gestalt, so wie durch ihr vielseitiges künstlerisches Talent ihr Publicum stets zur Bewunderung hinriß. Daneben bestand eine Zeitlang auch ein französisches Liebhabertheater. Mitglieder der herzoglichen Capelle, denen sich Dilettanten anschlossen, sorgten für die Musik. Kraus malte Decorationen und Costüms, wobei ihn Goethe's erfinderischer Geist und Amaliens künstlerischer Fleiß unterstützten; in wichtigen Fällen ward auch Oeser

herbeigeholt. Und wem wäre der unermüdliche Maſchiniſt Mieding unbekannt geblieben?

Mehrere der Stücke, die man zur Aufführung brachte, wurden von den weimariſchen Dichtern verfaßt. Selbſt für Beſtreitung der muſikaliſchen Compoſitionen waren Talente vorhanden. Corona Schröter war eine geſchickte Liedercomponiſtin; ſie ließ ein Heft Lieder im Druck erſcheinen, unter denen ſich das Goethe'ſche „Als ich noch ein Knabe war" ꝛc. befindet. Am fleißigſten waren Einſiedel und Seckendorf, welcher Poet und Componiſt in Einer Perſon war. Auch wurden extemporirte Stücke verſucht, zu denen vorher nur der Plan entworfen wurde. Goethe ließ von ſeinen fertigen Stücken zunächſt die Mitſchuldigen aufführen, worin er den Alceſt, Corona die Sophie ſpielte, ferner das Singſpiel Erwin und Elmire. Für die liebenswürdige Amalie Kotzebue, die Schweſter des bekannten Dichters, welche ſich zu der Uebernahme zweideutiger Liebhaberinnenrollen nicht hatte verſtehen wollen, ſchrieb Goethe in den letzten Octobertagen (26.—29.) das kleine Familiendrama die Geſchwiſter, worin er als Wilhelm, ſie als Marianne auftrat (21. Nov.). Eine andere Beziehung zu ihr, als dieſe äußere Veranlaſſung, hat ſchwerlich ſtattgefunden. Das Stück erinnert vielmehr an das Verhältniß Goethe's zu ſeiner Schweſter Cornelia, deſſen leidenſchaftliche Zärtlichkeit die äußerſten Grenzen der Geſchwiſterliebe berührte, und das derzeit ſich entwickelnde Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein blieb dabei wohl nicht ohne Einfluß[70]). Das ſittlich Bedenkliche, welches in der hier vorgeführten Handlung von dem Ueberſchreiten jener Grenzen und dem Uebergang zu leidenſchaftlicher Annäherung unzertrennlich iſt, hat der Dichter mit eben ſo großer Zartheit als pſychologiſcher Feinheit behandelt. Die Zeichnung iſt klarer und ſicherer, als in

der ſentimental zerfließenden Stella. Uebrigens liegt ein kleines franzöſiſches Familienſtück la pupille von Fagan zum Grunde.

Ein zweites Stück, Lila, (anfangs „die gute Frau" betitelt) ward auf der Reiſe nach Leipzig und Deſſau entworfen, welche Goethe und den Herzog den größten Theil des Decembers (2.—21.) von Weimar fern hielt. Es war beſtimmt, die Herzogin Luiſe zu ihrem Geburtstage (30. Januar) zu erfreuen. Es ſteht daher in unmittelbarer Beziehung zu ihrem leidenden Gemüthszuſtande, den Goethe mit innigſtem Mitgefühl begleitete und durch ſanfte Einwirkung zu heilen ſuchte. An Lavater hatte er ſchon einige Monate vorher geſchrieben; „Wegen Karl und Luiſe ſei ruhig; wenn die Götter nicht ihr Poſſenſpiel mit den Menſchen treiben, ſollen ſie doch noch eines der glücklichſten Paare werden, wie ſie eines der beſten ſind." Die Grundidee jenes Singſpiels iſt die homöopathiſche Heilung einer Gemüthskrankheit. Es gilt hier, ein durch Phantaſiegebilde zerrüttetes Gemüth über ſich und ſeine Umgebung dadurch ins Klare zu bringen, daß ihm das Wirkliche phantaſtiſch gegenübertritt, bis es dieſes wieder erkennt und mit Liebe umfaßt. Die Scenerie gab zugleich Gelegenheit, durch feenartigen Pomp das Auge zu ergötzen und einen Bühnenglanz zu entfalten, welcher der Bedeutung des feſtlichen Tages angemeſſen war. Dem Drama iſt erſt durch ſpätere Umarbeitung (1778) die Form gegeben, in der wir es beſitzen, zugleich mit Weglaſſung mancher bezugreichen Stelle; nur die Lieder aus Lila wurden damals gedruckt.[71])

Daneben waren Ballette und Redoutenaufzüge zu arrangiren. Jedoch mitten „in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens" ſtärkte er ſich in geſunder Einſicht in das Weſen der Sachen und ſchaute mit klarem Blick

zurück und vorwärts. Am 22. November schreibt er an Merck: „Dein Schicksal drückt mich, da ich so rein glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum, und die Abwechselung der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komme in beidem fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's immer wohler, und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt. Uebrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beisammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findt sich's nicht wieder so." Am Eingange des neuen Jahres 1777 steht sein Bekenntniß an Lavater (6. Januar): „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe".

Zweites Capitel.

1777. 1778.

Als Goethe in seinen alten Tagen in Momenten lebhafter Jugenderinnerung seiner Liebe zu Lili gedachte, äußerte er mit tiefer Bewegung, daß er nie wieder wie damals geliebt habe, und alle späteren Liebesverhältnisse in Vergleich mit jenem nur oberflächlich gewesen seien. Dies Wort wird durch sein Leben bestätigt. Wie oft auch sein Herz der Liebe sich wieder geöffnet hat, so reichen doch seine späteren Neigungen, mögen sie als unruhvolle Leidenschaft oder als schwärmerische Freundschaft sein Innerstes aufregen und beschäftigen, nicht an jene jugendliche Liebesgluth, in der das ganze Dasein, geistiges und sinnliches, zu Einer Flamme zusammenschlägt, welche, durch die Zukunft ahnungsvoll voranleuchtend, ein unendliches Lebensglück zu verkünden und zu verbürgen scheint. Daher hat Goethe's Liebespoesie, mag auch das Feuer der Leidenschaft und das Glück des Liebesgenusses in seinen Gedichten auf den verschiedensten Stufen des Lebens wiederkehren, doch die Zauberklänge der Jugendlieder, die nur einmal in unserer Literatur vorhanden sind, nicht wiedergefunden. Gleichwohl war das Bedürfniß eines glücklichen häuslichen Verhältnisses, eines liebevollen Familienlebens in Goethe's

Natur tief begründet. Daß er das Entbehren auf der Mittagshöhe seines Lebens schmerzlich empfunden hat, spricht sich in seinem Leben und Dichten deutlich genug aus; auch fehlte es, wie Riemer berichtet, nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben; unstreitig fielen sie erst in eine spätere Lebensperiode. Eine seltsame romantische Befangenheit ist es, die Sorge für Weib und Kind mit seinem dichterischen Beruf für unverträglich zu halten. Von seiner ersten Sturm- und Drangperiode mag das gelten. Nach seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst, wo er mit Anstrengung nach Beruhigung und Resignation strebte, würden in einem reinen Familienleben sich die schönsten Seiten seines Gemüths und sittlichen Charakters entwickelt haben. Wie ihm Frauenliebe unentbehrlich war, eben so mächtig war der Zug zu der Natur und Unschuld der Kinderwelt; was uns schon Werther erkennen läßt, wiederholt sich in Weimar, wo er oft die Spiele der Kinder theilt und gegen einen hypochondrischen Freund äußert, der Umgang mit Kindern erhalte ihn froh und jung.

Liebesinnigkeit und Liebebedürftigkeit ging aus der Tiefe seiner sittlichen Natur hervor. Es gehört zu seinen letzten Geständnissen, daß es das Ewig-Weibliche sei, was uns hinanziehe, womit die mündliche Aeußerung zusammenstimmt, daß er das Ideale nie anders, als unter der Form des Weibes, habe begreifen können. Und wer hätte das Ideal reiner Weiblichkeit wärmer gefühlt, klarer dargestellt, als er? Es hatte aber seine lebendige Empfänglichkeit für die Reize weiblicher Anmuth in der leidenschaftlichen Erregbarkeit seiner sinnlichen Natur eine gefährliche Begleiterin. Vornehmlich mochte wohl im Beginn des Weimarer Lebens seine Lippe „gewohnt sein von der Liebe süßem Glück zu schwellen, und wie eine goldne Himmelspforte lallende

Seligkeit aus und ein zu ſtammeln", wie es das von den Küſſen „ringsumfangender Liebe" durchglühte Gedicht „an den Geiſt des Johannes Secundus" ausmalt. Amors geheimnißvoller Schleier verhüllt die Siege des ſchönen jungen Mannes, welche durch das, was ihm die Natur verliehen, ihm leicht gemacht wurden. Man lege das nur nicht ſo aus, als hätte er jemals ſeine höhere Natur verleugnet. Allerdings ließ ſein erregbares Herz ſich manchmal von der Leidenſchaft hinreißen; aber er bewahrte ſich die ſittliche Stärke, mit der er den überfluthenden Strom in ſein ruhiges Bette zurückzudrängen und die Selbſtbeherrſchung zum Grundſatz ſeines Lebens zu machen vermochte.

Corona Schröter nimmt unter den Frauengeſtalten, die in den erſten Weimarer Jahren das Herz des Dichters, der ihr ſchon in Leipzig geneigt war, zu leidenſchaftlicher Liebe erregten, eine vorzügliche Stelle ein, mehr als man früher annahm, ehe wir die Aufzeichnungen des Goethe'ſchen Tagebuchs vollſtändig kannten. Sie laſſen auf einen lebhaften vertraulichen Verkehr ſchließen, wobei immerhin erwähnenswerth iſt, daß Corona ſtets von ihrer Geſellſchafterin, einem Fräulein Propſt, begleitet wurde.

Corona war nicht nur ſchön, ſondern auch vielſeitig gebildet, ausgezeichnet ſowohl als Sängerin, wie als Schauſpielerin, geübt im Clavier- und Guitarreſpiel, auch Componiſtin, Kennerin mehrerer Sprachen, in jeder Hinſicht geeignet, den leicht entzündlichen Dichter anzuziehen und zu feſſeln. Die Sprödigkeit, mit der ſie ſchon in Leipzig Verehrer und Bewerber von ſich entfernt hielt, blieb ihr auch in Weimar eigen, weshalb der Herzog, der ſich ebenfalls von ihrer Schönheit angezogen fühlte, ſie marmorſchön, doch marmorkalt nannte. Daher behielt ſie die Macht, wie Falk ſich ausdrückt, ihr Herz aus den mannigfachſten und ſchwerſten Prüfungen zu retten. Die tadelloſe Rein-

heit ihrer Sitte hatte ihr in Leipzig Zutritt zu den höchsten Gesellschaftskreisen verschafft und erwarb ihr auch in Weimar allgemeine Achtung.

Goethe's Zuneigung war besonders in den ersten Weimarer Jahren sehr lebhaft, bis sie in der Aufführung der Iphigenie neben einander glänzten. Die Rolle war vornehmlich auf sie berechnet und in sofern hat sie einen Antheil an dieser Verherrlichung des edlen weiblichen Charakters.

Das Verhältniß zu Goethe, das stets in den sittlichen Schranken geblieben zu sein scheint, ward in den folgenden Jahren kühler und förmlicher, doch noch warm genug, um dem Dichter das poetische Denkmal, das er ihr in dem Gedicht auf Miedings Tod setzte, einzugeben. Von dem Herzen des Dichters hatte aber längst eine Andere Besitz genommen, und Corona hatte lange Zeit über die Vergänglichkeit der Schönheit und die Wandelbarkeit der Gunst nachzudenken. Sie, die einst Gefeierte, starb am 23. August 1802, kaum beachtet, in Ilmenau.

Goethe's Verhältniß zu Charlotte von Stein hat eine lebhafte Polemik hervorgerufen. Da ich diese von meiner Darstellung möglichst fern halte, so gebe ich im Folgenden meine Ansicht, die ich mich nicht veranlaßt sehe zu ändern, ohne weitere Seitenbemerkung. [72])

Charlotte (geb. am 25. December 1742), die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt, war schon als Hofdame der Herzogin Amalia eine der anmuthigsten Erscheinungen im Kreise der Fürstin. Seit 1764 war sie mit dem herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, verheirathet, einem Manne von angesehener Stellung und angenehmem Aeußern, doch geringer geistiger Begabung. Ein tieferer Gehalt ging ihrer ehelichen Verbindung ab. Ihr Mann war den größten

Theil der Woche außer Hause und machte auf die Unterhaltung und Liebe seiner Frau wenig Anspruch. Mit dem Hofe blieb sie in innigem Verkehr. Eine feine gesellschaftliche Bildung, frühzeitige Theilnahme an allen den geistigen Anregungen, welche das Lebenselement des weimarischen Hofcirkels geworden waren, gaben ihrem Wesen eine Eleganz und Sicherheit, welche, verbunden mit Schönheit und vielseitig ausgebildetem künstlerischen Talente, sie zu einer der vorzüglichsten Zierden der höheren Gesellschaftskreise machten. Aus der Tiefe ihres Gemüths floß das klare Bewußtsein über sich und die Welt, jene Ruhe und Milde, wodurch sie Streitendes zu versöhnen und Excentrisches in die Schranken der Sitte zurückzuleiten wußte. So erwarb sie sich die Achtung Aller und das Vertrauen der Besten. Das redendste Zeugniß für den sittlichen Werth ihres Charakters giebt die innige, nur durch den Tod gelöste Freundschaft mit der Herzogin Luise.

Frau von Stein schloß ihr dreiunddreißigstes Jahr, als Goethe sie zum erstenmal sah, und war bereits Mutter von sieben Kindern. Es ist oben erwähnt, wie sehr ihr Bild durch ihre Silhouette und durch Zimmermann's Schilderung schon im Voraus sich seiner Seele mit lebendigen Zügen eingeprägt hatte. Mit der näheren Bekanntschaft wuchs das Interesse für sie zu inniger Verehrung und Anhänglichkeit, aus der bald die Flamme der Leidenschaft emporschlug. Diese jedoch wies sie von sich; sie sah das Gefahrvolle eines Verhältnisses voraus, in welchem die Pflicht mit der leidenschaftlichen Neigung den schweren Kampf zu bestehen haben würde. Und doch konnte sie auch nicht allzu streng von dem jungen Manne sich wegwenden, der liebeflehend mit solcher Wärme sich ihr hingab, daß sie darin eine tiefere Empfindung erkannte, als die flüchtige, vom Reiz des Augenblicks erregte Neigung. Im ersten

Aufkeimen ihres Verhältniſſes ſchrieb ſie ihm jene Zeilen, die der Dichter in die „Geſchwiſter“ eingeſchaltet hat, vielleicht die einzigen, die von ihren Briefen an Goethe vor der Vernichtung bewahrt worden ſind: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und ich bin's nicht mehr.“

In dem Maße, als ſeine Liebe ſich zu einem reineren Gefühl läuterte, fand ſie bei ihr die entſprechende Erwiderung. Mit beſonnener Selbſtbeherrſchung und weiblichem Zartgefühle wies ſie ihren ſchwärmeriſchen Verehrer in die ſittlichen Schranken, und ihre Liebe ward „das reinſte, ſchönſte, wahrſte Verhältniß, das er außer ſeiner Schweſter je zu einem Weibe gehabt“. Daher blieb es ſogar verſchont von dem Urtheile der Welt, das ſie anfangs fürchtete, weil eine ſo vertraute Verbindung es allzu ſehr herausfordern mußte. Schiller konnte ſpäterhin an ſeinen Freund Körner berichten, man ſage in Weimar, daß ihr Umgang mit Goethe ganz rein und untadelhaft ſei. Es iſt anziehend, wie der jüngere Dichter in dieſem Briefe den Eindruck ſchildert, den die damals 45jährige Frau auf ihn machte: „..... eine wahrhaftig eigene intereſſante Erſcheinung, von der ich begreife, daß Goethe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat. Schön kann ſie nie (?) geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen. Dieſe Frau beſitzt über 1000 Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geſchrieben“. Die Sammlung von Goethe's Briefen an ſie liegt jetzt vor; ihre Briefe hat ſie vor ihrem Ende zurück-

erhalten; sie scheinen trotz ihrer letzten Anordnung nicht vernichtet zu sein.

Anfangs sind die an sie gerichteten Briefe Goethe's noch der Ausdruck stürmischer Leidenschaft, die „an seinem Innern reißt" und ihm „das Herz zusammenpreßt", daß er's nicht auszuhalten vermag, weil er nicht lieben soll und doch immer wieder bekennen muß, daß er liebt, daß sie die Einzige ist, die er lieben kann. Schon mit dem Jahre 1777 geht der Ton der Briefe in einen ruhigern über. Goethe nennt sie häufig die Besänftigerin, die seinem brausenden Blute Linderung, „einen täglich wachsenden Frieden" giebt. Während er fühlt, daß nach andern Seiten hin „die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr welkt" und „sich eiserne Reifen um sein Herz legen", ist ihm bei der Freundin eine Stätte zarten Verständnisses und reiner Theilnahme aufbehalten, und „eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist ihm zur Gewohnheit geworden"; sie ist sein „zweites Selbst, an das er Alles richtet", die Vertraute seiner geheimsten Gedanken, seiner Sorgen und Leiden wie seiner Freuden; mit ihr berath er seine Pläne und ist an die offene Mittheilung so sehr gewöhnt, daß er ihr auch in der Entfernung stets von allen Vorgängen des täglichen Lebens Nachricht giebt. Je größer der Drang der Geschäfte wird, desto erhebender fühlt er die Stärkung, die von der Freundin in seine Seele fließt. Ihre Gegenwart macht das nichtige Getreibe, das ihn oft quält, erträglich; ein freundlich Gesicht von ihr macht ihm die Anstrengung leicht, und im Gespräch mit ihr erholt er sich von dem Zwange des Tages; so wird ihm „ihr Wesen und ihre Liebe einer süßen Musik vergleichbar, die uns in die Höhe hebt und unsern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbreitet". In dieser reinen Aetherhöhe erhielt sich ihre

Seelengemeinschaft viele Jahre hindurch ohne eine Schwankung; es war die reichste, zu immer höherer Vollendung und Reife sich steigernde Entwicklungszeit unsers Dichters.

Schon im zweiten Jahre des Weimarer Aufenthalts bemerkt man bei Goethe den Uebergang in eine neue Lebens- und Dichterepoche, der den Mitlebenden räthselhaft bleiben mußte; doch war sie in seinem innersten Wesen schon früher vorbereitet. Seinem lebendigen Sinn für die äußere Welt, seinem kecken Humor, in welchem der Geist des Dichters ganz auf das bunte Treiben der Menge gerichtet schien, seiner in offener Herzensfülle sich hingebenden Freundschaft stand die Neigung zu stiller Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit von der Welt zur Seite. Manche frühere Vorgänge haben schon jene Doppelnatur unsers Dichters vor uns enthüllt, und eine richtige Auffassung derselben giebt uns das Verständniß seines Lebens an die Hand. Schmerzliche Erfahrungen, die ihm bei seiner geraden und rückhaltlosen Hingebung an die Welt nicht erspart wurden, — gegen Merck gebraucht er die Worte, er habe viel auszustehen gehabt, sei dafür auch ganz in sich gekehrt, — Uebersättigung im lustigen Jagen nach Vergnügungen, bei denen sein Inneres unbefriedigt blieb, endlich das immer innigere Vertiefen in Natur und Gemüth, woran die gesteigerte Thätigkeit und die durch zarte weibliche Freundschaft befestigte sittliche Besonnenheit gleichen Antheil hatten, alles dies verlieh nach und nach seiner contemplativen Richtung das Uebergewicht. In seinem Leben und Dichten zeigte sich eine Veränderung, in die sich anfangs selbst seine nächste Umgebung nicht zu finden wußte, und die nur bei reichbegabten Naturen von innen heraus und ohne Künste des Scheins herbeigeführt wird. Sie ging daher in Goethe nicht urplötzlich vor sich. Auch in seinem stilleren Lebensgange wird der muntere Humor

noch manchmal entfesselt und entreißt dem sittlichen Ernst auf eine Weile die Zügel.

Von den nächsten Folgen dieser Umwandlung wurden die Freunde getroffen, die an seine lebendige Mittheilung und seinen erheiternden Umgang gewöhnt waren. Wieland stimmt schon im Februar 1777 seine Klagen an und legt sich den Grund auf seine Weise aus. „Was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit". Damit stimmt Goethe's gleichzeitige Aeußerung an Lavater: „ich bin stiller in mir als je, schreibe niemanden, höre von niemanden, mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts".

In dem glücklichen Gefühl der Zurückgezogenheit vergaß er, daß er durch sein Verstummen gegen die den entfernten Freunden schuldigen Rücksichten verstieß, und es konnte sein Schwager Schlosser wohl mit Recht ungehalten sein, daß er ihm durch einen Bedienten einen Brief hatte schreiben lassen. Sicherlich entbehrte auch die Schwester, „abgeschnitten von allem, was gut und schön in der Welt ist" (so klagen die letzten Zeilen ihres Briefes an Frau von Stein unterm 20. October 1776), des gewohnten freundlichen Trostes seiner Briefe. Ihren Tod hatte er nicht so nahe geglaubt. Sie wurde in Folge ihrer Niederkunft am 8. Juni 1777 durch einen sanften Tod abgerufen. Die Trauerbotschaft erhielt Goethe am 16. Juni; in seinem Tagebuch bezeichnet er ihn mit den Worten: dunkler, zerrissener Tag, und die drei folgenden Tage mit: Leiden und Träumen. Jetzt fühlte er die volle Wahrheit der

Verſe, die ihm kurz zuvor eine herrliche Sommer-Mondnacht eingegeben hatte:

Alles gaben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Seinen Schmerz halten auch die beglückwünſchenden Briefe bei Schloſſer's Verlobung mit Johanne Fahlmer im November deſſelben Jahres nicht zurück. „Gott ſegne Dich" — ſchreibt er an die Braut — „und laſſe Dich lange leben auf Erden, wenn Dir's wohl geht. Mir iſt's wunderlich auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurecht legen. — Daß Du meine Schweſter ſein kannſt, macht mir einen unverſchmerzlichen Verluſt wieder neu; alſo verzeihe meine Thränen bei Deinem Glück. Das Schickſal habe ſeine Mutterhand über Dir, und halte Dich ſo warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir die Freuden genieße, die es meiner armen erſten verſagt hat". Mit eben der tiefen Rührung äußert er in dem gleichzeitigen Briefe an ſeine Mutter: „Mit meiner Schweſter iſt mir ſo eine ſtarke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeſte von oben, die davon Nahrung hatten, auch abſterben müſſen": eine Beſtätigung ſeiner in dem erſten Trauerbriefe nach Corneliens Tode ausgeſprochenen Worte, daß wir heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden.

Im Frühling dieſes Jahres hatte er ſein Gartenhaus ausbeſſern und einen Altan anbauen laſſen; zugleich war er mit der Anpflanzung von Bäumen und Hecken beſchäftigt, „die noch jetzt das hochgewölbte ſchattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einſam ſinnend und dichtend zu wandeln liebte, ſondern auch gaſtlich Fremde wie Einheimiſche gern empfing und geiſtig und

leiblich zu bewirthen pflegte“[73]): „Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden“ — nennt es selbst Wieland. So theuer war ihm die einsame Zufluchtsstätte, daß er selbst während des Baus im März und April in dem halboffnen Hause wohnen blieb; manche Nächte schlief er, in seinen Mantel gewickelt, unter freiem Himmel. In seinem stillen Aufenthalt ward ihm das Zeichnen wieder sehr lieb; auch bei dem Ilmenauer Aufenthalt (im August) füllte es die einsamen Stunden aus. Außer landschaftlichen Gegenden zeichnete er besonders Portraite, sein eigenes und die seiner Freunde und Freundinnen, Wieland's, der Frau von Stein, der Corona Schröter und anderer. Unter den Rückblicken auf die hinter ihm liegende Bildungsperiode gestaltete sich nach und nach der Plan zu dem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre aus, dessen erstes Buch in dem Jahre 1777 verfaßt ward. Die Fortsetzung und Ueberarbeitung dieser Dichtung, zu der die nächstfolgenden Jahre noch reichhaltigen Stoff von Lebenserfahrungen hinzutrugen, zieht sich durch eine lange Reihe von Jahren. An den schönen Zug, den er dem Helden dieses Romans leiht, für die Pflege der Verlassenen zu sorgen, werden wir, wie schon durch ein früheres Beispiel, gerade damals durch die väterliche Fürsorge erinnert, mit der sich Goethe eines Schweizer Hirtenknaben, Peter Imbaumgarten, annahm. Dieser hatte dem Baron von Lindau, einem jungen Hannoveraner, mit dem Goethe auf der Schweizerreise befreundet wurde, das Leben gerettet und war von ihm als Pflegling angenommen. Nach dem frühen Tode seines Beschützers, der ihm ein Vermächtniß aussetzte, nahm ihn Goethe zu sich. In den jetzt bekanntgewordenen Briefen Goethe's haben wir den Beweis, „wie sehr ihm der Junge am Herzen lag“, und wie väterlich

er für seine Ausbildung Sorge trug. Was später aus ihm geworden ist, erfahren wir nicht.

In Ilmenau hielt sich Goethe von den lustigen Gebirgsstreifereien mehr entfernt. Eines Tages war in Stutzerbach der alte Humor wieder erwacht; er tanzte im Freien mit den Bauermädchen bis tief in die Nacht. Dafür ward er mit einer schmerzhaften Geschwulst der Backe bestraft, wodurch er in Eisenach, wohin sich im Beginn des Septembers der Herzog mit seinem Jagdgefolge begab, das Zimmer zu hüten gezwungen wurde. Während die Gefährten auf Jagden auszogen, ersinnt er „eine Tollheit, eine komische Oper, die Empfindsamen,[74]) so toll und grob als möglich", und fängt gleich an, sie seinem Schreiber zu dictiren. Die Idee zu dieser Parodie der Sentimentalität wurde zunächst durch die Zuschriften mancher empfindsamen Jünglinge veranlaßt, welche bei Goethe, als dem Dichter des Werther, Rath und Trost suchten. So sehr auch Theilnahme für fremde Seelenleiden in seinem Charakter lag, so entging ihm auch nicht die komische und verderbliche Seite der krankhaften Sentimentalität, welche grillenhafte Einbildungen und romanhafte Selbstquälereien an die Stelle wahrer Empfindung setzte. Goethe's gesunde Natur hatte den Krankheitsstoff, der in der Zeit lag, stets wieder hinausgeworfen, indem er ihn dichterisch verarbeitete; aber weil er durch seine eigenen früheren Dichtungen ihm neue Nahrung gegeben hatte, so schonte seine Satire auf seinem jetzigen freien Standpuncte auch jene nicht, und Wieland konnte sich über die Verspottung seiner Alceste damit trösten, daß es dem Werther um nichts besser erging. Gleichwohl hatte Goethe mit dem Scherze über die falsche Empfindsamkeit keine Verurtheilung seiner Jugenddichtung ausgesprochen. Er war zwar über die Wertherperiode hinausgegangen, aber daß seine Jugendgefühle noch in voller Kraft in seinem

Herzen erklangen, kann eine Vergleichung der Briefe an Charlotte von Stein mit den Wertherbriefen und dem Keſtner'ſchen Briefwechſel am beſten lehren. Es iſt noch dieſelbe Lyrik des Herzens, daſſelbe zarte Einleben der Seele in die Romantik der Natur, und dem Liebesgefühl iſt die Sprache zärtlicher Empfindſamkeit noch in allen ihren Tönen geläufig. Wie eine von dort uns ſchon bekannte Melodie klingt es uns an, wenn er von der Wartburg herab an die Freundin ſchreibt (13. September, Abends 9 Uhr): „Hier oben! wenn ich Ihnen nur dieſen Blick, der mich nur koſtet aufzuſtehen vom Stuhl, hinüberſegnen könnte! In dem grauſen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büſche, Wälder und Waldblößen, die Felſenabgänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schloſſes unten Alles finſter hält und drüben an den ſachten Wänden ſich noch anfaßt; wie die nackten Felsſpitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das ferne Thüringen hinterwärts im Dämmer ſich dem Himmel miſcht! Liebſte, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich ſagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt. Wie der lang' Gebundene reck' ich erſt meine Glieder; aber mit dem rechten Gefühl von Dank, wie der Durſtige ein Glas Waſſer nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg ſchaut. Wenn's möglich iſt zu zeichnen, wähl' ich mir ein beſchränkt Eckchen; denn die Natur iſt zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchens hier! O man ſollte weder zeichnen noch ſchreiben!"

Acht Tage darauf, am 21. September, kam Merck zum Beſuche nach Eiſenach, wo er über eine Woche mit Goethe und dem Herzog zuſammen verlebte. Auch der Herzog fühlte ſich von der Tüchtigkeit und Einſicht des er-

fahrenen Mannes angezogen, und vertrauliche Gespräche zwischen den drei Männern wurden oft bis tief in die Stunden der Nacht fortgesetzt. Die edle Natur des Fürsten, „den die Esel", wie Merck sich in seiner derben Weise in einem Briefe an Nicolai ausdrückt, „zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist", gewann seine vollste Verehrung. „Ich würde — schreibt er in eben jenem Briefe — aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut,.....er ist einer der respectabelsten und gescheitesten Menschen, den ich je gesehen habe"; und in einem andern Briefe an eine Freundin: „Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in Goethe's Gesellschaft noch mehr werden; Alles was man ausſprengt, sind Lügen der Hofschranzen". Der Herzog stand seitdem mit Merck in lebhaftem Briefwechsel und bediente sich vornehmlich seines Raths bei Einkäufen von Kunstwerken.

Im Frühling 1779 kam Merck auf einige Monate (5. Mai — 26. Juli) zum Besuch nach Weimar und genoß am Hofe Auszeichnung und Liebe. Daß sich in seinem freundschaftlichen Verhältniß zu Goethe nichts veränderte, geht zur Genüge aus den Bemerkungen hervor, die Goethe nach der Abreise des Freundes in sein Tagebuch schrieb: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt..... Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort, so giebt das schöne Gewißheit". Daß eben derselbe grade Mann nicht geäußert haben kann, was ihm von Falk in den Mund gelegt wird und so oft nachgeschrieben worden ist: — „was, Teufel, fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuschranzen und

zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles eins iſt, hudeln zu laſſen? giebt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?" — darüber iſt wohl kein Wort zu verlieren.

Am 10. October (1777) kehrte Goethe in ſein Gartenhaus zurück, nach welchem ein Gefühl von Heimweh ihn oft aus der Ferne hingezogen hatte. Der reinſte Friede wehte hier um die weichgeſtimmte Seele des Dichters, und das Gefühl des Glücks wird an manchen Stellen ſeines Tagebuchs und ſeiner Briefe ein Gebet des Dankes. Den Tag ſeines Eintritts in Weimar beging er mit gerührtem Rückblick auf die Bahn, die ihn bis hierher gebracht. „Mit einem Blicke auf den Morgen, da ich vor zwei Jahren zuerſt in Weimar aufwachte, und nun bis hierher, iſt mir wunderbar fröhlich und rührend geworden: was mir das Schickſal alles gegeben hat, und wie nach und nach, wie man Kindern Freuden macht, daß ich jedes Gut erſt ganz ausgekoſtet, mir ſo ganz eigen gemacht habe, daß ich in die von mir ehdeß entfernteſten Gefühle und Zuſtände lieblich bin hineingeleitet worden." — „Heiliges Schickſal!" — ſo ſchrieb er beim Erwachen am Morgen des 14. Nov. — „Du haſt mir mein Haus gebaut und ausſtaffirt über mein Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu laſſen; aber du haſt mir Dach und Beſchränktheit vom Haupte gezogen, wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch friſch und zuſammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erſte Sonnenblick." Daher glaubt er auch, wenn er Componiſt wäre, würde ihm die Melodie des Amen am herrlichſten gerathen.

Doch mit Ende Novembers rief es ihn wieder hinaus auf Abenteuerfahrten. Die Eiſenacher Bauern beklagten ſich ſeit längerer Zeit über die Verheerungen, welche die

wilden Schweine anrichteten. Der Herzog veranſtaltete daher eine große Jagdpartie. Goethe konnte nicht umhin, dieſer beizuwohnen, erbat ſich jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umweg ſich anſchließen zu dürfen. Er entwarf ſich den Plan zu einer Harzreiſe, den er vor den Vertrauteſten, auch vor Frau von Stein, verborgen hielt. Zu dieſer Winterreiſe veranlaßten ihn mehrere Gründe. Der nächſte, den ſeine Erzählung[75]) uns verſchweigt, war unſtreitig die Unluſt, ſich wochenlang auf Schweinehatzen und Jagdſtreifereien umherzutreiben. War ihm auch die Ruhe in Weimar nicht gegönnt, ſo konnte er dafür das Glück erhebender Einſamkeit in einer großartigen Gebirgslandſchaft genießen, und „alles Winterweſen hatte überdies in jener Zeit für ihn große Reize.“ Dann aber war es auch, ſeit er ſich der Wiederherſtellung des Ilmenauer Bergwerkes mit Eifer angenommen hatte, ein langgehegter Wunſch, das ganze Berg- und Hüttenweſen durch unmittelbares Anſchauen kennen zu lernen, und „was die Bergwerke betraf, ſo war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar.“ Zugleich konnte er durch dieſe Reiſe ſich noch eine andere Laſt vom Herzen wälzen.

Victor Leberecht Pleſſing, der Sohn des Superintendenten zu Wernigerode, war einer von jenen Jünglingen, die durch ſentimentale Ueberſpanntheit und düſtere Selbſtqual ſich aufrieben und ins Unglück ſtürzten. „Ein dunkeles Gefühl“ — ſo ſchildert Pleſſing ſeinen damaligen Zuſtand in einem am 6. Febr. 1789 geſchriebenen Briefe — „ſpiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenſchaft, als eine Geliebte, immer verfolgte. Allein ich fand ſie in dem mich umgebenden gewöhnlichen Menſchenleben nicht, konnte ſie alſo nicht genießen, und doch war meine Leidenſchaft unbegrenzt gegen ſie. Hiedurch wurde ich auch.....zu den ausſchweifendſten Begeiſte-

rungen und Bedürfnissen in der höheren Liebe, und hernach zum gänzlichen Ueberdruß des Lebens gebracht." Eine Schilderung solchen Inhalts übersandte er an Goethe in einem ausführlichen Schreiben, welches „fast das Wunderbarste war, was ihm in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen." Da die Antwort ausblieb, so folgte ein zweiter, heftigerer Brief, worin Plessing auf Antwort und Erklärung drang und Goethen feierlichst beschwor, sie ihm nicht zu versagen. Weil in solchen Zuständen mit einer schriftlichen Anmahnung nicht viel auszurichten ist, zumal bei einem Unbekannten, so war es Goethe's Absicht, durch eine persönliche Begegnung den Versuch zu machen, ob dem Unglücklichen zu rathen und zu helfen sei.

Am 29. November ritt er, indem er sich vom Jagdgefolge trennte, dem Ettersberg zu und gelangte nach Greußen, wo er die Nacht blieb. Am folgenden Tage nahm er den Weg über Sondershausen und Nordhausen und ergötzte sich an der schönen Aussicht nach dem Kyffhäuser, auf dessen Höhe er am letzten Maitage 1776 an der Seite des Herzogs die Sonne hatte aufgehen sehen; es war ein schöner Wintertag „in unendlicher, gleicher Reinheit." Er reiste in strengstem Incognito und hatte eine herzige Freude daran, wie er dadurch sein Verhältniß zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühle: „die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein; ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß. — Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studirt, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen.

Im Gasthof zu Ilfeld, wo er am zweiten Reisetage nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät, durch einen Boten mit der Laterne geleitet, eintraf, hatte seine Auf-

nahme einige Schwierigkeit. Commiſſarien der höchſten Höfe waren in dem Gaſthofe verſammelt und beſchmauſten ein beendigtes Geſchäft. Er erhielt Unterkunft in des Wirths Bette hinter einem Bretterverſchlage neben der Gaſtſtube, durch deſſen Aſtlücke er die luſtige Geſellſchaft mit humoriſtiſchem Ergötzen überſehen konnte. Am 1. December begab er ſich früh auf den Weg nach Elbingerode, entzückt über die Gebirgsnatur, in die er eintrat, ſo daß er beſtändig zeichnend die erhebenden Eindrücke feſtzuhalten ſuchte. Im düſteren Schneegewölk ſchwebte hoch ein Geier über ihm. Darauf beziehen ſich die Eingangsworte der herrlichen Ode:

Dem Geier gleich,
Der auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied —

welche durch die Einzelheiten der Reiſe ihre Erläuterung erhält und zugleich auf die reine Gemüthsſtimmung des Dichters während ſeiner einſamen Gebirgsreiſe ein Licht wirft.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken;
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden.
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor.

Am Nachmittage und fast den ganzen folgenden Tag durchkletterte er das Labyrinth der Baumannshöhle. „Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düsterwirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigene Wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.“

Er übernachtete in Elbingerode und begab sich am folgenden Morgen (3. Dec.) nach Wernigerode, um Pleſſing zu besuchen. Wir erkennen dessen Selbstschilderung wieder in der Strophe der Ode:

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Goethe führte sich im Pleſſing'schen Hause, wie er uns berichtet, in später Abendstunde als ein Maler aus Gotha ein. Das Gespräch kam bald auf Weimar und auf Goethe. Pleſſing theilte dem Fremden seine Beschwerde über dessen gleichgültiges Schweigen mit, und indem er sein Herz ihm auszuschütten begann, hatte Goethe eine Vorlesung der ihm wohlbekannten Blätter geduldig anzuhören. Er entschuldigte das Schweigen des vielbeschäftigten Mannes und versuchte dann, auf den Gemüthszustand des Jünglings eingehend, ihn auf Heilmittel seiner Krankheit, Anschließen an Natur und Wirklichkeit in irgend einem thätigen Sinne, hinzulenken; aber alle Versuche wurden mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, entschieden abgewiesen. Goethe glaubte sich jetzt von jeder

weiteren Pflicht entbunden und ritt des folgenden Tages in der Frühe fort, indem er die Ablehnung einer Einladung mit einem Billet, das er dem Kellner hinterließ, entschuldigte. Ist das Wahrheit oder — Dichtung? Wahrscheinlich das Letztere! Im Tagebuch und in dem Briefe an Frau von Stein wird übereinstimmend berichtet, daß er am Morgen des 3. December nach Wernigerode kam, den ganzen Tag dort blieb und „mit Plessing auf die Berge spazierte". Am folgenden Morgen reiste er über Ilsenburg nach Goslar. Damit wird die eine Hälfte der Erzählung hinfällig.

Wenn wir uns ferner Goethe's Charakter und Handlungsweise, gerade in jener Lebensepoche, vergegenwärtigen, wenn wir die in der Ode „Harzreise im Winter", deren Haupttheil doch erst nach der Reise entstanden ist, geschilderte Gemüthsstimmung, in der er den trostbedürftigen Jüngling aufsuchte, so wie die ganze Situation, in der er sich ihm gegenüber befand, betrachten, so ist es nicht denkbar, daß er nicht Vertrauen mit Vertrauen erwidert und ihn mit dem Worte „Ich bin Goethe!" erquickt und beglückt haben sollte. Nur so kann es erklärt werden, daß Plessing wußte, wer der Fremde gewesen sei.

Kurz vor seiner Abreise nach Königsberg im Herbst 1779 suchte er Goethe in Weimar auf, als dieser gerade in der Schweiz war. Sie blieben in schriftlichem Verkehr. Das „Packet" Briefe von Goethe, das sich in Plessing's Nachlaß fand, scheint leider! verloren gegangen zu sein. Doch besitzen wir durch einen glücklichen Zufall einen Brief Goethe's vom 26. Juli 1782, aus welchem wir erfahren, daß Plessing ihm mitgetheilt hat, er leiste seiner Weisung Folge und sei auf dem Wege, sich durch Fleiß einen nützlichen Wirkungskreis zu schaffen. Dankbar erkennt er jetzt Goethe's Benehmen, der seiner Excentricität eine ruhige Haltung entgegengesetzt hatte, als heilsam an. Goethe's

Erzählung von Pleſſing's nochmaligem Beſuch in Weimar und einer ſeltſamen Ueberraſchungsſcene iſt daher ein Irrthum, und das dabei angezogene Bleiſtiftblättchen eben ſo apokryph, wie das dem Kellner in Wernigerode übergebene.

Zwiſchen beiden beſteht nachmals das beſte Verhältniß. Pleſſing erhielt eine Profeſſur in Duisburg und machte ſich durch wiſſenſchaftliche Arbeiten bekannt, die er auch an Goethe überſandte, ſo wie ihm dieſer die erſte Sammlung ſeiner Werke zuſchickte. Auf ſeiner Reiſe an den Rhein 1792 beſuchte ihn Goethe in Duisburg und „das Zurückſchauen in jene früheren Tage gewährte beiden Theilen einige angenehme Stunden". Pleſſing endigte ſein Leben, das nach der Verſicherung eines ſeiner Freunde recht das eines Unglücklichen war, zu Duisburg 1806.[76])

Wenden wir uns zu Goethe's Harzreiſe zurück.

Am 4. December begab ſich Goethe von Wernigerode nach Goslar und beſchäftigte ſich beſonders mit den Bergwerken des Harzes. Er ſtieg (5. Dec.) in den Rammelsberg hinab und beſah die Hütten an der Ocker. Dann ging's am 7. December nach Klausthal, wo er in die Karoline und Dorothee hineinfuhr; ein ſich loslöſendes Stück Wacke von 5—6 Centnern, das vor ihm niederrutſchte und einen Mann zu Boden ſchlug, hätte auch ihn beinahe zerſchmettert.

Die einfache biedere Sitte des armen Gebirgsvolkes that ſeinem Gemüthe ſehr wohl. „Wie ſehr ich wieder" — ſchreibt er aus Goslar an Frau von Stein — „auf dieſem dunkeln Zug Liebe zu der Claſſe von Menſchen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen, Beſchränktheit, Genügſamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden, Ausharren —." Und einige Tage ſpäter aus Klausthal:

„Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich; es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht.“

Der Gipfelpunct der Reisefreude war das Besteigen des Brockens am 10. Decbr., dessen „schneebehangener Scheitel ihm der Altar des lieblichsten Dankes ward“. Um 10 Uhr brach er auf, gelangte um $1\frac{1}{2}$ hinauf und trat 4 Uhr den Rückweg an. Er giebt seiner Freundin eine anmuthige Schilderung dieser erhebenden Wanderstunden. „Wie ich zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und discursive redete ich vom Brocken, und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehn, und wie oft er Sommers droben gewesen wäre, und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. Die Berge waren im Nebel, man sah nichts, und so, sagt' er, ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen, und wer nicht alle Tritte weiß ꝛc..... Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So, sagt' er zu mir: nun können Sie den Brocken sehen. Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar, wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden? — und er sagte: ich will mit Ihnen gehen. — — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute Nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster auch in der Morgendämme-

rung, da ich aufbrach". In sein Tagebuch schrieb er die Worte: „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest", ein tiefsinniges Bibelwort, das sich ihm vor kurzem beim Durchblättern eines alten Kalenders recht lebhaft in die Seele gedrückt hatte.

In den nächsten Tagen besuchte er noch unter vielen Anstrengungen die Bergwerke von Andreasberg, Königshütte und andere und ritt über Duderstadt und Mühlhausen durch Nebel und Koth nach Eisenach, wo er am 15. Decbr. gegen Mittag eintraf und „die Brüder der Jagd auf der Fährte des Wildes" begleitete. Beim prasselnden Kaminfeuer ergötzte er sie Abends durch die Erzählung seiner Abenteuer. Nach wenig Tagen war er wieder in Weimar und beendigte in den nächsten ruhigen Wochen das erste Buch des Wilhelm Meister, so wie sein Lustspiel „die Empfindsamen", bis ihn das neue Jahr wieder in das bunteste Treiben hineinriß: Schweinhatzen, Schlittenfahrten, Redouten, extemporirte Komödien in Ettersburg, Theaterproben zur Aufführung des Westindiers von Einsiedel (am 13. Januar), worin Goethe, der Herzog, Prinz Constantin ꝛc. neben dem berühmten Schauspieler Ekhof, der von Gotha herüberkam, spielten.

Mitten in die rauschenden Januarfreuden des Jahres 1778 traf der Tod des Fräuleins von Laßberg, welche (angeblich, weil sie sich von ihrem Geliebten verlassen glaubte) in der Ilm unweit der Floßbrücke, nahe dem Goethe'schen Gartenhause, ihrem Leben ein Ende machte. Die Leiche, welche am 17. gefunden wurde, hatte man zu Frau von Stein gebracht. Ein tiefes Mitgefühl, den Schlußworten des Werther zu vergleichen, zittert in den ergreifenden Zeilen, worin Goethe seiner Freundin mittheilt, wie er mit dem Gärtner die Uferstelle der unglücklichen That zu einem Plätzchen des Andenkens an die „arme Christel"

herrichtet. „Man überſieht von da in höchſter Abgeſchiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesſtunde..... Ich habe an Erinnerungen und Gedanken juſt genug..... Dieſe einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Waſſer ſelbſt, und der Abglanz, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“ In den letzten Worten iſt das Gefühl ausgeſprochen, aus dem die geheimnißvoll lockende Ballade „der Fiſcher“ entſprungen iſt, die um dieſe Zeit gedichtet ward. Jenem Ereigniß ſchließt ſich auch das wehmuthvolle Lied „an den Mond“ an, aus welchem in der jetzigen Form die momentanen Beziehungen entfernt ſind:

Füllſt wieder 's liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

In dieſer Stimmung fühlte er ſich „zu theatraliſchem Leichtſinn nur gezwungen“. Doch ward ſein Luſtſpiel, deſſen Spott über die Empfindſamen jetzt ihn ſelbſt verletzen mußte, unter dem Titel „die geflickte Braut oder die Empfindſamen“ am Geburtstage der Herzogin zur Aufführung gebracht; er ſpielte darin den Andraſon, Corona die Mandandane. Seckendorf hatte die Muſik zu den Geſängen und den Ballets, deren acht darin vorkamen, geliefert.

Die Geſtalt, in der wir das Stück unter dem Titel der Triumph der Empfindſamkeit beſitzen, weicht von der erſten ſehr ab, „kaum ein Schatten jener echt Ariſtophaniſchen Poſſe“; ſeine Witzpointen und ſchlagendſten Anſpielungen auf einzelne Perſönlichkeiten hat es ſo ſehr eingebüßt, daß uns jener erſte Effect kaum noch begreiflich wird. „Einmal war es kürzer, einfacher, man könnte ſagen,

ländlicher, idyllischer, dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels". Das schon früher als selbstständige Dichtung verfaßte Monodram Proserpina ward, wie Goethe selbst einräumt, „freventlich" eingeschaltet und die ernste Tendenz desselben zu satirischen Zwecken zerstört, während das Stück selbst dadurch an Einheit verliert.

Wie sehr das Mitgefühl mit den Leiden Anderer Goethe zu thätigem Eingreifen und Helfen anzutreiben vermochte, erkennen wir aus einem im Jahre 1778 angeknüpften Verhältnisse zu einem Unglücklichen, über welches erst lange nach seinem Tode die Urkunden[77]) bekannt geworden sind; sie reden seinem Charakter ein schönes Zeugniß. Er fühlte zu zart, als daß er außer einer kurzen Andeutung selbst davon hätte berichten mögen.

Ein nicht ohne seine Schuld verarmter Mann wandte sich von Gera aus an ihn mit einer Bitte um Unterstützung. Er schien nach der Vorstellung, die sich Goethe aus den Briefen von ihm machte, derselben werth zu sein. Mit einem wohlwollenden Antwortschreiben, das mit den Worten beginnt: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm an seine Küste treibt" — schickt er ihm „eine kleine Beihülfe". Er fuhr seitdem mit Zusendungen von Geld und Kleidungsstücken fort und suchte dem hypochondrischen Manne, der dem Selbstmord nahe zu sein schien, Muth einzusprechen und Rath zu ertheilen. „Sie sind mir nicht zur Last" — schreibt er in dem köstlichen Briefe vom 23. November 1778 — „vielmehr lehrt mich's wirthschaften; ich vertändele viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre

Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben. Aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht .... Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Cautelen nicht; man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt". Mit dem nächsten Jahre setzte er seinem Schützling ein Jährliches von 100 Thalern aus: „kann ich mehr für Sie thun, will ich's gerne". Da Goethe ihn nicht überreden konnte, in Jena sich einzuquartieren, was er ihm mit ausführlicher Darlegung der Gründe als räthlich darstellte, so ward ihm auf die Bürgschaft seines Beschützers ein Unterkommen in Ilmenau verschafft, wo er sich unter dem angenommenen Namen Kraft aufhielt; dem Herzog und dem Hofe wurde das ganze Verhältniß verborgen gehalten. Goethe nutzte die Kenntnisse des Mannes in den Ilmenauer Bergwerksangelegenheiten und bei Steuerrechnungen, und ließ seinen Pflegling Peter, der nach Ilmenau geschickt wurde, um die Jägerei zu erlernen, von ihm unterrichten, wofür ihm eine Zulage der jährlichen Unterstützung gegeben wurde. 1781 setzte Goethe diese auf 200 Thaler fest — „so viel kann ich entbehren" — aber er „möchte ihn auch gerne mit dem Wenigen, was er für ihn thun kann, vergnügt und zufrieden wissen". Dies ist der letzte Wunsch, mit dem die Reihe der uns erhaltenen Briefe schließt (3. September 1783). Es ist möglich, daß er bei der Wiedereröffnung des Bergbaus ein kleines Amt erhielt.

Er starb im August 1785 in Jena. Goethe gedenkt seiner in den Tages- und Jahresheften erst bei dem Jahre 1792.

Das Jahr 1778 brachte Goethe viel Unruhe und Arbeit; aber er hatte trotzdem „schönen Muth und freies Leben.“ Die Ansprüche Oestreichs auf Niederbayern nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Max Joseph III. stellten einen neuen Krieg zwischen den deutschen Großmächten in Aussicht und drängten die kleineren deutschen Fürsten zu einem engen Anschließen an Preußen, indem Friedrich der Große für die Wahrung des Reichszustandes zu den Waffen griff. Goethe ward von dem „erwachten Kriegsgefühl“ des jungen Herzogs mitberührt und deutet darauf hin, daß sich dem Großneffen Friedrichs die schönste Gelegenheit biete, „alte Rechte“, nämlich die der älteren sächsischen Linie, unter Umständen geltend zu machen. Politische Beweggründe veranlaßten daher im Mai eine Reise nach Dessau und Berlin, auf der Goethe dem Herzog zur Seite war. Der wackere Fürst Franz von Dessau war des Herzogs vertrautester Freund. Goethe sah dort seinen alten Freund Behrisch wieder. Er fand ihn als seinen Hofmann, allgemein geachtet und bei unverändertem Humor. „Habe ich es dir nicht gesagt“ — scherzte Behrisch in Bezug zu seinen Leipziger Rathschlägen — „war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber, wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben, und es wäre eben so gut gewesen“. Mit großem Entzücken durchwanderte Goethe die Wörlitzer Parkanlagen „es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der elysischen Felder; in der sachtesten

Mannigfaltigkeit fließt Eins in das Andere, keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punct; man ſtreicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen iſt und hinkommt."

Während des Aufenthalts in Berlin und Potsdam, vom 15. bis 23. Mai, erfreute ſich Goethe an den Prachtbauten, den großartigen Anlagen und Anſtalten, die er hier kennen lernte, und ſchaute in „das Uhrwerk, das Eine große Walze treibt". Doch ſah er den großen König nicht, da dieſer erſt am 27. Mai aus Schleſien zurückkehrte; den ſonſtigen Celebritäten des preußiſchen Hofes trat er ſehr nahe; der Herzog und Goethe wurden vom Prinzen Heinrich zur Tafel gezogen. Dennoch ward ihm die Jämmerlichkeit des Hoftreibens aufs neue recht klar; „je größer die Welt, deſto garſtiger". Gegen die Hofwelt „befeſtigt er ſeine Seele, wie ein Schloß", und hält an ſich, wofür er denn „gelegentlich für ſtolz ausgeſchrieen wird." Auch die literariſchen Celebritäten Berlins fanden ihn ſehr ſtolz, da er ihnen keinen Beſuch machte, ſondern nur einige Künſtler, wie Chodowiecky aufſuchte. Die unter dem Namen der Karſchin bekannte Dichterin, die damals in den literariſchen Kreiſen Berlins gefeiert ward, begab ſich zu ihm, und da ſie ihn nicht antraf, erwiderte er den Beſuch. Er benahm ſich gegen ſie ſehr leutſelig, ſo daß ſie ein Gedicht an ihn richtete und von ihm mit ein Paar friſchen Roſen beſchenkt wurde. „Er liebt", ſchreibt ſie, „die freimüthigen, offenherzigen Leute". — „Den Werth" äußert Goethe, „den wieder dies Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen." Am 1. Juni trafen die Reiſenden wieder in Weimar ein; „alle Lande" — ſchreibt Wieland an Merck — „wo ſie geweſen, ſind ihres Ruhmes voll." Als er nach einigen Tagen den Fürſten wieder ſah, äußerte er an denſelben Freund: „Sein Anſchauen war mir

eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird."

Die Anschauung des Wörlitzer Parks hatte bei Goethe und dem Herzog den Wunsch rege gemacht, um Weimar etwas Aehnliches zu schaffen. Die einzige parkartige Anlage, die sich daselbst fand, war der Stern, ein mit hochstämmigen Bäumen und Büschen wohlausgestatteter Platz mit uralten geradlinigen Gängen, der am rechten Ufer der Ilm von der Schloß- oder Sternbrücke sich hinzog und noch jetzt seine frühere Gestalt ziemlich unverändert behalten hat. Nach Goethe's Plan und Zeichnung wurde die Umgestaltung und Erweiterung der Anlagen begonnen, welche, nach und nach am linken Ilmufer bis zur Belvedere'schen Chaussee fortgeführt, der schönste Schmuck sind, womit Natur und Kunst vereint die kleine Residenz beschenkt haben. Der Anfang wurde damit gemacht, daß man die felsigen Abhänge am linken Ufer der Ilm durch Behauen und Anlage von Wegen verschönerte und mit den Spaziergängen des Sterns verband.

Es war die Absicht, die Herzogin Luise an ihrem Namenstage, den 9. Juli[78]), in den waldigen Anlagen des Sterns durch ein heiteres Fest, welches an die älteren italienischen Wald- und Buschfabeln erinnern sollte, zu überraschen, und mancherlei Vorbereitungen wurden im Stillen dazu getroffen. Allein eine heftige Wasserfluth, welche am 1. Juli den Stern überschwemmte, vereitelte dies; man mußte dem Feste eine andere Einkleidung geben. Goethe ersah sich dazu einen wüsten und wenig besuchten Platz an dem höher gelegenen Ufer der Ilm, ließ ihn in

drei Tagen und Nächten zu einer Naturbühne herrichten und eine sogenannte Einsiedelei bauen (später das „Borkenhäuschen“ oder auch das „Luisenkloster“ genannt), ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete. Wegen der Abgelegenheit des Platzes und der die Spaziergänge unterbrechenden Ueberschwemmung hatte man in der Stadt nichts davon vermuthet, und der Herzogin wie ihrer Umgebung waren alle jene Anstalten verborgen geblieben.

Auf die an sie ergangene Einladung erschien die Herzogin mit ihrem Gefolge zur festgesetzten Stunde in den bezeichneten Anlagen und ward am Eingange des Platzes von verkleideten Camaldulenser-Mönchen, unter denen sich Goethe und der Herzog befanden, mit einem von Seckendorf verfaßten Dramolet empfangen und unter Musik erst in die Hütte, dann in den dahinter sich öffnenden Lustplatz zur Tafel geführt. „Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen. Das Ganze war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Märchen glich.“

Da die Herzogin Amalia dem Feste fehlte und erst einige Wochen später von ihrer in Merck's Begleitung unternommenen Kunstreise aus den Rheingegenden zurückkehrte, so veranstaltete Goethe auch für sie eine Ueberraschung, die ganz im Geschmacke der Verehrerin Rembrandt'scher Gemälde war. In der Einsiedelei bewirthete er sie am Abend des 22. Augusts mit Wieland, von Einsiedel, Frau von Stein und Fräulein von Göchhausen. „Wie wir nun aufgestanden waren“, erzählt Wieland in einem Briefe an Merck, „und die Thüre öffneten, siehe,

da stellte sich uns durch geheime Anstalt des Archimagus ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision als einer Naturscene ähnlich sah: das ganze Ufer der Ilm ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir Alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethe vor Liebe fressen mögen".

Es war eine idyllische Zeit, wo man das Leben mit den Reizen der Poesie zu schmücken nicht irre ward, wenn gleich an Schlesiens Grenzen zwei deutsche Armeen drohend gegen einander standen. Die glänzend in Scene gesetzte Aufführung des Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern, welche am 20. October auf dem Ettersburger Theater zur Vorfeier des Geburtstags der Herzogin Amalia stattfand, setzte den Hof und halb Weimar wochenlang in Bewegung. Voran ging eine Aufführung des médecin malgré lui nach Einsiedel's Uebersetzung. Goethe ordnete das Ganze an, die Herzogin arbeitete mit an dem Gemälde des Bänkelsängers. „Drei Wochen vorher", — schreibt Fräulein von Göchhausen an Goethe's Mutter, der eine Copie des Bänkelsängergemäldes, „das von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird", übersandt wurde, — „war des Malens, des Lärmens und

Hämmerns kein Ende, und unſere Fürſtin, Dr. Wolf, Kraus ꝛc. purzelten immer über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes". Ein großes Bankett und ein „mächtiger" Ball, der bis an den hellen Morgen dauerte, ſchloſſen ſich daran. Am 6. November fand die zweite Vorſtellung ſtatt. Goethe machte den Marktſchreier, den Haman und Mardochai, und „ſpielte alle ſeine Rollen über alle Maßen trefflich und gut".

Unter andern Geſchäften hatte Goethe auch für mehrere neue Bauten in Weimar zu ſorgen; der Wiederaufbau des abgebrannten Fürſtenſchloſſes ſollte in Angriff genommen werden. Daher warf er ſich in das Studium der Baukunſt und übte ſich in architektoniſchen Zeichnungen, beſonders der verſchiedenen Säulenordnungen, immer bemüht, was er auch unternahm, gründlich zu betreiben. Für größere poetiſche Arbeiten mangelte mehr die ruhige Sammlung und reine Stimmung, als die Zeit. Wilhelm Meiſter blieb fürs erſte ohne Fortſetzung. Am Egmont wurden gegen Ende des Jahres einige Scenen geſchrieben, vornehmlich die zwiſchen Alba und ſeinem Sohne und Alba's Monolog. Das Tagebuch dieſes Jahres ſchließt mit den Worten: „Viel Arbeit in mir ſelbſt, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Weſen zwiſchen den Augenknochen ſich zuſammenzudrängen ſcheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorſtehende neue Ekelverhältniſſe durch die Kriegscommiſſion. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch".

Drittes Capitel.

1779.

Goethe bürdete ſich eine neue Laſt von Arbeiten auf, indem er am 13. Januar 1779 zu ſeinen bisherigen Geſchäften die Kriegs- und Wegbaucommiſſion übernahm. Die Kriegsbewegung wegen der bayriſchen Erbfolge hatte auch die kleineren norddeutſchen Staaten zu Rüſtungen genöthigt, und es zeigte ſich dabei in Weimar das Bedürfniß, in dieſen ſeither vernachläſſigten Zweig der Verwaltung mehr Ordnung und raſchere Thätigkeit zu bringen. In Goethe's amtlicher Wirkſamkeit treten jetzt die Energie ſeines ſittlichen Charakters, die ſichere Conſequenz der Pflichterfüllung mehr und mehr hervor. In der Führung der Geſchäfte machte er ſich Ordnung und Pünktlichkeit zum ſtrengen Geſetz; die vorhandenen Actenſtücke liefern den Beweis, daß er keinen Zeitaufwand und keine Mühe ſcheute, um mit umſichtiger Thätigkeit die verſchiedenartigſten Zweige der Verwaltung zu umfaſſen. Nach einem Ausdruck ſeines Tagebuchs „badet" er ſich in ſeinem Geſchäfte, bemüht ſich überall, um nicht von fremdem Rath und Beiſtand abhängig zu ſein, eine ſelbſtſtändige Einſicht in den Geſchäftsgang und die Zuſtände zu gewinnen, und ſucht „immer das Nöthige im Augenblick, es ſei Hohes

oder Tiefes, zu finden". Zwar verhehlt er sich nicht, daß die vielfache Geschäftsthätigkeit mit seinem dichterischen Talente in Widerspruch stehe; er fühlt, daß sie ihm immer neue Ueberwindung und Anstrengung koste, während ihm Anderes ohne Mühe geräth. Aber er erkennt zu gleicher Zeit den heilsamen, innerlich stärkenden sittlichen Einfluß eines in nützlichem praktischen Wirken sich bewegenden Daseins. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel" (Tagebuch). „Der Mensch" — schreibt er seinem Schützling Kraft — „muß ein Handwerk haben". Wiederholt ergeht er sich im Lobe einer solchen einfachen, immer auf das Nöthige gerichteten Thätigkeit. „Aber es ist auch nicht für mich" — urtheilt er in seinem Tagebuche mit gewohntem klaren Blick über sich selbst; „ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen; mein Dasein ist einmal nicht einfach. Nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiegen möge, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzupumpen. Den Punct der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und niemandem angehören darf". Ihm gefällt besonders bei den neuübernommenen Geschäftszweigen, daß sie seine productive Phantasie nicht in Anspruch nehmen, weil er nichts hervorzubringen, nur Ordnung zu halten habe. Sie stören daher seine poetische Stimmung nicht, vielmehr klingt diese nach beendigtem Geschäft nur desto reiner hervor. Ueberhaupt aber gereicht die gesteigerte sittliche Kraft der künstlerischen zum Gewinn, und die nächsten beiden Jahre sind reich an poetischen Erzeugnissen.

Für seine Dichtungen war es besonders günstig, daß er durch sein Amt häufig zu einsamen Reisen durch die zerstreuten weimarischen Ländchen veranlaßt ward. Dem Pferde, das ihn aus Weimar fortträgt, wachsen unmerklich Pegasusflügel. Sein Gemüth, das sich innerhalb der Kreise des Hoflebens mehr und mehr in sich zurückgezogen hatte und eine Neigung fühlte, sich vor den Menschen zu verschließen, öffnete sich wieder liebevoller der Welt im Verkehr mit der einfachen Natur und Thätigkeit des Landvolks, mit den „guten in der Stille lebenden Menschen". Er beobachtet sie stets mit innigster Theilnahme, ist, wo er kann, bemüht, ihre Lage zu erleichtern, und entwirft Pläne, der Armuth zu steuern, weshalb er sich unter dem Beirath des tüchtigen Landcommissarius Bätty angelegentlich mit Verbesserung des Ackerbaues und der Wiesencultur beschäftigt. „Das Elend" — bemerkt er in seinem Tagebuch — „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue, und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen".

Viel Herzeleid verursachten Goethe und dem Herzoge die häufig wiederkehrenden Feuersbrünste, die bei der Bauart der Dörfer, die er einem zierlich und künstlich zusammengebauten Holzstoß vergleicht, immer schnell verheerend um sich griffen. Es gelang ihm nach vielem Bemühen, den Herzog zu einer Feuerordnung und zur Verbesserung der Löschanstalten zu bewegen. Wie weit man in solchen Anordnungen und Einrichtungen damals noch hinter unserer Zeit zurück war, davon liefert die Schilderung, welche Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (16. Buch) von einem

Brande in der Frankfurter Judengaſſe macht, einen eclatanten Beweis. Ohne Ordnung war dabei eine Anzahl Menſchen mit Waſſertragen beſchäftigt, mit vollen Eimern ſich hindrängend, mit leeren herwärts. Goethe, ſchon als Jüngling gewohnt, im Augenblick das Nöthige zu thun, bemühte ſich, eine Gaſſe zu bilden, wo man die Eimer hinauf- und hinabreichte, ward aber von ſeinen vornehmen jungen Freunden, die in Schuhen und ſeidenen Kleidern neugierig hinzugetreten waren, mit Kopfſchütteln betrachtet und belächelt; der Vorfall ward eine Stadtgeſchichte, und ein ſolches Vergeſſen ſeines ariſtokratiſchen Standes galt für eine ſeiner poetiſchen Excentricitäten. Gleich dem Jüngling der Wertherzeit, war Goethe auch als weimariſcher Geheimrath in ſolchen Fällen zu perſönlicher Hülfeleiſtung ſtets bereit. Zu Apolda war er im Juli 1779 mitten im Feuer, ſo daß die Fußſohlen ihm ſchmerzten. Während er am 25. Juni 1780 in Ettersburg mit dem lebhafteſten Muthwillen an einem Luſtſpiel dictirt, jagt ihn die Nachricht von dem Feuer in Großbrembach fort, und geſchwind iſt er in den Flammen. „Ich habe ermahnt" — heißt es in einem Briefe an Frau von Stein — „gebeten, getröſtet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr ſtund, als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grunde gegangen wäre..... Aus dem Teich wollte niemand ſchöpfen; denn, vom Winde getrieben, ſchlug die Flamme der nächſten Häuſer wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: es geht, es geht, ihr Kinder, und gleich waren ihrer wieder da, die ſchöpften; aber bald mußt' ich meinen Platz verlaſſen, weil's allenfalls nur wenig Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen ſind verſengt, und das Waſſer, in meinen Schuhen ſiedend, hat mir die Zehen gebrüht.

Ein wenig zu ruhen, legte ich mich nach Mitternacht, da Alles noch brannte und kniſterte, im Wirthshaus aufs Bett.“

Wenden wir uns von dieſen Epiſoden, die zu dem Charakterbilde des rüſtig wirkenden Mannes bedeutſame Züge liefern, zu dem Dichter zurück, ſo geleitet uns Iphigenie in ſeinen friſcherblühenden zweiten Geiſtesfrühling. Angeblich ſchon vor drei Jahren concipirt, gewann die Idee dieſes Drama's doch erſt jetzt feſte Geſtalt und drängte zu raſcher Ausführung. „Den ganzen Tag brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüſt iſt; eine Muſik hab' ich mir kommen laſſen, die Seele zu lindern und die Geiſter zu entbinden“, ſchreibt er am 14. Februar 1779. Mit dieſem Tage begann in ſeinem einſamen Gartenhäuschen die Ausarbeitung der Dichtung unter guter Vorbedeutung: die Muſik der Seele ſollte in ſie überfließen. Die erſten drei Acte ſchrieb er während der Rundreiſe im Herzogthum im Februar und März, größtentheils in ſpäten Abendſtunden, indeß er bei Tage die Straßen beſichtigte und in Begleitung des Artillerie-Hauptmanns von Caſtrop die junge Mannſchaft zum Militärdienſt aushob. Als Knebel ihn bei dieſem Geſchäft in Buttſtedt beſuchte, fand er ihn von Recruten umgeben, während er an einem Tiſche ſaß und an der Iphigenie ſchrieb. Beſonders wurde ſein Werk durch einige ruhige Tage (2., 3., 4. März), die er in dem freundlichen Dornburger Schloſſe verlebte, gefördert, ſo daß es „ſich formte und Glieder bekam“. In Apolda aber (5. März) ward er, während „eine Scene ihn ſehr plagte und nicht hinabrollen wollte“, durch Hundegebell, das er durch Befehle und Trinkgelder nicht zu ſtillen vermochte, und durch die Klagen der vielen Sollicitanten um alle Stimmung gebracht: „hier will das Drama gar nicht fort; der König von Tauris ſoll reden, als ob kein Strumpf-

wirker in Apolda hungerte.“ In Allſtedt wurden die drei erſten Acte zuſammengearbeitet und am 13. März in Weimar vorgeleſen. Auf dem Schwalbenſtein bei Ilmenau ſchrieb er am 19. März den vierten Act und beendigte das ganze Drama am 28., ſo daß er am folgenden Tage das ganze Stück in Gegenwart der gothaiſchen Herrſchaften vorleſen konnte. Die erſte Aufführung, die von Augenzeugen als eine meiſterhafte gerühmt wird, fand am 6. April, dem 3. Oſtertage, ſtatt. Corona Schröter ſpielte die Iphigenie, Knebel den Thoas, Prinz Conſtantin den Pylades, Oberconſiſtorialſecretär Seidler den Arkas. Goethe glänzte in der Rolle des Oreſtes, und außer Hufeland bekennt auch Fräulein von Göchhauſen ſeiner Mutter, ihn in ihrem Leben nie ſo ſchön geſehen zu haben. Der Dichter war erfreut, „die gar gute Wirkung beſonders auf reine Menſchen wahrzunehmen.“ Schon am 12. April wurde die Vorſtellung wiederholt. Bei der dritten Aufführung (am 12. Juli) zu Ettersburg übernahm der Herzog ſelbſt die Rolle des Pylades. Schon damals erntete Goethe, wie Knebel berichtet, von dieſer Dichtung Bewunderung und Ruhm. „Viele fanden“, fügt er hinzu, „in dem Bilde der Iphigenia den Charakter der jungen Herzogin.“ Daß ihre zur Heimat ſehnlich hinüberblickende ſtille Trauer, ihre würdevolle Reſignation an der Grundidee großen Antheil habe und einzelne Züge von ihr entlehnt ſeien, läßt ſich wohl nicht in Abrede ſtellen; jedoch iſt das feinere Gewebe dieſer aus der Tiefe der Seele geſchöpften Dichtung aus den Fäden gebildet, die ſich durch des Dichters Gemüthskämpfe und innere Erfahrungen, in denen er ſich läuterte und zu bewußter Selbſtbeherrſchung und Sicherheit emporarbeitete, hindurchziehen. Das Verhältniß zu Frau von Stein iſt darin ein wichtiges Moment. Daß die milde, gottergebene, auf der Reinheit und Klarheit ihres Weſens ruhende Weiblichkeit das kranke, ver-

worrene Gemüth heilt und alles Streitende versöhnt, ist die schöne Idee, von der das Drama getragen wird.

Die erste Bearbeitung, in der es nur in kleinen Kreisen durch Aufführung und handschriftliche Mittheilung bekannt wurde, hat nicht bloß in der Durchführung der Handlung, sondern selbst in den einzelnen Gedanken ganz den Gang der neueren; aber in der künstlerischen Form steht sie weit zurück und wird daher in diesem Sinne von Goethe ein bloßer Entwurf genannt. Sie ist in Prosa niedergeschrieben, die indeß von den unbewußt sich geltendmachenden Forderungen des dramatischen Ideals schon dem jambischen Rhythmus angenähert wird und stellenweise schon die reine Versform annimmt. Daher machte der Dichter gleich darauf in einer zweiten Bearbeitung den Versuch, die Prosa ähnlich den freien Rhythmen seiner Oden in Verszeilen aufzulösen. Ins Jahr 1781 fällt eine neue Prosabearbeitung, welche er wiederum in Verse zerschnitt. Eine nach Versabtheilungen angefertigte Abschrift begleitete ihn auf dem Wege nach Italien, wo die edle Dichtung durch die reinste Kunstform verklärt ward. [79])

Von dem Egmont, den er in der Hoffnung, vor Juni fertig zu werden, wieder vorgenommen hatte, riefen ihn der Besuch Merck's und die Sommerlustbarkeiten des Hofes ab, in denen unter dem Thyrsusstabe der Herzogin Amalia sich noch einmal der alte Humor recht herzlich austobte. „Da doch das Theater", schreibt sie an Merck, „den Gang der Welt darstellen soll, so amusiren wir uns hier mit Farcen-Spielen, und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen". Der Gipfel des ausgelassenen Frohsinns war die Feier des Geburtstages des Herzogs, wo zu Ettersburg Einsiedel's neue Posse, Orpheus und Eurydice, aufgeführt ward. Wieland wurde diesmal der Spaß zu arg, als darin die zärtliche Arie aus seiner Alceste „weine nicht, du meines

Lebens Abgott" auf das lächerlichſte parodirt und unter Poſthornbegleitung zum allgemeinen Gelächter abgeſungen wurde; er ging weg und klagte in ſeinen Briefen über den Mangel an Delicateſſe, Zucht und Scham. Die Kunde von ſolchen Vorgängen flog ſchnell durch alle Gaue des literariſchen Deutſchlands. „Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath?" dachte Goethe wie ſein Egmont, als ſich bei „Woldemar's Kreuzerhöhungsgeſchichte" alle empfindſamen Seelen entſetzten [80]).

Der erſte Band von Jacobi's Woldemar war erſchienen. Während die Verehrer der hier im Gewande des Romans dargelegten Gefühlsphiloſophie ihn mit großem Beifalle aufnahmen, konnte Goethe bei ſeiner damaligen klaren, aller prätentiöſen Sentimentalität abholden Denkweiſe, die ihn ſchon weit und weiter von Jacobi entfernt und ihren Briefwechſel unterbrochen hatte, ſich mit dem Geruch des Buchs, wie er es nannte, nicht befreunden. Als er an einem Tage des Auguſts zu Ettersburg daraus vorlas, kam, wie in dem Triumph der Empfindſamkeit, „der alte Teufel des Humors" über ihn. Das verdammlich befundene Buch wurde zur wohlverdienten Strafe und Andern zum abſchreckenden Beiſpiel mit den Ecken des Bandes an einen Baum genagelt, daß die Blätter im Winde flatterten, und Goethe hielt von einem tiefhangenden Aſt herab zum großen Ergötzen der Geſellſchaft dem Buche eine humoriſtiſche Standrede. Wenn man die Sache ernſthaft nahm, ſo war dies allerdings eine Verletzung der Rückſicht, die der Jugendfreundſchaft gebührte; allein es war dabei nicht auf das große Publicum abgeſehen, und im weimariſchen Kreiſe war man daran gewöhnt, ſich und Andere bei humoriſtiſchen Einfällen nicht zu ſchonen. In dem durch die ſchnell verbreitete Kunde hiervon veranlaßten geharniſchten Briefe Jacobi's, den der Weihrauch ſeiner Pempel-

forter Umgebung allzu sehr verwöhnt hatte, ist die verletzte Eitelkeit eben so maßlos, wie in den früheren Briefen die Zärtlichkeit. Goethe that der an sich harmlose Vorfall leid; aber er wollte sich auf Jacobi's herausfordernden Brief, binnen drei Wochen Erklärung zu geben, nicht schriftlich auf „Explicationen" einlassen. Bei seinem Besuch in Emmendingen suchte er die Frau Schlosser zu überzeugen, wie diese ausführlich an Jacobi berichtet, daß der Scherz ganz arglos gewesen sei; wäre Jacobi zugegen gewesen, er würde in den Muthwillen mit eingestimmt haben. Wie Goethe die Sache ansah, charakterisirt am besten seine Erwiderung auf eine Anfrage Lavater's (noch im Jahre 1781!): „Eigentlich ist's eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die Du am besten ignorirst..... Der leichtsinnig trunkne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir in mir zu wohlbekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch". Im Jahre 1782 wurde durch einen Brief Goethe's an Jacobi das freundliche Verhältniß wieder angeknüpft. In den Worten: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist" — erkennt man, daß ihn die Folgen jenes unbewachten launigen Augenblicks schmerzten.

Goethe machte sich übrigens während dieses Sommers mit den Ettersburger Lustbarkeiten wenig zu schaffen. Weit ernsthaftere Pläne beschäftigten seinen Geist. In den ersten Tagen des Augusts wurden zwischen ihm und seinem fürstlichen Freunde „unaussprechliche Dinge", wie es eine Bemerkung seines Tagebuchs bezeichnet, „in großer interessanter

Unterhaltung durchgesprochen". Der Herzog war, vornehmlich durch ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu der anmuthigen Gräfin Werthern auf Neunheiligen, einer Schwester des nachmaligen preußischen Ministers Freiherrn von Stein, in peinliche Mißverhältnisse gerathen, aus denen es die höchste Zeit war ihn herauszureißen. Die sicherste Heilung erwartete sein umsichtiger Leiter von einer raschen Entführung in die Ferne, besonders von der Einwirkung der großartigen Alpennatur und dem Einflusse Lavater's. Er nennt es „eine große Krisis" und fühlt sich durch die Hoffnung beglückt, „der Herzog werde auch auf diesen Felsen noch hinaufkommen". Daher fühlte er den ganzen Ernst einer entscheidenden Lebensepoche. Dies spricht auch aus dem denkwürdigen geheimen Bekenntniß und Selbstgespräch, das er kurz vor dem Antritt der Reise in sein Tagebuch schrieb (7. Aug.):

„Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen, und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer,

der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 October, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zum Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden". In gleicher Stimmung schrieb er unterm 9. August an seine Mutter: „Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werd' ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet."

Am Nachmittage seines Geburtstages sagte ihm der Herzog seinen Titel als Geheimrath — „wie er's denn", scherzt Wieland, „vorhin schon allezeit war". Das Ernennungsdecret ist am 5. September ausgestellt; eine Gehaltserhöhung um 200 Thaler erhielt er erst im nächsten Jahre. Weimar's große Männer haben dem Lande wenig Kosten gemacht; Goethe hat sein vertrautes Verhältniß zum Herzog nicht benutzt, um dessen Freigebigkeit für sich auszubeuten, vielmehr bedeutende Ausgaben, die seine Stellung erforderte, aus seinem Vermögen bestritten; gleichwohl muß Wieland berichten: „der Haß der hiesigen

Menſchen gegen unſern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, iſt, ſeitdem er Geh. Rath heißt, auf eine Höhe geſtiegen, die nahe an die ſtille Wuth grenzt". Wie hochherzig Karl Auguſt über den Werth ſeiner Staatsdiener dachte, davon giebt ſein Brief an Knebel (4. October 1781), als dieſer aus ſeinen Dienſten treten wollte, ein unvergängliches Zeugniß. „Die Kanzeliſtenſeelen, die ihm die Semmel, die er mehr habe, beneiden, weil er nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibe", waren und blieben auch Goethe's unverſöhnliche Feinde, konnte doch ſogar Schiller, als er ſich während Goethe's italieniſcher Reiſe zum erſtenmal in Weimar aufhielt, in ſeine Briefe die Aeußerung einfließen laſſen, daß Goethe Andere wie Laſtthiere für ſich ſchwitzen laſſe und in Italien ſeine Beſoldung „für Nichtsthun" verzehre!

Am 12. September reiſten der Herzog, Goethe und der ſtattliche Oberforſtmeiſter von Wedel, des Herzogs vertrauter Jugendfreund und Begleiter, ein immer heiterer Geſellſchafter, von einem Jäger und Goethe's bewährtem Diener Philipp Seidel, den er ſchon von Frankfurt mitgebracht hatte, begleitet, mit wenig beſchwerendem Gepäck von Weimar ab. Niemand erfuhr, wohin die Reiſe gehen ſollte, man vermuthete nur einen Ausflug in die Rheingegend. Die Reiſenden beobachteten, ſo viel wie möglich, das Incognito, und noch in Caſſel gelang es ihnen, ſelbſt Georg Forſter zu täuſchen und ſeine anziehenden Schilderungen von ſeinen Reiſen in der Südſee anzuhören, ohne daß er den Herzog erkannte. Erſt am folgenden Tage erfuhr Forſter, daß er in Geſellſchaft des Herzogs von Weimar zu Abend geſpeiſt hatte. Er begleitete noch die Reiſenden zu der Kunſtkammer und den Alterthümern des Landgrafen. Auf dem Wege kam das Geſpräch mit Forſter auf Jacobi; Goethe äußerte ſich herzlich über ihn und trug Forſter auf, ihn zu grüßen.

In Frankfurt wohnten sie im Goethe'schen Hause und wurden von Frau Aja, die noch „in ihrer alten Kraft und Liebe war", mit Allem, was heitere Laune und freigebige Gastlichkeit gewähren konnte, bewirthet. Der alte Rath Goethe erlebte noch die Freude, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe angelangt zu sehen, die damals ein Bürgerlicher in Deutschland erreichen konnte. Doch fand ihn Goethe sehr verändert und stiller; sein Gedächtniß hatte abgenommen. „Es mag ihn mächtiglich ergötzt haben", schreibt Fräulein von Göchhausen, „daß der Geh. Rath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehen ließ" — Worte, aus denen erhellt, wie man in Weimar die in den damaligen Zeiten, wo die Fürsten nur in Pomp und Etiquette reisten, höchst auffallende Reisemanier bespöttelte. „Das Wundern", heißt es in einem Briefe der Frau von la Roche an Merck, „aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirthen ist gewiß sehr groß; denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Caprice..... Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde, und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient, als Frau Goethe. Sie waren auch glücklich, vertrauter Freund und Zuschauer zu sein".

Von Frankfurt ging die Reise rheinaufwärts. In den großen Städten wurde, was Kunst- und Naturaliensammlungen Belehrendes und Genußreiches darboten, mit Sorgfalt betrachtet; vor Allem aber war der Sinn auf freien, frischen Genuß der Natur gerichtet. Auf keiner Reise hat sich Goethe mit reinerer Poesiefülle den erhabenen Naturscenen gegenübergefühlt, als auf dieser Herbstwanderung durch die Alpen. Schon in den süddeutschen Rheingegen-

den ward ihm so wohl ums Herz; „ein willkommener Athem weht durchs ganze Land; man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.“ Er fühlt sich in der Stimmung eines Pilgers, und ihm ist, als habe er vom Elternhause her „einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet“. — „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft“, fährt sein Brief an Frau von Stein fort, „treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht“. Ueberall standen die Denksteine seiner Jugenderinnerungen an seinem Wege. Am 25. Oct. verweilte er wieder an Friederikens Seite in der Sesenheimer Laube und schied mit Frieden im Herzen.

Tags darauf besuchte er Lili in Straßburg und fand sie „mit einer Puppe von sieben Wochen spielen“. Er ward mit Verwunderung und Freude empfangen und blieb bei ihr zu Tische; ihr Gemahl, Herr von Türckheim, war gerade abwesend. Er erkundigte sich nach Allem und „fand zu seinem Ergötzen, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet sei“. In Emmendingen war er am Grabe seiner Schwester; ihr Haushalt erschien ihm „wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist“. Das frühere innige Verhältniß zu Schlosser war wieder hergestellt. „Ich habe mich“, schreibt dieser an Merck, „Goethe's wieder sehr gefreut, des Herzogs auch um beider willen..... Der Herzog verdient Goethe zu haben und Herzog zu sein“.

Von dort wurde die Reise über Freiburg und durchs Höllenthal nach Basel fortgesetzt. „Die Schweiz liegt vor uns, und wir hoffen mit Beistand des Himmels in den

großen Gestalten der Welt uns umzutreiben und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden". Dies Wonnegefühl des Erhabenen, „das die Seele ganz ausfüllt und ihr die schöne Ruhe giebt", durchdringt die Schilderung der Reise durch das Birschthal, welche, damals für Frau von Stein dictirt, der erste in der Reihe der meisterhaften „Briefe aus der Schweiz" ist, die längst einen Platz unter seinen Schriften erhalten haben; wir können sie daher als bekannt voraussetzen. Ueber Münster zogen die Reisenden nach Biel, von wo aus sie die Rousseau-Insel besuchten, und dann über Murten durch die schöne Landschaft nach Bern. Hier ward diesmal nur eine kurze Rast gemacht; sie eilten dem Berner Oberlande zu und fuhren am 9. October von Thun aus über den See nach Unterseen. Während der Fahrt las Goethe aus der Bodmerschen Uebersetzung des Homer vor, welche meistens die Wirthshausunterhaltung ausmachte. In den nächsten vier Tagen durchzogen sie bei schönem Wetter das Lauterbrunnen- und Haslithal und erstiegen mehrere Höhen. Wedel wurde mehrmals durch Schwindel zum Umkehren genöthigt, von dem Goethe und der Herzog sich längst befreit hatten. Der Anblick des Staubbachs rief die schöne Ode: „Gesang der Geister über den Wassern" hervor. „Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung", ruft er entzückt aus, „reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpuncten".

Ueber Thun kehrten die Reisenden nach Bern zurück, wo sie, mehrere Tage verweilend, viele bedeutende Künstler und Gelehrte kennen lernten. Nach einem Besuch der Ufer des Neuenburger See's kamen sie am 22. nach Lausanne und sahen den Genfer See, „den Meister von allen Seen". Nicht minder wurde des Dichters Auge und Herz durch die

dort verweilende Marquise Branconi, eine Venetianerin, die Geliebte des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, gefesselt, die auch an ihm ein sichtliches Wohlgefallen fand. Das Urtheil Zimmermann's, „daß sie das größte Wunder von Schönheit sei, das in der Natur existirt", wird durch Goethe's Worte bestätigt: „sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben, einen Offenmuth, daß man eben nicht weiß, woran man ist!"

Auf Anrathen Merck's, dessen Schwiegereltern im Juralande wohnten, wurde von Nyon aus eine Seitentour nach dem Joux-Thal unternommen, und der Dent de Vaulion so wie die Dole, die höchste Spitze des Juragebirges, erstiegen. Von diesem Unternehmen berichtet uns in einfach großartiger Schilderung der Brief, welchen er in den nächsten Rasttagen in Genf für Frau von Stein dictirte und unter die „Briefe aus der Schweiz" aufgenommen hat. In Genf lernte Goethe außer andern bedeutenden Männern den großen Naturforscher Saussure, den Erforscher der Alpenkette, kennen. Auf dessen Gutachten hin wurde noch trotz der vorgerückten Jahreszeit die Reise in die Savoyer Eisgebirge gewagt, so sehr man auch von anderer Seite versucht hatte den Herzog davon abzuhalten, indem man sogar eine Staats- und Gewissenssache daraus hatte machen wollen. Wedel trennte sich auf eine Weile von den Reisenden und zog mit den Pferden vorauf durchs Waadtland nach Wallis. Die erhabene Natur, deren Anblick sie sich nicht ohne große Anstrengungen verschafften, schildern uns Goethe's Reisebriefe in ihrer unübertrefflichen edlen Simplicität. „Unterweges ist es meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselweise herbeirufe und mich mit ihnen über die herr-

lichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins, wenn schon manchmal die allzusehr ausgespannte Seele in sich selbst zusammenfiele und mit einem halben Schlaf sich erholte". Der Herausgeber der Briefe an Frau von Stein fügt mit Recht die Bemerkung hinzu: „daß diese Beschreibungen unter und nach so anstrengenden und spannenden Touren gleich mit dieser Sinnenstärke und Seelenreinheit gemacht werden konnten, läßt uns wunderbar durch all die großen und lautern Bilder das gewaltige Auge des Mannes entgegenleuchten".

Bemerkenswerth ist dabei, daß der Ausdruck der zarten Lyrik der Naturbetrachtung, worin der vorzüglichste Reiz seiner früheren Schilderungen besteht, in diesen Briefen mehr zurücktritt, wogegen die ruhige Auffassung der wechselnden Naturbilder schon die klare Einsicht des wissenschaftlichen Naturforschers vorbereitet, sowie auch in dem Herzog durch diese Schweizerreise die Liebe zur Botanik geweckt ward. Daher vermögen z. B. die Wolkenbildungen und Wolkenzüge, „die Wirthschaft" der Nebel dauernd die Aufmerksamkeit des scharfsinnigen Beobachters zu fesseln, so daß er „bei diesen Gegenständen länger verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können" wünscht. „Die Wolken", — heißt es in einer für Goethe's damalige Naturbetrachtung sehr bezeichnenden Stelle der Reisebriefe — „eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man auf dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen.

Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen". In seinen Bemerkungen über das Volk begegnen wir derselben Anhänglichkeit an die einfache, reine Sitte der in beschränkter Stille thätigen, mit der Armuth ringenden Menschen, wie in früheren Reisebriefen: „Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden".

Zu St. Moritz im untern Wallis trafen Goethe und der Herzog auf ihrer Rückkehr aus Savoyen wieder mit Wedel zusammen und zogen das Rhonethal aufwärts. Da jedoch in Oberwallis die Pferde nur mit Mühe fortzuschaffen und schwer unterzubringen waren, so ward eine abermalige Trennung beschlossen. Wedel reiste mit den Pferden über Lausanne und Bern nach Luzern, um dort den Herzog zu erwarten, welcher mit Goethe den Versuch machen wollte, zu Fuß über den Gotthard nach Uri zu gelangen. Dieser Theil der Reise war der beschwerlichste und gefahrvollste. Bis Oberwald, zwei Stunden von Münster, konnten sie noch mit einem Maulthier, welches das Gepäck trug, vordringen. Hier wurden zwei Führer mitgenommen. Am Rhonegletscher vorbei durchschritten sie — es war der 12. November — zu Fünfen, von Lawinen bedroht, die weitausgedehnte einsame Schneefläche; außer einem Lämmergeier ward nichts Lebendes erblickt. Der Zug ging hinter einander fort. Der Vorderste, der die

Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel im Schnee. Die Führer selbst sahen dies kühne Unternehmen als ein Abenteuer an, womit sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu Gute thun könnten. Mit einbrechender Nacht langten sie nach einem sechsstündigen Marsche in Realp an, wo sie bei den Kapuzinern ein Obdach fanden. Am folgenden Tage erreichten sie nach einigen Stunden Weges das Hospital im Urserenthal, wo Goethe zum erstenmal wieder die Bahn seiner vorigen Schweizerreise betrat. Die munteren Wanderer stiegen noch an der Reuß aufwärts nach der Höhe des Gotthard, wo sie bei den Kapuzinern eine Nacht rasteten. Die grimmige Kälte erlaubte kaum, auf Augenblicke vor die Thür zu treten, um den Anblick der ringsum gelagerten schneebedeckten Gipfel zu genießen. Lebhaft bewegte den Dichter die Erinnerung an die Tage, wo er sich hier vor vier Jahren „mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen" aufhielt und, von Sehnsucht nach der Geliebten ergriffen, Italien den Rücken wandte, wodurch er, sein Schicksal nicht ahnend, „seiner jetzigen Bestimmung entgegenging". Aufs neue tauchten diesmal Gedanken an eine Reise nach Italien auf, aber es ward beschlossen umzukehren. „Auch jetzt reizt mich Italien nicht" — schreibt er an Frau von Stein. „Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo, daß es nicht gut wäre länger vom Hause zu bleiben, daß ich Euch wieder sehen werde, Alles wendet mein Auge zum zweitenmal von dem gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde". Vom Gotthard reiste er mit dem Herzog durch Uri über den Vierwaldstätterse nach Luzern, wo sie wieder mit Wedel zusammentrafen; hier ward die Beschreibung der Reise nach Savoyen und bis Martinach dictirt. Sie ritten dann nach Zürich, wo sie, um Lavater recht zu genießen, bis zum 2. December verweilten.

Lavater wiederzusehen, „nach der ganzen Schweiz den reinen Eindruck von ihm zu nehmen", „sich mit ihm im Stillen über den Herzog zu freuen", dem noch des Freundes mildredende Lippe das Haupt mit köstlichem Oele salben solle, — diese frohe Aussicht begleitete Goethen während seiner Reise, und seine Briefe an Lavater sprechen eine gehobene Pilgerstimmung in herzlichsten Worten aus. Schon von Thun aus schrieb er ihm am 8. October: „Ja, lieber Bruder, Dich wieder zu sehen ist einer meiner beständigsten Wünsche diese Jahre her und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören. Wir wollen wechselsweise Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken ..... Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können nichts davon sehen noch hören. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich in Dein Herz zu legen". Diese verehrungsvolle Liebe konnte sich daher zu der Hoffnung erheben, daß sie künftig einander noch mehr werden würden, und ließ vergessen, daß ihre Ansichten über Geist und Natur, Göttliches und Menschliches sich noch schärfer als vordem geschieden hatten. Doch verschwieg Goethe, als er zu Genf durch Tobler die Handschrift von Lavater's poetischer Bearbeitung der Offenbarung Johannis erhielt, weder sich noch dem Verfasser, daß ihm das Ganze fatal sei, daß er das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden könne, und sie daher wohlthun würden, einander ihre Particular-Religionen ungehudelt zu lassen. Er fügt dann die für ihren beiderseitigen Standpunct höchst bezeichnende Aeußerung hinzu: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen u. s. w.

göttlicher — wenn je was Göttliches daſein ſoll, — als die ſieben Botſchafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu ſein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher".

Es waren glückliche Stunden der reinſten Seelenſtimmung, der innigſten Herzensgemeinſchaft, welche er aufs neue an Lavater's Seite verlebte; dies Wiederſehen ward für ihn, wie er gehofft hatte, „Siegel und oberſte Spitze der ganzen Reiſe": kein Mund ſpreche die Trefflichkeit dieſes Menſchen aus; er ſei und bleibe „ein einziger Menſch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen könne", er ſei „die Blüthe der Menſchheit". Ein herrliches Bekenntniß legt er als ein Zeugniß jener geſegneten Stunden der Freundſchaft ab: „Es iſt uns allen eine Kur, um einen Menſchen zu ſein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und ſtrebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und ſeine Freunde mit unglaublicher Aufmerkſamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut..... Die Wahrheit iſt einem doch immer neu, und wenn man wieder ſo einen ganz wahren Menſchen ſieht, meint man, man käme erſt auf die Welt. Aber auch iſt's im Moraliſchen wie mit einer Brunnenkur..... Erſt hier geht mir recht klar auf, in was für einem ſittlichen Tod wir gewöhnlich zuſammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in ſich nie dürr und nie kalt iſt. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieſer uns nach Hauſe begleite, daß wir unſere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen". „Wann werden wir lernen" — ſchreibt er unter ähnlichen Bekenntniſſen an Knebel — „uns der eingebildeten Uebel entſchlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente ans Herz legen!".

Die Reisenden gingen von Zürich an den Bodensee und von da nach Schaffhausen, wo Lavater sie überraschte und noch einen Tag mit ihnen zubrachte. Im Fischhause am Rheinfall geriethen Goethe und Lavater in eine ausführliche Abhandlung über das Erhabene, deren der Herzog noch in einem späteren Briefe an Knebel mit sichtlicher Freude gedenkt. Hier nahmen sie am 8. December vom Schweizerlande Abschied.

Während der Heimkehr aus der Schweizer Gebirgsgegend reifte noch eine liebliche poetische Frucht der Reise, das Singspiel Jery und Bätely, eine Schweizeridylle in dramatischer Form, durchweht von der reinen Gebirgsluft der Alpen, in die es uns versetzt. Es sind „edle Naturen in Bauernkleidern", deren Handlung uns anschaulich machen soll, wie der Mann des Mädchens spröden Sinn bezwingt und ihre Liebe gewinnt, indem er sich für sie in Gefahr begiebt und ihr dadurch Vertrauen auf seinen Beistand einflößt; indeß gesteht der Dichter selbst, dies Singspiel bloß auf musikalischen und theatralischen Effect gearbeitet zu haben. Am 20. December sandte er von Frankfurt aus das Stück an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich mit den Worten: „ich muß bitten, sich fein bald drüber zu machen, damit es bei uns zu einer Zeit aufgeführt werden kann, wo das Interesse der Schweizer Erzählungen noch nicht verraucht ist", und abermals in zweiter Abschrift am 30. Januar 1780 mit einer ins Einzelne gehenden Anweisung über die Composition; er sprach darin den Wunsch aus, daß „der reine einfache Adel der Natur in einem wahren angemessenen Ausdruck sich immer gleich bleibe". Am 12. Juli erfolgte die erste Aufführung mit Seckendorf's Composition. Die Erweiterung des Schlußgesanges ist erst im Januar 1825 auf zufällige Veranlassung entstanden.

In Stuttgart bekam der Herzog Luſt an den Hof zu gehen und verweilte eine ganze Woche dort, indem die Schneider erſt in Bewegung geſetzt wurden, um die einfache Garderobe der Touriſten mit Hofkleidern zu vertauſchen. Herzog Karl von Würtemberg bezeigte dem Herzog von Weimar, ohne das Incognito zu brechen, die möglichſte Aufmerkſamkeit. Goethe wohnte vom 11.—15. Dec. nebſt dem Herzoge an der Seite des Herzogs Karl den Feierlichkeiten des Jahrstags der Militärakademie bei. Hier ſah der damals zwanzigjährige Schiller, der bei der Preisvertheilung vier Preiſe erhielt, im Stillen bereits mit ſeinem dramatiſchen Erſtlingswerk beſchäftigt, zum erſtenmal den Dichter vor ſich, an deſſen Götz und Werther er ſich erwärmt hatte und dem er die Bahn des Ruhmes nachzuſchreiten begann.

Das „Herumſchleppen an den Höfen“ — der Weg ging über Karlsruhe, Mannheim, Darmſtadt nach Frankfurt — wollte übrigens Goethe nicht behagen. „Der Herzog“ ſchreibt er an Frau von Stein, „iſt munter und erkennt ſich nach und nach im alten Elemente wieder, beträgt ſich vortrefflich und macht köſtliche Anmerkungen. Von mir kann ich das nicht rühmen; ich ſtehe von der ganzen Nation ein für allemal ab, und alle Gemeinſchaft, die man erzwingen will, macht was Halbes..... Es iſt unglaublich, was der Umgang mit Menſchen, die nicht unſer ſind, den armen Reiſenden abzehrt; ich ſpüre jetzt manchmal kaum, daß ich in der Schweiz war“. Dabei lag auch die Beſorgniß nahe, daß das Hofleben wieder in der Seele des Herzogs die reinen Eindrücke, die ſie in der Schweiz erhalten hatte, verlöſchen könne, womit denn auch die Aeußerung der Herzogin Amalia: „Gott gebe, daß die weimariſche Atmoſphäre nichts wieder verdirbt!“ übereinſtimmt.

Am 13. Januar 1780 trafen ſie nach einer Abweſen-

heit von vier Monaten in Weimar wieder ein. Erſt hier arbeitete Goethe, zum Theil während ihn eine damals Europa durchwandernde Schnupfenſeuche ans Zimmer feſſelte, die zweite Hälfte der Briefe aus der Schweiz aus, die Beſchreibung der Reiſe von Martinach durch Wallis auf den Gipfel des Gotthard. Sie verdient ganz die Bewunderung, die ihr beim erſten Vorleſen im weimariſchen Hofkreiſe gezollt ward; Wieland bezeichnete ſie als eine von Goethe's meiſterhaften Productionen, die mit dem ihm eigenen großen Sinne gedacht und geſchrieben ſei. Goethe befand ſich diesmal in dem Fall, die Lobſprüche Wieland's mit einer gleichen Spende erwidern zu können, indem dieſer während des letzten Winters den Oberon beendigt hatte. Er erhielt von Goethe einen Lorbeerkranz zugeſandt. Wie ernſt und aufrichtig dies gemeint war, geht aus den ſchönen anerkennenden Worten an Lavater hervor: „ſo lange Poeſie Poeſie, Gold Gold, Kryſtall Kryſtall bleibt, wird auch Oberon als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden". Vergeſſen wir dabei nicht, daß die ſchönſten Blüthen der Wieland'ſchen Poeſie vom „Wintermärchen" bis zu „Gandalin" und „Oberon", womit ſie den glücklichen Wettſtreit mit Arioſt verſuchte, ſich am Strahl des Goethe'ſchen Genius entfalteten, daß dieſe Dichtungen ohne die Einwirkung Goethe's, der dem ermattenden Dichtergeiſte Wieland's neue Kraft und Wärme mittheilte, in unſerer Literatur ſicherlich nicht vorhanden ſein würden.

Den Herzog fand man nach der Rückkehr ſehr zu ſeinem Vortheil verändert; doch ward alles Andere faſt über der großen Neuigkeit vergeſſen, daß er ſich den Haarbeutel abſchneiden ließ und „einen Schwedenkopf" trug. Wieland rühmt auch die Beſonnenheit in Goethe's öffentlichem Benehmen. Die neidiſchen Gemüther fingen an ſich

zu beruhigen. Goethe selbst schrieb um jene Zeit in sein Tagebuch die Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können". Der gehobenen Stimmung, mit der er mit seinem fürstlichen Freunde, seinem eigenen Ausdrucke gemäß, „eine neue Lebensepoche antrat", entsprach es, daß er sich am nächsten Johannisfeste (23. Juni 1780) in die Freimaurerloge aufnehmen ließ. Der Herzog folgte am 5. Februar 1782.

Das dankbare Gefühl, mit welchem Goethe auf den glücklichen Verlauf der Reise — Wieland nannte sie eins der meisterhaftesten Dramata Goethe's — und ihre segensreichen Folgen blickte, veranlaßte ihn zu dem Entwurf eines Monuments, das in den neuen Parkanlagen einen Platz finden sollte, „um dem Herzog in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung an die glücklich vollbrachte Reise zu sein". Er theilte seine Idee ausführlich in einem Briefe an Lavater mit, weil er durch ihn eine geschickte Zeichnung eines Denkmals von Füßli's Künstlerhand zu erwirken hoffte. Das Project wurde später aufgegeben. Seiner Idee nach sollte auf der einen Seite des viereckigen Monuments die Inschrift stehen: Fortunae duci reduci natisque Genio et Termino ex voto (Dem hin- und heimführenden Glücke und seinen Söhnen dem Genius und Terminus nach einem Gelübde); Abbildungen dieser Gottheiten sollten die übrigen Felder einnehmen. Die Erläuterung dieses Entwurfs verräth aufs sinnigste seine dankbare Empfindung: „Sowohl auf dieser Reise, als im ganzen Leben, sind wir diesen Gottheiten sehr zu Schuld-

nern geworden. Das erſte Mal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zuſammen den erſten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem ſchönſten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der ſpäten Jahreszeit, Alles mit günſtiger Sonne und Geſtirnen; den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiſte, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurückſehe, wir zu ſo Manchem, das unſere Reiſe ganz macht, nicht durch unſere Wege und Wollen geleitet worden ſind; und dann am Ende, daß wir auch durch den ſchönen Glücksſohn bedeutet wurden, wo wir aufhören, wo wir einen Grenzbogen beſchreiben und wieder zurückkehren ſollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unſere Zurückgelaſſenen hat und haben wird: das alles zuſammen giebt mir eine Empfindung, die ich nicht ſchöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menſchen Gott verehrt haben".

Viertes Capitel.

1780. 1781.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen".

Diese aus frischer Lebensfreudigkeit, aus dem Frohgefühl einer zum Höchsten hinanstrebenden Thätigkeit hervorquellenden Worte, die er im Sommer des Jahres 1780 an Lavater aussprach, stehen als eine erhebende Inschrift über dem Eingange zu den beiden folgenden Lebensjahren unsers Dichters, zu denen das Jahr der Iphigenie und der Schweizerreise die Vorhalle und Weihe war. Aus der

Mannigfaltigkeit einer nach allen Seiten taſtenden unermüdlichen Thätigkeit entwickelte ſich ſein Geiſt zu immer größerer Klarheit und Sicherheit; mit innigem Behagen erfüllt ihn das Bewußtſein der Planmäßigkeit und Umſicht in Geſchäften, das Gefühl der Selbſtbeherrſchung und ſittlichen Stärke, und, auf dem ſichern Mittelpunct ſeiner Individualität ruhend, breitet er ſich mit einer wunderſamen Elaſticität des Geiſtes in den Gebieten des Wiſſens aus. Sorge und Mißmuth über die läſtigen Forderungen des Tages ziehen nur hin und wieder gleich leichten Wölkchen an dem reinen Aether der Seele vorüber; die Liebe und die Poeſie ſteigen jetzt in voller Reinheit als Morgen- und Abendſtern des Daſeins vor dem geweihten Auge des Dichters empor.

Seine Amtsgeſchäfte blieben die bisherigen; aber ſie greifen minder ſtörend in den Gang ſeines Innern ein, wenn er auch mitunter über die „leidige" Kriegscommiſſion klagt (einen läſtigen hemmenden Collegen ward er jetzt zu ſeiner Freude los), und in ſeinem Tagebuche bemerkt, daß er ſich's recht ſauer werden laſſe; doch meint er, viel ſaurer würde es ihm noch werden, wenn er ſich als einen Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfniſſe willen anſehen müſſe. „Glauben Sie mir", ſchreibt er der Mutter, „daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle dieſe Aufopferungen freiwillig ſind, und daß ich nur dürfte Poſtpferde anſpannen laſſen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wiederzufinden". In dieſer Geſchäftsthätigkeit begegnen wir wiederholt dem mit den Jahren mehr und mehr zunehmenden Sinn für Ordnung und Genauigkeit. In der Kriegscommiſſions-Repoſitur will er es „ſo ſauber ſchaffen, als wenn's die Tauben geleſen hätten". Dies erſtreckt ſich auch auf ſeine Privatangelegenheiten; er merkt in ſeinem Tage-

buch manchen aufräumenden und ordnenden Tag an und schreibt an Lavater: „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung und laß sie lieber heften, wie ich es mit den Deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren". In Allem zeigt sich ein consequentes Bemühen, mäßiger und haushälterischer zu sein und besonders die Zeit, den kostbaren Schatz, zu sparen. Dennoch finden wir ihn nicht in jener Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, in die er sich früher periodisch aus dem Treiben der Welt rettete, so daß er den Freunden launisch und kalt erscheinen konnte. Sein Herz öffnet sich mehr der Freundschaft; nicht bloß der bewährten Freundin theilt er das Geheimste seiner Seele mit, auch die Freunde zog er durch die Milde, die jetzt sein Gemüth durchwehte, enger an sich. Wieland berichtet, er sei so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei. Mit Knebel verkehrte er inniger, denn je. Herder, der sich mehrere Jahre kalt gegen ihn verschlossen hatte, so daß Goethe noch im August 1780 an Lavater die Klage ausspricht, er mache sich und Andern das Leben sauer, näherte sich ihm, und es schloß sich seit 1781 wieder ein engeres Freundschaftsband. Wahrscheinlich ist er gemeint, wenn Goethe in den Schlußworten seines Tagebuchs von 1781 seine Freude äußert, die dicke Haut mehrerer Personen durchbrochen zu haben. Unterm 21. Sept. schreibt Goethe an Knebel: „Mit Herdern bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können".

Mit dem erneuten Streben nach freundschaftlichen Ver-

bindungen erwachte auch das Verlangen, Leſſing aufzuſuchen; ſchon war der Plan zu einer Reiſe nach Wolfenbüttel gefaßt, als er die Nachricht von dem Tode des großen Mannes erhielt, deſſen Werth er mit immer gleicher Verehrung anerkannt hat. Freunde früherer Jahre beſuchten ihn in Weimar, unter ihnen Behriſch und Gotter. Mit Merck traf er im Herbſt 1780 auf einen Tag zuſammen. Beſonders erfreute ihn das längere Zuſammenſein mit ſeinem Jugendfreunde, dem Muſiker Kayſer, mit dem er viele Geſpräche über Muſik hatte. Goethe bemühte ſich, für die Fortbildung ſeines Freundes zu ſorgen. Kayſer wurde nach Wien geſchickt, um ſein Talent unter Gluck's Leitung auszubilden. Karl Auguſt und Goethe verſahen ihn mit dem nöthigen Gelde. „Glaub' mir", ſchreibt er damals an ſeine Freundin, „ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du haſt mir den Genuß im Gutsthun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich that's aus Inſtinct, und es ward mir nicht wohl dabei". In der Aeußerung, daß auf dieſem beweglichen Erdball nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wiſſenſchaften die einzige Freude und Ruhe ſei, ſpricht ſich der ſittliche Friede ſeines Innern in einfach ſchönen Worten aus.

Mit dieſem frohen Selbſtgefühl floß auch die Freude über die Entwickelung ſeines jungen fürſtlichen Freundes zuſammen, der ihm täglich zu wachſen und „von den Feſſeln, an denen ihn die Geiſter führten", ſich mehr und mehr frei zu machen ſchien. In vertraulicher Mittheilung unterdrückt er auch nicht ganz den Unwillen, wenn er ihn zwiſchen großen und thörichten Unternehmungen hin und her ſchwanken ſieht und beklagt dabei, daß ein Fürſt, der etwas angreifen wolle, nie in die Gelegenheit komme, die Dinge im Alltagsgang von unten auf zu ſehen. Aber wiederholt hat

er denn auch Anlaß, den „guten, braven" Sinn des Herzogs in mancher „sinnigen Unterredung" anzuerkennen. Ihr Verkehr bestand in alter Innigkeit fort. Noch waren sie zusammen auf häufigen Ausflügen nach dem thüringischen Städten, nach Leipzig und Dessau. Doch versucht Goethe schon, sich nach und nach von den Excursionen des allzu beweglichen Fürsten zurückzuziehen, da der Gewinn an Lebenserfahrung und Naturgenuß nicht mehr den Verlust der Zeit aufwog, zumal da Goethe außerdem durch sein Amt zu wiederholten Streifzügen durch das weimarische Land genöthigt ward.

Wenn wir uns erinnern, wie viel Werth Goethe darauf legte, in des Herzogs Seele die in der Schweiz erhaltenen sittlichen Eindrücke und männlichen Entschlüsse lebendig zu erhalten, so werden wir nicht verkennen, daß der bald nach der Rückkehr mit Eifer ergriffene Plan, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar, des ruhmvollen Vorfahrs seines Fürsten, zu beschreiben, in enger Beziehung zu jener Absicht steht. Goethe erkannte, daß in dem Charakter „dieses als Helden und Herrschers sehr merkwürdigen Mannes, der in seiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schicksals und der Menschen gewesen sei", manche Züge sich fänden, die in dem Fürsten, dem er nahe stand, wiederkehrten. Ihn wollte er daher als lebendiges Zeugniß des ruhmgekrönten kühnen Strebens hinstellen, ein anziehendes Charakterbild des in verworrener Zeit muthvoll handelnden Mannes. Man möchte fragen, warum nicht der Dichter des Götz und des Egmont die dramatische Kunstform der historischen Erzählung vorzog. Allein die Mühe, die ihn noch immer von den historischen Scenen des Egmont zurückschreckte, mochte ihm ein ähnliches Unternehmen bedenklich erscheinen lassen, zumal die Rücksichten auf den Hof seine dichterische Freiheit beengt haben würden.

Er entſchloß ſich daher zu einer hiſtoriſchen Darſtellung und war im Frühjahr 1780 mit dem Sammeln des Materials eifrigſt beſchäftigt. Der Herzog intereſſirte ſich ſehr für das Werk. Er erwirkte für Goethe die Benutzung des gothaiſchen Archivs und verſuchte auch, obwohl vergeblich, bei einem gewiſſen Albrecht Friedrich von Erlach, Baron von Spiez, die Herzog Bernhard betreffenden Papiere aus dem Erlach'ſchen Familienarchive zu Spiez bei Bern mitgetheilt zu erhalten. Indem Goethe dem Herzog Ernſt für die Ueberſendung von funfzehn Bänden Bernhard'ſcher Papiere ſeinen Dank ausdrückt (28. Febr. 1780), fügt er hinzu: „Ich wünſchte auf die würdigſte Weiſe dem Hauſe Sachſen, dem ich mich gewidmet habe, in einem ſeiner größten Männer meine Verehrung bezeugen zu können, ob ich mir gleich nicht mehr zutraue, als daß vielleicht meine Bemühung einen Andern, der dieſem Geſchäfte mehr gewachſen iſt, aufweckt und reizt". An Merck berichtet er unterm 7. April: „Zur Geſchichte Herzog Bernhards habe ich viele Documente und Collectaneen zuſammengebracht [der in Ilmenau ſich aufhaltende Kraft war ihm beim Excerpiren beſonders behülflich], kann ſie ſchon ziemlich erzählen, und will, wenn ich erſt den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anekdoten recht zierlich zuſammengelegt, ausgeſchmückt und eine Menge ſchönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgeſtreut habe, ihn einmal bei ſchöner trockener Nachtzeit anzünden und auch dieſes Kunſt- und Luftfeuer zum Vergnügen des Publici brennen laſſen". An Lavater berichtet er noch im Juni, daß er die Zeit erwarte, wo es ihm vielleicht glücken werde, ein Feuerwerk daraus zu machen. Wir kennen bereits Goethe's Eigenthümlichkeit — er ſelbſt bezeichnet ſie als eine ſeiner Unarten —, ein Project raſch zu ergreifen und dann bei vermindertem

Interesse liegen zu lassen. Durch andere Pläne von größerm poetischen Reiz ward nach und nach die historische Arbeit in den Hintergrund geschoben. Er sah bei fortgesetztem Studium ein, daß das Leben Bernhards sich nicht als ein einzelnes biographisches Gemälde absondern lasse, sondern sich auf dem weiten Tummelplatz des dreißigjährigen Krieges ausbreite und zu einer Darstellung der gleichzeitigen politischen Verhältnisse und einer Geschichte des Krieges erweitere. Die Ereignisse des jugendlichen Helden „machten kein Bild", und wo dieser Kunstform nicht Genüge geleistet ward, ließ sich unser Dichter nicht fesseln. Auch Schiller brachte seinen Vorsatz, Bernhard zum Helden einer Tragödie zu machen, wohl aus gleichen Gründen nicht zur Ausführung. Ueberdies war zu einer umfassenden historischen Arbeit über jene verworrene Epoche der deutschen Geschichte ein folgerechtes gründliches Geschichtsstudium erforderlich, wozu es Goethe damals an Zeit und Lust gebrach, weshalb er zu dem Ausweg sich entschlossen hatte, nur einen ersten Band zu schreiben und auf die Darstellung der welthistorischen Begebenheiten in Bernhards letzter Lebensperiode zu verzichten. Auch dies unterblieb [81]). Uebrigens waren die dadurch veranlaßten historischen Studien für Goethe nicht ohne Gewinn; sie schlossen sich an die Vorstudien zum Götz und Egmont, die ihm die tiefere Einsicht in die Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts verschafft hatten, in richtiger Folge an und führten ihn zu einer gründlicheren Kenntniß des siebzehnten Jahrhunderts. Häufiger als früherhin finden wir unter den Werken, deren Lectüre ihn beschäftigte, auch Geschichtswerke verzeichnet. Mittelbar kam die Anregung des historischen Sinnes dem Egmont zu Gute, zu dem er im Jahre 1781 zurückkehrte.

Goethe's wissenschaftliche Studien wandten sich nach der Schweizerreise mit immer größerer Entschiedenheit den

Naturwissenschaften zu. In dem einige Jahre früher niedergeschriebenen aphoristischen Aufsatze „die Natur" spricht sich noch jene pantheistische Mystik der Naturbetrachtung aus, deren ahnungsvolle Antithesen seine Dichtungen so schön kleiden. In Bezug zu diesen naturphilosophischen Phantasieen bezeichnet Goethe die Stufe der Einsicht, zu der sich damals sein Geist ausgebildet hatte, als „einen Comparativ, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt sei", und blickt „nicht ohne Lächeln" auf jene Vorstufe zurück. Dieser gehört noch der Entwurf zu einem Romane über das Weltall an, den er 1781 durchdachte. Die Idee zu demselben ward wahrscheinlich durch Buffon's „Epochen der Natur" angeregt, ein Werk, das Goethe's Naturanschauung höchst förderlich entgegenkam, indem es die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Beziehungen sich begegnendes Ganzes auffaßte; in einem Briefe an Merck (7. April 1780) ereifert er sich gegen Georg Forster, der es für einen Roman erklärt hatte.

Mehr und mehr begegnen wir von jetzt an seinen consequenten Bemühungen, sich des Details der Naturerscheinungen durch Sammlungen, Versuche und Lectüre zu bemächtigen. Reisebeschreibungen widmete er ein fleißiges Studium; besonders gewährte ihm Saussure's Beschreibung der Alpenreise hohen Genuß und reiche Belehrung. Seit mehreren Jahren war durch das Interesse für den Bergbau die Erforschung der Gebirgsbildung ihm nahe gelegt; eine geognostische Karte von der Umgegend Ilmenau's hatte er durch Sachverständige, die er aus Sachsen herbeizog, anfertigen lassen. Er ergab sich, wie er gegen Merck äußert, den mineralogischen Forschungen „mit einer völligen Leidenschaft" und hatte große Freude daran. Dazu benutzte er den häufigen Aufenthalt in Ilmenau und die Streifzüge

durch das Thüringerland. Daß er am 4. Sept. 1780 ſich aufs neue auf der Höhe des Brockens befand, erſehen wir aus einigen von ſeiner Hand im Brockenbuche aufgezeichneten lateiniſchen Zeilen. „Wir ſind", ſchreibt er am 7. Sept., „auf die hohen Gipfel geſtiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächſte Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Menſch, der darüber klar ſieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht ſchöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und ſie in der Wahrheit ausweiten". Von Karl Wilhelm Voigt, den der Herzog auf der Freiberger Bergakademie hatte ausbilden laſſen, wurde die weſtliche Seite des Thüringer Gebirges vom Ettersberg bis zur Rhön geognoſtiſch unterſucht. Goethe vervollſtändigte zugleich ſeine mineralogiſchen Sammlungen und brachte „die meiſten Stein- und Gebirgsarten aus allen dieſen Gegenden beiſammen". „Durch dieſes alles zuſammen" — fährt er in dem Briefe an Merck (Octbr. 1780) fort — „und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande, einen kleinen Aufſatz [82]) zu liefern, der gewiß intereſſant ſein ſoll. Ich habe jetzt die allgemeinſten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles auf einander ſteht und liegt, ohne Prätenſion, auszuführen, wie es auf einander gekommen iſt. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, ſo fang' ich erſt jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unſerer Gegenden umgeſchlagen habe, auch die Erfahrungen Anderer zu ſtudiren und zu nutzen..... Ich bin überzeugt, daß bei ſo viel Verſuchen und Hülfsmitteln ein einziger großer Menſch, der mit den Füßen oder dem Geiſt die Welt umlaufen könnte, dieſen ſeltſam zuſammengebauten Ball ein für allemal erkennen und uns beſchreiben könnte". Die Forſchungen wurden ein neuer geiſtiger Berührungspunct zwiſchen Goethe und Merck,

welcher sich durch seine mineralogischen Forschungen die Anerkennung der Meister der Wissenschaft erwarb.

Mit gleichem Eifer warf sich Goethe im folgenden Jahre auf das Studium der Anatomie und Osteologie, das ihn schon in seinen Jugendjahren lebhaft angezogen hatte. Die Uebungen im Zeichnen und die Physiognomik führten ihn häufig dahin zurück. Die Abschnitte in Lavater's physiognomischen Fragmenten von dem Geschlechtsunterschiede der Menschen von den Thieren und von Thierschädeln sind von Goethe's Hand. Jetzt begann er unter Anleitung des Professors Lober zu Jena ein genaues wissenschaftliches Studium, weshalb er sich im October 1781 einige Zeit dort aufhielt, und suchte durch mündlichen Vortrag seinen Kenntnissen mehr Zusammenhang und Klarheit zu geben. Er schrieb darüber im November an Merck und an Lavater: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichen-Akademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein jeder und macht sie sich zu eigen. Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen".

Die Zeichenschule, die er hier erwähnt, bestand seit

kurzem unter der Leitung des Malers Kraus und pflegte seit 1779 den Geburtstag des Herzogs durch eine öffentliche Ausstellung ihrer Zeichnungen zu feiern. Goethe widmete dieser durch ihn hervorgerufenen Anstalt seine thätige Theilnahme. Seine eigenen Uebungen im Zeichnen wurden mit Ausdauer fortgesetzt. Von Landschaften ging er mehr zum Copiren ausgezeichneter Kupferstiche über, in denen er die menschliche Gestalt studiren konnte; daher übte er sich auch im Zeichnen nach dem Nackten, wovon der Schluß der Werther'schen Schweizerbriefe uns in ausführlicher Schilderung Bericht erstattet. Er machte selbst Versuche im Porzellanmalen, um der Freundin eine Freude zu machen. Die durch Merck angeregte Liebhaberei des Herzogs, werthvolle Handzeichnungen und Kupferstiche zu sammeln, verschaffte Goethe eine gründlichere Einsicht in die Geschichte der Kunst und die Richtungen der einzelnen Malerschulen, und er fing an, für sich zu sammeln. Außer den Niederländern fand die deutsche und italienische Schule mehr und mehr Beachtung; Mengs' Schriften studirte er mit großer Befriedigung und Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit. Vor Albrecht Dürer gesteht er alle Tage mehr Respect zu bekommen. Nach Rafael ward copirt. „Ach Gott", ruft er beim Anblick der schönen Caracche aus, „daß man so lange leben muß, eh' man so was sieht und sehen lernt!" Besonders bemühte er sich, solche Blätter zu erhalten, wo „die erste unmittelbarste Aeußerung des Künstlergeistes" ausgedrückt war. Damals wurde die später so innige Freundschaft mit dem Maler Heinrich Wilhelm Tischbein angeknüpft. Dieser war 1779 vom Landgrafen von Hessen-Cassel zu einer Reise nach Italien mit Geldmitteln versehen worden, um sich für seine Kunst auszubilden. Bald nach seiner Ankunft in Rom hörte die Unterstützung auf. In die dürftigste Lage versetzt, begab

er sich nach Zürich. Auf Lavater's Empfehlung verwandte sich Goethe für ihn beim Herzog von Gotha und erwirkte die zum ferneren Aufenthalt in Italien erforderliche Unterstützung. Fügen wir noch hinzu, daß er manche Stunde mit dem Bildhauer Klauer zusammen war, der damals unter andern auch des Dichters Büste verfertigte, daß er sich mit Kayser über musikalische Arbeiten besprach, und man sich um diese Zeit in Weimar mit der Aufführung größerer Musikwerke, z. B. des Händel'schen Messias, beschäftigte, so zeigt sich uns ein Streben, wie die Natur, auch das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern und durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Inzwischen ward auch die dramatische Kunst noch wie vordem in Ehren gehalten. Ein neues Theater war eingerichtet worden, und Goethe wirkte bei Theaterproben und Aufführungen eben so eifrig mit, wie bei Feuerspritzenproben und Feuersbrünsten, die mehr denn je im Sommer 1780 seine Sorge in Anspruch nahmen. In Seckendorf's Kallisto spielte Goethe „eine schlechte Rolle mit großem Fleiß". Jery und Bätely (nach Seckendorf's Composition) schloß sich an. „Ist Kallisto ein schlechtes Stück", — so äußert er sich nach diesen Aufführungen — „und Bätely schlecht componirt, es unterhält mich doch. Das Theatralische ist noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe". Die Wahrheit dieser Bemerkung beweisen die in jenen Jahren gearbeiteten ersten Bücher des Wilhelm Meister.

. Während des Sommers 1780 war wieder „Lust und Leben" in Ettersburg. „Das dramatische Wesen", schreibt Herzogin Amalia an Merck, „hat seinen glücklichen Fortgang, und Freund Wolf thut treulich das Seinige dazu". Oeser kam im Juni wieder an und brachte nicht nur wieder herrliche Kunstsachen mit, sondern nahm sich auch

der Decorationsmalerei an. Goethe, welcher sich schon mit dem Entwurf zum Torquato Tasso trug, sah sich dadurch veranlaßt, nochmals die humoristische Dichtung früherer Zeit wieder zu erwecken. Da ihn das durch die Iphigenie neubelebte Studium des Euripides mehr mit dem griechischen Drama vertraut gemacht hatte, so erheiterte er sich damals manche Stunde mit der Lectüre der Komödien des Aristophanes und wählte sich eine derselben, die Vögel, zu einer freien Bearbeitung aus. Diese ward mitten unter vielfachen Geschäften in der frohen Laune einiger Sonntagsstunden zu Stande gebracht. Er wollte, um den Stoff kurz zusammenzudrängen, bloß „den Rahm abschöpfen". Nur die Hauptmotive sind dem griechischen Komödiendichter, „dem ungezogenen Liebling der Grazien", wie er im Epilog treffend genannt wird, entlehnt; im Uebrigen läßt der Dichter seine Laune frei walten und würzt sein Lustspiel mit Beziehungen auf moderne Verhältnisse. Zwei Literaten, die mit ihrer Existenz unzufrieden sind, weil sie in ihrer Heimat immer weniger haben, als sie brauchen, und für ihre Mühe, im Wirthshause zu sitzen, nicht einmal bezahlt werden, suchen den Schuhu auf, den großen Criticus, der mit Allem unzufrieden ist, mit allen Malcontenten in Correspondenz steht, und dem man deshalb große Kenntniß zuschreibt. Durch diesen hoffen sie zu der Stadt ihrer Hoffnungen gewiesen zu werden, wo sie alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen werden, wo vornehme Leute bereit sind, die Vortheile ihres Standes mit ihnen zu theilen, wo die reichen Leute Zinsen geben, damit man ihnen nur das Geld abnimmt und verwahrt, und wo ein Mann, der ein gutes Buch geschrieben hat, gleich auf Zeitlebens in Allem freigehalten wird. Von dem Schuhu abgewiesen, gerathen sie unter die Krallen der Vögel, welche sie dadurch zu gewinnen wissen, daß sie

ihnen vorſchwatzen, die Vögel ſeien das erſte, urälteſte Geſchlecht, vom Schickſal beſtimmt, Herren des Himmels und der Erde zu ſein, und das Reich der Lüfte ſei das größte und unüberwindlichſte, das über alle Reiche herrſchen werde, wenn ſie es mit vereinten Kräften einzurichten und ihre Macht zu gebrauchen lernen. Hier, wo der Aufbau des Staats zwiſchen Himmel und Erde beginnen ſoll, bricht die Dichtung ab. Der Epilog ließ eine Fortſetzung hoffen, welche aber unterblieben iſt. Die politiſch-ſociale Tendenz dieſes Luſtſpiels, worin manche Ideen der ſpäteren Revolutionszeiten anklingen, hat ihre Grundzüge ſchon in der Dichtung des Ariſtophanes.

Die Vorſtellung zu Ettersburg (18. Auguſt), bei der Goethe den Treufreund ſpielte, machte, wie Wieland an Merck berichtet, „einen gar poſſierlichen Effect“. Die Vögel wurden von lebenden Perſonen in Vogelfederſchmuck dargeſtellt; Köpfe, Flügel und Schwänze konnten bewegt werden; Eule und Schuhu ließen die Augen rollen. „Außer der mächtigen Freude“, fährt Wieland fort, „die der Herzog und die Herzogin-Mutter an dieſem Ariſtophaniſchen Schwank gehabt hat, iſt's auch für Goethens Freunde tröſtlich zu ſehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien ſeiner Miniſterſchaft noch ſo viel gute Laune im Satz hat“. Die poetiſche Laune verließ ihn auch nicht, wenn er ſich im Winter durch die Hofvergnügungen, welche durch zahlreiche fürſtliche Beſuche belebt wurden, genöthigt ſah, „im Dienſte der Eitelkeit die Feſte der Thorheit zu ſchmücken und mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth zu übertäuben“. Er ſchließt dieſe Klage an Lavater mit der Bemerkung, daß es noch gehe, da er dieſe Sachen als Künſtler tractire; er hätte hinzufügen können, daß die anmuthige Gegenwart der geliebten Freundin ihm bei dieſen Hoffeſten

manche frohe Stunde bereitete. Sie war ihm zur Seite in der Maske der „Nacht“ in dem Aufzuge des Winters (16. Decbr. 1781), welcher unter den Maskenzügen in Goethe's Gedichten abgedruckt ist. Er erwähnt in den einleitenden Zeilen, daß die meisten Programme, so wie die zu den Aufzügen bestimmten und dieselben gewissermaßen erklärenden Gedichte verloren gegangen seien. Durch eine Maskengesellschaft (Corona Schröter und zwei Sänger) wurde bei einem Hoffeste (6. Jan. 1781) das Gedicht Epiphanias, die Sendung der „drei Könige aus fernem Morgenland“, dramatisch dargestellt. Dem Geburtstage der Herzogin Luise widmete er das Gedicht ein Zug Lappländer.[83])

Eine größere humoristische Dichtung, das Neueste von Plundersweilern, war bestimmt, der Herzogin-Mutter zum Weihnachtsfeste 1781 eine heitere Stunde zu bereiten.[84]) Da sie den Personen ihres nächsten Kreises eine Weihnachtsfreude zu machen pflegte, so überraschte man auch sie diesmal mit einer Gabe, einem von Kraus nach Goethe's Erfindung und Entwurf ausgeführtem Gemälde, das die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in satirischen Bildern darstellte. Nachdem es enthüllt war, trat Goethe in der Rolle des Marktschreiers von Plundersweilern herein, den er in dem „Jahrmarktsfest“ auf der Bühne zu Ettersburg zu allgemeinem Jubel dargestellt hatte, und recitirte das erklärende Gedicht, während die ihn begleitende „lustige Person“ die einzelnen Gegenstände nach der Reihe mit der Pritsche bezeichnete. Das letzte Jahrzehend der deutschen Literatur wird in den einzelnen Gruppen aufs ergötzlichste porträtirt. Im Vordergrund erscheint der Dichter des Werther mit dessen Leichnam auf den Schultern, hinter ihm ein Chorus empfindsamer Jünglinge und Jungfrauen, die einen Mond und

ein brennendes Herz auf einer Stange tragen; man blickt in die Leſeſtraße, wo Frau Kritik ihr Geſchäft treibt und Buchhändler mit gebückten Autoren verhandeln; Almanachsdichter ſind in einer Laube verſammelt, und der Merkur ſchreitet auf Stelzen einher. Wenn Goethe in den ſpäterhin vorausgeſchickten Einleitungsworten „den kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen" erwähnt, ſo war es ohne Zweifel Wieland, deſſen Empfindlichkeit bei ſolchen Anläſſen leicht erregbar war.

Ueber den Werth der jüngſten deutſchen Literaturepoche wurde um dieſe Zeit viel hin und her geſtritten. Das wegwerfende Urtheil, welches Friedrich II. in ſeiner Schrift de la littérature allemande über die vaterländiſche Literatur ausgeſprochen hatte, erregte durch die Perſönlichkeit ihres Verfaſſers großes Aufſehen, obwohl ſie nur dazu dienen konnte, den Standpunct des franzöſiſch gebildeten Königs zu charakteriſiren, der über das, was er kennen zu lernen nicht der Mühe werth geachtet hatte, auch nicht zu urtheilen fähig war. Für die deutſche Literatur wurde indeß manche Lanze gebrochen. Goethe dictirte in Bezug darauf am 6. Januar 1781 ein Geſpräch über die deutſche Literatur, über das Merck, dem er es zugeſandt hatte, mit vielem Lobe an Georg Forſter berichtete. Vielleicht wird es noch wieder aufgefunden. Der Verfaſſer unterließ die Herausgabe, ſo wie die anfangs beabſichtigte Hinzufügung eines zweiten Stücks, da inzwiſchen Möſer in ſeinem „Schreiben über die deutſche Sprache und Literatur" denſelben Gegenſtand mit gewohnter Klarheit und Umſicht behandelt hatte. Goethe's Brief, worin er Möſer's Tochter, Frau von Voigts, für die Ueberſendung dieſer Schrift dankt (vom 21. Juni 1781), iſt ein Beweis, daß er, obgleich ſein Götz in der Abhandlung des Königs eine abſcheuliche Nachahmung der ſchlechten engliſchen Stücke

genannt war, doch den großen Herrſcher ſchon damals eben ſo human beurtheilte, wie ſpäter in „Dichtung und Wahrheit"; es dünkt ihn, das Ausſchließende zieme ſich für Große und Vornehme, und ein Vielgewaltiger, der Menſchen zu Tauſenden mit einem eiſernen Scepter führe, müſſe die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueber ſeine eigenen Beſtrebungen äußert er mit eben ſo großem Sinne als Beſcheidenheit: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er ſoll verſichert ſein, daß ich mich noch täglich nach den beſten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden ſtrebe, und daß ich mich von Verſuch zu Verſuch leiten laſſe, demjenigen, was vor allen unſern Seelen als das Höchſte ſchwebt, ob wir es gleich nie geſehen haben und nicht nennen können, handelnd, ſchreibend und lebend immer näher zu kommen."

In ſolch einem gehobenen, nach allen Seiten regſamen Geiſtesleben war ihm „die ſchöne unverwelkliche Gattin mit Himmelsband verbunden", welche die Ode Meine Göttin mit unvergleichlicher Anmuth ſchildert. Dieſe duftige Blume der Phantaſie pflückte er am 5. September 1780 zu Kaltennordheim, als er das Thüringer Gebirge durchſtreifte und zum Behuf ſeiner mineralogiſchen Sammlungen „an jeden Stein klopfte", nebenbei in Geſellſchaft des Herzogs und Stein's mit Ochſenkauf und Beſichtigung der Anſtalten zur Wieſenbewäſſerung beſchäftigt. Wie er immer ſeine Bilder von der augenblicklichen Anſchauung zu entnehmen pflegt, ſo weiß er auch für ſeine geiſtige Thätigkeit Vergleichspuncte zu treffen, indem er in einem gleichzeitigen Briefe ſeinen Kopf einer Mühle mit vielen Gängen vergleicht, wo zugleich geſchroten, gemahlen, gewalkt und Oel geſtoßen wird, und in Bezug auf den poetiſchen Trieb hinzugefügt, er entziehe dieſen Springwerken ſo viel möglich

die Waſſer und ſchlage ſie auf Mühlen und in die Wäſſerungen; aber ehe er ſich's verſehe, ziehe ein böſer Genius den Zapfen, und Alles ſpringe und ſprudele.

Die Bäche der Goethe'ſchen Poeſie ſprudelten in den Jahren, die wir jetzt betrachten, in herrlichſter Reinheit und Lebendigkeit, bald in munterem jugendlichen Sprunge von Fels zu Fels herniederhüpfend, bald in ruhiger Bahn fortſtrömend und zu klarer Fülle und Tiefe ſich erweiternd. Während jener Herbſtexcurſionen gewann Taſſo, den er ſchon im März concipirt und durchdacht hatte, eine feſtere Geſtalt, ſo daß er ſich am Morgen des 13. Oct. 1780 zu der Ausarbeitung der erſten Scenen entſchloß. In wenigen Wochen rückte das Drama bis zu der erſten Scene des zweiten Acts vor. Die Geſchäfte des Decembers, „wo er ſich's ſehr ſauer werden laſſen mußte", und die Zerſtreuungen des Winters ließen ihn die Arbeit nicht vor dem nächſten Frühling wieder aufnehmen; nach vielen Unterbrechungen ward der zweite Act am 14. November 1781 abgeſchloſſen. Dieſe Dichtung hat zwar ihre claſſiſche Form erſt durch die ſpätere Umdichtung erhalten, indem ſie anfangs, wie er ſelbſt berichtet, „in poetiſcher Proſa geſchrieben war und etwas Weichliches und Nebelhaftes hatte"; allein indem gerade den erſten Acten das „Herzblut" des Dichters eingeflößt ward, ſtehen ſie im innigſten Zuſammenhange mit dem Seelenleben und den Verhältniſſen Goethe's in den Jahren, wo ſie zuerſt entworfen wurden. Er hatte die Stellung, welche der Dichter neben den bloß praktiſchen Männern am Hofe einnimmt, durch angenehme wie durch bittere Erfahrungen kennen gelernt, und wenn er auch zum Geſchäftsmanne ſich heranbildete, ſo fühlte er gleichwohl den Widerſpruch, in den die poetiſche Natur mit den Forderungen des Lebens tritt. Daher hatte er in Antonio nicht bloß ſeine Neider zu ſchildern,

sondern ihm auch den Theil seines eigenen Wesens zu leihen, den er zu einer beschränkteren Sphäre der geistigen Thätigkeit zwang. Vornehmlich aber gab er in den ersten beiden Acten des Tasso seinem Verhältniß zu Frau von Stein den poetischen Ausdruck; das Drama ward zunächst als ein Dankopfer auf dem Altar der Liebe niedergelegt.

Während die Tasso-Dichtung sich von seinem Innern löste, war sein Liebesverhältniß zu einer Reinheit und Seelenharmonie gediehen, die kein Mißklang mehr störte. Was ihm die Freundin in den Zeiten seines Kampfes mit innern und äußern Zuständen gewesen war, wie sie ihm als die Vertraute seines Herzens beruhigend und ermuthigend zur Seite gestanden hatte, wie sie noch stets die Seele seines Dichtens und Strebens war, das ward hier zum seelenvollsten Geständniß. In der Prinzessin Leonore zeichnete er das Ideal zarter Weiblichkeit, wie er es in ihr erfaßt hatte. Er bekennt ihr daher unumwunden, was er am Tasso schreibe, an sie zu richten, wie denn auch sie ihm geäußert, was Tasso sage, sich zueignen zu wollen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch die liebenswürdige Gräfin Leonore in Goethe's damaligem Umgangskreise aufsuchen; zu diesem Bilde scheint die schöne Marquise Branconi gesessen zu haben. Er bewirthete sie zwei Tage in Weimar und genoß „von deren schöner Gegenwart noch einige Tage den Nachklang". Man kann der Schönheit wohl nicht zarter seine Huldigung darbringen, als wenn er in einem Briefe (28. Aug. 1780) an sie schreibt: „In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel nach so viel verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat etwas Ihresgleichen zu machen".

Dergleichen Studien nach dem Leben kamen ihm auch

beim Wilhelm Meiſter zu Statten, in welchem Viel aus ſeiner „epiſchen Vorrathskammer und politiſch-moraliſch-dramatiſchen Taſche“ ſich verarbeiten ließ. Das Material des zweiten und dritten Buches ward in dieſen Jahren in manchen einſamen Stunden durchdacht. Ein Brief an die Freundin (7. Juni 1780) erzählt uns, wie er auf dem Ritt von Erfurt nach Gotha ſeine „Lieblingsſituation“ (Mignon und der Harfenſpieler?) ausführt und das Detail ſo lebhaft in ſich entſtehen läßt, „daß er zuletzt bitterlich zu weinen anfängt“. „Ich wollte gerne“ — fügt er dann hinzu — „Geld drum geben, wenn das Capitel von Wilhelm Meiſter aufgeſchrieben wäre, aber man brächte mich eher zum Sprung durch's Feuer. Dictiren könnt' ich's noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiſeſchreiber bei mir hätte. Zwiſchen ſo einer Stunde, wo die Dinge ſo lebendig in mir werden, und meinem Zuſtande in dieſem Augenblicke, wo ich jetzt ſchreibe, iſt ein Unterſchied wie Traum und Wachen“. Es war ihm damals bereits das Dictiren ſo zur Gewohnheit geworden, daß er ſcherzweiſe äußerte, er verlerne faſt das Schreiben.

In den Ilmenauer Septembertagen war ſein Roman eins der „Springwerke“, die der Genius manchmal ſprudeln ließ, und es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß die Scenen des zweiten Buches, wo Wilhelm, ſeine Handelsgeſchäfte vergeſſend, in dem heiteren Landſtädtchen am Fuße des Gebirges lange im Verkehr mit der wandernden Schauſpielertruppe und Seiltänzern die Tage hinlebt, uns auf dieſen Boden verſetzen[85]). Die Hauptzüge des dritten Buchs, in welchem Wilhelm mit dem Grafen und der Gräfin zuſammengeführt wird, gingen aus pſychologiſchen Beobachtungen des Jahres 1781 hervor, wo er überdies, wie die Briefe an Lavater darthun, ſich der Seelenkunde mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit widmete; was eben ſo wenig,

wie früherhin die physiognomischen Studien, für seine Dichtungen verloren ging. Er verweilte im März dieses Jahres mehrere Tage bei dem Grafen Werthern zu Neunheiligen in Gesellschaft des Herzogs, dessen Neigung zu der liebenswürdigen Gräfin schon oben berührt worden ist. Der Graf, vormals Gesandter in Spanien, ein Mann von Welterfahrung und Kenntnissen, hatte aus den frühern Verhältnissen ein steifes, ceremonielles Wesen heimgebracht, das ihn zugleich lächerlich und seiner Umgebung unerträglich machte: Züge, die wir in dem Grafen des Romans wiederfinden. Die Gräfin dagegen war eine der seltensten weiblichen Erscheinungen und dadurch für Goethe im eigentlichen Sinne ein Studium, wodurch er „neue Begriffe" erhielt. Schön, doch zart und kränklich, erschien sie und war, wie er sich ausdrückt, eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt. Mit einer bewundernswürdigen Seelengüte verband sie eine richtige Beurtheilung der größern wie der kleinern Verhältnisse des Lebens: „sie kennt die Welt; sie hat Welt". Goethe sah an ihr in dem vollendetsten Bilde, was „große Welt", „Welthaben" bedeute; was in der Kunst das Genie, das habe sie in der Kunst des Lebens. Im Grunde fand er in ihr die Frau von Stein, nur mit etwas weicherer Form, wieder. Er richtete die Sorgfalt des forschenden Naturbeobachters dahin, die feinen Züge ihres Wesens „zu erobern", und schuf nach diesem Urbilde die liebenswürdige Gräfin, welche seinem Wilhelm Meister die Sphäre höherer Weiblichkeit eröffnet. In dieser ließ er die Bildung seines Helden, „seines dramatischen Ebenbildes", weiterführen, nachdem er ihn aus dem Schauspielerleben und den theatralischen Liebhabereien herausgezogen hatte. Auch dieser größte deutsche Roman sollte zuletzt zum Zeugniß werden,

daß Erhebung und Friede der Seele nur in der Hingebung an das Ideal-Weibliche zu finden sei, und ist insofern ebenfalls das dichterische Product des Liebesverhältnisses seines Verfassers. Die Grundidee der größern Dichtungen klingt auch in mehreren lyrischen Gedichten an. Dem Jahre 1781 gehören „der Becher", „an Lida", „Nachtgedanken" an, zarte lyrische Blüthen, doch nicht mehr mit der Farbengluth der jugendlichen Leidenschaft, sondern in einer an die griechische Lyrik sich anlehnenden Form, welche er durch die Nachdichtung des Anakreontischen Liedes „an die Cicade" liebgewonnen hatte. „Der Becher" folgt im Tiefurter Journal, ebenfalls mit der Ueberschrift „Aus dem Griechischen", gleich nach dem Gedicht „An die Heuschrecke". Dies handschriftliche Journal, aus anonymen Beiträgen bestehend, ward im August 1781 von der Herzogin Amalia gestiftet und anfangs nur in dem Kreise der ihr Befreundeten mitgetheilt. Mehrere Abschriften haben sich davon erhalten.

In dem engern Kreise der Freunde sah Goethe damals seine Welt, für die er lebte und dichtete, wie er durch den Mund seines Tasso dankbar aussprechen läßt. Die Dichtungen der weimarischen Jahre gingen nur Merck, Lavater und der Mutter in Abschriften zu[86]). Das größere Publicum erfuhr wenig von dem Dichter, dessen Jugendproducte die stürmischen Geister heraufbeschworen hatte, deren kühne Wildheit damals aufs neue in Schiller's Räubern die enthusiastische Jugend zum Beifall hinriß. Daher konnte Küttner in seinen 1781 erschienenen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten" mit Behagen berichten, daß nach und nach das überschreiende Lob, welches die trunkenen Bewunderer Goethe zugejauchzt hätten, verhalle. Je mehr Goethe daher dem Beifall der Menge sich entrückt sah, desto größern Werth hatte für ihn die Ueberraschung, welche

ihm die Herzogin Amalia mit dem ihr eigenen Zartsinne in Tiefurt, seit 1781 ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalte, zu seinem Geburtstage veranstaltete. In der Mooshütte des Tiefurter Parks ward Minerva's Geburt, Leben und Thaten in chinesischen Schatten, mit Reimen und Musik von Seckendorf, aufgeführt [87]). Maler Kraus stellte den Jupiter, der Herzog den Vulcan, Corona Schröter die Minerva vor, welche aus dem gespaltenen Haupte des Jupiters, wozu man einen colossalen Pappenkopf hergerichtet hatte, langsam emporstieg. Minerva fand im Buche des Schicksals diesen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden sei. Ein Genius schrieb Goethe's Namen in die Wolken, Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die ihr dargebrachten Göttergeschenke, die Leier des Apoll, die Blumenkränze der Musen 2c. In feurigen Inschriften traten „Iphigenie" und „Faust" hervor. Die Peitsche des Momus, auf deren Riemen aves (die Vögel) stand, hatte sie bei Seite gelegt; dieser kam jedoch zum Schlusse des Stückes wieder und hing auch diese zu den übrigen Weihgeschenken. Mit dieser Feier ward zugleich das neuerrichtete „Hof- und Waldtheater", wie es Wieland nennt, eröffnet und eingeweiht.

Die weimarischen Auszeichnungen überbot noch die glänzende Aufnahme, welche Goethe am gothaischen Hofe bei dem Herzoge Ernst II. und dem Prinzen August erwiesen ward und damals in Weimar viel Aufsehen erregt zu haben scheint. Doch zog es ihn aus der Welt immer wieder zu dem Kleinode zurück, das seinem Herzen Ziel und Beruhigung alles Strebens und Verlangens geworden war — „seiner lieben Lotte"; diese Begrüßung mit dem vormals schon verehrten Namen nebst dem traulichen Du

konnte ſie dem dringenden Verlangen des treu ausharrenden Verehrers, der jetzt ſein „Noviziat“ überſtanden zu haben glaubte, nicht länger verweigern. „Deine Liebe iſt das ſchöne Licht aller meiner Tage, Dein Beifall iſt mein beſter Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht ſchätze, ſo iſt's um Deinetwillen“.

Fünftes Capitel.

1782.

Goethe ſchloß das Jahr 1781 mit behaglichem Rückblick auf die Ordnung und Conſequenz ſeiner Thätigkeit, und es ſchienen mit dem neuen „die ſchönſten Ausſichten“ vor ihm zu liegen. Immer beſſer wußte er ſich in das Beſchwerliche ſeiner Aemter zu ſchicken und „ſich die Rüſtung nach ſeinem Leibe zurechtzuſchnallen“. Nachdem es ihm gelungen war, in dem Geſchäftsbereich der Kriegscommiſſion Ordnung herzuſtellen, war ihm nicht bange, einer noch größeren Aufgabe ſeine ordnende und leitende Thätigkeit zu widmen. „Sind auch“, äußert er gegen Knebel, „Dinge, die mir nicht anſtehen, ſo komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens iſt, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſei nun hier zeitlich oder dort ewig“. Eine mannigfaltige Thätigkeit dünkte ihm ein Bedürfniß ſeines Lebens, und er war von ſich überzeugt, „in dem geringſten Dorfe und auf einer wüſten Inſel eben ſo betriebſam ſein zu müſſen, um nur zu leben“. Manchmal fällt es ihm ſchon ſchwer aufs Herz, „daß das Leben ſo ſtark vorrücke“, und es

leidet die ernstere Stimmung seltener eine Unterbrechung. Diesmal war ihm daher die „Narrenrolle", welche die Carnevalszeit ihm aufzwang, mehr als je zuwider.

Die Wintervergnügungen waren im Beginn dieses Jahrs sehr glänzend und rauschend, weil mehrere hohe Gäste, unter ihnen der Prinz August von Gotha und der regierende Herzog von Meiningen, die in Weimar längere Zeit verweilten, vom Herzog mit gewohnter Gastlichkeit bewirthet und auf ausgesuchte Weise unterhalten wurden. „Seit Anfang des Jahres", schreibt Goethe an Knebel, „hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen oft schon herzlich müde ist". Zu den sechs Redoutenaufzügen wurden von ihm mehrere Programme entworfen, und einige poetische Gaben, die sich jetzt unter seinen Gedichten finden, dienten zur festlichen Ausstattung. In dem Aufzug der weiblichen Tugenden (am 1. Febr.) hatte er Gelegenheit, der Herzogin Luise eine Artigkeit zu erweisen, indem die weiblichen Tugenden in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, ihr durch die Bescheidenheit Kränze überreichen ließen, die mit dem Bande, worauf Goethe's Gedicht stand, geflochten waren. Der Aufzug der vier Weltalter, mit einem gehaltvollen Gedicht, ward veranstaltet (12. Febr.), auch der Aufzug des Winters wiederholt (8. Febr.).

Zum Geburtstage der Herzogin ordnete Goethe ein Ballet „der Geist der Jugend", das größtentheils von Kindern gegeben wurde. Aus einem Bericht des Fräuleins von Göchhausen erfahren wir den nähern Inhalt: „Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feen und

Zauberern, die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen; Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft, geöffnet, und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Decoration und Musik waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet". Zum Schluß brachte Amor der Herzogin ein Band mit dem lieblichen Begrüßungsgedichte, das unter den Maskenzügen aufbewahrt ist. Goethe hat noch andere Programme von Kinderballets verfaßt, welche ebenfalls verloren gegangen sind, unter andern „die Weiber von Weinsberg". Aus dem „Rattenfänger von Hameln" ist eine Ballade übrig geblieben.

Mehrere Aeußerungen in Goethe's Briefen lassen erkennen, daß ihm bei alle dem nicht froh zu Muthe war. Noch nie hatte er das Ende des Carnevals so sehnlich wie diesmal herbeigewünscht, und mit Verlangen kehrte er zurück „zu den Wohnungen der Weisheit und Güte". Ueberdies war seine Gesundheit leidend; schon am 8. Februar schreibt der Herzog an Knebel, Goethe gehe gelb und bleich umher und flicke an sich herum. Es war daher für Geist und Körper heilsam, daß im März ihn die übliche Rundreise im weimarischen Lande, wenn gleich zu „dem albernen Geschäft der Rekrutenaushebung", aus der Stadt ent-

führte. In den ersten Tagen der Reise vollendete er das Gedicht auf Mieding's Tod, des unermüdlichen Theatermaschinisten, der am 27. Januar gestorben war. Diese Elegie, voll tiefen Sinns in anspruchsloser Form, geht, gleich wie „Hans Sachs poetische Sendung", von einem beschränkten Kreise aus, um ihn vor uns zu einer allgemein menschlichen Lebenssphäre zu erweitern, und wir finden hier im Kleinen die für Goethe's künstlerisches Verfahren charakteristischen Grundzüge wieder. Nicht nur der Tod macht Alle gleich; auch im Leben haben Hohe und Niedere darin ein gleiches Geschick, daß jedem die Aufgabe gestellt ist, seinen Wirkungskreis durch treue Thätigkeit auszufüllen. Indem er dem wackeren Mieding Worte der Anerkennung widmet, wird ihm die Dichtung die „eigene Parentation", und eine höhere Wehmuth, als die Todtenklage um den aus engem Kreise des Wirkens Geschiedenen, schlingt die bescheidenen Blumen zu einem schönen Kranze liebevollen Andenkens zusammen. Zugleich fand er Gelegenheit, der Anmuth und dem Talent der Cokona Schröter eine poetische Huldigung darzubringen. Die weimarische Gesellschaft war über dies Gedicht wahrhaft entzückt. „Ich bin mir", äußert er an Knebel, „noch keiner so schönen Sensation bewußt, als dies Gedicht in unserm Kreis gemacht hat".

Kaum war am 16. März dies abgeschlossen, als Goethe nächsten Tages wieder den Egmont vornahm, worin ihm „der fatale vierte Act", den er ganz umarbeiten zu müssen meinte, noch immer zu schaffen machte. Um noch mehr historische Züge darein zu verweben, studirte er Strada's Werk über den niederländischen Krieg und „fand gar treffliche Schilderungen von Personen" darin. „Zum Egmont", schreibt er am 20. März, „habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück.

Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht". Goethe brachte dies Drama gewissermaßen zum Abschluß, obwohl er sich auch jetzt noch nicht recht befriedigt fühlte. Als er eine Abschrift an Justus Möser übersandte, schrieb er unter dem 5. Mai an dessen Tochter: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und denn bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben sowohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht". So bescheiden, so streng gegen sich selbst waren unsere größten Dichter, so unermüdlich rangen sie danach, die Gebilde ihrer Kunst in möglichster Vollendung ihrer Nation und der Nachwelt zu übergeben.

An jene Geschäftsreise schloß sich, nach einer nur dreitägigen Rast in Weimar, am 28. März eine zweite nach dem Fürstenthum Eisenach, wo er mit dem Herzog, der damals den Wunsch hegte, sich mit diesem etwas vernachlässigten Landestheile näher bekannt zu machen, in dem abgebrannten Kreuzburg zusammentraf und mit ihm und dem Landcommissarius Bätty mehrere Ortschaften bereiste. Die Zerstreuungen und Störungen dieser beschwerlichen Reise ließen an die größeren poetischen Arbeiten nicht denken, und nur einige flüchtige Eingebungen des Augenblicks wurden in poetische Form gefaßt. Es entstanden die ersten jener Epigramme, in denen Goethe die antike Form nachzu-

ahmen ſuchte, wahrſcheinlich veranlaßt durch die ihm im März überſandte Tobler'ſche Ueberſetzung von Gedichten der griechiſchen Anthologie. Sie ſind nebſt einigen ſpäteren unter der Ueberſchrift „Antiker Form ſich nähernd" ſeinen Gedichten eingereiht. „Ich bin", ſchreibt er, „auf dieſer Wanderung auf den Geſchmack von Inſchriften gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen". Es wurden auch wirklich mehrere derſelben als Inſchriften im Weimarer und Tiefurter Park angebracht. Einem Stein in dem traulichen Gärtchen des Dichters ward das Epigramm „Erwählter Fels" eingegraben, als ein Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte". Wie dieſes, erhalten auch andere ihren zarten dichteriſchen Hauch von der Liebe zu der Freundin; die Gedichtchen „Verſuchung" und „Ferne" waren Briefen an ſie beigelegt. Vielleicht ſind auch die Oden „Ganymed", „Grenzen der Menſchheit", „das Göttliche" in dieſe Frühlingstage zu ſetzen; jedenfalls gehört die letztere in das Jahr 1782. An die Stelle des früheren Prometheiſchen Trotzes tritt in dieſen Gedichten das Gefühl des demüthigen, der Schranken des Daſeins bewußten Hingebens an das Ewige und Göttliche, das in den Geſetzen der Natur und dem Wirken der Menſchheit waltet, und dem der Menſch ſich dadurch nähert, daß er, „hülfreich und gut, unermüdet das Nützliche und Rechte ſchafft".

Dieſes durch ſein eigenes Wirken wahr zu machen, ſehen wir ihn auf ſeinen Kreuz- und Querzügen durch das weimariſche Ländchen treulich bemüht. Von Eiſenach aus ſchreibt er am 2. April an ſeine Freundin: „Von Gotha, wo es mir ſo weich wie einem Schooßkinde ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unſeres Fürſtenthums auf ſo einem guten Fuß, als meine

eignen, so könnten wir von Glück sagen, und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für Andre! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andre arbeit' ich mich ab und erlange nichts. Für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht".

Er beschäftigte sich während seiner Reisen angelegentlich mit landwirthschaftlichen Plänen; auch in dem Epigramm „dem Ackersmann" finden wir die sinnige Betrachtung des Landbaus wieder. Er hatte ein tiefes Mitgefühl für die mühevolle Lage der niedern Stände; allein er erkannte mehr und mehr, daß der Wurzel des Uebels nicht beizukommen sei. Indem er am Schluß der Reise in einem Briefe an Knebel (17. April) seine Freude ausspricht, daß er jetzt von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben wisse, — auch gegen die Freundin äußert er, daß er in Beurtheilung des Bodens und der Landesart immer zunehme — fügt er ein offnes wehmüthiges Bekenntniß hinzu, das schon die ernste resignirende Stimmung ausdrückt, der wir von jetzt an häufiger begegnen. „So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr

verzehrt wird, als unten in Einem beigebracht werden kann".

Zu solchen Betrachtungen fühlte er sich jetzt um so mehr aufgelegt, als mit seiner Rundreise auch ein mehrtägiger Aufenthalt erst am gothaischen, später am meiningischen Hofe verbunden war. Er genoß hier eine auszeichnende Aufnahme. Stets bemüht, jede Stellung, die ihm das Leben auferlegte, als eine Kunstaufgabe zu behandeln, hatte er auch in den letzten Jahren die Maximen des feinen Umgangs, „des Welthabens", über die er mit der Freundin wiederholt theoretisirt hatte, mehr und mehr praktisch auszuüben gesucht, und scheint in den fürstlichen Kreisen die Rolle des eleganten Hofmanns gewandt durchgeführt zu haben, so daß er sich in dem Bewußtsein „glücklich fühlte, an jedem Orte in richtigem Verhältniß zu seinem und Anderer Vergnügen existiren zu können". Doch fügt er für die Freundin bei nächster Gelegenheit hinzu: „die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr man die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelt; man verhält sich zu ihnen wie der Musicus zum Instrument, und ich könnte es nicht acht Tage treiben, wenn mein Geist nicht in der glückseligen Gemeinschaft mit dem Deinigen lebte". Daher muß er auch bekennen, recht zu einem Privatmenschen erschaffen zu sein, und nicht zu begreifen, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einflicken mögen. Zur Erläuterung dieser elegischen Gemüthsstimmung dienen die charakteristischen Worte, die er unterm 26. Juli 1782 an Plessing schrieb: „So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind."

Eine neue Excursion oder vielmehr diplomatische Mission an die kleinen thüringischen Höfe in der ersten Hälfte des Mai's gab ihm aufs neue Gelegenheit, sich mit Geschick in den parquetirten Sälen der Fürstenschlösser zu bewegen. Er meldet darüber am 12. Mai seiner Freundin von Meiningen aus: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres; indessen da ich, wie Du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzogen gehabt, die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigen Herrn im Audienzgemach. Morgen geh' ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen Ende der Woche nach Rudolstadt gehen, da ich einmal auf dem Wege bin und hiermit alle thüringischen Höfe absolvire". Als einen glücklichen Tag aber bezeichnet er den, wo er mit dem Bergrath Baum zu Friedrichsrode „in den Eingeweiden der Erde herumkroch und sich recht was zu Gute that." Das Wirken dieses tüchtigen Mannes in einem engen, doch sehr mannigfaltigen Kreise dünkte ihm fast beneidenswerth. „Er versicherte, es ginge nichts über das Vergnügen ein Bergmann zu sein, und wenn er auch die Gaben hätte und er könnte Minister sein, würde er es ausschlagen, meint er, und ich glaube es gerne — besonders wenn er recht wüßte, was das hieße, Minister sein". Diesen Contrast, die vom Hofceremoniell umgebene Excellenz und den nach der Einfachheit der Natur sich sehnenden Dichter, zeichnet ein kleines nach der Koburger Hofcomödie hingeworfenes Scherzgedicht, durch dessen Lächeln der Ernst hindurchblickt:

Man lauft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemeſſ'nem Schritt
Erblick' ich ſchon von weiten.
Ein Dichter, der ſo Manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit ſtolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden.
Er muß bei ſtolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegaſe! o nimm ihn mit
In der Begeiſtrung Weiten;
Er giebt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgeſpann mit Freuden.

Gerade in dieſen Tagen beſchäftigten ſich ſeine Gedanken mit einem Abſchiedsgedicht an ſeinen Garten, deſſen ländliche Stille er in dieſem Frühling mit einer ſtädtiſchen Wohnung vertauſchte. Die zunehmenden Geſchäfte hatten die Veränderung längſt nöthig gemacht; doch zögerte er ſo lange als möglich, weil er es ſich „ärger als den Tod" dachte, ſich von ſeinem Garten zu trennen. Er gab endlich den freundlichen Vorſtellungen der Herzogin Amalia nach, die ihm zugleich verſprochen hatte, „da er ſo fein artig ſei", ihm einen Theil der Möbeln für die neue Wohnung machen zu laſſen. Am 1. Juni zog er in die nach weimariſchem Maßſtabe „geräumige und prächtige" Wohnung ein. Nicht nur für ſeine Staatsgeſchäfte, ſondern auch für ſeine Kunſt- und Naturalienſammlungen war ihm der größere Raum von vielem Nutzen. Daher freute er ſich bald des neuen (anfangs nur gemietheten) Quartiers, in welchem er ſich, wie Wieland bemerkt, auf miniſterialiſchem Fuß einzurichten begann; ſein Garten ward jetzt häufig die Zuflucht ſeiner Mußeſtunden. Es wünſchte ihn damals jemand zu kaufen;

aber „jede Rose sagte zu mir: und du willst uns weggeben? In dem Augenblick fühlt' ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte."

Bald nach seinem Einzuge in die neue Wohnung erhielt er das Diplom, womit Kaiser Joseph II. ihn in den Adelsstand erhob; die Absicht des Herzogs, dies zu erwirken, war ihm schon gegen Ende des vorigen Jahres mitgetheilt worden, da nach den damaligen Verhältnissen seine öffentliche Stellung den Adelsrang nothwendig machte. Wie wenig Werth er indeß auf seine Standeserhöhung legte, sieht man aus den Worten an Frau von Stein, er sei so wunderbar gebaut, daß er sich nichts dabei denken könne. In späteren Jahren äußerte er: „Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen". In der weimarischen Gesellschaft machte die Sache nicht viel Aufsehen, weil sie nicht unerwartet kam, und man gleich darauf sich über ein wichtigeres Hofereigniß zu verwundern hatte. Der Kammerpräsident von Kalb wurde auf einmal (jedoch „aufs ehrenvollste"!) entlassen. „Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe" — äußert Goethe gegen Knebel — „sehe ich, wie nothwendig dieser Schritt war. Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt". Kalb, der sein Vermögen durchgebracht hatte, wird beschuldigt die öffentlichen Kassen angegriffen zu haben. Gleich bei seiner Ernennung hatte Fritsch vergebens den Herzog gewarnt. „Der Schlag" — schreibt Wieland an Merck — „kam ihm so unerwartet, als dem Publico, welches sich noch nicht davon erholen kann. Goethe, heißt es, soll einstweilen die Kammerpräsidentenstelle nur versehen. Man nenne es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seine

Stelle im Geheimen Conseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren"; darauf folgt noch einiges Achselzucken, ob man z. B. dem Homer das Commando einer Flotte übergeben hätte, woraus wir auf die bedenklichen und neidischen Gesichter der Residenz schließen mögen. Eine Ernennung Goethe's zum „Kammerpräsidenten", dem die Verwaltung der Finanzen oblag, hat nicht stattgefunden, obwohl er es thatsächlich in den nächsten Jahren war. Das herzogliche Rescript an die Kammer vom 11. Juni (ein Erlaß an den geheimen Rath Goethe ist von gleichem Inhalt) bezeichnet die Anordnung als interimistisch und fährt dann fort:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden geheimen Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die currenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserem geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit denen Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienst-Verrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen, mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Acten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet".

Wenn Goethe auch wohl scherzend äußerte, es gehe

ihm wie dem Treufreund in seinen Vögeln, ihm werde ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen, so fühlt er doch den ganzen Ernst seines neuen Berufs, dem er alle seine Kräfte „aufopfernd" zu widmen bereit steht. Gegen Knebel spricht er sich am offensten darüber aus: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links.... Dabei bin ich vergnügter, als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemandem spreche, und also bitt' ich Dich auch keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß".

Die Einsprache, welche der Dichter in ihm gegen die neue Amtsbürde erhob, hat er in der Romanze „der Sänger" („Was hör' ich draußen vor dem Thor" ꝛc.) aufs anmuthigste eingekleidet: „die goldne Kette gieb mir nicht" —. Sie entstand in diesem oder dem vorhergehenden Jahre nebst andern romanzen- und balladenartigen kleineren Gedichten, die zu den Perlen Goethe'scher Poesie gehören. Theils wurden sie in die ersten Bücher des Wilhelm Meister eingeschaltet, theils zu dem Singspiel

die Fiſcherin verwendet. Anregung und Motive zu dieſen Balladen verdankte er mehrfach der Herder'ſchen Sammlung von Volksliedern, die ſeit ihrem erſten Entſtehen ſeinen Zug zur volksmäßigen Dichtung genährt hatte und von ihm daher mit vielen Beiträgen ausgeſtattet worden war; ſchon im Jahr 1771 hatte er an Herder elſaſſiſche Volkslieder überſandt. Dort findet ſich auch das Motiv zum „Erlkönig"; doch nur der Poeſie Goethe's konnte es gelingen, das geſpenſtiſche Bild durch die Schauer der nächtlichen Waldeinſamkeit ſo ergreifend zu beleben. Die Ballade „vom Waſſermann" ſowie die den Schluß des Singſpiels bildenden Brautlieder ſind, mit Ausnahme des Schlußverſes, wörtlich daher entnommen. Daher ſandte er es am Tage vor der Aufführung Herder und ſeiner Frau mit einer herzlichen poetiſchen Zuſchrift als Einladung zu und bat zu verzeihen, daß er „kühn und ungefragt", was dem Volke entnommen ſei, dem Volke zurückgegeben habe.

Zu der Ausarbeitung der Fiſcherin[88]) hatte Goethe noch mitten unter den Zerſtreuungen der erſten Hälfte des Jahres Zeit und Stimmung gefunden, ſo daß am 1. Juli die erſte Probe ſtattfinden konnte; Corona Schröter, welche auch die Lieder componirte, hatte die Rolle des Dortchen; (Goethe ſpielte nicht mit). Das Stück war zur Vorſtellung auf der Naturbühne im Tiefurter Park eingerichtet, wo es mit überraſchendem Effect am 22. Juli zum erſtenmal aufgeführt wurde. Die Zuſchauer ſaßen in der Mooshütte, die als ein bedecktes Amphitheater ausgebaut war, wovon man die Wand gegen das Waſſer ausgehoben hatte, ſo daß ſie den ſich ſchlängelnden Fluß vor ſich ſahen. Als nun in der Mitte des Stücks der Vater die Nachbarn herbeiruft, um das verſchwundene Dortchen aufzuſuchen, „ſah man erſt Fackeln ſich in der Nähe bewegen; auf mehreres Rufen erſchienen ſie auch in der Ferne; dann loderten auf

den ausſpringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerſchein den nächſten Gegenſtänden die größte Deutlichkeit gaben, indeſſen die entferntere Gegend ringsumher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine ſchönere Wirkung geſehen; ſie dauerte unter mancherlei Abwechſelungen bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte". Eine unwillkommene Schlußſcene der erſten Vorſtellung hätte leicht ſchlimm ablaufen und die gute Laune verderben können: die von Neugierigen überlaſtete Ilmbrücke brach zuſammen, und Viele ſtürzten in den Fluß. Da ſie aber mit dem Schrecken und dem kalten Bade davon kamen, ohne daß jemand Schaden genommen, ſo machte dieſer Unfall die Ergötzlichkeit des Schauſpiels nur noch vollkommener. Das Feſt ſchloß mit einem Souper auf einem ſchwimmenden Gerüſte auf der Ilm.

Dem Dichter ſchien von der Aufführung nichts übrig zu bleiben, als der Verdruß, daß ſeine „liebe Lotte" es nicht mit angeſehen hatte. Ein Mißverſtändniß, wie ſich nachher ergab, drohte gerade um die Zeit der erſten Vorſtellung ihn um ihre Liebe zu bringen. Solche launenhafte Momente hat ſich Charlotte nicht ſelten zu Schulden kommen laſſen. Es wird uns ſolch eine Störung beſonders beachtenswerth, weil wir in den ſchmerzvollen Herzensergießungen den weich hinſchmelzenden Dichter des Taſſo wiederfinden und zugleich erkennen, welch ein Schatz ihm eine Liebe ſein mußte, wo die leiſeſte Furcht des Verluſtes „ein Erdbeben in den innerſten Feſten der Tiefe ſeines Herzens" erregte. „So tief deine Liebe drang und mir wohl machte, ſo tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir ſelbſt zuſammen; ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin". Als nach wenig Tagen der Einklang der Seelen ſich hergeſtellt hatte, ſchreibt er ihr: „Du biſt

herzlich gut und lieb, aber Du kannſt auch nicht zu viel thun; denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht ſtimmend von Dir zu mir herüberkommt, verändert die ganze Atmoſphäre um mich". Sie iſt ihm „die Seele ſeines Lebens, Treibens und Schreibens" geworden. Er gab ihr um dieſe Zeit durch die Uebernahme der Erziehung ihres damals neunjährigen Sohnes Fritz, den er in ſein Haus aufnahm, einen neuen Beweis ſeiner hingebenden Liebe und ſeiner uneigennützigen Aufopferung für das Wohl Anderer. „Unendlich war die Sorge und Liebe", — äußert nachmals der dankbare Zögling, — „mit der er mich behandelt, und ich verdanke ihm ſehr viel in dieſer glücklichen Epoche von 1782—1786, wo er nach Italien reiſte".

Wilhelm Meiſter ward gleichfalls in dieſem Jahre raſcher gefördert. Nachdem er im Juni das zweite Buch ziemlich zum Abſchluß gebracht hatte, machte ihm die Bearbeitung des dritten viele frohe Stunden, in denen er wieder lebhaft inne wurde, daß er eigentlich zum Schriftſteller geboren ſei; denn es gewähre ihm mehr als jemals eine reine Freude, wenn er etwas nach ſeinen Gedanken gut geſchrieben habe. Einige Abſchnitte wurden der Freundin in die Feder dictirt. Dem herzoglichen Paare las er am 23. Auguſt das zweite Buch vor, und „es ward gut aufgenommen". Eben ſo munterte ihn die Herzogin Amalia durch ihre anhängliche Anerkennung auf. Goethe ſchenkte ihr zu ihrem Geburtstage eine Abſchrift von allen ſeinen ungedruckten Schriften. Indem ſie Knebel davon berichtet, fügt ſie hinzu: „Sollte das einem nicht ſchmeicheln, lieber Knebel? Ich bin aber auch ganz ſtolz darüber".

Nachdem die Zerſtreuungen des Spätſommers vorüber waren, wo Goethe, beſonders während der Septemberreiſe des Herzogs nach Deſſau und nach Dresden ins Luſtlager des Kurfürſten von Sachſen, für die Unterhaltung des

lange Zeit in Weimar verweilenden Prinzen August von Gotha zu sorgen hatte, folgte für ihn eine ruhige Zeit, wo er sich wieder ganz auf sich selbst zurückzog und „fast niemand sah, als wer ihn in Geschäften zu sprechen hatte". Er fühlte, daß er mit dem Schluß dieses Jahres an die Grenze einer inhaltsreichen Lebensepoche gelangt sei; in gesammelter Stimmung beschäftigten ihn die Rückblicke auf den zurückgelegten Lebensweg. Einigen Einfluß auf die Betrachtung des eigenen Lebens hatte ohne Zweifel die Lectüre von Rousseau's Bekenntnissen und Briefen, für welche er ein begeistertes Interesse ausspricht. „Alle Briefe an mich seit 72" — äußert er unter dem 21. Nov. in einem Briefe an Knebel — „und viele Papiere jener Zeiten lagen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh' es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir".

Um diese Zeit knüpfte er auch den freundschaftlichen Verkehr mit Friedr. Jacobi durch herzliche Worte wieder an und wälzte dadurch ein drückendes Gefühl vom Herzen. Erfreut, daß Jacobi die dargebotene Hand der Versöhnung ergriff, sandte er ihm (17. Nov.) die Iphigenie: „daß sich mein Geist mit dem Deinigen unterhalte, wie mir das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen vier Wochen eine stille Unterhaltung mit höhern Wesen war". Jacobi antwortete mit jenem jugendlichen Liebesenthusiasmus, wie ihn die Freunde empfanden, als sie, an einander gelehnt, auf den im Mondschein zitternden Spiegel des Rheins niederblickten und in der Unendlichkeit des Geistes und der

Liebe ſchwelgten. „Ich habe Dein Paquet, Du Lieber! und ich hang' an Deinem Halſe. O, ganz anders, wie ehemals, Bruder! Unausſprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefſtes Inneres: Bruder! — So viel ich wollte, könnt' ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los ſein, die mir wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen". So entbehrte Goethe denn auch dieſe Freundſchaft nicht, um die Erinnerung der Jugend ganz und rein genießen zu können.

Wenn er gerade im Beginn ſeiner neuen Berufsthätigkeit an den Rückblicken auf die glückliche Zeit der Jugendträume ſo innige Freude hat und es ihm vorkommt, als fange er an „ſich ſelber wieder zu leben und ſich wieder zu erkennen", ſo hat daran zugleich die ſchon durch manches frühere elegiſche Wort hindurchblickende Reſignation auf die Ausführung ſeiner Reformpläne nicht geringen Antheil. Er erkannte deutlicher als je, daß der Herzog trotz ſeiner guten Anlagen und Abſichten doch nur bis zu einem gewiſſen Puncte mit ihm zu gehen Willens war, und die fürſtliche Laune ſich ihre eigenen Wege vorbehielt. Die unmuthigen Worte an Knebel (21. Nov. 1782) ſprechen deutlich genug: „Der Wahn, die ſchönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſein reifen, müßten auf dieſen Boden geſät, und jene himmliſchen Juwelen könnten in die irdiſchen Kronen dieſer Fürſten gefaßt werden, hat mich ganz verlaſſen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergeſtellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hauſe nicht einfallen ließ, die Erſcheinungen der Geiſter und die juriſtiſche Praxin zu verbinden, eben ſo getrennt laſſ' ich jetzt den Geheimderath und mein andres Selbſt, ohne das ein Geh. R. ſehr gut beſtehen kann. Nur im Innerſten meiner Plane und Vorſätze und Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll ſelbſt getreu

und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen."

Es ist somit leicht zu errathen, was ihm gerade damals, wo er an einem Wendepunct seines innern Lebens stand und die Gefühlswelt seiner Jugendjahre sich in ihm wieder belebte, seinen Werther in die Hand gab und ihm Lust machte, seine Jugenddichtung in ihrem ursprünglichen Sinn und Geist zu überarbeiten und zu ergänzen. Mit Recht nannte er dies Geschäft ein delicates und gefährliches; auch dürfte kaum behauptet werden, daß der Roman, kleine Verbesserungen des gereifteren Geschmacks abgerechnet, durch die Vervollständigung gewonnen habe. Die Milderung des Verhältnisses zwischen Albert und Lotte, dessen frühere Schilderung das Kestner'sche Ehepaar verletzt hatte, d. h. der Abschnitt „der Herausgeber an den Leser" hat der Dichtung etwas von dem leidenschaftlichen Schwunge genommen, der ihr so wesentlich ist, und die Einschaltung der Geschichte des Bauerburschen, welcher aus Eifersucht einen andern Knecht erschlägt, bringt ein fremdes Element hinein, das den reinen lyrisch-elegischen Eindruck stört und als Motiv zu Werthers Katastrophe entbehrlich ist. Es erinnert uns diese Erzählung, die dem Dichter vielleicht durch einen wirklichen Vorfall nahe gelegt wurde, an ein ernstes Wort, das er von Ilmenau aus unterm 9. Septbr. 1780 in einem Briefe an seine Freundin äußerte: „Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen und sie alle gefragt und confrontirt. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine —; es ist ein groß Studium der Menschheit und der Physiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund legt und Gott die Ehre giebt, dem allein ist die Kraft und der Verstand ꝛc. in Ewigkeit. Amen". Gleich darauf hatte er ein langes

Gespräch mit dem Herzog über den Werth und Unwerth menschlicher Thaten. Hiermit betrat er wieder das Gebiet seines Werther, und da er kurz zuvor seinen Roman zum erstenmal ganz gelesen und ihn wieder lieb gewonnen hatte, so mochte Werthers Vertheidigung des offenkundigen Verbrechens ihm schon damals als eine nothwendige Ergänzung zu der einseitigen Auffassung, mit der dieser, als entschiedener Gefühlsmensch, die menschlichen Verhältnisse betrachtet, erscheinen. Aber was uns in jener Erzählung verletzt, ist eben — das Unreine.

Mit der Arbeit am Werther, die vor dem neuen Abdrucke im Jahre 1786 noch einmal wieder vorgenommen und abgeschlossen wurde, hängt das Fragment von Werther'schen Reisebriefen, welches, als erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz, erst 1806 den Werken Goethe's eingereiht wurde, dem Geiste und wahrscheinlich auch der Zeit nach zusammen. Es sollten diese aphoristischen Betrachtungen „das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen und den Widerstreit des von seinem jugendlichen Wahn geforderten Naturlebens mit der bürgerlichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung schildern". Nach einer mündlichen Aeußerung des Dichters wollte er, um objectiv zu werden, die Briefe unter Mehrere vertheilen. Daß er sie in den einleitenden Worten für Mittheilungen aus Werthers Papieren ausgiebt, ist vielleicht eine Hindeutung, daß manche Blätter aus Goethe's Jugendperiode, welche ihm die damalige Durchsicht seiner älteren Papiere in die Hand gab, eingeschaltet oder bei der Ausführung benutzt sein mögen. Manchmal werden wir an Lenz erinnert. Auf die Dauer vermochte ein solcher Plan ihn nicht zu fesseln, und es ist wohl kein Gewicht auf seine Aeußerung zu legen, er habe die beabsichtigte Fortsetzung unterlassen,

weil die Schweizer sehr unwillig darüber geworden seien; denn außer dem zweiten der Fragmente ist von der Schweiz kaum die Rede, und eben so wenig war die Fortsetzung jener Romanbriefe ihrer bezeichneten Tendenz nach von der Localität und den Zuständen der Schweiz abhängig.

Die naturwissenschaftlichen Studien hatten nebenher ihren ununterbrochenen Fortgang. Er spricht seine Freude aus, daß er seine Osteologie an den Fingern herzuzählen und bei jedem Thierskelett die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beilegt, sogleich zu finden und zu vergleichen wisse; er berichtet in einem Briefe an Knebel, die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, sich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgebe ihn wie Bacon's großes Salomonisches Haus. Aus einer Aeußerung an die Freundin unterm 10. October, daß er sich nur mit Mühe vom Aristoteles losgerissen habe, um zu Pachtsachen und Triftangelegenheiten überzugehen, dürfen wir schließen, daß er sich damals angelegentlich mit der Naturgeschichte des großen griechischen Naturforschers beschäftigt habe. Für seine geognostischen Zwecke ließ er die Charpentier'sche mineralogische Karte erweitern, so daß sie vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön reichte, und machte den Versuch, darauf nach Charpentier's Vorgang die Gebirgsarten mit symbolischen Zeichen einzutragen, um sich dadurch eine klare Uebersicht des Ganzen zu verschaffen. Da er sich stets durch das Bemühen, Andern seine wissenschaftlichen Resultate zu verdeutlichen, in Einsicht und Zusammenhang gefördert fand, so übte er bei der Freundin sein didaktisches Talent, und manche der Abendstunden, die er ihr nach vollendeten Geschäften des Tages zu widmen pflegte, ward mit geologischen Erörterungen ausgefüllt.

Gegen Weihnachten machte er mit dem Herzog, den er im September, obgleich „sehr freundlich eingeladen", wahrscheinlich um nicht mit dem großen Hofgefolge zu ziehen, zu begleiten abgelehnt hatte, eine Reise nach Leipzig. Er verweilte dort noch einige Tage länger als der Herzog und kehrte am 2. oder 3. Januar nach Weimar zurück. „Seit 69 [1768], da ich von hier wegging" — heißt es in einem Briefe an Charlotte von Stein vom 27. Decbr. — „bin ich nie über ein Paar Tage hier gewesen; auch habe ich nur meine alten Bekannten besucht, und Leipzig war mir immer so eng, wie jene ersten Jahre. Diesmal mache ich mich mit der Stadt auf meine neue Weise bekannt, und es ist mir eine neue kleine Welt". Einige Tage später läßt er sich noch weiter darüber aus: „Ich wünschte mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier beisammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehn. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer giebt einen allgemeinen Ton an, und jeder producirt sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann". Er rühmt, daß man ihm mit großer Achtung begegne, wogegen auch er freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen jedermann sei. Er nahm Theil an einem glänzenden Ball, war im Concert, „sah und hörte viel", besonders suchte er sich den Genuß der in Privatbesitz befindlichen Kunstsachen zu verschaffen, wobei ihm sein alter Oeser wieder getreulich an die Hand ging. Es gemahnt uns wie ein Blatt aus den ersten

Jugendjahren, wenn er an die Freundin ſchreibt: „Wie ſüß iſt es, mit einem richtigen, verſtändigen, klugen Menſchen umzugehn, der weiß, wie es auf der Welt ausſieht und was er will, und der, um dieſes Leben anmuthig zu genießen, keinen ſuperlunariſchen Aufſchwung nöthig hat, ſondern in dem reinen Kreiſe ſittlicher und ſinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künſtler iſt, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann, ſo wirſt Du wohl nicht einen glücklichern denken können. So iſt Oeſer, und was müßte ich Dir nicht ſagen, wenn ich ſagen wollte, was er iſt. Wir haben ein Portefeuille aus Winkler's Cabinet zuſammen durchgeſehn. Bei jedem Blatt hab' ich Dich herbeigewünſcht, immer eins köſtlicher, als das andre". Blickt er dann zurück auf die Zeit vor 15 Jahren, ſo muß er ausrufen: „Was ſich der Menſch kümmerlich durch Stufen hinaufarbeiten muß!" So knüpfte er auch bei dieſem Aufenthalt an der Stätte glücklicher Jugendtage den Abſchluß einer reichen Lebensepoche mit dem Anfang zuſammen.

Sechstes Capitel.

Von 1783 bis zur italienischen Reise, 1786.

Nach seiner Rückkehr fand Goethe in Weimar eine ruhige Zeit. Der Januar, sonst mit Hofluſtbarkeiten angefüllt, die sein erfinderisches Talent in Anspruch zu nehmen pflegten, verfloß geräuschlos; der 30. Januar ward diesmal nicht, wie sonst, durch dramatische Aufführungen gefeiert, sondern Goethe nahm nur an der stillen Feier des Geburtstages der regierenden Herzogin in Amaliens Abendcirkel Theil. Weimar harrte gespannt des Ereignisses, das in der Frühe des zweiten Februars Stadt und Land in die freudigste Bewegung versetzte. Die Hoffnung des Landes war endlich erfüllt, der Erbprinz war geboren. Der Jubel war über die Maßen groß; die Ankunft des Prinzen, äußert Wieland, hat allen Leuten den Kopf verrückt. „Kaum erscholl", heißt es in Herder's Dankpredigt, „die langerwünschte Nachricht, so ging die allgemeine Freude schon dem Morgen voraus; die dunkle Nacht ward Licht und Regung. Mit Ungeduld erwartete man die öffentlichen lauten Zeugen davon ins Land, und Haufen drängten sich am frühen Morgen in den Tempel, um Gott durch Lieder und stille Gebete zu danken". Am 5. Februar fand die feierliche Taufe Karl Friedrichs statt, zu der die gothai-

ſchen und deſſauiſchen Herrſchaften herüber gekommen waren. Wieland's Cantate ward geſungen, und Herder hielt die herrliche Taufrede, von der Wieland ſagt, er habe geredet wie ein Gott. Am Sonntage darauf war kirchliche Feier, welche durch eine Cantate von Herder erhöht wurde, und am Abend ein Fackelzug der Bürger. Auch zum Kirchgange der Herzogin am 9. März wurden Feſtlichkeiten angeordnet. Verſchiedene Feſtzüge geleiteten ſie in die Kirche; des Abends erſchienen zwei Fackelzüge, ſowohl von der herzoglichen Jägerei als von den jenaiſchen Studenten. Tags darauf führte der Herzog die berittenen Jäger in feſtlichem Jagdaufzug bei Fackelſchein und Muſik durch die Stadt. Am 13. März ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Cavalcade in Maskenkleidern veranſtaltet, wobei 139 Perſonen und 89 Pferde erſchienen, ein Feſt, deſſen ſinnvolle Anordnung dem Sitz der Muſen alle Ehre machte.

Der Freude des Herzogs, ſich in einem Sohne und Erben verjüngt zu ſehen, fehlte auch der tiefere ſittliche Einfluß nicht. In dieſer Beziehung ſchreibt Goethe an Knebel: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die ſich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht ſichtbare, doch ſehr fühlbare Wirkung. Die Menſchen ſind nicht verändert, jeder Einzelne iſt, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich ſagen ſoll: er wirkt in ſeiner Wiege, wie der Ballaſt im Schiffe, durch die Schwere und Ruhe. Die Herzogin iſt gar wohl und glücklich; denn freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts Anderes gegeben werden.“ Der Herzog ſelbſt ſpricht die edle Fürſtengeſinnung, die ihn jetzt ernſter, als je vorher, beſeelte, in den ſchönen Worten aus, womit er Merck's Glückwunſchſchreiben erwiderte: „Sie haben Recht, daß Sie ſich mit mir freuen; denn

wenn je gute Anlagen in meinem Weſen waren, ſo konnte ſich Verhältniſſe halber bis jetzt kein ſicherer Punct finden, wo ſie zu verbinden waren; nun aber iſt ein feſter Haken eingeſchlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich ſie ſo ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenſchaft ſagen ſoll: auch Er war ein Maler! Wünſchen Sie mir Glück zu dieſem Vorhaben."

Die thätigere Theilnahme Karl Auguſt's an den Landesangelegenheiten finden wir in Goethe's Aeußerungen wiederholt anerkannt. So ſchreibt er im Juni an Frau von Stein: „Der Herzog iſt auf ſehr guten Wegen; wir haben über viel Dinge gar gut geſprochen; es klärt ſich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in ſich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden." Mit der Offenheit und Zartheit einer edlen Freundesſeele ſtellte er in dem köſtlichen Gedichte „Ilmenau, am 3. September", das dem Geburtstage des Herzogs gewidmet ward, die Zeichnung der gegenwärtigen Reife des ſtrebenden Fürſten neben das entſchwundene Traumbild ſeiner ungeſtümen Jugend, nicht ſchmeichelnd, ſondern mit ernſter Hinweiſung auf das höhere Ziel fürſtlicher Pflichten:

So wandle Du — der Lohn iſt nicht gering —
Nicht ſchwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwiſchen Dornen fiel;
Nein! ſtreue, klug und reich, mit männlich ſteter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn. Die Ernte wird erſcheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Zu jener Art von Gelegenheitsdichtung, womit Goethe ſonſt die Feſte des Hofes verſchönert hatte, ließ er ſich jetzt nur ſelten noch bereit finden und äußerte wohl gelegentlich der Freundin, er habe längſt aufgehört „Groß-

meiſter der Affen zu ſein.“ Bei den Feſtlichkeiten zur Geburt des Erbprinzen verhielt ſich ſeine Muſe auffallend ſchweigſam, ſo daß es ſeiner in vollem Entzücken über die glückliche Botſchaft ſchwelgenden Mutter unbegreiflich war und ſie gegen die Herzogin Amalia bemerkte, ihr Sohn müſſe ſich mit den Muſen überworfen haben. Mit dem Gedichtchen „zur Feier der Geburtsſtunde des Erbprinzen“ gab er nur ein ſchwaches Lebenszeichen ſeiner Poeſie. Ihn beſchäftigte jedoch die Bearbeitung eines größeren Drama's.

Die Tragödie Elpenor war ſchon im Auguſt 1781 entworfen worden, als der Dichter gleichzeitig bemüht war, ſeiner Iphigenie mehr Harmonie im Stil zu geben. Die erneute Beſchäftigung mit dem griechiſchen Drama führte ihn zu der Bearbeitung eines tragiſchen Stoffs, in welchem die Idee der antiken Tragödie ſich durchführen ließ. Daß er jetzt die Fortſetzung des Taſſo unterließ und einen Gegenſtand, der ſeiner Subjectivität ferner lag, dramatiſch zu bearbeiten unternahm, iſt nur aus der ihm eigenthümlichen geiſtigen Beweglichkeit und Unruhe zu erklären, welche ihm ſelten ein conſequentes Ausharren bei einer und derſelben Arbeit geſtattete. Treffend verglich er ſich daher, als er die erſten beiden Acte des Taſſo ſeinen Schweizer Freunden zuſandte, den Verſchwendern, „die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überſpannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichſam von einem Geiſt des Widerſpruchs außer ſich geſetzt, ſich in neue Verbindungen von Unkoſten zu ſtürzen pflegen.“ Das neue Drama ward im März des Jahres 1783 bis zum Schluß des zweiten Acts geführt. Unſtreitig beziehen ſich darauf die Worte an Knebel (3. März): „Ich hatte gehofft, das Stück, deſſen Anfang du kennſt, auch noch bis zum Ausgange der Herzogin fertig zu ſchreiben, es iſt aber unmöglich. Der alte Plan war fehlerhaft, und ich mußte

es von vorn an neu umarbeiten. Ich fahre ſachte daran fort, und ich denke, es wird ja nicht zu ſpät kommen." Es hatte nicht das Glück des Taſſo, unter Italiens Himmel in des Dichters Seele ſich neu zu geſtalten und ſich ſeinen Meiſterwerken anzureihen. Das den Goethe'ſchen Dramen eingereihte Bruchſtück iſt nach dem erſten Entwurf abgedruckt, ohne die überarbeitende Fürſorge des Dichters zu erfahren, nur daß die dem jambiſchen Maß ſich nähernde rhythmiſche Proſa, in der es, ähnlich wie anfangs Iphigenie und Taſſo, abgefaßt war, von einer andern Hand in Verszeilen abgetheilt ward, was indeß ein Mißgriff iſt, da lückenhafte und fehlerhaft gemeſſene Verſe mehr den Genuß ſtören, als die anſpruchslos auftretende Proſa. Die Expoſition des Drama's, welche die vorhandenen beiden Acte geben, iſt ſehr dramatiſch und trägt den Stil der hohen Tragödie. Schwere Verbrechen des Fürſtenhauſes ſtehen, wie im Geſchlechte der Tantaliden, im Hintergrunde. Der hoffnungsvoll in die Welt eintretende Jüngling erhält den Beruf ſie zu rächen und zu ſühnen, und legt in die Hände der Mutter das Rachegelübde ab. Die leidenſchaftliche Steigerung der Handlung ſpannt auf eine erſchütternde tragiſche Entwicklung. Allein eben hierdurch ward dieſe dramatiſche Arbeit dem Dichter entfremdet, der lieber das ſtille Natur- und Gemüthsleben oder die Kämpfe in den Tiefen der Seele, als die tragiſche Handlung ſchilderte.

Uebrigens hielt auch die Laſt der neu übernommenen Amtsgeſchäfte, „die Rolle des Alhafi", in den nächſten Jahren Goethe's poetiſche Thätigkeit nieder. In allen ſeinen Briefen und Aeußerungen fühlt man eine gedrücktere Stimmung durch, als unter den früheren Geſchäften, wo er heiter von ſich ſagte, daß ihn das Lumpige nicht um ſeinen guten Humor bringe. Nicht mehr mit ſolchem ſcherzhaften Tone wirft er jetzt eine Beſchwerde hin, z. B.

er sei von Arbeiten gesotten und gebraten; es gehe ihm so viel durch den Kopf, daß er manchmal die Schiefertafel abwischen müsse, um wieder rechnen zu können; das Gegenwärtige dringe so auf ihn zu, daß er nur sehen müsse, wie er durchkomme. Noch unmuthiger äußert er einmal seiner Freundin, es sei ein sauer Stückchen Brod, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und er werde von Noth und Ungeschick der Menschen hin und her gezogen. In sehr niedergeschlagener Stimmung ist der Brief der Theilnahme an Jacobi nach dem Tode der Frau (1784) geschrieben. „Ich bin" — heißt es zum Schlusse — „ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat; drum verzeihe, wenn ich trocken und träge scheine." Es spricht sich indeß diese Unbehaglichkeit nicht in einer bitteren Weise aus, sondern mehr als Wehmuth, die seinem Wesen eine große Milde verleiht und zuletzt in der Sehnsucht nach Italien ein bestimmteres Ziel erhält. Wer kennte nicht den unvergleichlich schönen, zarten Hauch sehnsüchtiger Wehmuth, „Wanderers Nachtlied"? Er schrieb es am 7. [2.?] September 1783 mit Bleistift an die Wand eines Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, in welchem er übernachtete. Das Häuschen ward zerstört, ist aber, um die Erinnerung zu bewahren, in gleicher Form wieder aufgebaut.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh'.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruhest du auch.

Seine Thätigkeit charakterisirt er durch „Stille und Ernst", und in dieser Weise geht sie mit geringen Unterbrechungen in gleichem Schritt bis zur Reise nach Italien. Noch kurz vor derselben schreibt er an Jacobi: „Ich lebe in einer Einsamkeit und Abgeschiedenheit von aller Welt, die mich zuletzt stumm wie einen Fisch macht." Auch der Herzog spricht schon 1783 von der „Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten", die er froh ist durch Acquisition einer neuen Handzeichnung oder eines Kupferstichs zuweilen „entrunzeln" zu können. Dazu kam, daß die Leitung der Finanzsachen ihn manchmal in eine schwierige Stellung zum Hofe und persönlich zum Herzoge brachte. Goethe hielt „streng über seine Pläne und Grundsätze"; dahin gehörte namentlich, daß er den Herzog zu vermögen suchte, einen jährlichen Etat der Ausgaben festzusetzen, der nicht überschritten werde. Hierzu war indeß der Herzog nicht zu bewegen, und dies soll Goethe die Stelle eines Kammerpräsidenten am meisten verleidet haben. Dahin deutet auch eine Stelle in einem Briefe Wieland's an Merck (3. Jan. 1784): „Goethe schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem Allen Contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er so viel wie möglich, auch hat er sie sehr vonnöthen." Da solche bedenkliche Berichte auch zu dem Ohr der Mutter gedrungen waren und sie mit Besorgniß erfüllt hatten, so beruhigte sie Goethe in einem Briefe am Schluß des Jahres 1783, der wenigstens die ernste resignirte Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, nicht verbirgt:

„Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernſthaften Sachen ernſthaft wird, iſt auch natürlich, beſonders wenn man von Natur nachdenklich iſt und das Gute und Rechte in der Welt will. Laſſen Sie uns hübſch dieſes Jahr daher als Geſchenk annehmen, wie wir überhaupt unſer ganzes Leben anzuſehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Conſtitution wohl, kann meinen Sachen vorſtehen, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein' und andere Lieblingsbeſchäftigung. Ich wüßte nicht mir einen beſſern Platz zu denken oder zu erſinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen iſt, wie es hinter den Bergen ausſieht. Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie ſich an meinem Daſein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen ſollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlaſſe gute Freunde und einen guten Namen, und ſo kann es Ihnen der beſte Troſt ſein, daß ich nicht ganz ſterbe. Indeſſen leben Sie ruhig; vielleicht giebt uns das Schickſal noch ein anmuthiges Alter zuſammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen."

Die Hoffnung ging in Erfüllung. Die Mutter bewahrte ſich ihre liebenswürdige Heiterkeit bis in ein hohes Alter und um ſo ungetrübter, nachdem ſie der Tod ihres Gemahls (25. Mai 1782) von den Quälereien ſeines Trübſinns befreit hatte. Wie unerträglich ſeine mürriſche Laune, die faſt zur Gemüthskrankheit ward, in den letzten Jahren ſeines Lebens geweſen ſei, läßt ſich aus der herben Aeußerung des Herzogs in einem Briefe an Merck ſchließen: „Goethe's Vater iſt ja nun abgeſtrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft ſchöpfen".

Ein freudiger Moment in Goethe's amtlicher Wirk-

ſamkeit war es, daß die Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus, für die er ſeit Jahren thätig geweſen war, endlich nach Beſeitigung vieler Schwierigkeiten ſo weit gediehen waren, daß am 24. Februar 1784 die Eröffnung des neuen Johannisſchachts ſtattfinden konnte. Als die Bergleute eintraten, um die fürſtliche Commiſſion zu den Feierlichkeiten abzuholen, hielt Goethe die Feſtrede, welche aus ſeinem Nachlaſſe jetzt unter ſeine Schriften aufgenommen iſt. Beinahe wäre ihm der Verſuch, ohne Hülfe des Concepts zu reden, mißlungen. Mitten in ihrem Laufe ſtockte plötzlich die geläufige Rede, und eine ängſtliche Pauſe trat ein; doch der Redner war nicht verlegen, ſondern blickte feſt und ruhig im Kreiſe umher, bis er den Faden wiederfand, worauf er die Rede wieder in raſchem Fluß zum Ende führte. Der Stil dieſer Eröffnungsrede iſt herzlich und lebendig, obwohl ohne Wortfülle, indem Goethe auch in der rhetoriſchen Form nicht von der edlen Simplicität ließ, die ſeiner Proſa wie ſeiner Dichtung eigen iſt. Beſcheiden ſchweigt er von dem, was ſein Eifer für dies Unternehmen gewirkt hat und weiſt die Ehre deſſelben allein ſeinem Herzoge zu; er erwähnt nur in Bezug auf ſich, daß er dieſem Augenblicke ſeit acht Jahren, als ſo lange er dieſem Lande angehöre, mit Sehnſucht entgegengeſehen habe und ſich jetzt mit einem jeden freue, der heute ſich zu freuen die nächſte Urſache habe. Die Hoffnung für die Zukunft ſpricht er gegen den Schluß in ſchönen Worten aus: „Jede neue Anſtalt iſt wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachſener nicht danken würde, und ſo wünſche ich, daß ein jeder die unſrige anſehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringſte, dasjenige, was er in ſeinem Kreiſe zu deren Beförderung thun kann, und ſo wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Her-

ren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, so kann ein jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müssig geblieben, und auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen diesen Segen genießen!" Nicht ohne Erfolg wurde einige Jahre hindurch der Bau im Flötzgebirge der Sturmhaide von der neuen Gewerkschaft betrieben, bis elf Jahre später ein bedeutender Stollenbruch dem dortigen Bergbau, auf den „so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden", ein Ende machte.

Hatte er in Ilmenau die Freude genossen, ein lange vorbereitetes Werk zu Stande gebracht zu sehen, um der Natur etwas abzugewinnen, so wurde sie, wenige Tage nach seiner Rückkehr, durch ein Ereigniß getrübt, in welchem ihm die zerstörende Kraft der Elemente vor die Augen trat. In Folge eines Eissturzes war die Saale aus ihren Ufern getreten, so daß in einem Theile von Jena das Wasser zwei bis drei Ellen hoch in Häusern und Straßen stand. Während der Wassersnoth brannte ein Dorf ab, wobei sechs Menschen das Leben verloren. Wir haben schon bei ähnlichen Unglücksfällen Goethe's entschlossene und gewandte Thätigkeit kennen gelernt; auch diesmal

giebt ihm der Herzog selbst in einem Briefe an Merck das Zeugniß, er habe sich bei der Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getroffen.

Da zu Goethe's Geschäftskreis die oberste Verwaltung der herrschaftlichen Einkünfte gehörte, die vornehmlich in dem bestanden, was Berg und Flur eintrugen, so leuchtet ein, daß zwischen seiner amtlichen Stellung und seiner Liebe zu den Naturstudien eine enge Verbindung stattfand. Sie legten in den einförmigen Geschäftsgang ein höheres geistiges Interesse, ohne welches Goethe sich nicht einer Sache mit Eifer hinzugeben vermochte, und was als dilettantische Beschäftigung begonnen war, wuchs bald aus unscheinbarem Keime zu umfangreichen Forschungen empor. Die geologisch-mineralogischen Untersuchungen blieben vor der Hand sein Lieblingsfach, und mit jeder neuen Gebirgswanderung wuchs das Material und die Einsicht.

Im September 1783 machte Goethe eine Reise in den Harz, begleitet von seinem Zögling, dem zehnjährigen Fritz von Stein, dem „Pfand" von seiner geliebten Lotte; denn stets „leitet ihn ihre Liebe wie ein bekanntes Gestirn", dessen Glanz auch nicht neben der schönen Branconi erblich, welche er zu Langenstein, ihrem damaligen Aufenthaltsorte, besuchte. „Ich werde Dir" — schreibt er von Klausthal aus — „viel von der schönen Frau erzählen; sie wußte nicht, woran sie mit mir war, und gern hätte ich ihr gesagt, ich liebe, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig." Den ersten schönen Reisetag hatte er am 11. Septbr. an der Roßtrappe. „Nachdem ich mich oben umgesehen hatte, stiegen wir ins Thal herunter, wo ich Dich hundertmal hingewünscht habe, als ich mit Fritzen auf einem großen in den Fluß gestürzten Granitstück zu Mittag aß". Nachdem er darauf wieder die Baumannshöhle besucht hatte, wandte er

ſich nach Halberſtadt, um am 14. September mit der Herzogin Amalia und dem braunſchweigiſchen Hofe, der ſie bis dahin begleitete, zuſammenzutreffen; er war ſehr begierig, den Herzog von Braunſchweig kennen zu lernen und brachte einen Tag in ſeiner Nähe zu. Am 18. kam er nach Klausthal, durchwanderte die Umgebung des Brockens und erſtieg ihn am 21. September; diesmal übernachtete er auf der Höhe. Für die mineralogiſchen Sammlungen ward reiche Ausbeute gewonnen. „Ich habe mich recht mit Steinen angefüttert; ſie ſollen, denke ich, wie die Kieſel dem Auerhahn, zur Verdauung meiner übrigen ſchweren Winterſpeiſe helfen". Im nächſten Winter ſchrieb er eine Abhandlung über den Granit.

Er reiſte darauf nach Göttingen, um die Bekanntſchaften mehrerer Profeſſoren zu machen, und, von Fritz getrieben, „der beſonders den Rieſen auf dem Winterkaſten zu ſehen" wünſchte, noch bis Caſſel. Hier ging er auch an den Hof und wurde ſehr gut aufgenommen. Beſonders erfreute ihn der Umgang mit dem gelehrten Naturforſcher Sömmering, mit dem er ſich über Oſteologie unterhielt und dem er bei Füllung einer aëroſtatiſchen Kugel behülflich war, — Experimente, die damals durch den Reiz der Neuheit die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen —, ſo wie mit Georg Forſter, welcher im nächſten Jahre, dem Rufe an die Univerſität zu Wilna folgend, auch in Weimar einen Beſuch machte. Forſter fand ihn „ernſthafter, zurückhaltender, bläſſer und magerer." Am 5. October reiſte Goethe von Caſſel ab und raſch über Eiſenach nach Weimar zurück, wo ſogleich neben vielen Geſchäftsarbeiten ihn die Feſtlichkeiten am Hofe in Beſchlag nahmen, indem der Herzog Karl von Kurland und gleich darauf der Markgraf und der Erbprinz von Baden dort einige Wochen verweilten.

Im nächsten Jahre unternahm Goethe wiederum eine mineralogische Harzwanderung in Begleitung des Malers Kraus, der ihm „alle Felsarten, nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, nach einer geheimen wissenschaftlichen Regel charakteristisch zeichnete". Diese schönen Zeichnungen, meist in Groß-Folioblättern, befinden sich noch unter den nachgelassenen Goethe'schen Sammlungen. An Merck schrieb er kurz vor der Reise: „Ich komme nunmehr wieder auf den Harz und werde meine mineralogischen und oryktologischen Beobachtungen, in denen ich bisher unermüdet fortgefahren, immer weiter treiben. Ich fange an auf Resultate zu kommen, die ich auch bis jetzt noch für mich behalte, damit sie mir nicht weggeschnappt werden". Das Ziel seiner Forschungen war die Entdeckung der Grundgesetze der geologischen Bildungsepochen.

Bei einer so entschiedenen Richtung auf wissenschaftliche Untersuchung der Natur machte es ihm wenig Behagen, aus den geliebten Bergen in die drückende Hofatmosphäre gezogen zu werden. Er konnte nicht umhin, der Einladung Karl Augusts folgend, um die Mitte des August in Braunschweig mit ihm zusammenzutreffen. Sie verweilten dort zwei Wochen, länger als anfangs bestimmt war; die Reise stand mit der Gründung des deutschen Fürstenbundes in Beziehung, den sich Karl August sehr angelegen sein ließ. Indeß fühlte sich der Herzog in der Hofluft keineswegs wohl, obschon man durch glänzende Hoftafel, Bälle und Opernvorstellungen die weimarischen Gäste auf alle mögliche Weise zu unterhalten suchte; er mußte stets mit den fürstlichen Personen verkehren und die Hofetikette einigermaßen respectiren, so daß ihm selbst seine geliebte Tabackspfeife versagt war. Goethe klagt am meisten über die „schrecklichen" sechs Stunden, die er täglich an der fürstlichen Tafel zuzubringen

hatte; er beobachtete sein zurückhaltendes Wesen, und selbst die Damen hatten keine Veranlassung, sein verbindliches Benehmen zu rühmen. Uebrigens machte es ihm Freude, vielfache Gelegenheit zu Beobachtungen und Reflexionen über Welt und Menschen zu finden. Wie freudig jedoch eilte er, einem Freigelassenen gleich, mit dem 1. September in die Gebirgsgegend zurück, wo er wieder mit Kraus zusammentraf. Er bestieg den Brocken und die Roßtrappe, versäumte auch nicht, zwei Tage in Langenstein bei der schönen Frau („la fée de Langenstein") zu verweilen, und war am 16. September wieder in Weimar.

In Gesellschaft Knebel's durchforschte er um Pfingsten 1785 den Saalgrund und machte mit ihm gegen Ende des Juni eine mineralogische Reise durchs Fichtelgebirge. Sie tranken aus der Quelle des Main's und erstiegen mehrere Höhen, auch den Ochsenkopf. Aus den in Knebel's Briefen enthaltenen Berichten von diesen Wanderungen geht hervor, daß es mit den mineralogischen Untersuchungen auf allen Schritten ganzer Ernst war und viel Gestein gesammelt wurde; indeß tauchten daneben auch andere Interessen hervor. Goethe entwarf mehrere Zeichnungen, las seinen Freunden in den Abendstunden die zuletzt fertig gewordenen Abschnitte des Wilhelm Meister vor und unterhielt sich lebhaft über Shakspeare's Hamlet, den sie zusammen lasen. Ueber Wunsiedel und Eger langten sie am 5. Juli in Karlsbad an, wo sie die Herzogin Luise, Frau von Stein, Herder's und andere Weimarer Notabilitäten antrafen. Knebel machte noch eine Reise nach Bayern und Tyrol, von wo er, in mineralogischen Forschungen fortfahrend, anziehende Berichte einsandte. „Du siehst", — erwidert ihm Goethe — „wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und

Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verwandt, daß die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muß". Goethe blieb länger als die übrige weimarische Gesellschaft in Karlsbad und setzte seine mineralogischen Untersuchungen im Erzgebirge fort. Am 28. August befand er sich in Johanngeorgenstadt. Die Bergwerke bei Schneeberg zu besteigen, wurde ihm diesmal nicht gestattet; doch sah er im folgenden Jahre bei einem Ausfluge von Karlsbad aus seinen Wunsch erfüllt. Karlsbad wurde ihm seitdem sehr lieb; er fühlte sich nach dem Gebrauch dieses Bades so gesund und wohl, daß er bekannte, ihm eine ganz andere Existenz schuldig zu sein. Er kehrte daher auch im nächsten Jahre dahin zurück.

Neben der Mineralogie begann auch die Botanik mehr und mehr Goethe's Interesse auf sich zu ziehen. Schon in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthalts hatte das Leben in der freien Natur, die Beachtung der Cultur des Bodens, des Wiesenbaus und des Forstwesens ihn nach und nach mit der Pflanzenwelt oberflächlich bekannt gemacht. Zur Förderung eines wissenschaftlichen Studiums diente die Anlegung eines botanischen Gartens bei Weimar, wozu der Herzog die Kenntnisse des tüchtigen Apothekers Dr. Bucholz benutzte, dessen gründliche Naturstudien für Goethe vielfach anregend und belehrend wurden. Um über botanische Gegenstände mehr Aufklärung zu erlangen, arbeitete Goethe sich in die Schriften Linné's hinein, von dem er bekennt, daß er nach Shakspeare und Spinoza die größte Wirkung auf seine geistige Entwicklung gehabt habe. Er trat zu jenem in ein ähnliches Verhältniß, wie zu diesen. Unfähig, ein Ueberliefertes in sich aufzunehmen, mußte er sich ihm gegenüber productiv verhalten. „Indem ich" — sagt Goethe in dem Aufsatze "Geschichte meines botanischen

Studiums" — „sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen suchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben". Viel verdankte er auch den botanischen Schriften Rousseau's, dessen minder strenge, mehr übersichtliche Methode dem Dilettanten vornehmlich zusagen mußte. Auch die Nähe der Universität Jena wußte Goethe, wie wir schon aus Früherem wissen, für seine wissenschaftlichen Studien zu nutzen. Besonders förderte ihn der Verkehr mit dem Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, indem der Herzog dessen reiche Privatbibliothek, die dem Sammler noch für Zeit seines Lebens zur Benutzung überlassen blieb, angekauft hatte. Indem Goethe die Anordnung und Aufstellung der Bibliothek zu leiten hatte, brachte ihn dies in ein näheres Verhältniß zu dem gelehrten Manne, der sich über Botanik mit besonderer Vorliebe unterhielt. Die botanischen Excursionen fähiger Jünglinge machten ihn gleichfalls mehr und mehr mit der Landesflora bekannt. Einen muntern Burschen aus Ziegenhayn, Namens Dietrich, der in der Gewächskunde sich viel praktische Erfahrung gesammelt hatte, nahm er mit sich nach Karlsbad. In gebirgigen Gegenden immer zu Fuße, brachte dieser mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte ihm die Ausbeute wo möglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein, indem er die Linnéischen Bezeichnungen dabei ausrief. In Karlsbad selbst war er mit Sonnenaufgang im Gebirge und brachte Goethe eine reichliche Sammlung an den Brunnen, ehe er noch seinen Becher geleert hatte. Dies erregte die Aufmerksamkeit kundiger Botaniker und leitete Unterhaltungen mit ihnen ein, aus denen Goethe manche wissenschaftliche

Belehrung gewann. Wie beſchränkt nun auch noch die Kenntniß des Einzelnen ſein mochte, ſie erregte doch in Goethe's Geiſt ſogleich den Trieb, in dem Mannigfaltigen die Einheit zu finden, und dieſer hängt mit den Grundſätzen ſeiner geſammten geiſtigen Thätigkeit zuſammen. Wenn er gegen Merck von „hübſchen Entdeckungen und Combinationen in der Botanik" ſpricht, wenn er ſeine Freude ausdrückt über ſein „Gewahrwerden der weſentlichen Form, mit der die Natur gleichſam nur immer ſpielt und ſpielend das mannigfaltige Leben hervorbringt", ſo iſt damit ſchon die Entdeckung des Grundprincips der Pflanzenentwickelung angedeutet, welches er ſeitdem Jahre lang in den Forſchungen über die Metamorphoſe der Pflanzen weiter verfolgte und ausbildete. Dieſelbe Idee leitete ihn bei ſeinen oſteologiſchen Unterſuchungen. Das Buch der Natur ward ihm mehr und mehr „lesbar".

Seitdem ſich Goethe unter Loder's Anleitung eifrig mit Anatomie und Oſteologie beſchäftigte, war ſein Bemühen darauf gerichtet, einen allgemeinen Knochentypus zu finden. Er „mußte deshalb annehmen, daß alle Abtheilungen des Geſchöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden ſein möchten, weil ja auf dieſer Vorausſetzung die ſchon längſt eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der ſeltſame Fall ein, daß man den Unterſchied zwiſchen Affen und Menſchen darin finden wollte, daß man jenem ein os intermaxillare [Zwiſchenknochen der obern Kinnlade], dieſem aber keines zuſchrieb. Da nun aber genannter Theil darum hauptſächlich merkwürdig iſt, weil die oberen Schneidezähne darin gefaßt ſind, ſo war nicht begreiflich, wie der Menſch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln ſollte, worin ſie eingefugt ſtehen". Goethe ſuchte daher nach Spuren deſſelben und glaubte ihn zu entdecken, nur

daß „dieſer Knochen, der bei Thieren ſo außerordentlich vorgeſchoben iſt, ſich bei Menſchen auf ein ſehr kleines Maß zurückzieht". Dieſe Entdeckung machte er in den erſten Frühlingstagen des Jahres 1784, wo er ſich nach Jena begeben hatte, und arbeitete ſeine Anſicht im Verkehr mit Loder bei mehrmaligen Beſuchen in Jena wiſſenſchaftlich durch. Erſt im October entwickelte er ſie in der Abhandlung: „Dem Menſchen wie dem Thiere iſt ein Zwiſchenknochen der oberen Kinnlade zuzuſchreiben". Indem er in einem Briefe an Knebel (November 1784) den Grundgedanken dieſer Schrift auseinanderſetzt, charakteriſirt er mit wenig Worten ſeine Naturanſchauung: „Eine jede Creatur iſt nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen ſtudiren muß; ſonſt iſt jedes Einzelne ein todter Buchſtabe. Aus dieſem Geſichtspunct iſt die kleine Schrift geſchrieben, und das iſt eigentlich das Intereſſe, das darinne verborgen liegt". Herder, dem er die Abhandlung vorlas, äußerte ſich beifällig und nannte ſie gegen Knebel einfach und ſchön; „der Menſch", fügt er hinzu, „geht auf dem rechten Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen". Sömmering indeß, dem er eine Abſchrift zuſandte, nahm die Sache ſehr gleichgültig auf; dies befremdete Goethe nicht; „einem Gelehrten von Profeſſion", ſchreibt er an Merck, „traue ich zu, daß er ſeine fünf Sinne abläugnet; es iſt ihnen ſelten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, ſondern um das, was man davon geſagt hat". Er war ſehr begierig auf das Urtheil des berühmten holländiſchen Anatomen Peter Camper, dem er den Aufſatz in ſchöner Handſchrift mit beigefügter lateiniſcher Ueberſetzung durch Merck mittheilte. Dieſer lobte zwar Arbeit und Bemühung, verſicherte aber nach wie vor, der Menſch habe keinen Zwiſchenknochen [89]). Erſt die jüngere Naturforſchung hat

der Goethe'ſchen Auffaſſung Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ihre Richtigkeit wird nicht mehr bezweifelt. Die Anſprüche, welche Oken auf die Priorität der Entdeckung gemacht hat, ſind als beſeitigt anzuſehen.

Der Ernſt und die Zurückgezogenheit, in der Goethe jetzt lebte, theilte ſich der ganzen höheren weimariſchen Geſellſchaft mit. Sobald er aufhörte, ſie mit dem Zauberſtabe ſeines genialen Humors zu berühren, ſobald er nicht mehr Spiel und Feſt mit Poeſie und Decoration ausſchmückte und dem geſelligen Leben mit erfindungsreicher Kunſt den Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen gab, ward es in Weimar und Tiefurt ſehr ſtill; die Herzogin Mutter ſagte: „ſie ſchlafen alle!“ Sie bewahrte ſich noch ihre muntere Laune und vergnügte ſich damals mit den Scherzen des Ariſtophanes, indem ſie ihr Studium des Griechiſchen ſo weit gebracht hatte, um unter Wieland's Anleitung das griechiſche Luſtſpiel im Original genießen zu können. „Ohne ſie“, — ſchreibt Wieland im Januar 1785 — „würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein ſo unbedeutendes, langweiliges und ſeelentödtendes Neſt werden, als irgend eins in deutſchen oder wälſchen Landen.“ Auch der Herzog klagt um dieſelbe Zeit gegen Knebel, die öffentliche Geſellſchaft ſei ſo inſipid, als möglich, und fügt als Grund hinzu, daß die, welche ſonſt durch Jugend und Schönheit den Kreis des Hofes belebt hatten, nun älter geworden ſeien, und der weibliche Theil ſich größtentheils verheirathet habe. Hatten doch auch bei ihm die Jahre eine Aenderung hervorgebracht. Er widmete ſich mehr den Geſchäften, und in Wintertagen trat an die Stelle der abenteuerlichen Jagdfahrten die „Leidenſchaft fürs l'Hombre“. Das Liebhabertheater, ſonſt der Mittelpunct der Hofvergnügungen, hörte auf. Da man ſich indeß des Genuſſes theatraliſcher Vorſtellungen nicht ent-

wöhnen konnte, so engagirte man, anfänglich für die ersten drei Monate des Jahres 1784, die Schauspielertruppe eines Wiener Unternehmers Bellomo, welche bis 1791, wo die Hofbühne errichtet ward, in Weimar blieb und im Sommer in dem Badeorte Lauchstädt spielte. „Die Gesellschaft" — berichtet der Herzog an Knebel — „ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Uebersetzung ersetzt".

Bei Goethe ging keine geistige Anregung verloren. Während Geschäfte und wissenschaftliche Forschungen seinen Geist eingeengt zu haben schienen, machte die unversiegbare Quelle seines dichterischen Genius sich immer wieder dazwischen Raum. Gleichzeitig mit der Abhandlung vom Knochenbau hatte er noch Laune genug, ein komisches Singspiel im italienischen Genre, Scherz, List und Rache, zu dichten: die Mystification und Ueberlistung eines geizigen Pedanten durch die Schlauheit Scapins und Scapinens, ein Süjet, das in italienischen und französischen Operetten häufig wiederkehrt. Er schrieb das Stück vornehmlich in der Absicht, seinen Freund Kayser in Zürich dadurch zu fördern, indem er aus dessen Briefen von seiner italienischen Reise schloß, daß er den Geist der komischen Oper gut gefaßt habe. Kayser griff die Composition ernsthaft an, und Goethe trat mit ihm in lange briefliche Verhandlungen, in denen er ausführlich in die Einzelheiten der musikalischen Composition einging; Riemer bemerkt, daß die Bekanntmachung dieser Briefe das beste Zeugniß von Goethe's musikalischen Einsichten geben würde. Am Schlusse des Jahres 1784 hatte der Dichter bereits zwei Acte in Händen, welche bei den Proben den größten Beifall aller Musik-

verſtändigen fanden. Goethe baute darauf die beſten Hoffnungen für ſeinen Freund. Ein Brief an Knebel (30. Decbr. 1785), der ſich damals in München aufhielt, iſt der ſchönſte Beweis ſeiner treuen freundſchaftlichen Fürſorge: „Was ſagſt Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München ſchicken; er ſollte dort vor Kennern und Liebhabern nur in Concerten einzelne Arien ohne Prätenſion produciren, da er ſelbſt ein trefflicher Clavierſpieler iſt, ſich hören laſſen, ohne den Virtuoſen zu machen, ohne ſich bezahlen zu laſſen, ſolle ſich empfehlen, den Geſchmack des Publici ſtudiren, mir ſeine Gedanken ſchreiben, und ich könnte ihm alsdann, wenn ich beſonders durch Deine Bemerkungen, was dort gefällt, was von Ernſt und Scherz am meiſten Effect macht, genugſam unterrichtet wäre, ein Stück machen, das gewiß wirken ſollte. — Ein Aehnliches habe ich auf Wien mit ihm vor. Er kann und wird ſich pouſſiren. Du thuſt mir einen weſentlichen Dienſt, wenn Du ihm Freunde vorbereiteſt und Dich um die Verhältniſſe des Virtuoſenweſens erkundigſt, damit er in ein bekannt Land komme.... Dies iſt's, was mir jetzo ſehr am Herzen liegt; hilf mir es ausführen!“

Dieſen Erwartungen entſprach der Erfolg nicht. Kayſer hatte, Goethes Urtheil zufolge, die Compoſition nach altem Schnitt zu ausführlich, wenn auch ſtellenweiſe glücklich und mit Anmuth im Ganzen, behandelt; dadurch häuften ſich die Muſikſtücke dergeſtalt, daß drei Perſonen ſie nicht zu leiſten vermögen. Auch fehlte der Chor; der Geſang ſtieg nicht weiter, als bis zum Terzett, und man hätte, ſagt Goethe, zuletzt die Theriaksbüchſen des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen. Kurz, das Stück wurde eintönig. „All unſer Bemühen daher, uns im Einfachen und Beſchränkten abzuſchließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail

ſchlug Alles nieder, und es iſt auf dem Theater von unſerm ſo ſorgſam gearbeiteten Stück niemals die Rede geweſen". Einen Theil der Schuld des Mißlingens ſchiebt er auf das Süjet, indem ein ſolcher frecher Betrug, wie er hier vorgeſtellt wird, für einen rechtlichen Deutſchen keinen Reiz habe; wenn Italiener und Franzoſen ſich daran wohl ergötzen möchten, bei uns könne die Kunſt den Mangel des Gemüths nicht wohl entſchuldigen. Uebrigens hatten Oper und Singſpiel für ihn eine ſolche Anziehung, daß er auf einem Ritt nach Ilmenau, am 7. November 1785, einen ältern Entwurf wieder vornahm und weiter ausbildete, wahrſcheinlich das unvollendet gebliebene Singſpiel „die ungleichen Hausgenoſſen", aus welchem einige Arien und Lieder unter ſeine Gedichte aufgenommen ſind.

Außerdem fuhr Goethe fort, ſeine Anſichten über dramatiſche Dichtung und theatraliſche Darſtellung in die Schilderungen ſeines Wilhelm Meiſter zu verweben, deſſen Bearbeitung ihn während der Jahre, von denen wir reden, in poetiſchen Mußeſtunden vornehmlich beſchäftigte. Das vierte Buch ward am 12. November 1783 beendigt, gerade ein Jahr, nachdem er es angefangen hatte. Im October 1784 wurde das fünfte, im November des folgenden Jahrs das ſechste Buch vollendet. Es wurde darauf der Entwurf zu ſechs folgenden Büchern gemacht, von denen ihn das ſiebente im Frühling des Jahres 1786 beſchäftigte. Von den Freunden, denen er einzelne Abſchnitte mittheilte, erntete er reichlichen Beifall; doch fühlte und bekannte er ſelbſt, daß er wegen der häufigen Unterbrechungen, unter denen das Werk nur langſam vorrückte, weit hinter ſeiner Idee zurückbleibe und nicht im Stande ſei, das Ganze zu überſehen. Im Jahre 1785 war er mit der Auslegung des Hamlet beſchäftigt, ohne daß wir beſtimmt erfahren, daß er damals ſchon beabſichtigte, ſie

in die Erzählung zu verflechten. Bei der späteren Ueberarbeitung des Romans wurde die Handschrift um ein Drittheil verkürzt, und es ist aus einzelnen Hindeutungen zu schließen, daß der vor der italienischen Reise vollendete Theil jetzt die ersten vier Bücher nebst dem Anfang des fünften umfaßt.

Diese dichterischen Productionen Goethe's konnten indeß auf seine nächste Umgebung nur geringen Einfluß äußern, da sie nicht auf augenblickliche Wirkung berechnet waren, und seine Muse nicht mehr der Ergötzung des Augenblicks diente. Dagegen zog seine Liebe zur Naturwissenschaft mehr und mehr die Geister nach sich; er konnte schon gegen das Ende des Jahres 1783 die Bemerkung machen, Welt- und Naturgeschichte „rase" in der weimarischen Gesellschaft. „Wir sind jetzt" — schreibt er am 14. Nov. 1783 an Knebel — „ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört, ausgegossen", und fügt die Bitte hinzu, er möge ihm aus Nürnberg einen ausgesuchten Homannischen Atlas der zur Zeit neuesten und besten Karten und einen Globus senden, worauf die neuesten Entdeckungen verzeichnet wären. Goethe suchte „Proselyten zu machen" und hatte die Freude, mehrere, selbst ältere Männer für die Naturwissenschaften zu gewinnen.

In den mineralogischen Forschungen schloß sich mit ernstem wissenschaftlichen Eifer Hofrath von Voigt an ihn an, welcher seit 1783 in der Direction des Ilmenauer Bergbaus ihm als College zur Seite stand. Karl August ging mit lebhaftem Interesse auf diese Studien ein und ward durch die Gründung und Förderung nützlicher Anstalten in Weimar und Jena unter Deutschlands Fürsten einer der ersten Beschützer der naturwissenschaftlichen Studien.

Man hört den Zögling Goethe's reden, wenn er in einem Briefe an Knebel (Dec. 1784) äußert: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu werden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt".

Herder, der mit Goethe jetzt in innigster Geistesgemeinschaft lebte, arbeitete in jenen Jahren an den ersten Bänden seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit und trat ebenfalls der Naturforschung näher. Die spöttischen Bemerkungen über das „Gestein" können nicht erheblich gewesen sein bei einem Manne, der wiederholt von sich äußerte: „Wenn ich mein eigener Herr wäre, ich würde mich wo einschließen und eine Zeitlang ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigen". Goethe las mit ihm zusammen die ersten Capitel, welche er, wie er gegen Knebel (Decbr. 1783) bemerkt, köstlich fand, und nach der Vollendung des zweiten Theils schreibt er an Herder: „Zu dem ganzen Inhalte sage ich Ja! und Amen! und es läßt sich nichts Besseres über den Text: Also hat Gott die Welt geliebt, sagen". „An sehr guten

Abenden" verhandelte er mit ihm die anziehendsten Probleme des Denkens und trieb sich, wie er sagt, durch Disputiren in seinen Naturansichten immer weiter. Manches ist von Goethe's Naturansichten in Herder's Werk übergegangen. Caroline Herder erzählt in einem ihrer Briefe von dem Beisammensein in einer schönen Mondnacht, wo Goethe sich über den Zustand der Seele nach dem Tode aussprach, „nur ein wenig nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahingleiteten." Goethe war über den regen geistigen Verkehr mit Herder sehr erfreut. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück" — schreibt er unterm 12. Nov. 1783 an Jacobi —, „daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten". Ihn und Frau von Stein bezeichnet er als die einzigen Capitalien in Weimar, von denen er Interessen ziehe. Eben so anerkennend spricht sich Herder's freundschaftliche Gesinnung aus, wenn er (2. März 1785) an Knebel schreibt: „Er (Goethe) trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's solcher?" Aehnlich sprach sich Herder gegen Schiller (1787) bei dessen ersten Besuchen in Weimar aus; er nannte Goethe einen allumfassenden Geist und wollte ihn mehr noch als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen: er habe einen klaren universalischen Verstand, dabei das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens; Alles, was er sei, sei er ganz, und er könne, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Ueberhaupt war jetzt in Weimar so sehr die Stimme des Mißwollens verstummt, daß Schiller an Körner berichten konnte, Goethe werde von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch

als Menſch, denn als Schriftſteller, geliebt und bewundert.

Friedrich Jacobi, der gemeinſchaftliche Freund Goethe's und Herder's, die beide einen Briefwechſel mit ihm unterhielten, folgte im September 1784 der wiederholt an ihn ergangenen Einladung zu einem Beſuch in Weimar und „verlebte dort ſelige Tage". Mit Goethe verknüpfte ihn wieder ein Band offener und herzlicher Freundſchaft, wie es die Jünglinge umſchlungen hatte. Es war ein wehmüthiger Abſchied. Als er auf der Rückreiſe, das weiche Gemüth voll freudiger Erinnerung, von Coblenz rheinabwärts fuhr, breitete ſich das Mondlicht wieder über den klaren Spiegel des Stroms und vergegenwärtigte ihm die ſchönſten Stunden der Jugendfreundſchaft. „Ich habe Dich alſo wiedergeſehen" — ſo beginnt der erſte Brief nach ſeiner Rückkehr (Düſſeldorf, 13. October) — „und viel mehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und ſie in mir haften. Auch die leiſeſte Berührung, die ich kaum im Augenblick ſelbſt gewahr wurde, entwickelt ſich im Stillen und wächſt zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im ſeligſten Genuſſe Deiner und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich ſo! Du kannſt es — Du weißt es!"

Jacobi war um jene Zeit mit Mendelsſohn über Leſſing's Spinozismus in Streit gerathen. Daher war über die Lehre des Spinoza vorzugsweiſe in Geſprächen mit Herder und Goethe verhandelt, wovon eine nachhaltige Wirkung auch für den Letzteren nicht ausblieb; in einem Briefe vom 3. Dec. 1784 äußert er: „Du ſcheinſt uns auch Luſt und Liebe zur Metaphyſik zurückgelaſſen zu haben". Er lieſt die philoſophiſchen Abhandlungen Hemſterhuyſens

mit großem Antheil und berichtet seinem Freunde, daß er sich am Spinoza übe und ihn wieder und wieder lese; er sei mit Herder in diesen Materien einverstanden, müsse jedoch, ehe er eine Sylbe Metaphysisches schreibe, erst die Physica besser absolvirt haben. „Ich kann nicht sagen" — bekennt er in Bezug auf Spinoza (9. Juni 1785) — „daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehen, das heißt, er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen". Jacobi's Schrift „über die Lehre des Spinoza", worin er im Herbst 1785 die Correspondenzacten seines Streits mit Mendelssohn über Lessing's Spinozismus veröffentlichte, wurde von Herder wie von Goethe mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Goethe fand, daß die Idee, welche Jacobi darin von der Lehre des Spinoza gebe, die er sich davon gebildet, um Vieles näher rücke, als nach dessen mündlichen Aeußerungen zu erwarten gewesen, und glaubt, sie würden im Gespräch völlig zusammenkommen. Insbesondere aber protestirt er dagegen, daß sein Freund Spinozismus mit Atheismus zusammenwirft: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes; das Dasein ist Gott, und wenn ihn Andere deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen". Gegen die Schmähschrift, womit Mendelssohn Lessing's Ehre gegen die Beschuldigung des Spinozismus retten zu müssen glaubte, schrieb Jacobi die Replik: Wider Mendelssohn's Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessing's (1786). Goethe nahm an dem übermüthigen Ton, womit in dieser Schrift die

Gegner abgefertigt wurden, Anſtoß, und indem er die Selbſtzufriedenheit und Selbſtüberhebung ſeines Freundes in etwas herber Weiſe ahndete — „wenn Selbſtgefühl ſich in Verachtung Anderer, auch der Geringſten, ausläßt, muß es widrig ausfallen..... was ſind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen?“ — ſtellte er im Gegenſatz zu der Jacobi'ſchen Glaubensphiloſophie den Standpunct ſeines Spinoziſtiſchen Realismus feſt: wenn Jacobi ſage, man könne an Gott nur glauben, ſo halte er dagegen viel aufs Schauen und fühle in Spinoza's Worten eine Ermuthigung, ſein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die er erreichen und von denen er ſich eine entſprechende Idee bilden könne, ohne ſich im mindeſten zu bekümmern, wie weit er kommen könne und was ihm zugeſchnitten ſei. „Uebrigens“ — fügt er hinzu — „biſt Du ein guter Menſch, daß man Dein Freund ſein kann, ohne Deiner Meinung zu ſein; denn wie wir von einander abſtehen, habe ich erſt wieder aus dem Büchlein ſelbſt geſehen“ [90]). Die Wahrheit dieſer Aeußerung beſtätigte ſich nachmals mehrfach im Verlauf ihres Lebens und iſt auch in Goethe's Worten an Eckermann (1827) ausgeſprochen: „Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen Theil zu nehmen oder ſie wohl gar zu billigen; es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns aneinander zu halten“.

Noch ein anderer Genoſſe ſchwärmeriſcher Jugendſtunden hatte ihn im Jahre 1784 begrüßt. Friedrich Leopold Stolberg, mit ſeiner Familie und ſeinem Bruder auf einer Reiſe durch Thüringen und Sachſen begriffen, kam im Mai nach Weimar und verweilte dort einige Tage, auch am Hofe wohl aufgenommen. Zwiſchen ihm und Goethe war keine Abneigung eingetreten, vielmehr drückt dieſer ſeine Freude aus, „noch einmal in jenen Seen der

Jugend durch die Erinnerung gebadet worden zu sein". Nach seiner Abreise schreibt er an die Freundin: „Leopold hat mir von Stund zu Stund besser gefallen, und ich hätte wohl gewünscht mit ihm eine Zeitlang zu leben; in den ersten Tagen, wenn man mit alten Bekannten wieder zusammenkommt, sieht man doch nur das alte Verhältniß, bis alsdann ein weiterer Umgang entwickelt, inwiefern sich Menschen verändert haben oder dieselben geblieben sind". Stolberg's Gedicht „der Traum" nennt er ein recht himmlisch Familienstück und fügt die Worte hinzu: „Man muß sie kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen".

Dagegen löste sich in diesen Jahren das freundschaftliche Verhältniß zu Lavater, das Jahre lang ein Band der höchsten Verehrung und Seelenvereinigung gewesen war. Der erste Keim des Zerwürfnisses lag in der Verschiedenheit ihrer Religionsansichten. Lavater konnte sich nicht dabei beruhigen, wie Goethe wünschte, die beiderseitigen Glaubensbekenntnisse „in zwei Columnen neben einander zu setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund zu errichten". Er suchte seinem Freunde wiederholt den Zusammenhang seines christlichen Offenbarungsglaubens darzulegen, welchen Goethe auf seinem Standpuncte mit eben derselben Entschiedenheit von sich ablehnte, so sehr er ihn auch als individuelle Religionsansicht an Andern ehren und lieben konnte. Er will kein Widerchrist, kein Unchrist sein, aber bezeichnet sich als einen decidirten Nichtchristen. „Deinen Christus" — schreibt er 1781 — „habe ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen sieht. Ich gönne

Dir gern dieſes Glück, denn Du müßteſt ohne daſſelbe elend werden. Bei dem Wunſch und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genugthun kann, iſt es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich beſpiegeln, Dich ſelbſt anbeten kannſt". Goethe ſieht das Göttliche als eine der ganzen Menſchheit zugetheilte und in ihr fortwirkende Offenbarung an. „Wir geben uns" — fährt er fort — „einer jeden durch Menſchen und dem Menſchen offenbarten Weisheit zu Schülern hin und beten als Söhne Gottes ihn in uns ſelbſt und allen ſeinen Kindern an. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannſt, und daß Du vor Dir Recht behältſt; doch finde ich es auch nöthig, da du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigeſt, Dir auch den unſrigen als einen ehernen beſtehenden Fels der Menſchheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Chriſtenheit mit den Wogen eines Meeres vielleicht einmal überſprudeln, aber weder überſtrömen noch in ſeinen Tiefen erſchüttern könnt". Bald darauf gab Lavater den Pontius Pilatus heraus, wovon er im Frühjahr 1782 Goethe die erſten Bogen zuſandte. In dieſem ſeltſamen Werke iſt die phantaſtiſche Subjectivität der Lavater'ſchen Religionsanſicht auf die Spitze getrieben; er wollte darin eine Darſtellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menſchlichen Natur geben, „ein Magazin menſchlicher, chriſtlicher, poetiſcher, ſittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menſchen". Er geſteht ſelbſt von dieſem Buche, daß es ohne das Medium ſeines Ich ungenießbar ſei; daß, wer es haſſe, auch ihn haſſen, wer es liebe, auch ihnen lieben müſſe. Auf Goethe machte es einen „widrigen" Eindruck; es war ihm ein ſchlagender Beweis, „wie ſich bei Lavater der

höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfe". Auch Karl August bekannte in einem Briefe an Knebel, nicht zu begreifen, wie so etwas Albernes, ganz Geschmackloses, so zu sagen Uebelriechendes aus einem so wohlduftenden Lavater kommen könne.

Mit dem Jahre 1782 ging das herzliche Verhältniß zu Ende; im folgenden Jahre werden die Briefe zu kleinen Blättchen; darin trifft man die Aeußerung: „ich fühl' erst jetzt, wie weit wir auseinander gekommen; ich kann Dir nichts schreiben". Lavater kam jedoch 1786 auf seiner Rückreise von Bremen, wo man ihm eine Predigerstelle angetragen hatte, in Begleitung des Fürsten von Dessau am 18. Juli nach Weimar und brachte eine Nacht unter Goethe's Dache zu; auch lud sein gastlicher Wirth ihm zu Ehren eine Abendgesellschaft, an welcher der Herzog, Herder, Wieland und Bode Theil nahmen. Sicherlich hatte Lavater keine Ahnung, daß sein Besuch den Riß ihrer Freundschaft nur erweitert hatte, statt ihn zu heilen; er bemerkt bloß: er habe Goethe „älter, kälter, weiser, fester, entschlossener, politischer" gefunden. Dagegen tritt Goethe's entschiedene Abneigung in seinen Aeußerungen an die damals in Karlsbad verweilende Freundin scharf hervor: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter *seine* Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt". Goethe hatte es seitdem kein Hehl, daß er Lavater für den „studirtesten Heuchler" halte.

Es lag in Goethe's Wesen der Drang, aus dem Wider-

ſtreit der Meinungen ſich mit Hülfe der Dichtkunſt zu retten und ſich auf eine poetiſche Höhe zurückzuziehen, welche ihm Ruhe und freien Umblick gewährte. Daher erwuchs aus den religionsphiloſophiſchen Erörterungen mit Lavater, Jacobi und vor Allem aus der innigen Freundſchaftsverbindung mit Herder das epiſche Gedicht die Geheimniſſe, in das als ein lyriſcher Faden die treue Liebesneigung zu ſeiner Freundin und die ideale Weiblichkeit, die er in ihr verehrte, verſchlungen ward. An Herder und Charlotte von Stein iſt die Zueignung gerichtet, welche, anfänglich zur Einleitung der größeren Dichtung beſtimmt, jetzt die Sammlung der lyriſchen Gedichte eröffnet. In den Bergen Jena's entworfen, ward die unvergleichlich ſchöne Dichtung am 8. Auguſt 1784 in Dingelſtedt niedergeſchrieben, als der Dichter auf der Reiſe in den Harz durch einen Bruch am Wagen dort einen Tag aufgehalten wurde. „Es war mir gar angenehm", ſchreibt er der Freundin, „Dir auf dieſe Weiſe zu ſagen, wie lieb ich Dich habe".

Nur langſam rückte die Dichtung vor, ſo daß im April 1785 nicht mehr als etwa 50 Stanzen vollendet waren (das gedruckte Fragment, aus dem einige Stanzen weggelaſſen ſind[91]), enthält 44). Damit zog der Dichter die Hand von ſeinem Werke. Es kam leider! nicht über den vielverſprechenden Eingang hinaus, ſonſt würden wir ein Goethe'ſches Seitenſtück zum Nathan beſitzen.

Der fromme Bruder Marcus, ſo wird uns hier erzählt, trifft, nachdem er in einer gebirgigen Gegend umhergeirrt iſt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude an, deſſen Sinnbild an der Pforte, das mit Roſen umſchlungene Kreuz, auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet dort zwölf Ritter, welche nach überſtandenem mühe- und gefahrvollen Leben hier Gott im Stillen dienen und einem Oberen ſich an-

geſchloſſen haben, der den Namen Humanus führt. — Ueber den weiteren Plan hat Goethe ſich in ſpäteren Jahren ausgeſprochen. Indem der Dichter einen Verein der trefflichſten Männer hier verſammelte, von denen jeder Gott auf ſeine Weiſe im Stillen verehrte, wollte er an ihnen „die verſchiedenſten Denk- und Empfindungsweiſen, welche in dem Menſchen durch Atmoſphäre, Landſtrich, Völkerſchaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden", zur Anſchauung bringen. Sie haben ſich um Humanus als ihren Obern verſammelt, indem ſie ſämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm fühlen; die Idee der höchſten humanen Ausbildung beſtreben ſich alle zu verwirklichen, wenn auch einzeln unvollkommen. „Hier würde ſich dann gefunden haben, daß jede beſondere Religion einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht erreiche, worin ſie jenen obern Führer und Vermittler ſich angenaht, ja ſich mit ihm vollkommen vereinigt. Dieſe Epochen ſollten in jenen zwölf Repräſentanten verkörpert und fixirt erſcheinen, ſo daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, ſie zeige ſich auch in noch ſo wunderbarer Geſtalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben".

Die hier ausgeſprochene Achtung vor der Religioſität als ſchöner Individualität, eine Auffaſſung, welche Goethe ungeachtet ſeiner perſönlichen Ablehnung des poſitiven Offenbarungsglaubens an Fräulein von Klettenberg und Lavater gefeſſelt hatte, zog ihn auch zu der Fürſtin Amalia von Galizin hin. Er lernte dieſe ſeltene Frau, welche mit mehreren der hervorragendſten Geiſter Deutſchlands in einem lebendigen geiſtigen Verkehr ſtand, kennen, als ſie auf ihrer Reiſe in Hemſterhuys' und Fürſtenberg's Begleitung im Juni 1785 Weimar berührte und nochmals im September mehrere Tage dort verweilte. In ähnlicher

Weiſe, wie die Klettenberg, hatte ſie das glänzende Leben der großen Welt mit frommer Zurückgezogenheit vertauſcht. „Sie kam“ — lauten Goethe's Worte von ihr — „früh zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man ſich in ſich ſelbſt zurückziehen, daß man in einem beſchränkten Kreiſe um Zeit und Ewigkeit beſorgt ſein müſſe. Als die ſchönſte Vermittelung zwiſchen beiden Welten entſproßte Wohlthätigkeit, die mildeſte Wirkung einer ernſten Ascetik; das Leben füllte ſich aus mit Religionsübung und Wohlthun“. In ſeinen Briefen an Jacobi nennt er ſie eine herrliche, eine koſtbare Seele, von der es ihn nicht Wunder nehme, daß ſie die Herzen ſo anziehe; ſie habe ihn durch ihre Gegenwart in mancherlei Gutem geweckt und geſtärkt. Wahrſcheinlich gab dieſe Bekanntſchaft die nächſte Veranlaſſung zu den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele, welche jetzt das ſechſte Buch des Wilhelm Meiſter ausmachen. Idee und Entwurf ſcheinen aus jener Zeit zu ſtammen, wenn gleich die genauere Ausführung der ſpäteren Bearbeitung vorbehalten blieb. Er legte die Lebensſchickſale des Fräuleins von Klettenberg zum Grunde, deren Bild in der edlen weiblichen Erſcheinung der Fürſtin wieder vor ihm erſtanden war.

Außer Wilhelm Meiſter, welcher mit bedächtigem Schritt ſeine Wanderung durch den Markt des Lebens fortſetzte und zu neuen Bildungsſtufen emporſtieg, war in der letzten Zeit keine der größern Dichtungen dem Abſchluß näher gebracht. Goethe's productive Kraft war gelähmt; ſeinem Innern fehlte es an jener Harmonie und dichteriſchen Schwingung, welche die Iphigenie und die Entwürfe des Taſſo, des Elpenor und der Geheimniſſe hervorgerufen hatte. Es war daher für ihn ein geeigneter Zeitpunct, auf die vollbrachte Bahn zurückzublicken, das Vorhandene zu ordnen, zu überarbeiten und dem Publicum, das des Dichters vergeſſen

zu wollen schien, als die erste Sammlung seiner „Schriften" zu übergeben.

Gegen den Sommer des Jahres 1786 ging er ernstlich ans Werk. Wieland und besonders Herder standen ihm mit ihrem Freundesrath und kritischen Urtheil getreulich bei. Im Juni ward der „Triumph der Empfindsamkeit" umgearbeitet, „Stella" wurde vorgenommen, die kleineren Gedichte und Epigramme wurden verbessert und geordnet. Dem Götz und dem Werther widmete er aufs neue eine solche Sorgfalt, daß er sie in Gemeinschaft mit den Freunden durchging und bis ins Kleinste seinen jetzigen Anforderungen Genüge zu thun suchte. Bei Zurücksendung des Götz schrieb ihm Herder die liebewarmen Zeilen: „Lieber Bruder! Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten einigen ewigen Götz mit innig-bewegter Seele". Und nachdem er bemerkt, daß er den heiligen Martin [Wieland] meistens zurückcorrigirt habe, schließt er mit den schönen Worten: „Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig".

Als Goethe am 24. Juli nach Karlsbad abreiste, war er mit der Revision so weit vorgerückt, daß er die vier ersten Bände, welche den größten Theil der schon gedruckten Schriften umfassen sollten, an die Göschen'sche Verlagshandlung abzuschicken im Stande war. Es ist kaum zu erklären, was Goethe in dem Berichte von seiner italienischen Reise zu der Aeußerung veranlaßte, durch die er sich selbst sehr Unrecht thut, er sei im Begriff gewesen, es mit den übrigen Bänden eben so zu machen und sie gleichfalls nachzusenden. Sicherlich bedurfte es nicht erst der Zureden Herder's, „er möge vor Allem der Iphigenie noch einige Aufmerksamkeit schenken, und anstatt taubes Gestein zu klopfen, seine Werkzeuge an diese Arbeit wenden". Im Gegentheil spricht er es bei Vollendung der Durchsicht der

erſten Bände aus, die vier letzten würden ihm mehr Mühe machen. An der Iphigenie hatte er bereits ſorgfältig gefeilt und war entſchloſſen, an dieſe Dichtung zunächſt die letzte Hand zu legen. Den ganzen gedruckten und handſchriftlichen Vorrath ſeiner dichteriſchen Werke nahm er mit ſich nach Karlsbad in dem Vorſatze, daran fortzuarbeiten, weshalb er ſich auch, um dictiren zu können, von dem Schönſchreiber Vogel begleiten ließ. Wir möchten anzunehmen berechtigt ſein, daß der Anblick ſo vieler Entwürfe und fragmentariſchen Arbeiten, welche ihm das Geſchäft der Sammlung ſeiner Schriften aufs neue in die Hände gab, nicht wenig dazu beigetragen habe, den Entſchluß zu einer Reiſe, wo er ganz ſeinem Genius leben könne, zur Reife zu bringen. Die Freunde in Karlsbad, denen er mehrere der angefangenen Dichtungen vorlas, hielten ihr Bedauern nicht zurück, daß ſo vieles Schöne nur Bruchſtück geblieben ſei, und ließen es an Ermunterungen zur Fortſetzung nicht fehlen. An ſeinem Geburtstage erhielt er von ihnen mehrere Gedichte im Namen ſeiner unternommenen, aber aufgegebenen Werke, worin jedes nach ſeiner Art Beſchwerde führte. Darunter zeichnete ſich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, worin eine an Treufreund geſandte Deputation dieſen inſtändig bat, er möchte das ihnen zugeſagte Reich nunmehr gründen und einrichten. Unſtreitig hatte Goethe ſchon beim Beginn der Sammlung ſeiner Werke die Abſicht, ſie in Italien abzuſchließen.

Das Verlangen unſers Dichters, Italien zu ſehen, wohin ſchon ſeit ſeiner Kindheit ſein Wunſch gerichtet war, und dort eine längere Mußezeit im Genuß der Natur und dem Studium der dort aufgehäuften Kunſtſchätze zu verleben, hatte ſich zu einer heißen, faſt krankhaften Sehnſucht geſteigert. Er mußte einige Jahre her die alten römiſchen Schriftſteller meiden, weil es ihn in eine ſchmerz-

liche Stimmung verſetzte, wenn das Bild Italiens in ihm lebhaft wurde; Herder ſcherzte, daß er all ſein Latein aus dem Spinoza lerne. Er hatte jetzt in Weimar eine Reihe von Lehrjahren durchgemacht, im Leben nach verſchiedenen Seiten ſich erprobt, in Kunſt und Wiſſen in mannigfachen Richtungen ſich verſucht. Aber, unbefriedigt durch das Erreichte, fühlte er, daß die höchſte Stufe der Ausbildung, wozu ſich der Ruf in ſeinem Innern ankündigte, ihm unter den bisherigen, den Geiſt nach und nach abſtumpfenden Verhältniſſen zu erreichen verwehrt ſei, daß er nur unter Italiens Himmel aus der Verworrenheit zur Klarheit, aus dem unſichern Hin- und Herſchwanken zu einem feſten Haltpunct gelangen werde. „So Alles zur rechten Zeit!“ — was er bei einem andern Anlaß ausſpricht, erfüllte ſich auch diesmal. In der Jugendperiode würde der Aufenthalt in Italien mehr aufregend und verwirrend auf ihn gewirkt haben. Jetzt wandte er ſich, von jedem falſchen Streben befreit, ſittlich und geiſtig geläutert, dahin. Er hatte ſich durch vielſeitige Studien ſo vorbereitet und vorgebildet, daß er von dieſem Aufenthalt, als der hohen Schule ſeines Geiſtes, den größten Nutzen, der für ihn erreichbar war, ziehen konnte. Obwohl er Italien mit Recht das Land ſeiner Wiedergeburt nennt, hat es ihn doch nicht umgewandelt, nicht in neue Bahnen hineingetrieben; es hat nur die ſchon begonnene Richtung zu dem Ziel hingeführt, dem ſie ſchrittweiſe entgegengegangen war. Es ſind die Wanderjahre, die ſich in naturgemäßer Entwickelung an die Lehrjahre anſchließen, um die Bildung zur Meiſterſchaft zu vollenden. Daher erklärt es ſich auch, weshalb er in Italien keine neuen Dichtungen ſchuf, ſondern nur den Werken der letzten Jahre, die ihm mehr als Studien oder flüchtige Entwürfe erſchienen, eine vollendetere Geſtalt gab.

Mit Goethe's Reiſeproject war nur der Herzog ver-

traut und auch dieser nur im Allgemeinen, ohne das Ziel zu erfahren. Der hochsinnige Fürst, welcher nie vergaß, daß er in Goethe noch einen ganz andern Schatz zu hegen hatte, als den fleißigen Geschäftsmann, stellte seinem Gesuch um einen „unbestimmten Urlaub“ [92]) kein Hinderniß entgegen. Niemand von den bei- und untergeordneten Beamten erfuhr etwas von der Dauer desselben. Vor den Freunden, selbst vor Herder, der ebenfalls in Karlsbad verweilte, hielt Goethe seinen Plan noch verborgen und verrieth erst vom italienischen Boden aus das Geheimniß. Er mußte fürchten, daß sich ihm eine Reisebegleitung zugesselle, die ihm in der Verfolgung seiner nächsten Zwecke hinderlich werde. Zu den Studien, die er beabsichtigte, war ihm ungestörte Freiheit nothwendig; nicht einmal von einem Bedienten ließ er sich begleiten. Selbst Frau von Stein, sonst die Vertraute aller seiner Gedanken und Absichten, war nur auf eine kurze Entfernung gefaßt, und erst aus Italien wendet er sein „Gebet“ zu seinem lieben Schutzgeist.

Karl August verließ schon vor ihm Karlsbad. Von dem jugendlichen Humor, den sie in den heitern Stunden des ungebundenen Badelebens wiedergefunden hatten, ist uns ein Zeugniß geblieben in dem launigen Gedichte Goethe's, womit er den Herzog beim Abschiede durch die Bäuerinnen von Engelhaus, einem Dorfe in der Nähe von Karlsbad, begrüßen ließ; in den Schlußworten: „so laß in Deines Herzens Schrein die Freunde desto fester sein!“ drückte er den eigenen Herzenswunsch aus. Goethe mußte, um Aufsehen zu vermeiden und seine Pläne nicht zu verrathen, noch die Feier seines Geburtstages in Karlsbad abwarten; denn Herder's waren noch nicht abgereist. Am 3. September Morgens 3 Uhr stahl er sich, wie er sich ausdrückt, in einer Postchaise fort und eilte dem Süden zu.

Anmerkungen.

[1]) Zur Erläuterung der Verwandtschaftsverhältnisse der Goethe'schen Familie fügen wir noch Folgendes hinzu:

Friedrich Georg Goethe, Sohn des Hufschmieds zu Artern in der Grafschaft Mansfeld, Hans Christian Goethe, kam auf der Wanderschaft als Schneidergeselle nach Frankfurt und erlangte durch seine Heirath mit Anna Elisabetha Lutz, Tochter des Schneidermeisters Sebastian Lutz, 1687 das Bürgerrecht zu Frankfurt als Schneidermeister. Ein Sohn aus dieser Ehe war Hermann Jacob Goethe, Zinngießer und seit 1747 Mitglied der dritten Bank des Raths. († 1761). Einige Jahre nach dem Tode der ersten Frau verheirathete sich Friedrich Georg Goethe mit der wohlhabenden Wittwe Anna Cornelia Schelhorn, Inhaberin des Gasthauses zum Weidenhof. Nach dem Tode ihres Mannes (1730) setzte sie das Geschäft noch einige Jahre fort. Im Jahre 1735 verkaufte sie den Gasthof und bezog das von ihr zwei Jahre zuvor angekaufte Haus auf dem großen Hirschgraben, das ihr Sohn Johann Caspar Goethe, der Vater unsers Dichters, mit ihr bezog, so daß sie, wie Goethe sich ausdrückt, „eigentlich bei ihr im Hause wohnten". Ueber Goethe's Vaterhaus s. die Schrift von Otto Volger, 1863. Ueber Goethe's Mutter s. Dorow's Reminiscenzen, 1842; K. G. Jacob in Raumer's hist. Taschenb. Neue Folge. 5. Jahrg. 1843; E. Heyden, Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter, 1861. S. 7—36. Düntzer in den Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit, S. 406—588. Rob. Keil, Frau Rath, 1871. — Die Geschichtchen aus Goethe's Kindheit, welche Bettina von Arnim in dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde", angeblich nach Mittheilungen der Frau Rath, berichtet, tragen

so sehr das Gepräge der Erfindung oder doch der phantastischen Ausschmückung, daß der Biograph davon keinen Gebrauch machen darf, wenn er sie nicht durch Goethe's Erzählung bestätigt findet.

[2]) Der Besuch einer öffentlichen Schule wird von Düntzer (a. a. O. S. 130) ohne hinlänglichen Grund in Zweifel gezogen.

[3]) S. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek, hgg. von Weismann, 1846. Döring, Goethe in Frankfurt am Main, 1839.

[4]) Genaue Notizen über sie hat Düntzer a. a. O. S. 126—207 zusammengestellt.

[5]) Manche von den Vergnügungspartieen, welche Goethe's Schilderung in das letzte Jahr vor seiner Abreise zur Universität verlegt, scheinen in die von ihm sehr kurz und flüchtig geschilderte Zeit nach seiner Rückkehr aus Leipzig zu fallen (s. Düntzer a. a. O. S. 137 ff.), was indeß im Grunde gleichgültig ist, da es sich nur um gesellige Zerstreuungen handelt.

[6]) Ueber Goethe's Aufenthalt in Leipzig, besonders sein Verhältniß zu Käthchen Schönkopf s. Goethe's Briefe an seine Leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn, 1849. W. von Biedermann, Goethe und Leipzig, 1865, 2 Thle.

[7]) Nach „Katakombe" heißt es nach Horn's Abänderung:

Wenn dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär' es dem Marmor gleich, so darfst du nur erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen.

Die Veröffentlichung dieser harmlosen Parodie war Goethe sehr unlieb. Er schreibt 1769: „Seitdem Clodius freundschaftlichere Gesinnungen gegen mich blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom Herzen; ich habe mich stets vor Beleidigungen gehütet". Abgedruckt wurde dies Gedicht mit den auf Clodius' Medon bezüglichen Erweiterungen in der Vorrede zu J. C. Rost's vermischten Gedichten [von Schmid], 1769.

[8]) Hiermit stimmt auch, daß Goethe bei der ersten Aufführung des Stücks in Ettersburg (1779) äußerte, er habe es „in seinem achtzehnten Jahre" gemacht. Wenn er bei Erwähnung der Bühnenaufführung 1805 bemerkt, diese kleine Production sei damals vierzig Jahr alt gewesen, so bedient er sich einer runden Zahl.

[9]) Abgedruckt in A. Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786, S. 11—19.

[10]) Bernays, Der junge Goethe, I. S. 151 ff.

[11]) „Nach den noch vorhandenen Breitkopfiſchen Druckereibüchern ſind die Lieder zwiſchen Oſtern und Michaelis des Jahres 1769 gedruckt und im October 1769 ausgegeben worden". Hirzel, Fragm. aus einer Goethe-Bibl. Anmerk. zu S. 1. Ein genaues Verzeichniß ſ. ebendaſ. S. 2. Die Abſchrift für Friederike Oeſer befindet ſich in Hirzel's Beſitz. Danach abgedruckt in: Bernays, der junge Goethe, I. S. 93—110. Goethe ſchreibt im Febr. 1769 an Friederike Oeſer: „Meine Lieder, davon ein Theil das Unglück gehabt hat, Ihnen zu mißfallen, werden auf Oſtern gedruckt", — und im Juni 1769 an Käthchen: „Meine Lieder ſind noch immer nicht gedruckt; ich wollte Ihnen gerne, wenn ſie fertig wären, ein Exemplar davon ſchicken."

[12]) Abgedruckt: Bernays, der junge Goethe, I. S. 149. 150.

[13]) Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt,
Und wem er nur einmal recht nah' ums Haupt geſchwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, ſo lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machteſt Du mit Deiner ſüßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzählteſt mir, wie ſchön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie ſüß Dein ſelig Leben ſei,
Mit einem Ton von ſolcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's beſaßſt, ſelbſt zu beſitzen glaubte.
Zufrieden reiſt' ich fort, und was noch mehr iſt, froh,
Und ganz war meine Reiſe ſo.
(In der Epiſtel an Fr. Oeſer, 6. Nov. 1768).

[14]) Goethe's Anſicht von der Wahrheit der Poeſie ſpricht ſich in einem Briefe an Friederike Oeſer vom Jahre 1769 ſchon eben ſo entſchieden aus, wie ſpäter nach dem Verkehr mit Herder in den Frankfurter Recenſionen, indem er bei Gelegenheit der Kretſchmann'ſchen Bardenpoeſie äußert: „Es iſt ein Ding, das gar nicht intereſſirt, ein Gewäſche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben, forcirte Gemälde, weil der Hr. Verf. die Natur nicht geſehen hat, einige egale Wendungen. — Und was geht mich der Sieg der Deutſchen an, daß ich das Frohlocken mit anhören ſoll? Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will Euch loben. Aber Lärm und Geſchrei ſtatt dem Pathos, das thut's nicht.

Flittergold, und das ist Alles. — — Was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit, ein Märchen hat seine Wahrheit und muß sie haben, sonst wäre es kein Märchen. — —"

15) Das Nähere s. in Düntzer's Frauenbildern S. 147 ff.

16) Besonders ist er [der Arzt] drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung so schlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen.
„Bei Tag und sonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!" —
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Bouchers Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu. (Epistel an Fr. Oeser).

17) Vgl. Lappenberg, Reliquien d. Fräul. v. Klettenberg, S. 266 ff. Nach Anderen verrichtete diese Wunderkuren der Arzt Joh. Friedr. Metz († 1782); s. Düntzer's Frauenbilder, S. 160.

18) Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.
O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen!
Und möcht' der Schmerz nicht also fort
Durch Nerv und Adern wühlen!
Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach! diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!" —
(In Ewald's Urania von 1793 und Hirzel's Fragm. 2c.

19) Ueber ihn s. der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Straßburg, eine Lebensskizze nebst Briefen von Goethe, Lenz 2c., hgg. von Aug. Stöber, 1855. Er war geboren den 26. März 1722 und starb in hohem Alter den 20. August 1812.

[20]) Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in Freimund Pfeiffer's „Goethe's Friederike" (1841), S. 13, abgedruckten französischen Verse gleich wie andere in diesem Buche befindliche angebliche Anekdota, unecht sind.

[21]) S. Heinrich Stillings Wanderschaft, eine wahrhafte Geschichte, 1778, S. 158 f.

[22]) „Ephemeriden. Was man treibt, heut dies und morgen das, 1770", abgedruckt in: A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe ꝛc. S. 63—140.

[23]) Abgedruckt in Otto Jahn's biographischen Aufsätzen, 1866, S. 373 ff. und bei Bernays II. 39—43.

[24]) Vgl. Stöber, der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, 1842. Düntzer, Goethe und Friederike, in den Frauenbildern S. 1—125. J. Leyser, Goethe zu Straßburg, 1871.

[25]) S. Eckermann's Gespräche mit Goethe, II. S. 136.

[26]) Es beruht auf einer Verwechselung oder ist absichtliche Dichtung, wenn Goethe einer Tafel mit der Inschrift „Friederikens Ruhe" gedenkt.

[27]) Nach Goethe's Handschrift nebst den übrigen noch erhaltenen Liedern des Sesenheimer Liederbuchs abgedruckt in der angeführten Schrift von A. Stöber, und in Bernays D. j. Goethe, I. S. 261 ff.

[28]) „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche. Er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht und in seinen ansehnlichen Bart lächelte." (Herder an Merck, in den Briefen an J. H. Merck, hgg. von Wagner, 1835. S. 44).

[29]) S. die biographisch merkwürdige Recension der „Gedichte von einem polnischen Juden" unter den Frankfurter Recensionen von 1772.

[30]) Goethe setzt es (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, VI. S. 224) in das Jahr 1771, deutet jedoch mit Unrecht auf eine dichterische Anticipation Italiens hin. Die letzte Feile erhielt es erst 1772 in Wetzlar; doch war das Gedicht schon vorher im Darmstädter Freundeskreise bekannt, wie aus Herder's Briefwechsel mit seiner Braut Caroline Flachsland hervorgeht (Nachlaß III. S. 226).

[31]) Die Theses, über die Goethe disputirte, (Positiones juris, quas auspice Deo inclyti jureconsultorum ordinis consensu pro licentia summos in utroque jure honores rite consequendi in Alma Argentinensi die VI. Augusti MDCCLXXI h. l. q. c. publice defendet

Joannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis.) ſ. in Hirzel's Fragm. ꝛc.

[32]) S. das Nähere: Reinhold Lenz' Leben und Werke, von C. F. Gruppe, 1861. S. 10—25.

[33]) Ueber Goethe's juriſtiſche Praxis ſ. „Goethe als Rechtsanwalt im Anhange von G. L. Kriegk's deutſchen Culturbildern, 1874.

[34]) Zu dem Folgenden vgl. Herder's Briefwechſel mit Carol. Flachsland (aus Herder's Nachlaß, hgg. von Düntzer und E. G. von Herder, 1856, Bd. 3) und über den Tod der Rouſſillon: Goethe's Brief an Keſtner vom 21. April 1773. Den Felsweihegeſang ſ. in den Briefen an Merck ꝛc. S. 115 ff. Herder's poetiſche Antwort im Nachlaß, III. S. 265 ff. — Goethe's Briefe an Herder ſ. in „Aus Herder's Nachlaß ꝛc. I. S. 25—152. Danach bei Bernays a. a. O.

[35]) Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder und Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenoſſen. Mit Mercks biographiſcher Skizze herausgegeben von Karl Wagner, 1835. Briefe an und von J. H. Merck, hgg. von Karl Wagner, 1838. J. H. Merck, ſeine Umgebung und Zeit, von G. Zimmermann, 1871.

[36]) So die einfache Erzählung Höpfner's nach glaubwürdiger mündlicher Ueberlieferung (ſ. Karl Wagner, Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, 1847, Anmerk. zu Nr. 88). In Goethe's Bericht (D. u. W. Buch XII.) iſt poetiſche Zuthat. Auch ward dieſer erſte Beſuch bei Höpfner in Geſellſchaft Schloſſer's, wie Düntzer (Studien zu G.'s Werken, S. 93) mit Recht vermuthet, ſicherlich ſchon im Anfang des Jahres von Frankfurt aus gemacht, indem man ſich über die Herausgabe der Anzeigen zu berathen hatte, zu denen Goethe ſchon im Februar Beiträge lieferte, nicht erſt, wie man aus G.'s Erzählung ſchließen könnte, im Spätſommer von Wetzlar aus. Erſt bei dieſem oder einem andern ſpäteren Beſuch in Gießen mag der Scherz mit Chr. H. Schmid, Prof. der Dichtkunſt in Gießen, einem flachen Vielſchreiber, vorgefallen ſein. Goethe verſchmilzt gern ähnliche Ereigniſſe, um ein wirkungsvolleres Geſammtbild daraus zu geſtalten.

[37]) So äußert er ſich in einem Briefe an Herder, indem er hinzufügt: „Seit ich nichts von Euch gehört habe, ſind die Griechen mein einzig Studium, erſt Homer, dann Socrates erforſcht im Xenophon und Plato, dann Theocrit, Anacreon, Pindar. — Ueber den Worten Pindar's ἐπικρατεῖν δύνασθαι iſt mir's aufgegangen. Drein greifen, packen iſt das Weſen jeder Meiſterſchaft."

[38]) Beiträge zum Göttinger Muſenalmanache ſandte Goethe erſt im folgenden Jahre ein; denn die nähere Bekanntſchaft mit den Göttinger Dichtern begann nicht von Wetzlar aus, noch ward ſie durch Gotter vermittelt, der mit dem engern Bunde, welcher ſich um Voß und die Stolberge erſt im Herbſt 1772 mit antifranzöſiſcher Tendenz bildete, nicht in Verbindung blieb.

[39]) Das Folgende nach: Goethe und Werther. Briefe Goethe's mit erläuternden Documenten. Hgg. von Keſtner. 1854. 2. Aufl. 1855. (Auch bei Bernays a. a. O.).

[40]) „Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen qui paroît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes.“ Frédéric II. de la littérature allemande, pag. 47.

[41]) Vgl. Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen (Hamburg bei Perthes) 1836. (Goethe's Briefe an ihn S. 53 ff. und bei Bernays a. a. O.).

[42])
Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unſre Freundin leidend ruht.
Schaue, wie ſie ſich hinüber
Aus des Lebens Woge ſtritt,
Sieh dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für euch litt.
Fühle, was ich in dem Weben
Dieſer Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

[43]) Briefe des Jacobi'ſchen Frauenkreiſes ſiehe in dem Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, hgg. von Max Jacobi, 1849. Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer, hgg. von L. Urlichs, 1875. Ueber Goethe's Freundſchaftsverhältniß zu Jacobi vgl. Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, beſonders zu Goethe. Ein Beitrag ꝛc. von F. Deycks, 1848; Düntzer in den Freundesbildern ꝛc. S. 125—287.

[44]) S. das Nähere über ihn in Düntzer's Frauenbildern ꝛc. S. 139 ff. 256 ff.

[45]) Ein Brief von Merck an ſeine Frau (vom 29. Jan.) läßt uns klar in dies häusliche Verhältniß blicken. „C'est un assez singulier

mariage. — C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfans. D'ailleurs assez riche, mais un négociant, qui a fort peu d'esprit au delà de celui de son état. C'étoit un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. — Goethe est déjà l'ami de la maison; il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme. avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument, qu'il fréquente la maison." Und am 14. Februar: „ — il a la petite Mme. Brentano à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari."

[46]) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe ꝛc. S. 144—146.

[47]) Ueber das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch s. Düntzer's Frauenbilder, S. 208—261.

[48]) Vergl. Danzel, über Goethe's Spinozismus. Hamb. 1843. (N. A. 1850.)

[49]) Goethe's Briefe an Lavater, herausg. von Hirzel. 1833.

[50]) Lavater's Lebensbeschreibung von Georg Geßner. 1802. Thl. 2. S. 126 ff. Vergl. Beiträge zur nähern Kenntniß Lavater's ꝛc. von U. Hegner, 1836; Düntzer's Freundesbilder ꝛc. S. 1—124.

[51]) Heinrich Stilling's häusliches Leben, eine wahrhafte Geschichte, 1789. S. 53.

[52]) Diese Hymne, welche Goethe für verloren hielt, hat sich, von seiner Hand geschrieben, wiedergefunden. Schöll machte sie in den Briefen und Aufsätzen ꝛc. 1846, (S. 151) nebst einem Dialog zwischen M. und seiner Pflegemutter Halima zum erstenmal bekannt. Seitdem häufiger Wiederabdruck.

[53]) Vgl. Düntzer's gründliche Schrift: „Goethe's Prometheus und Pandora" (1850), wo er die Vermuthung aufstellt, daß diese Ode als Monolog zu einer zweiten Bearbeitung bestimmt gewesen sei; sie könnte auch als vereinzelter poetischer Erguß, der sich erst allmählich zu dramatischer Form entfaltete, vorangegangen sein.

[54]) Die gesammte Werther-Literatur findet sich am vollständigsten verzeichnet in: Düntzer's Studien zu Goethe's Werken, S. 89—209; J. W. Appell, Werther und seine Zeit, 1855. 2. A. 1865.

[55]) Goethe's Briefe an Auguste zu Stolberg, hgg. von Binzer in der Urania für 1839 (auch besonders abgedruckt, Leipzig 1839).

[56]) Zu dem Folgenden vgl. den Aufsatz von Düntzer: Goethe's Lili, in den Frauenbildern, S. 262—405. Einige Familiennachrichten, besonders in Betreff der späteren Lebensverhältnisse Lili's, finden sich

in der Schrift von Karl Jügel: „Das Puppenhaus, ein Erbſtück in der Gontard'ſchen Familie. Bruchſtücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers, 1857". Ueber Goethe's Trennung von Lili geben ſie keine weitere Aufklärung; eine gleichzeitige Aufzeichnung im Familienarchiv giebt die einfache Andeutung, daß die Mutter, „als eine durchaus praktiſche, von Allem ſich Rechenſchaft gebende Frau, bald die Ueberzeugung gewonnen habe, Goethe ſei ungeachtet ſeines hohen Geiſtes und ſeiner glanzvollen Gaben keine paſſende Partie für ihre Lili."

[57]) Nähere Erörterungen ſ. in Düntzer's Studien zu G. Werken, wo der Prometheus und die Gegenſchrift abgedruckt ſind. (S. 211—248.)

[58]) Abgedruckt in Schöll's Briefen und Aufſätzen von Goethe ꝛc. S. 158—161.

[59]) Düntzer hat es wahrſcheinlich gemacht, daß die Benennung „Frau Aja" aus dem Roman von den Haimonskindern entlehnt war; ſ. Frauenbilder S. 456 ff.

[60]) Sie ſchreibt ein Jahr ſpäter an Auguſte Stolberg: „Wir ſind hier ganz allein, auf 30, 40 [3? 4?] Meilen iſt kein Menſch zu finden. Meines Mannes Geſchäfte erlauben ihm nur ſehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da ſchleiche ich denn ziemlich langſam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt."

[61]) Das Verzeichniß der von Goethe herrührenden Abſchnitte und Zuſätze ſ. in Hirzel's Fragmenten aus einer Goethebibl. — An dieſer Stelle verdient eine von Haugwitz an v. Beyme erzählte Anekdote, als charakteriſtiſch für Goethe's geniale Gewandtheit, Erwähnung, daß nämlich Goethe eines Tages zu Lavater's Predigt, von welcher dieſer nur den erſten Theil concipirt hatte, die beiden fehlenden Theile hinzuſchrieb, welche Lavater darauf ohne Abänderung von der Kanzel hielt.

[62]) In dem „Lebensumriß des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg" (Zeitgenoſſen, Heft XXII.) heißt es jedoch: „Zwiſchen den Brüdern und Lavater ſchloß ſich bald ein inniger Geiſtes- und Herzensbund. Mit ihm und Goethe machten ſie die erſte, ihnen unvergeßliche Fußreiſe nach Maria-Einſiedeln und um den Zürcher See." Hat Goethe's Erzählung vielleicht einen mit den Stolbergen gemachten Ausflug mit andern Reiſen ins Gebirge verbunden, da er ſich doch während ſeines Aufenthalts in der Schweiz wohl nicht mit einer kurzen Gebirgsreiſe von zwei Wochen begnügte? In D. und W. hat er die Reiſe auf den Gotthard in den Juli (ſtatt Juni) verlegt. Meine Anſicht, daß das Gedicht „An ein goldenes Herz" zu Goethe's damaliger

Stimmung und Situation durchaus nicht paſſe, fertigt Düntzer kurz mit der Zurechtweiſung ab, daß ich den Kern des Gedichts nicht erfaßt habe. Allein gerade in dieſem finde ich ſchlagende Gründe. Goethe's Erzählung kann kein Gegenbeweis ſein.

[63]) Goethe ſchreibt an Auguſte Stolberg, der Abſchied ſei ihm ſchwer geworden. Vieles, was Goethe von den Stolbergen erzählt, auch wie er in Darmſtadt Merck ſeinen Triumph habe gönnen müſſen, daß er die baldige Trennung von ihnen vorausgeſagt, beruht auf einer Täuſchung. Eine längere Reiſe ſcheint von vornherein gar nicht beabſichtigt geweſen zu ſein.

[64]) Vgl. zu dem Folgenden Goethe's Tagebuch in R. Keil's: „Vor hundert Jahren, 1875. 2 Bde. W. Wachsmuth, Weimars Muſenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Berlin, 1844. Riemer's Mittheilungen über Goethe, Berlin 1841. 2 Bde. A. Diezmann, Goethe und die luſtige Zeit in Weimar, 1857. Düntzer, Goethe und Karl Auguſt, 1862—65. 2 Thle."

[65]) Ueber Bertuch ſ. Döring in den Zeitgenoſſen XI. 3. Ueber Wieland und Knebel, beſonders in ihrem Verhältniſſe zu Goethe, ſ. Düntzer's Freundesbilder ꝛc. S. 288—414 und S. 415—620.

[66]) Nach Schöll's Erzählung im „Karl-Auguſt-Büchlein" 1857, der Böttiger's pikantere Verſion, als hätte der Herzog auf Goethe's Betrieb Bertuch den Garten faſt mit Gewalt weggenommen, unter die Fabeleien verweiſt.

[67]) Kurzer Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Goethe im Jahre 1776, Leipzig 1833. — Die Data der Briefe variiren; die Monate Mai und Juni ſcheinen die richtigen zu ſein. Vgl. Redlich, im neuen Reich, 1874. Nr. 35.

[68]) Am 2. Juli 1781 ſchrieb Goethe aus Ilmenau an Charlotte von Stein: „Ich ſehne mich recht von hier weg. Die Geiſter der alten Zeiten laſſen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg beſteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben Alles befleckt."

[69]) S. Peucer's Aufſatz im Weimaralbum S. 55 ff. „Das Liebhaber-Theater am Herz. Hofe zu Weimar, Tiefurt und Ettersburg." A. Schöll, Goethe's Verhältniß zum Theater, in den Weimariſchen Beiträgen zur Lit. und Kunſt, 1865. S. 1—22.

[70]) S. Schöll in Prutz' deutſchem Muſeum, 1851. Nr. 1. S. 7 ff.

[71]) Düntzer, die älteſte Geſtalt von Lila, in den neuen Goetheſtudien, 1861. (Seite 62—69).

[72]) Hauptquelle: Goethe's Briefe an Frau von Stein, hgg. von A. Schöll, 3 Bände, 1848. 51. mit ſchätzbaren Einleitungen des Herausgebers. Dazu Düntzer, Charlotte von Stein, ein Lebensbild, 1874. Die mißwollenden Beurtheilungen von Lewes, Stahr und Keil ſind treffend widerlegt von Düntzer, Charlotte von Stein und Corona Schröter, eine Vertheidigung, 1876, dem ich in allen Theilen beiſtimme.

[73]) Riemer's Worte, II. S. 42. In ähnlicher Weiſe ſpricht ſich Goethe als Greis aus:

Uebermüthig ſieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daſelbſt verkehrt,
Ward ein guter Muth beſchert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbſtgepflanzter, wuchs empor.
Geiſtig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachſen fort.

[74]) Ueber die älteſte Geſtalt des „Triumphs der Empfindſamkeit" ſ. Düntzer, neue Goetheſtudien, 1861. S. 69—87.

[75]) Als Epiſode in Goethe's „Campagne in Frankreich" eingeſchaltet. Daß ſie in den wichtigſten Puncten unrichtig iſt, geht aus den Briefen an Fr. von Stein und den Notizen des Tagebuchs hervor. Den Verſuch einer kritiſchen Berichtigung macht mein Aufſatz „Goethe und Pleſſing" in den kleinen Schriften zur deutſchen Literaturgeſch. 1864. S. 243—257.

[76]) In Pleſſing's Nachlaſſe fand ſich ein Packet Briefe Goethe's an Pleſſing. Sollten dieſe nicht noch der Oeffentlichkeit übergeben werden? Vgl. über Pleſſing: F. A. Krummacher und ſeine Freunde, von Möller, 1849. Selbſtſchilderung des Prof. Pleſſing: Neue Berliniſche Monatsſchr., Band 21. 1809. S. 3—28.

[77]) Goethe's Briefe an ſeinen Schützling ſ. in Schöll's Briefen und Aufſätzen ꝛc. S. 165—189.

[78]) S. die Schilderung des Luiſenfeſtes in Goethe's Werken unter den „biographiſchen Einzelheiten", wo es fälſchlich dem 25. Aug. zugetheilt iſt. Riemer hat das Richtige, was auch durch Wieland's Brief an Merck vom 3. Juli, der die Ueberſchwemmung erwähnt, und Amaliens Brief vom 29. Aug., der nur von dem Souper am 22. Aug. und keinem andern Feſte ſpricht, ſowie durch Goethe's Tagebuch beſtätigt wird.

[79]) Ueber das Verhältniß der Bearbeitungen der Iphigenie s. A. Stahr's Einleitung zu: Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, Oldenburg 1839, und besonders H. Düntzer, die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie ꝛc. 1854.

[80]) Ueber diese damals vielbesprochene Angelegenheit s. die Briefe von Jacobi und Johanne Schlosser in dem Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 51 ff.

[81]) Die Materialien wurden später Woltmann überlassen, der die Biographie nach Goethe's Plan ausführen und (s. deutsche Briefe S. 80) 1799 sie in sein Journal aufnehmen wollte; später wurden deshalb mit Luden Unterhandlungen angeknüpft (s. dessen Rückblicke in mein Leben S. 105 ff.). Goethe erlebte noch die Herausgabe des Werks: Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar, biographisch dargestellt von Dr. Bernhard Röse, Weimar 1828. 29. 2 Theile.

[82]) Goethe's Aufsatz „Nachricht von dem ilmenauischen Bergwesen" ist abgedruckt in A. Diezmann's Schrift: Goethe und die lustige Zeit in Weimar, S. 278—296.

[83]) Die wegen des Datums geäußerten Zweifel werden beseitigt durch die unter den Briefen an Knebel befindliche Abschrift von Goethe's Hand, überschrieben: „Der regierenden Herzogin von Weimar zum Geburtstage. 1781."

[84]) Das Bild ist noch in Tiefurt vorhanden. Goethe's Wunsch, es möge zum Verständniß des Gedichts eine Abzeichnung desselben veröffentlicht werden, ist in Erfüllung gegangen; sie ist in einem sauberen Stich der Nr. 12 der Allg. Modenzeitung von 1857 beigelegt, wo sich zugleich eine nähere Erklärung der einzelnen Gruppen findet.

[85]) Vgl. B. R. Abeken, ein Stück aus Goethe's Leben, 1845. S. 48 ff.

[86]) Da Goethe keine Sammlung seiner Dichtungen veranstaltete, so raffte der Buchhändler Himburg in Berlin das zur Zeit im Druck Erschienene zusammen: Dr. Goethens Schriften, 2 Thle. 1775. 2. Aufl. in 3 Thlen., 1777. 3. Aufl. in 4 Thln., 1779. „Mit großer Frechheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publicum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot sich, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porcellan zu senden." Goethe in D. u. W. 16. Buch, wo sich auch das darauf bezügliche Spottgedicht findet.

[87]) S. Schöll, in den Weimarischen Beiträgen ꝛc. S. 137—144 (Bericht und Abdruck des bis dahin unbekannten poetischen Programms).

[88]) Ueber die Aufführung der Fiſcherin ſ. C. A. H. Burkhardt in den Grenzboten, 1872. Nr. 40 S. 38 ff.

[89]) Siehe darüber Goethe in den Briefen an Merck ꝛc. hgg. von Wagner, 1835. Nr. 215. 217. und Camper's Briefe Nr. 221. 232.

[90]) Ueber dieſen philoſophiſchen Streit vgl. Schöll in den Briefen und Aufſätzen von Goethe ꝛc. S. 193 ff.

[91]) Die folgende auf das Verhältniß zu Frau von Stein bezügliche Stanze, welche in dem gedruckten Fragment der Geheimniſſe fehlt, haben die Briefe an ſie uns aufbewahrt. Sie wirft ein Licht auf des Dichters damalige Stimmung, in der bereits der Wunſch einer Reiſe in die weite Ferne aufdämmert:

Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erſt mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Weſen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

[92]) S. Briefwechſel des Großh. Karl Auguſt .... mit Goethe, 2 Bde. 1863; darin Goethe's Schreiben Bd. 1. Nr. 27. S. 54. 55.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Goethe's Leben.

Von

J. W. Schaefer.

Zweiter Band.

Dritte Auflage.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1877.

Inhalt.

Drittes Buch.

Italieniſche Reiſejahre und Revolutionsepoche.

Claſſicität der Poeſie Goethe's im Bunde mit Kunſtſtudien und ſpeculativer Naturforſchung.

		Seite
Erſtes Capitel.	Italieniſche Reiſe. Herbſt 1786—1788	3
Zweites Capitel.	1788—1791	46
Drittes Capitel.	1792—1793	79
Viertes Capitel.	1794—1796	116
Fünftes Capitel.	1797 bis zum Frühjahr 1799	147
Sechstes Capitel.	1799—1805	173

Viertes Buch.

Goethe im Alter.

Univerſalismus geiſtiger Intereſſen.

Erſtes Capitel.	1806—1813	217
Zweites Capitel.	1813—1820	258
Drittes Capitel.	1820—1825	302
Viertes Capitel.	1826—1832	347
Anmerkungen		396—409
Regiſter		410—417

Drittes Buch.

Italieniſche Reiſejahre und Revolutionsepoche.

Claſſicität der Poeſie Goethe's im Bunde mit Kunſtſtudien und ſpeculativer Naturforſchung.

„Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einerntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt."

Schiller an Heinrich Meyer, 1797.

Erſtes Capitel.

Italieniſche Reiſe.

Herbſt 1786—1788.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Die Sehnſucht, mit der ſich Mignon nach ihrem Heimatlande Italien hinüberträumt, hatte Goethe jahrelang in ſich getragen; es war ihm, als wäre auch er durch ein unfreundliches Geſchick unter einen rauheren Himmel entführt worden. Er eilt über die Alpen wie in das Land ſeiner Jugenderinnerungen; er fühlt ſich beim erſten Eintritt „in der Welt zu Hauſe, und nicht wie im Exil"; ihm iſt zu Muthe, als wäre er dort geboren und erzogen worden; „wohl hatte Mignon Recht", muß er auf Italiens Boden bekennen, „ſich dahin zu ſehnen!". Die Luft, die ihm von dort entgegenweht, iſt ihm ein Hauch des Friedens und des Glückes, der jede Sorge verweht und „die Falten des Geiſtes austilgt". Die erſten Klänge der fremden Sprache

machen ihn so froh, wie wenn dem Verbannten zum erstenmal wieder der traute Ton der Muttersprache entgegenklingt: „die geliebte Sprache wird ihm lebendig und die Sprache des Gebrauchs". Sein Geist gewinnt wieder die jugendliche Elasticität; er fühlt sich erlöst von dem „Stocken und Schleichen"; Alles wird ihm wieder lieb, was ihm von Jugend auf werth war. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle".

Dies Entzücken begleitet ihn auf allen seinen Schritten. Nie findet er seine Erwartungen getäuscht, weil sein Geist geübt ist, die Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, „und er von aller Prätension sich völlig entäußert hat". Daher fühlte er sich auf einer Höhe der glücklichsten Empfindung, daß er noch bei den letzten Rückblicken auf sein vergangenes Leben zu dem Geständniß kam, im Vergleich mit Italien nicht wieder froh geworden zu sein. Wenn das Glück eben darin besteht, daß aus dem Genusse ein neues höheres Sehnen, aus dem Gewinn ein neues Streben sich erzeugt, so ward ihm dies in reichstem Maße in einem Lande zu Theil, wo Natur und Kunst für Geist und Sinn eine unerschöpfliche Fülle der Genüsse darbieten, wo Jahrtausende die Schätze einer hohen Cultur aufgehäuft haben. Wer mit Goethe's klarem Auge, mit solch empfänglichem, regem Geiste an sie herantritt, „der den ganzen Tag im Gespräch ist mit den Dingen, so daß ihm keine Existenz mehr ein Räthsel ist", dem muß wohl im Vollgefühl einer gehobenen Existenz das Herz freudig emporschlagen, als sei es eine „Wiedergeburt", eine „neue Lebensepoche, in der die Summe unentwickelter Kräfte zusammenschließt", wenn auch zuletzt die Ueberzeugung sich aufdrängt, daß er nun

erſt werth ſei, einzutreten, daß er nun erſt recht ſehe, begreife und genieße. „Alles, was ich in dieſer Epoche aufgeſchrieben“ — äußert Goethe ſpäter in einem Briefe an Schiller — „hat mehr den Charakter eines Menſchen, der einem Druck entgeht,. als der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erſt nach und nach gewahr wird, daß er den Gegenſtänden, die er ſich zuzueignen denkt, nicht gewachſen iſt, und der am Ende ſeiner Laufbahn fühlt, daß er erſt jetzt fähig wäre, von vorn anzufangen“.

Goethe's Schilderungen ſeiner Reiſeerlebniſſe und vielſeitigen Studien liegen in ſolcher Ausführlichkeit vor Aller Augen, daß uns eine gedrängte Darſtellung zur Pflicht wird. Sie ſind größtentheils aus Tagebuchsblättern und Briefen an die Freunde und vornehmlich denen an die geliebte Freundin zuſammengeſtellt. Der Reiz dieſer Reiſeſkizzen liegt im Individuellen, in der Wärme ſubjectiver Auffaſſung; oft möchte man ſie die Wertherbriefe des Mannes nennen, indem die tiefſte Lyrik des Herzens das Epiſch-Mannigfaltige der Schilderung beſeelt, wenn ſchon die ſchließliche Redaction viele der wärmſten Ergüſſe der Begeiſterung und Liebe getilgt hat. Obgleich in der jetzigen Form die Beziehungen zu den einzelnen Perſonen mehr in die Ferne gerückt ſind, ſo treten doch Herder, Knebel und Charlotte von Stein deutlich genug als der Freundeskreis hervor, für den ſeine Berichte verfaßt ſind und durch deſſen Liebe und Andenken ihm jede Freude geweiht wird, indem ihn dabei die Hoffnung künftigen gemeinſchaftlichen Genuſſes der gewonnenen Schätze beglückt: „ich habe ſchon Freudenthränen vergoſſen, daß ich Euch Freude machen werde.“

Die Beziehungen zu Merck hatten ſich gelockert, und von dem Idealismus Jacobi's konnte er kein Verſtändniß ſeiner italieniſchen Studien hoffen, obſchon er auch an ſie einige herzliche Zeilen aus Italien richtete und ihnen Aus-

züge aus seinen Briefen mittheilen ließ. Dagegen stand die Freundschaft mit Herder in jenen Jahren auf der Höhe des Vertrauens und der Geistesgemeinschaft. Durch seine sinnvolle Auffassung der griechisch-römischen Welt war er am meisten befähigt, auf die neue Geistesrichtung seines Freundes einzugehen, der auch seinerseits Alles, was damals von Herder's Geiste ausging, mit der innigsten Anerkennung und Wärme aufnahm. Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" wurden ihm „das liebste Evangelium", und von dessen „zerstreuten Blättern" und den „Gott" überschriebenen philosophischen Abhandlungen spricht er mit gleicher freudigen Theilnahme. Einen besonderen Freundschaftsdienst erwies ihm Herder durch die fernere Besorgung der Sammlung seiner Schriften.

Goethe's Freunde erwarteten von dem Aufenthalt in Italien einen Aufschwung seines poetischen Genius, Dichtungen, welche, wie einst Götz und Werther, die Bewunderung der Welt würden. Ihnen galt seine Naturforschung und technische Kunstübung nur als eine Nebenbeschäftigung, deren höhere Zwecke ihnen verborgen waren, wie es denn z. B. Körner unverantwortlich nennt, daß Goethe, so lange für ihn etwas zu thun übrig bleibe, das seines Geistes würdig sei, seine Zeit im Naturgenuß verschwelge und mit Kräutern und Steinen vertändele. Wenn Goethe bei Gelegenheit seiner Iphigenie schreibt: „es ist nicht das erste Mal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten" — so weist er damit ohne Zweifel einen ähnlichen Vorwurf Herder's zurück, der ihn stets daran erinnerte, daß die Welt vornehmlich auf sein poetisches Talent Anspruch zu machen habe. Goethe aber war es um harmonische Ausbildung seiner gesammten geistigen Individualität zu thun; darin nahm die Dichtkunst nur eine Stelle, und in Italien nur

die zweite ein. Es mangelte damals unſerm Dichter an Gegenſtänden, die als ein Selbſterlebtes ſein ganzes Inneres in Bewegung ſetzten. War das ſtoffliche und pathologiſche Intereſſe, das ihn zu ſeinen bisherigen Dichtungen getrieben hatte, in den Hintergrund getreten, ſo machten ſich in ſeinem nach Regel und Geſetz ſtrebenden Geiſte um ſo mehr die Forderungen der reinen Kunſtform geltend, und dieſer glaubte er nur auf dem Wege der bildenden Kunſt ſich nähern zu können, da die Poetik ihm nur ein regelloſes Schwanken zu ſein ſchien. Er ſuchte außerhalb der Dichtkunſt eine Stelle, auf welcher er zu einer Vergleichung gelangen könne. „Ich bin im Lande der Künſte, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruh' und Freude haben und an was Anderes gehen können" — um dieſen Punct ſchließen ſich die Reſultate der italieniſchen Reiſe zuſammen. So wenig er ſich's verhehlte, daß ihm zur techniſchen Ausübung der Kunſt wenig natürliche Anlage geworden ſei, fühlte er doch „zu dem, wozu er eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb, als zu dem, was ihm von Natur leicht und bequem war", und geſteht, weit mehr auf das Techniſche der Malerei als auf die poetiſche Technik geachtet zu haben. Gelangte er dennoch endlich zu der Ueberzeugung, daß er auf das Ausüben der bildenden Kunſt Verzicht zu leiſten habe und eigentlich zur Dichtkunſt geboren ſei, ſo konnte er ſich daran erfreuen „zu ſehen, wie Poeſie und bildende Kunſt wechſelſeitig auf einander einwirken können". So erntete zuletzt der dichteriſche Genius die reife Frucht aller dieſer Beſtrebungen.

Seit vielen Jahren hatte Goethe ſich in das geheimnißvolle Wirken und Weben der Natur mit ſo tiefeingehender Forſchung verſenkt, daß ſie in dem Lande, wo ſie ſich mit den herrlichſten Formen und glanzvollſten Erſcheinungen

seinem Auge darstellte, wiederholt und lebhaft ihn in ihre Gebiete herüberziehen mußte. Das Gesetz der Einheit und Harmonie, das ihn in den Werken der bildenden Kunst mit Bewunderung erfüllte, sucht er auch in der Organisation der Pflanzenwelt auf, und die Betrachtung des farbenreichen südlichen Himmels wird ihm eine Aufforderung, dem Räthsel der Farbenbildung nachzusinnen. Obgleich er sich vorgenommen hat, „auf dieser Reise sich nicht mit Steinen zu schleppen", wird er doch, sowie er sich ihnen naht, wieder von ihnen angezogen, und mineralogische Untersuchungen nehmen von Zeit zu Zeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit lag in der Natur seines Wesens und ist seit seiner Kindheit der Grundzug seiner geistigen Thätigkeit. Mag er sich auch manchmal darüber Vorwürfe machen, daß er zu viel treibe und daß es ein Fehler der Neueren sei, so zerstreut zu sein und unerreichbare Forderungen erfüllen zu wollen; mag er auch gestehen, endlich die Capitalfehler zu entdecken, die ihn sein Lebenlang verfolgt und gepeinigt hätten, nämlich die Scheu, das Handwerk der Sache, die er treiben wolle, zu lernen und auf eine Arbeit so viel Zeit zu wenden, als dazu erfordert werde: dennoch reißt ihn der mächtigere Trieb immer wieder mit sich fort, und er vermag den neu erwachsenden Aufgaben sich nicht zu entziehen. Allein der Kern seines Wesens gelangt dennoch zu größerer Festigkeit; es ist kein vages Hin- und Herschweifen mehr, sondern er tritt an jede Frage mit dem Ernst des wissenschaftlichen Forschers heran.

Nur Eins trat inmitten dieser friedlichen Geisteswelt ihm seltener vor die Seele, das große Völkerdrama, das auf Italiens und Siciliens Boden vom Beginn des Römerstaats an bis zu der tragischen Vernichtung der politischen Kräfte des italienischen Volks sich entwickelt hat. An der

idealen Größe des römiſchen Geiſtes konnte er ſich entzücken, wenn ſie ihm in den Trümmern alter Bauwerke entgegentrat; allein er hieß zürnend den Führer ſchweigen, der ihm in einer lachenden Flur Siciliens von Hannibal erzählte. Das damals in tiefen Schlummer geſunkene politiſche Leben Italiens mit ſeinen in hergebrachten Formen willkürlich-patriarchaliſch regierten kleinen Staaten, wo nur erſt leiſe das Licht der neuen Ideen in den Schriften eines Beccaria und Filangieri und in den Reformen Leopolds von Toscana aufzudämmern begann, bot von dieſer Seite ſeinem Geiſte keine Anregung. Daß ihn von neuen poetiſchen Entwürfen der Plan, das Epos der Odyſſee in dramatiſche Form einzuſchließen, am lebhafteſten beſchäftigte, iſt uns der deutlichſte Beweis, daß ihn nur noch die plaſtiſche Schönheit einer idylliſchen Menſchenwelt dauernd zu feſſeln vermochte und die Welt der Thaten keinen Reiz mehr für ihn hatte. Es war daher für unſere dramatiſche Literatur eine beſondere Gunſt des Schickſals, daß die reifere Ausbildung der künſtleriſchen Einſicht und Technik ſich mit dem ſtofflichen Gehalt und lebenvollen Realismus älterer Entwürfe verſchmelzen konnte, um dieſe zu den vollendetſten dramatiſchen Dichtungen zu geſtalten, bevor ſeine Poeſie ſich der epiſchen Richtung, die jetzt vorherrſchend ward, hingab.

Iphigenie ward ſeine Begleiterin auf dem Wege nach Rom. Als mitten in der erhabenen Alpennatur ſein poetiſcher Genius wieder Flügel erhielt, nahm er — es war auf der Höhe des Brenners, wo er einige Tage verweilte — das Manuſcript der Iphigenie aus dem Handſchriften-Packete heraus, um in Stunden der Muße daran fortzuarbeiten und ſie in das edlere Gewand der metriſchen Form zu kleiden. Am Ufer des Gardaſee's, wo er ſich ſo glücklich fühlte im erſten Anhauch des ſüdlichen Himmels und zu-

gleich so einsam und getrennt von den Geliebtesten, schrieb er jenen herrlichen Monolog:

— Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Rasch hatte er bis dahin das südliche Deutschland durchflogen, gleich als fürchte er noch zurückgerufen oder von einem Begleiter eingeholt zu werden. Er reiste bis Rom im strengsten Incognito; sein Name war Möller; er galt für einen reisenden Kaufmann. Selbst den Naturalien- und Kunstsammlungen Münchens hatte er nur kurze Zeit gewidmet. In der Bildergallerie war ihm, als müsse er sein Auge erst wieder an Gemälde gewöhnen; damals konnte er noch an den Skizzen von Rubens die meiste Freude haben. Im Antikensaal sah er ein, daß sein Auge für diese Gegenstände zu wenig geübt sei. Auf dem Durchfluge durch Tyrol erhebt und erheitert sich sein Geist an dem Großen der umgebenden Natur; er beobachtet, wie auf seiner Schweizerreise, die Wolkenzüge und die Veränderungen des Wetters, die Gebirgsbildung und die neue Pflanzenwelt, welche ihm die Annäherung des Südens stufenweise verkündigte. In den fruchtbehangenen Gärten an den lieblichen Ufern des Gardasee's begrüßte er mit schwärmerischem Entzücken den Reichthum der südlichen Vegetation, die ihm auf dem Wege nach Venedig im anmuthigsten Wechsel der Flur zur Seite blieb. Besonders fesselte ihn in dem botanischen Garten zu Padua die Fülle fremder Pflanzen, welche seine Forschung lebhaft erregte: „denn was ist Beschauen ohne Denken?“ Eine Fächerpalme, an der sich die Stufenfolge der Veränderungen ihrer Blätter recht vollendet darstellte (sie ist jetzt, wo sie noch in der Fülle ihres Wachsthums prangt, mit der Inschrift palma di Goethe bezeichnet), machte ihm aufs neue den Gedanken

wieder lebendig, „bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war, ohne abzusehen, wie er sich entwirren solle", nämlich „daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne", ein Gedanke, welcher der Mittelpunct seiner botanischen Untersuchungen geworden war.

In den großen Städten gab er sich vorzüglich der Betrachtung der Bauwerke und Kunstschätze hin. Das Amphitheater in Verona war das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das er sah. Wiederholt schaute er von dessen höchstem Rande mit staunendem Blick auf die Stufen des colossalen Kraters hinab oder betrachtete das rings umher wogende fröhliche Menschengewühl, unter welchem er in den belebteren Abendstunden munter umherstreift. In Vicenza fand er eine neue Aufforderung zur Betrachtung antiker Architektur. Im Geschmack der heitern helleniſchen Bauten hatte Palladio in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seine Vaterstadt mit Palästen verschiedener Art geschmückt. Goethe ward durch die Anschauung derselben ein begeisterter Verehrer des ausgezeichneten Meisters. Er kaufte in Padua seine Werke und bekam durch sie „Respect vor den antiken Bauten", während er die Verehrung der gothischen Bauwerke ganz los wurde. „Die Baukunst" — schreibt er von Venedig — „steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehre, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben oder mich an ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüth zu verehren".

Am 28. September konnte er freudig bewegt ausrufen: „so ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name!" Abends fünf Uhr stieg

nach einer unterhaltenden Fahrt die alte Lagunenstadt vor ihm aus dem Meere empor, das er zum erstenmal in seinem Leben sah. Seinen Vorsatz, während eines Aufenthalts von zwei Wochen ein bis in die Einzelheiten vollständiges Bild der einzigen und reichhaltigen Stadt, die dem tieferen Sinne noch immer wie eine Wundererscheinung entgegentritt, in sich aufzunehmen, führte er mit rastloser Geschäftigkeit aus. Stundenlang durchlief er ohne Führer die engen Gassen der Stadt, um sich „bis in die letzte bewohnte Ecke der Einwohner Sitte und Wesen zu merken". Er hört dem Erzähler auf der Riva zu, wohnt den öffentlichen Gerichtsverhandlungen bei, die ihm „unendlich besser gefallen, als unsre Stuben- und Kanzlei-Hockereien", und besucht fleißig Oper und Schauspiel, um seine Ansichten über Drama und Declamation zu erweitern. Da er in Venedig die Frühstunden auf seine Iphigenie verwandte, so bildete er sein Ohr für den Klang der fünffüßigen italienischen Jamben; denn man vergesse nicht, wie weit wir noch in der Technik des dramatischen Verses zurück waren. Auch bestellte er sich den Gesang der Schiffer, aus Ariosto's und Tasso's Gedichten, welcher schon damals zu den halbverklungenen Sagen der Vorzeit gehörte. Kirchen und Paläste mit ihren zahlreichen Schätzen aus der Blüthezeit der Kunst gewährten täglich neuen Genuß, und selbst das Studium der Natur fand am Strande des Meers an der „Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse" eine anregende Beschäftigung.

Am 14. October befand er sich auf dem Wege nach Ferrara. Den Unmuth, den die Oede der Stadt erweckte, konnte kaum die Erinnerung an die Tage, welche der Gesang Ariosto's und Tasso's verherrlichte, verscheuchen. Der Ebenen überdrüssig, war er froh, als er in Cento zum erstenmal die Apenninen sah. In Bologna blieb er nur

wenige Tage, da es ihn nach Rom vorwärts trieb. Die dortigen Gemäldesammlungen, welche viele ausgezeichnete Werke, namentlich von Domenichino, Guido Reni, Guercino da Cento und den Caracci's enthalten, ließen nur flüchtige Eindrücke zurück, und mit den Heiligenbildern konnte er sich nicht recht befreunden. Als lichte Puncte jedoch blieben in seiner Phantasie die heilige Cäcilia von Rafael, das Meisterwerk aus dessen letzter und höchster Kunstperiode, und eine heilige Agathe mit dem Ausdruck „einer gesunden, sichern Jungfräulichkeit". „Ich habe mir" — äußert er — „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte".

Die Fortsetzung dieser Dichtung stockte jedoch, da die poetische Meditation unsers Dichters auf andere Fährten verlockt wurde. Er fühlte sich plötzlich angetrieben, den Plan einer Iphigenie in Delphi, gleichsam einen zweiten Theil seines Drama's, auszubilden. Er bemerkt darüber in seinem Tagebuche unterm 18. October: „Heute früh hatte ich das Glück, von Cento herüberfahrend, zwischen Schlafen und Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos rein zu finden. Es giebt einen fünften Act und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein. Ich selbst habe darüber geweint wie ein Kind, und an der Behandlung soll man, hoffe ich, das Tramontane erkennen". Schon die Griechen kannten diese Erweiterung der Sage. Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orestes das Bild der Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, um die Axt, die im Hause der Pelopiden so viel Unheil angerichtet hat, als Sühnopfer zu weihen. Zu ihr tritt ein Grieche und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet und die beiden Freunde zum Tode habe führen sehen. Indeß sind diese

nebſt Iphigenien in Delphi angekommen. Der entflohene Grieche erkennt in ihr die Prieſterin, welche die Freunde geopfert habe, und entdeckt es Elektren. Dieſe, von leidenſchaftlicher Wuth ergriffen, entreißt das Beil wieder dem Altar, um Iphigenien damit zu ermorden, als eine glückliche Wendung den Irrthum aufklärt und eine rührende Scene des Wiedererkennens und der glücklichen Wiedervereinigung der Geſchwiſter herbeiführt. Der Gegenſtand lag noch mehr als der Elpenor innerhalb des Kreiſes der Goethe'ſchen Poeſie, wurde aber, leider! nicht wieder aufgenommen.

Um zur Zeit der großen Kirchenfeſte im Beginn des Novembers in Rom zu ſein, beſchleunigte Goethe ſeine Weiterreiſe ſo ſehr, daß er von Florenz ſich ſchon nach drei Stunden losriß und die Betrachtung der Kunſtſchätze für die Rückreiſe aufſparte. Er nahm ſeinen Weg über Arezzo, Perugia und Foligno. Nach Aſſiſi machte er eine Seitentour zu Fuß, um den herrlichen wohlerhaltenen Minervatempel, jetzt die Kirche Maria della Minerva, zu betrachten; es war das zweite großartige Denkmal antiker Baukunſt, das ſeinem Auge begegnete: „was ſich durch die Beſchauung dieſes Werkes in mir entwickelt, iſt nicht auszuſprechen und wird ewige Früchte bringen.“ Daß er die Conſtruction der ſechs korinthiſchen Säulen, welche die Façade bilden, richtiger als Palladio und Winckelmann erkannte und beurtheilte, beweiſt uns, wie ſehr ſein Blick für architektoniſche Verhältniſſe geſchärft war. In Spoleto ſah er das dritte Werk der Alten, in welchem ihm „derſelbe große Sinn“ offenbar ward, die aus zehn Bogen gewölbte Waſſerleitung, die zugleich Brücke von einem Berge bis zu einem andern iſt. Neben ſolchen freudigen Momenten gab es auch, ſeit er das Gebiet der päpſtlichen Herrſchaft betreten hatte, Unzufriedenheit mit dem Vetturin und ſeinem ſchlechten Fuhrwerk, elende Beherbergung in

den Wirthshäusern, Gefahr unter einer banditenartigen Gesellschaft; doch Alles ward ihm erträglich durch den Gedanken, daß er der ersehnten Weltstadt sich nähere: „ich will mich nicht beklagen, wenn sie mich auch auf Ixions Rad nach Rom schleppen". Die überall sich kundgebende Verwahrlosung des geistlichen Staats, der zu Ceremonien eines crassen Aberglaubens herabgesunkene kirchliche Cultus regte indeß seinen Unmuth so sehr auf, daß sein Gedicht vom ewigen Juden wieder in seinem Geiste lebendig ward und er die Idee des Venio iterum crucifigi aufs neue ausbildete.

Allein jede Wolke war von seinem Gemüthe weggeweht, als er am 28. October unter der Porta del Popolo die Gewißheit hatte, in dem ewig einzigen Rom zu sein. Ueberfüllt, überdrängt von dem Bedeutenden, das tagtäglich als ein Neues seinem Geiste sich darbietet, erkennt er, daß Rom eine Welt ist und man mindestens ein halbes Jahr gebraucht, um sich nur erst darin gewahr zu werden; er thut nur die Augen auf und sieht und geht und kommt wieder, bis er Abends müde ist vom Schauen und Staunen. Mit dem neuen Rom machte er sich wenig zu schaffen und im Glanz der Kirchenfeste, die er gleich nach seinem Eintritt erwartungsvoll aufsuchte, regte sich seine „protestantische Erbsünde." Es war vielmehr sein Geschäft, das ihm die schönste Befriedigung gewährte, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben", damit „der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe steige", und es ging ihm bei Betrachtung der Stadt, „wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht".

Nach Anleitung der Winckelmann'schen Kunstgeschichte begann er die alten Kunstwerke nach Epochen zu studiren. An den römischen Alterthümern ging ihm der Sinn für die alte Geschichte auf; er wünschte in Rom den Tacitus zu

leſen, und fühlte, daß ſich in Rom Geſchichte ganz anders läſe, als an jedem Orte der Welt; „Inſchriften, Münzen, von denen er ſonſt nichts wiſſen mochte, Alles drängte ſich heran". Man begleite ihn an der Hand ſeiner lebenswarmen Schilderungen zu dem Coliſeo, der Rotonda, dem Apoll von Belvedere, der Sixtiniſchen Capelle und anderen Kunſtſchätzen Roms, und man fühlt ſich aufs tiefſte ergriffen von dieſer kindlichen, poeſievollen Hingebung an das Schöne und Große der Gebilde der Kunſt. Mehr und mehr gelangte er zu der Einſicht, daß er nicht nach Italien gekommen ſei, um Lücken auszufüllen, ſondern daß er weit in der Schule zurückgehen und durchaus umlernen müſſe, daß er es als die wichtigſte Sorge anzuſehen habe, „keinen falſchen Begriff mitzunehmen". Er verglich ſich daher mit einem Baumeiſter, der zu dem Thurm, den er aufführen wollte, ein ſchlechtes Fundament gelegt hat; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab; ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern und freut ſich ſchon im Voraus der Feſtigkeit des künftigen Baues. Von der Klarheit und Befriedigung, in der er jetzt lebte, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Darin erkannte er auch die ſittliche Rückwirkung des Kunſtgenuſſes; er fühlte, daß durch die anhaltende Betrachtung des Schönen und Erhabenen der Geiſt zum Ernſt und zur Tüchtigkeit geſtempelt werde, und auch der ſittliche Menſch eine große Erneuerung erleide.

Goethe's Reiſezweck wurde ſehr dadurch begünſtigt, daß er in Rom mit Landsleuten zuſammentraf, die ihm aufs bereitwilligſte förderlich zu ſein bemüht waren, freilich mehr geeignet, ſeine Neigung zu den bildenden Künſten lebendig zu erhalten, als poetiſche Pläne zu begünſtigen. Wilhelm Tiſchbein, mit dem das alte Verhältniß durch Briefe befeſtigt war, wurde in Rom, wo er ſchon ſeit mehreren

Jahren thätig war, sein bester Führer. „Ich werde nie" — schreibt Goethe im Januar — „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." [1]) Er stand der Geistesrichtung unsers Dichters um so näher, als auch er die Malerkunst mit der Poesie in Verbindung zu setzen suchte. Schon 1782 beschäftigte er sich mit Zeichnungen nach Goethe's Gedichten und stellte eine Scene aus dem Götz in einem Gemälde dar. Jetzt versuchte er umgekehrt Goethe für die Idee zu gewinnen, Gedichte zu seinen Gemälden zu machen, ein Project, von dem kein Erfolg zu erwarten stand. Er malte während ihres freundschaftlichen Zusammenlebens das große Portrait Goethe's, welches ihn darstellt, wie er als Reisender, in einen Mantel gehüllt und auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschaut. Hofrath Reiffenstein, Director des Erziehungsinstituts für russische Künstler, belebte die geselligen Verhältnisse der fremden Künstlerkolonie, in der damals die Malerin Angelica Kaufmann, nach Herder's Ausdruck „eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens", als ein Stern erster Größe glänzte. In diesem engeren Kreise von Kunstfreunden verkehrte Goethe am liebsten, da er eine Abneigung hatte, in Rom eine Rolle zu spielen. Er suchte sich wenigstens durch ein Halbincognito gegen die Zudringlichen zu schützen, um den Erörterungen über sich und seine poetischen Arbeiten zu entgehen. Er schreibt darüber an den Herzog: „Uebrigens ist das strenge Incognito, das ich hier halte, mir von größtem Vortheile. Man kennt mich, und ich rede mit jedem, den ich hier und

da treffe, leide aber nicht, daß man mich nach meinem Stande oder Namen begrüße, gehe zu niemanden und nehme keinen Besuch an. Hielte ich nicht strenge darauf, so hätte ich meine Zeit mit Ehrenempfangen und Ehregeben hinbringen müssen". Indeß mußte er manchmal nachgeben, und selbst italienische Dichter bemühten sich um sein kritisches Urtheil über ihre Werke. Der Abbate Monti, den er in dem Gesellschaftscirkel des Fürsten von Liechtenstein kennen gelernt hatte, las ihm sein neues Trauerspiel Aristodemus vor, das im Januar mit vielem Beifall, den besonders die deutsche Künstlerbank freigebig spendete, auf die Bühne gebracht ward. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Goethe am 4. Januar 1787 mit einem schmeichelhaften Diplom in die Dichtergesellschaft der Arcadia unter dem Namen Megalio aufgenommen ward. „Vergebens habe ich", schreibt Goethe an Fritz von Stein, „diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will."

Mit warmer Verehrung schloß sich in Rom Karl Philipp Moritz an ihn an, der arme deutsche Gelehrte voll lebendigen Geistes, welchen ebenfalls das Verlangen nach den Wunderwerken des alten Roms über die Alpen geführt hatte [2]). „Es ist eine Wollust" — schreibt Moritz an einen Freund in der Heimat — „einen großen Mann zu sehen; wie warm empfinde ich dies jetzt. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Goethe nirgends gewünschter erscheinen, als hier. O warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt; die schönsten Träume längst verflossener Jahre gehen in Erfüllung." Auf einem Spazierritt, den sie in den letzten Novembertagen zusammen gemacht hatten, brach Moritz den linken Arm, indem sein Pferd auf dem ausgeglätteten, durch einen Staubregen schlüpfrig gewordenen Pflaster in der Nähe des Pantheons

stürzte. Während er einige Monate hindurch das Bett hüten mußte, nahm sich Goethe seiner aufs freundlichste an und ward sein „Wärter und Beichtvater, sein Finanzminister und geheimer Secretär". Goethe kamen zugleich seine vielseitigen antiquarischen und mythologischen Kenntnisse in Rom trefflich zu Statten. Er räumt sogar ein, wohl mit allzu großer Bescheidenheit, daß er nicht gewagt haben würde, seine Iphigenie in jambisches Metrum zu übertragen, wenn er nicht in Moritzens „Versuch einer deutschen Prosodie" einen Leitstern gefunden hätte; durch die mündlichen Erörterungen des Verfassers fühlte er seine Einsicht noch mehr gefördert.

Die Umarbeitung der Iphigenie ward in Rom zu Ende geführt. Die Frühstunden waren ihr gewidmet. Der Dichter verfuhr dabei mit solcher Strenge, daß er gesteht, an manchen Versen sich stumpf gearbeitet zu haben. Daher nennt er sie in dem Briefe vom 10. Jan. 1787, womit er die Absendung der Handschrift an die Freunde in der Heimat begleitete, „sein Schmerzenskind, aus mehr als Einem Sinne." „Ob es mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publicum diese Sachen betrachtet, so wünschte ich doch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben." Diese bescheidene Hoffnung sollte sich indeß nur unvollkommen erfüllen. So einsam stand der Dichter mit seinem Meisterwerke, über dessen Werth jetzt nur eine Stimme der Anerkennung herrscht, daß man ihm von keiner Seite die Mühe, die er darauf gewandt hatte, recht Dank wußte. Die Freunde in Rom, denen er es in Angelica's Freundeskreise vorlas, erwarteten etwas Berlichingisches und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; nur „die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf." Noch unerklärlicher ist, daß man im weimarischen Freundeskreise die Vorzüge der neuen Bearbei-

tung so wenig würdigte, daß man ihm durch die kühle Aufnahme ziemlich deutlich zu verstehen gab, man habe lieber das ältere Prosa-Drama zurückkehren sehen. „Ich merke wohl," schreibt Goethe einige Monate später — „daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist.... und daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt;.... doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen."

Inzwischen durchkreuzten sich im Beginn des neuen Jahres mancherlei Pläne wegen der Fortsetzung der Reise. Anfänglich sollte Rom das südlichste Ziel derselben sein; gleich nach Ostern wollte er Rom verlassen und über Florenz der Heimat wieder zurücken. „Mein dringendstes Bedürfniß" — schreibt er — „wird befriedigt sein; ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren." Da ihm jedoch freundliche Stimmen aus der Heimat zuredeten, nicht zu eilen, um mit vollständigerem Gewinn nach Hause zurückzukehren, selbst der Herzog ihn in einem gütigen theilnehmenden Briefe auf unbestimmte Zeit von seinen amtlichen Pflichten entband und über seine Entfernung beruhigte, so nahm er auch Neapel und Sicilien in seinen Plan auf, so daß er mit dem Frühjahr 1788 heimzukehren gedachte.

Goethe blieb in Rom diesmal nur bis gegen das Ende des Februars, nachdem er noch zuvor die „Carnevalsthorheit" an sich hatte vorübergehen lassen. „Das Carneval", schreibt er an Knebel, „muß man sehen, so wenig Vergnügen es gewährt; eben so ist's mit den geistlichen Mummereien." Er war in diesen letzten Wochen „keinen Augenblick müssig", „vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung." Was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen hatte,

ſuchte er auf, damit vor ſeiner Abreiſe nach Neapel „die Ernte wenigſtens niedergemäht ſei“. Das Beſte ward zum zweiten Mal betrachtet, und „das erſte Staunen löſte ſich mehr in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auf“; „meine Liebſchaften“ — äußerte er — „reinigen und entſcheiden ſich, und nun erſt kann mein Gemüth dem Größeren und Echteſten mit gelaſſener Theilnahme ſich entgegenheben“. An den Herzog Ernſt II. ſchrieb er unter dem 6. Februar: „Ich zähle eine Wiedergeburt von dem Tage an, da ich Rom betrat; ich lebe eine neue Jugend, deren ich mich immer mit den größten Freuden erinnern werde“. Um ſich den großen Intentionen der Künſtler durch Nachbildung und Nachahmung mehr zu nähern, zeichnete er fleißig römiſche Bauten und Kunſtwerke; den Weimarer Freunden ward eine Sammlung von Zeichnungen zugeſandt.

Am 22. Februar 1787 reiſte er in Tiſchbein's Geſellſchaft nach Neapel ab. Von ſeinen Manuſcripten begleitete ihn nur der Taſſo, zu dem er jetzt „die beſte Hoffnung hatte“. Zwar drängte ſich ihm zugleich das Bedenken auf, ob er nicht beſſer thue, neue Gegenſtände, an denen er lebendigeren Antheil nehme, mit friſchem Muth zu unternehmen, und etwa die Iphigenie in Delphi zu ſchreiben, ſtatt „ſich mit den Grillen des Taſſo herumzuſchlagen“. Allein er fühlte doch, daß er in dieſe Dichtung ſchon zu viel von dem Eignen hineingelegt habe, als daß er ſie fruchtlos aufgeben ſollte. Es war jedoch dies zweite „Schmerzenskind“ mit den ſchwermuthvollen Zügen eines leidenden Dichterherzens nicht beſtimmt, unter der heitern Sonne Neapels und Siciliens ins Leben gerufen zu werden.

So wie er die lachenden Fluren Campaniens betritt, ergreift ihn die heitere Luſt des Daſeins, welche aus der üppigen Fülle der Natur ihm entgegenquillt und im munteren

Lebensgenuſſe des Volks ihn umrauſcht. Der Strom des Lebens reißt ihn mächtig mit ſich fort; er geſteht ſich ſelbſt nicht mehr zu kennen und erſt zur Beſinnung kommen zu müſſen. „Neapel“ — ſchreibt er — „iſt ein Paradies; jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbſtvergeſſenheit. Mir geht es eben ſo, ich erkenne mich kaum, ich ſcheine mir ein ganz andrer Menſch“. Mit Rührung gedenkt er ſeines Vaters, der von den Schönheiten Neapels einen unauslöſchlichen Eindruck erhalten hatte, und meint, der habe nie ganz unglücklich werden können, weil er ſich immer wieder nach Neapel verſetzt habe. Im Gegenſatz dieſes Paradieſes erſchien ihm jetzt die Tiberſtadt wie ein Kloſter, an das er kaum noch zurückdenken mochte. Dort konnte er ganz den Studien der Kunſt leben und im Geiſte das alte Rom aus den Ruinen wieder aufbauen. Hier war Alles Leben und Gegenwart. Es ward ihm eine Luſt, ſich unter das Volksgewühl zu miſchen, charakteriſtiſche Züge aufzuzeichnen und dem bunten Treiben mit entzücktem Staunen zuzuſchauen. Beſonders zog ihn das Schiffs- und Seeweſen an, das den Kreis ſeiner Begriffe erweiterte. Nie hatte er die Reize des Meeres ſo gekannt, mochte es ſich in glänzender Spiegelfläche vor ihm endlos ausbreiten oder die Pracht der ſturmbewegten Wellen ihm den Ausruf entlocken, daß doch die Natur das einzige Buch ſei, das auf allen Blättern großen Gehalt biete. „Wenn man es eine Zeitlang gewohnt iſt“, äußert er gegen Frau von Stein, „ſo kann man nicht begreifen, wie man hat leben können, ohne es geſehen zu haben, und wie man fortleben will, ohne es zu ſehen.“

Die Ausbrüche des Veſuvs reizten ſeine Wißbegier mehrmals zum Anſchauen jener großartigen Naturphänomene. Seine Verwegenheit brachte ihn dabei in nicht geringe Gefahr. Der dritte Verſuch, den er am 20. März

in Begleitung von zwei Führern in der Absicht unternahm, einer eben ausbrechenden Lava möglichst nahe zu kommen, hätte leicht unglücklich enden können. Er hatte Verlangen, dem Puncte, wo die Lava aus dem Berge quillt, von hinten her nahe zu kommen und befand sich plötzlich auf dem glühenden Boden, aus dessen Ritzen ringsum der Dampf sonneverfinsternd emporwirbelte. Der Führer ergriff ihn noch zu rechter Zeit und entriß ihn dem erstickenden Qualm.

In Gesellschaft Tischbein's besah Goethe die Kunstschätze und Ueberreste des Alterthums in und um Neapel. Indeß scheint er an Kunstgenüssen in Rom etwas übersättigt worden zu sein; sein Sinn gehörte jetzt zu sehr der Gegenwart, als daß er sich den Ernst der römischen Kunststudien hier hätte erhalten können. Die Betrachtung der Gräber der Städte Herculanum und Pompeji gewährte ihm wenig mehr als eine flüchtige Befriedigung der Neugier, und es scheint von diesen ehrwürdigen Resten eines untergegangenen Daseins der Geisteshauch des Alterthums nicht zu ihm gedrungen zu sein. Ein Ausflug zu den großartigen Trümmern von Pästum ward jedoch nicht unterlassen.

Da überhaupt Goethe in Neapel mehr genießen und beobachten, als studiren wollte, so gab er es auf, sich in das sonst beliebte Incognito zu hüllen und machte daher manche unterhaltende und belehrende Bekanntschaft. Auch in Neapel war er durch seinen Werther empfohlen. Mit großer Theilnahme gedenkt er der Bekanntschaft mit dem trefflichen Filangieri, mit dem er sich in anziehenden staatsphilosophischen Unterhaltungen erging. Da Tischbein auf Anrathen des Malers Philipp Hackert, der damals als Künstler eines ausgezeichneten Rufes genoß und bei Hofe großen Einfluß hatte, nach Neapel gekommen war und eine Zeitlang bei ihm wohnte, so kam Goethe mit diesem gleichfalls in ein freundschaftliches Verhältniß und

gewann ihn sehr lieb. Er besuchte ihn auf einige Tage in seiner Wohnung im alten Schlosse zu Caserta und bediente sich seines Raths bei seinen Uebungen im Zeichnen. Hackert sagte zu ihm: „Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht" — eine Aeußerung, welche, je richtiger sie war, um so mehr seinen Künstlerehrgeiz spornte, sich des Technischen gründlicher zu bemächtigen.

Der Fürst Christian von Waldeck, welcher sich damals in Neapel aufhielt und unserm Dichter große Zuneigung bewies, hätte ihn fast zur Mitreise nach Griechenland überredet. Allein er hielt doch das Project der sicilianischen Reise fest und nahm für diese einen jungen deutschen Landschaftsmaler, Heinrich Kniep aus Hildesheim, welcher ihm von Tischbein empfohlen war und durch sein offenes Wesen bald sein Vertrauen und seine Zuneigung gewann, als Begleiter mit sich. Als Vertrag war zwischen ihnen verabredet, daß Goethe die Reisekosten bestreite, Kniep dagegen für ihn die Zeichnungen von Landschaften entwerfe; damit aber nach seiner Rückkehr für den jungen Maler, der sich in dürftiger Lage befand, ein ferneres Wirken entspringe, sollte er einige später auszuwählende Gegenstände für ihn bis zu einer bestimmten Summe ausführen.

Die Reise nach Sicilien trat Goethe mit frohen Erwartungen an. Schon die Ueberfahrt däuchte ihm nichts Geringes, weil eine Seereise „noch in dem Kreise seiner Begriffe fehlte" und „ihm die Welt erweiterte". Auf einer Corvette segelte er am 29. März nach Palermo ab. Während er die ersten Anfälle der Seekrankheit „ganz behaglich", in seinem Kämmerchen ausgestreckt, überstand, nahm er zu seiner Unterhaltung auf der langsamen Fahrt den Tasso

wieder vor, deſſen Plan dieſe Tage hindurch ziemlich ins Klare gebracht ward.

Am 2. April befand er ſich in der reizenden Bucht von Palermo, im Hintergrunde die von der Sonne beleuchtete Stadt, rechts den zierlich geformten Monte Pellegrino, links das weithingeſtreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen, Alles vom jungen Grün des Frühlings bekleidet. Goethe und ſein in Naturſchönheiten eingeweihter Begleiter ſuchten ſich gleich dieſe mannigfaltigen Proſpecte maleriſch zu entwickeln und ſahen hier eine grenzenloſe Ernte für den Künſtler vor ſich. Am Abend lockte ſie der helle Schein des Vollmonds auf die Rhede und hielt ſie noch nach der Rückkehr lange Zeit auf dem Altan. „Nun verſtehe ich erſt" — ruft Goethe nach einer Schilderung ſeines Entzückens aus — „die Claude Lorrain, und habe Hoffnung, auch dereinſt im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieſer glücklichen Wohnung hervorzubringen".

Sicilien erſchien ihm als der eigentliche Schlußſtein ſeiner Reiſe, die geprieſene Inſel, um die ſchon die uralte Sage in bald ernſter, bald lieblicher Dichtung ſpielt, der Punct, „wo die Radien der Weltgeſchichte zuſammenlaufen", der ihm „nach Aſien und Afrika deutete". Er erkannte jetzt, daß erſt durch Sicilien das Bild von Italien vollſtändig werde, und hier der Schlüſſel zu Allem ſei. Kein entſchiedenes, leidenſchaftliches Beſtreben hielt ihn während dieſer genußreichen Wochen in Spannung und Unruhe; gelaſſen und behaglich gab er ſich den Gegenſtänden hin und drückte ſich das Bild tief in die Seele. Manche eine Zeitlang zurückgedrängte Neigung trat wieder freier hervor, und der Reiz des Augenblicks übte ſeine volle Gewalt. Seine Schilderungen von Sicilien laſſen uns in dem anziehendſten Wechſel an den mannigfaltigſten Beobachtungen

theilnehmen und die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen aufs klarste überschauen. Ihre poesievolle Klarheit gemahnt uns, wie der klare Duft, der an Siciliens Küsten ihm so reizend erschien.

Aufs genaueste betrachtete er auf seiner Rundreise durch die Insel allenthalben die Eigenthümlichkeit des Bodens sowohl in mineralogischer als botanischer Hinsicht. Umgab ihn dann die Frühlingsnatur in solcher Herrlichkeit, wie in den glücklichen Tagen von Palermo, Girgenti und Taormina, so schlug wieder das Entzücken als reine Flamme der poetischen Begeisterung empor. „Wer dichtet nicht, dem diese schöne reine Sonne scheint, der diesen Hauch des Lebens in sich zieht" — sagt er uns in seiner auf Siciliens Flur versetzten Claudine.

Das Studium antiker Kunst hielt ebenfalls auf dem classischen, mit Trümmern alter Pracht überäeten Boden eine ergiebige Ernte. Die Ruinen der Tempel von Segeste, Girgenti und Catania gehörten zu den großartigsten Anschauungen alter Baukunst, die ihm seine Reise gewährte, und durch Kniep's Zeichnungen wurden sie auch zu weiterer Betrachtung festgehalten. Selbst aus den Münz- und Medaillensammlungen, welche er zu Palermo und Girgenti in einem noch nicht gekannten Reichthum kennen zu lernen Gelegenheit hatte, „lachte ihm ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen". Er mußte bekennen, bis jetzt wenig davon zu verstehen; doch war das Interesse für dies Studium seitdem bei ihm in seine Rechte getreten.

In Palermo, wo er bis zum 18. April blieb, war ihm ganz besonders wohl geworden, weniger in der ohne eigentlichen Kunstgeschmack erbauten und unreinlich gehaltenen Stadt, als in der über allen Ausdruck reizenden

Umgebung. Aus jedem ſeiner Worte, womit er dieſe Genüſſe zu ſchildern verſucht, haucht uns das Gefühl des heiterſten Seelenfriedens an, mag er uns längs der waldbewachſenen Höhen, welche die Bucht umſäumen, oder in das fruchtreiche Thal, das der Orbeto durchſchlängelt, geleiten oder uns den Pellegrino hinauf zur Grotte der heiligen Roſalie führen, wo er, bei dem reizenden Bilde der Heiligen niederknieend, einſam ſich in die Träume ſeiner dichtenden Phantaſie verliert. Die vergnügteſten Stunden brachte er im Stillen in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede zu. Geſchmückt mit der üppigſten Fülle von blüthenreichen Oleandern, Citronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Baſſins, darin Gold- und Silberfiſche ſpielten, unterbrochen wurden, umſpült von der plätſchernden Welle des dunkeln Meers, während über Land und Meer der glanzvolle Duft des wolkenloſen Aethers ſchwebte, erſchien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetiſche Welt. Die glückliche Inſel der Phäaken, deren er ſchon einmal im Fruchtgarten Italiens eingedenk war, tauchte vor ihm aus dem Meere hervor. Er eilte ſich einen Homer zu kaufen und verſtand die Odyſſee niemals beſſer als jetzt. Sicilien hat ihn zum Homeriden geweiht, wie wir namentlich in dem Geſtändniß erkennen: „was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen; die Beſchreibungen, die Gleichniſſe ꝛc. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt"; ſpäter geſteht er noch Schillern, „die Odyſſee habe ihm aufgehört, ein Gedicht zu ſein; ſie habe ihm die Natur ſelbſt geſchienen".

Nicht mehr war er jetzt ein ſchwermuthvoll träumender Taſſo, ſondern der lebensmuthige Odyſſeus, der, die Liebe

zur Heimat im Herzen, von Küste zu Küste umherschweift und vieler Menschen Städte und Sitte kennen lernt.

Aus dem persönlichen Interesse, das er für diesen Aeltervater aller Touristen fühlte, erwuchs der Entwurf zu einem Drama Nausikaa, in welchem er die Haupthandlung der Odyssee zu concentriren gedachte. Das einfache Sujet, daß ein Mädchen, welches bisher alle Bewerbungen von sich gewiesen hat, sich von einem Fremdling angezogen fühlt, ohne daß eine Verbindung möglich wird, „sollte durch den Reichthum der untergeordneten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden". Vornehmlich ward er dadurch an diesen Plan gefesselt, daß er Alles aus eigenen Erfahrungen nach der Natur ausmalen konnte. Er beschäftigte sich anhaltend damit während seiner ganzen Reise. Schon einige Tage vor seiner Abreise von Palermo brachte er in seinem Lieblingsgarten den Entwurf zur Reise und konnte sich nicht enthalten, einige Stellen auszuführen. Diese Blättchen finden sich unter seinen fragmentarischen Dichtungen abgedruckt. Sie lassen nur soweit auf das Ganze schließen, daß man den idyllischen Charakter, den das Drama erhalten sollte, darin erkennt; dem dritten Act war die Erzählung von Odysseus' Abenteuern zugetheilt. Diesen scheint er noch kurz vor seiner Trennung von Sicilien durchdacht zu haben, als er zu Taormina, während Kniep mit Zeichnen beschäftigt war, zwischen den Orangenästen eines schlechten Bauerngartens die Einsamkeit suchte und „den Grundunterschied des Drama's und der Epopöe ins Auge faßte", ein Thema, das er später als Epiker wieder aufnahm. Durch die nachfolgenden Zerstreuungen ward der sorgfältig bis ins kleinste Detail durchdachte Entwurf zurückgedrängt.

Er hatte schon am Tage vor seiner Abreise von Palermo sich zu beklagen, daß er von vielerlei Geistern verfolgt und versucht werde. Als er nach dem öffentlichen Garten gegangen war mit dem festen Vorsatze, seine dichterischen Träume fortzusetzen, ergriff ihn mitten unter der mannigfaltigen Pflanzenwelt aufs neue der Gedanke der Pflanzenmetamorphose, und „zerstört war sein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan." Jene Ideen verfolgte er auch auf seiner Weiterreise in Betrachtung der reichen Vegetation der Insel. Was er früher nur vermuthet und mit dem Mikroskop gesucht hatte, glaubte er in der Pflanzenwelt des Südens „mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit" zu sehen. Von Neapel aus schreibt er darüber an Herder: „Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen haben. Den Hauptpunct, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Puncte müssen bestimmt werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen." So entwickelte sich jener geniale Gedanke weiter, den ein namhafter neuerer Naturforscher zu den luminosen zählt, welche

für alle Zeit und die gesammte Menschheit ihre volle Geltung behalten.

Goethe nahm seinen Weg zuerst über Alcamo nach Girgenti, von hier, um auch das Innere der Insel kennen zu lernen, über Caltanisetta nach Catania, wo er am 1. Mai eintraf. Den Gipfel des Aetna mußte er in dieser Jahrszeit, wo der Schnee noch sehr tief lag, aufgeben und sich mit dem niedrigen Monte Rosso begnügen, von wo er unter heftigem Sturm einen flüchtigen Blick auf den lang ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus genoß. Eine ruhigere Ansicht dieser Küstenlandschaft gewährte ihm das Theater von Taormina, wo ihm das herrlichste Panorama vor Augen lag, der lange Gebirgsrücken des Aetna und die Meeresküste bis Calabrien hin. Um so niederschlagender war der Anblick des verwüsteten Messina, das sich nach dem schrecklichen Erdbeben von 1783 noch nicht aus seinen Trümmern wieder erhoben hatte. Ein finsterer, despotischer Gouverneur machte es überdies für den Fremden zu einer Cyklopenhöhle, so daß Goethe nur mit einiger Odysseus-Gewandtheit, über die er uns ausführlich berichtet, sich den drohenden Folgen der Versäumniß einer Einladung entzog. Verdrießlich daher und ungeduldig ergriff er die erste beste Gelegenheit fortzukommen und schiffte sich nach einem viertägigen Aufenthalt am 14. Mai auf einem französischen Kauffahrteischiffe ein.

Verdruß und Langeweile begleiteten seine diesmalige Seereise mehr als die vorige. Bei dem von Anfang an ungünstigen Winde rückte das Schiff nur langsam vorwärts, die Seekrankheit befiel ihn ärger als früher, und er konnte nicht einmal, wie auf der bequem eingerichteten Corvette, in seinem Kämmerchen die Einsamkeit aufsuchen, sondern mußte zwischen einer dicht gedrängten Menge von Passa-

gieren Platz nehmen. Erfreulicher verfloſſen die Stunden, wo er, mit Kniep auf dem Verdeck verweilend, an dem muntern Tummeln der Delphine oder an den maleriſchen Küſten Unteritaliens das Auge weiden konnte. Schon lag am zweiten Tage der Fahrt Cap Minerva vor ihnen, der Veſuv ward ſichtbar, über dem eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt war, links ließen ſich die Felswände der Inſel Capri unterſcheiden. Völlige Windſtille war eingetreten, und ſie entzückten ſich an dem Anblick des ruhigen, glänzenden Meeres und der Küſte, als ein laut und lauter werdender Lärm unter den Paſſagieren ſie herbeizog und bald mit der Gefahr bekannt machte, in der man ſich befand. Das Schiff war in die Strömung um Capri gerathen und trieb den Felſen zu, die es zu zertrümmern drohten. Alle ereiferten ſich in ungeſtümen Reden gegen den Capitain und den Steuermann, deren Ungeſchicklichkeit man das Unheil zuſchrieb, wie man ihnen denn von Beginn der Fahrt an kein rechtes Zutrauen hatte ſchenken wollen. Goethe, „dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod", war es unmöglich länger zu ſchweigen. Er ſtellte ihnen vor, daß gerade in dieſem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen ſei, Ohr und Kopf verwirrten, ſo daß ſie weder denken noch ſich unter einander verſtändigen könnten. Darauf ermahnte er ſie, ihr brünſtiges Gebet zur Mutter Gottes zu richten, damit ſie ſich bei ihrem Sohn verwende und er jetzt thue, was er für ſeine Apoſtel gethan habe, als auf dem See Tiberias ſchon die Wellen in das Schiff ſchlugen und er dem Winde zu ruhen gebot; ebenſo könne er jetzt der Luft gebieten, ſich zu regen, wenn es anders ſein heiliger Wille ſei. Dieſe Worte thaten die beſte Wirkung. Man beruhigte ſich; die Frauen lagen betend auf ihren Knien. Goethe begab

sich in die Cajüte hinab und legte sich halb betäubt auf seine Matratze. Bald darauf eilte Kniep hinunter und verkündigte, daß Rettung da sei; ein gelinder Windhauch hatte sich erhoben, man konnte von den Segeln Gebrauch machen, und es gelang aus der Strömung herauszukommen. Am folgenden Morgen (16. Mai) ließ das Schiff die gefährliche Felseninsel hinter sich und fuhr in den Golf von Neapel ein.

Während der beiden Wochen, die Goethe noch in Neapel zubrachte, bemühte er sich, Manches zu sehen, was ihm beim vorigen Besuche noch entgangen war, wobei ihm Hackert und andere Freunde (Tischbein war nach Rom gereist) sich sehr gefällig bewiesen. Dem geselligen Zudrang entzog er sich jetzt weniger; die sicilianische Reise, meint er, habe ihn leutseliger und zuthätiger gemacht; jedoch macht Hackert die Bemerkung, Goethe sei in großen Gesellschaften in Neapel sehr zurückgezogen gewesen und habe den Eindruck eines verlegenen und scheuen Menschen gemacht. Am 3. Juni riß er sich los, von niemand bewegter und herzlicher scheidend, als von seinem treuherzigen Reisegefährten Kniep, dem er in der Ferne die beste Fürsorge zu widmen versprach, und fuhr „durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb".

In Rom[3]), wo er am 6. Juni wieder anlangte, weihte ihn das Frohnleichnamsfest schnell wieder zum Römer ein, nicht sowohl durch das fromme Festgewirr, als durch die Anschauung der nach Rafaels Cartonen gewirkten Teppiche, welche an diesem Tage öffentlich ausgehängt wurden; sie führten ihn wieder in den Kreis höherer Kunstbetrachtungen zurück. Rom war ihm jetzt vertrauter geworden; er hatte nichts mehr, was ihn überspannte, „sondern die Gegen-

ſtände hatten ihn jetzt zu ſich hinaufgehoben.“ Der Trieb zur Ausübung der bildenden Kunſt war wieder aufs lebhafteſte in ihm angeregt, und er ſchien Hackert's ſcharfe Mahnung beherzigen zu wollen, um durch Ausdauer über die Mängel des Dilettantismus hinauszukommen und „das Handwerk der Sache zu lernen.“ „Ich mag nun“ — äußerte er in einem ſeiner Briefe — „gar nichts mehr wiſſen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben; ich liege an dieſer Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß ſie ſich einmal auflöſe.“ Mit Hackert, der auf kurze Zeit nach Rom kam, verlebte er vierzehn Tage auf dem Lande und ſah ſich durch ſeine Anleitung „ſehr im Landſchaftszeichnen gefördert.“ Dieſe Uebungen wurden zunächſt ſeine Aufgabe. Mehrere Ausflüge ins Gebirge, nach Tivoli, Frascati, Albano ꝛc. wurden unternommen, um nach der Natur zu zeichnen. In Rom bezog er nach Tiſchbein's Abreiſe, der ſich nach Neapel begab, deſſen kühlen Saal und war hier während der heißen Sommermonate in friedlicher Abgeſchiedenheit überaus thätig, um „ſeine Talente durchzuarbeiten“, als einer, der „nur der Mühe lebt“ und darin das reinſte Glück empfindet. „Meine größte Freude iſt“ — ſchreibt er am 22. Juli, — „daß mein Auge ſich an ſicheren Formen bildet und ſich an Geſtalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt.“

So viel er konnte, hütete er ſich, in die Welt gezogen zu werden, um nicht aus der Ordnung zu kommen. Sein Umgang beſchränkte ſich auf den früheren engen Freundeskreis, und er hatte dankbar anzuerkennen, daß alle Künſtler ſich bemühten, ſein Talent fortzubilden. Angelica Kaufmann bewies ihm ihre frühere freundſchaftliche Theilnahme. Verſchaffelt, ein Sohn des Mannheimer

Directors, förderte ihn in der Perspective. Mit Trippel, der seine Büste im Auftrage des Fürsten von Waldeck modellirte, hatte er belehrende Unterhaltungen in Bezug auf Bildhauerkunst, und er begann ebenfalls zu modelliren, um die menschliche Gestalt, die ihm zuletzt der Gipfel aller Kunst zu sein schien, genauer studiren zu können. Höchst unterrichtend war für ihn der Umgang mit Heinrich Meyer aus Zürich, der „den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fortging" und seine Aufmerksamkeit vornehmlich dahin richtete, „die zarten Abstufungen der früheren und späteren Kunst zu prüfen und kennen zu lernen". „Er hat", äußert er in einem andern Briefe, eine „himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie bestimmend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben". Die Hochschätzung, die sein ernstes Studium für ihn erweckte, hatte später eine innige Freundschaft mit Goethe und ein dauerndes geistiges Zusammenwirken zur Folge.

Die Einsicht in die Architectur schärfte Goethe gleichfalls durch Zeichenübungen und fand eine ungehoffte Gelegenheit, seine Kenntnisse nach dieser Seite hin zu erweitern, indem gerade damals umfassende Sammlungen von Zeichnungen griechischer und orientalischer Bauwerke nach Rom gebracht wurden.

Aus den bisherigen Andeutungen wird es schon klar, daß Goethe sich in dem Kreise von Künstlern und Theoretikern bewegte, welche sich in ihren Werken und Kunstansichten an Winckelmann und Raphael Mengs anschlossen. Das Schönheitsideal der Griechen, das diese großen Männer

dem entarteten Geſchmacke ihrer Zeit wieder entgegengehalten hatten, ſuchten ſie der neueren bildenden Kunſt anzueignen. Indem ſie jedoch die Bedeutung des Charakteriſtiſchen in der Kunſt verkannten, geriethen ſie in eine einſeitige Richtung, durch die der Malerkunſt ſteife und unwahre Formen aufgezwungen wurden, zumal da man mit dem Antiken die moderne Sentimentalität verſchmolz. Goethe trat dieſer Theorie, welche das ganze Zeitalter beherrſchte, aufs entſchiedenſte bei und zählte ſich gern zu Winckelmann's Schülern.

Moritz war Goethen der liebſte Geſellſchafter, wenn gleich die Haltloſigkeit ſeines geiſtigen und ſittlichen Weſens einer offenen Hingebung der Freundſchaft im Wege ſtand. Ihm trug Goethe zum erſtenmal ſein Pflanzenſyſtem vor und brachte bei dieſem Anlaß die erſten Grundlinien desſelben aufs Papier, erfreut, eine empfängliche Seele zu finden, der ſeine Vorſtellungsart faßlich zu machen war. Moritz arbeitete an ſeiner Mythologie und konnte durch poſitive Kenntniſſe auf dem Gebiete der Antiquitäten auch ſeinem Freunde wieder nützlich werden. Aeſthetiſche Gegenſtände wurden zwiſchen ihnen vielfach durchgeſprochen. Eine kleine Schrift von Moritz „über die bildende Nachahmung des Schönen" (1788) erwuchs aus dieſen Unterhaltungen.

Ungeachtet der ausgebreiteten Studien der bildenden Kunſt entzog ſich Goethe ſeinen poetiſchen Arbeiten nicht, wenngleich die weimariſchen Freunde aufs neue klagen mochten, daß er das Wichtigſte nebenher thue, und es klingt faſt wie eine Rechtfertigung, wenn er dorthin die Worte richtet: „daß ich zeichne und die Kunſt ſtudire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, ſtatt es zu hindern; denn ſchreiben muß man nur wenig, zeichnen viel". Statt Taſſo oder Nauſikaa fortzuſetzen, fühlte er ſich am meiſten zur Vollendung des Egmont aufgelegt. Zu dieſer Wahl trug ohne

Zweifel der Umstand bei, daß gerade damals ähnliche revolutionäre Scenen, wie er in seinem Drama geschildert hatte, in den Niederlanden vorgingen; in Brüssel erhob sich das Volk zur Vertheidigung seiner von Joseph II. angetasteten Verfassung, in Holland stand die Oranische und die patriotische Partei in Waffen gegen einander. Ueber diese Händel correspondirte er eingehend mit dem Herzog.

Goethe nennt die Ueberarbeitung jenes Drama's eine unsäglich schwere Aufgabe, die er ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nicht zu Stande gebracht hätte; es galt das Werk durchzuarbeiten und zu vollenden, ohne es umzuschreiben. In einem der spätern Briefe äußert er, kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht, als dieses; er wisse, was er hineingearbeitet habe. Der 5. September, wo er die letzten Lücken in der Handschrift ausfüllte, erschien ihm wie ein festlicher Tag; sein Brief, der die Sendung nach Deutschland begleitete, sprach die Hoffnung aus, daß er seinen Freunden damit Freude machen werde. Diese ging indeß auch diesmal nur theilweise in Erfüllung. Zwar fühlte sich Herder, der sonst mit seiner Anerkennung nicht freigebig war, zu dem Geständniß gedrungen, ihn habe das Drama „Scene für Scene in seiner tiefen, männlich gedachten Wahrheit fast zu Boden gedrückt"; gleichwohl traf die Kritik des heimatlichen Freundeskreises namentlich das Verhältniß Egmonts zu Clärchen und scheint in der Hauptsache auf die Puncte hinauszulaufen, welche Schiller's bekannte Recension hervorgehoben hat. Goethe konnte Anforderungen nicht befriedigen, die außerhalb seines Plans, ja außerhalb des Kreises seiner dramatischen Poesie lagen. „Es hat doch im Grunde", mußte er sich schließlich gestehen, „niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst". Sein Drama sollte

eben kein heroiſches Trauerſpiel ſein, ſondern das Gemälde eines edlen menſchlichen Daſeins, das ſich mit friſcher Lebenskraft und Freiheit auf dem Hintergrunde einer trüben Zeit vor uns ausbreitet. Es weht darin der Hauch des jugendlichen ahnungsreichen Strebens, das ihn in den ſchönſten Momenten der durchlebten weimariſchen Epoche erfüllte, ſo wie der friſchen Lebensfreude, welche dem Dichter in Rom eine zweite Jugend bereitete.

Auf die vier Monate eines ſtillen anhaltenden Fleißes folgten genußreiche Ausflüge in den ſchönen Wochen des Herbſtes, der nach einem drückend heißen Sommer doppelt willkommen war. Einige Septemberwochen verlebte Goethe in Geſellſchaft des Hofraths Reiffenſtein in Frascati, und fühlte ſich „recht munter und luſtig“. Da ward „den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuſcht und geklebt“, die Botanik „auf Wegen und auf Stegen“ geübt, indeß er nebenher die Umarbeitung des Singſpiels Erwin und Elmire im anmuthigen Versgewande zu Stande brachte. Im October hielt er in Caſtel Gandolfo eine Villegiatur; mehrere Freunde und Freundinnen aus Rom fanden ſich dort zuſammen, und man gab ſich dort, wie an Badeorten, einer zwangloſen, muntern Geſelligkeit hin. In den wenigen dort geſchriebenen Briefen fühlt ſich die Erregtheit ſeines Innern, und der raſche Wurf ſeines Stils läßt ahnen, daß in ſeinem Herzen etwas vorging; „mit Vorſatz irrend, zweckmäßig unklug, läßt er ſein Leben mehr laufen, als er es führt, und weiß auf alle Fälle nicht, wo es hinaus will“. An Herder berichtet er, er habe ſogar einige Idyllen gefunden. Dies möchten die erſten Anſätze zu den „römiſchen Elegieen“ ſein, wenn auch die eigentliche Ausführung mit einem ſpäteren Liebesverhältniß in Verbindung ſteht.

Goethe hatte während ſeiner bisherigen Reiſe ſein Herz

sorgfältig, wie durch eine Gelübde, vor Liebesneigungen bewahrt, so daß er sich „von Frauen bis zur trocknen Unhöflichkeit entfernt hielt". In seinem Herzen „leuchtete nur die schöne Flamme der Liebe, der Treue und des Andenkens" an seine Freundin in der Heimat. „Wie verwöhnt ich bin", — schreibt er ihr — „fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen den Entschluß zu fassen". Auf einem kleinen Gartenball zu Rom an einem schönen Juli-Abend, wo es recht lustig herging, konnte er kaum bis Ende aushalten, weil die Mädchen ihn nicht mehr, „wie vor zehn Jahren", anzogen; diese Ader, äußerte er damals, sei vertrocknet. Das erinnert uns an die Vorwürfe, welche in den römischen Elegieen Amor dem Dichter wegen seines lässigen Dienstes macht, und die sophistischen Ermahnungen desselben, womit er ihm wieder das Glück der Jugend, Stoff zum Liede und Glanz der Erfindungen zu gewähren verspricht. Amor belebt ihm auch (in dem damals entstandenen Gedichte „Amor als Landschaftsmaler") die farbenreiche Landschaft, indem er vor seinen Augen das anmuthigste Mädchenbild entstehen läßt. Dieses ward in den heitern Tagen von Castel Gandolfo gefunden, und mit diesem Moment ging in Goethe's Innern eine folgenreiche Umwandlung vor. Eine junge Mailänderin mit blauen Augen, hellbraunem Haar, hatte seine Neigung rasch und entschieden gewonnen. Wie in den Jugendtagen von Sesenheim und Wetzlar gab er sich dieser Leidenschaft mit voller Seele hin, „blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müssigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswertheften unmittelbar nahe kommt: übersieht

man doch in ſolchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter dieſen ſchmeichelhaften Zügen bedroht".

Durch den Unterricht im Engliſchen, der wohl nur auf ein Spiel zärtlicher Annäherung hinauslaufen konnte, war bald der Vertraulichkeit ein Mittel gefunden. Nicht lange aber, ſo ward er in den ſchmerzlichſten Zuſtand verſetzt, als er zu ſeinem „Entſetzen" erfuhr, daß ſeine Geliebte Braut ſei, und mit dem Augenblicke war „die Vorahnung alles des Glückes, das ein ſolches Gefühl ſich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorſpiegelt, im erſten Keimen zerſtört". Seitdem hielt er ſich in rückſichtsvoller Entfernung und ſuchte ein offenes Freundſchaftsverhältniß herzuſtellen. Wie weit ihm dies gelungen ſei, läßt ſeine Erzählung nur zum Theil erkennen; ſie iſt verblaßt und giebt abſichtlich nicht die volle Wahrheit. Den Kampf einer tieferen Leidenſchaft verräth das erſt im Winter gedichtete Liedchen:

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe!
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden;
Wie viele Tage und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde Nächte gequälet;
Dein Muthwill ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben,
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmeſt ſo ungeſchickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Dies ſein damaliges „Leibliedchen" ſymboliſch zu nehmen und auf den durch Kunſt und Poeſie überhaupt erregten Zuſtand ſeines Innern zu beziehen, kann uns nicht zugemuthet werden. Das Wiederſehen der Geliebten beim Carneval, nachdem ſie eine ſchwere Krankheit überſtanden

hatte, jene erregten Momente, wo der freudige, beſeelte Blick und die ſprachloſe Rührung ihm mehr als Worte verriethen, was in dem Herzen des lieblichen Mädchens vorging, und den letzten Abſchied vor der Abreiſe aus Rom, wo die Liebenden lange mit dem letzten Scheidegruß zögerten, hebt ſelbſt die Schilderung des Greiſes mit einer Innigkeit hervor, in der die leidenſchaftliche Erregtheit des Gemüths noch nachzittert. Was dazwiſchen liegt, läßt ſich nur ahnen. Es mögen manche Parallelen zu den idylliſchen und ſchmerzlichen Scenen ſeiner jugendlichen Liebesverhältniſſe unerwähnt geblieben ſein. Die römiſchen Elegieen berechtigen jedoch zu keinen Vermuthungen.

Inzwiſchen ward Goethe durch die Nachricht aus der Heimat überraſcht, daß im weimariſchen Freundekreiſe in Folge ſeiner enthuſiaſtiſchen Schilderungen des italieniſchen Himmels und des überreichen Kunſtgenuſſes das Verlangen rege geworden ſei, dieſe Freuden mit ihm zu theilen, und daß Herzogin Amalia mit Einigen ihrer Umgebung Anſtalt träfe, noch dieſen Herbſt nach Italien aufzubrechen. Schon vor einem Jahre hatte er gefürchtet, durch eine ſolche Begleitung um den reinen Eindruck der Gegenſtände gebracht zu werden. Nun ſchien es ihm nicht minder unleidlich, in Rom der Führer von uneingeweihten Neulingen in der Kunſtkennerſchaft zu ſein und überhaupt der Poeſie der einfachen Lebensverhältniſſe, in denen er ſich jetzt frei und glücklich fühlte und „ſich wieder friſch des humanen Zuſtands erfreute", durch den Zwang, welchen ihm der enggeſchloſſene heimatliche Kreis auferlegen würde, entrückt zu werden. Ueberdies hatte er bereits die Nothwendigkeit erkannt, aus der Fülle geiſtiger Anregungen und Beſtrebungen ſich wieder in die Enge zurückzuziehen und die geſammelten Schätze zu verarbeiten, ſtatt neue anzuhäufen. Daher war er entſchloſſen, ſeinem Aufenthalte in Italien

ſchon früher ein Ziel zu ſetzen und die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Zuvörderſt ging ſein Rath dahin, weil der Herbſt ſchon ſo weit vorgerückt ſei, den Winter vorübergehen zu laſſen und in der mittleren Jahreszeit bis Rom zu gelangen, was denn auch im nächſten Jahre zur Ausführung kam.

Höchſt erfreulich war ihm dagegen die Ankunft ſeines Freundes Kayſer, der neben den übrigen Künſten nun auch das Intereſſe für die Muſik belebte, „einer von den Menſchen, durch deren Nähe man geſunder wird". Die nächſte Veranlaſſung zu deſſen Reiſe gaben Goethe's letzte dramatiſche Dichtungen. Da er zum Egmont eine paſſende Muſik zu componiren begonnen hatte, ſo war es räthlich befunden, daß Componiſt und Dichter ſich gegenſeitig verſtändigten, und wie er bereits die früheren Singſpiele Goethe's componirt hatte, ſo widmete er auch ſein Talent den jüngſten kleineren dramatiſchen Dichtungen ſeines Freundes, die, wenn auch die Haupthandlung und die lyriſche Zugabe beibehalten ward, doch im Uebrigen völlig neue Arbeiten waren. Mit Kayſer „ſtudirte er erſt recht die Geſtalt des Singſpiels" und benutzte zugleich die Erfahrungen, welche ihm die lyriſche Bühne Italiens an die Hand gab; gleichwohl mußte er bekennen, daß die Opern ihm keine rechte Unterhaltung gewährten und ihn nur das innig und ewig Wahre erfreuen könne. Erwin und Elmire ward abgeſchloſſen und im Beginn des neuen Jahres (10. Jan.) abgeſandt; im Februar folgte Claudine von Villabella, das lieblichſte und gehaltvollſte der Goethe'ſchen Singſpiele: „beide Stücke ſind mehr gearbeitet, als man ihnen anſieht"; ſie ſollten „ihrem Nachbar Egmont keine Schande machen".

Unter dieſen Arbeiten trat endlich der Zug zur Poeſie wieder mächtig und ſiegreich hervor. Goethe verſchloß ſich

nicht länger der Ueberzeugung, daß er in der Ausübung der bildenden Kunst nur ein Dilettant bleibe, erfreut, auf dem rechten Wege der Betrachtung und des Studiums zu sein. „Täglich wird mir's deutlicher", bekennt er in einem Briefe vom 22. Februar, „daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf (!), dieses Talent noch excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue". Daher wandte er sich mit erneuter Liebe zu den älteren noch unvollendeten Dichtungen. Er ordnete seine kleinen Gedichte und suchte durch Stellung und Verbindung „die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen". Den Faden des Faust suchte er wieder auf und war dabei fast überrascht sich so unverändert zu finden, als habe sein Inneres durch Jahre und Begebenheit nicht gelitten. In dem Garten Borgheſe schrieb er die Scene der Hexenküche und meinte, wenn er das Papier räuchere, sollte ihm niemand die neue Dichtung aus seinem alten Manuscript, „das, schon sehr vergilbt und vergriffen, dem Fragment eines alten Codex glich", herausfinden. Auch war er jetzt entschlossen, Künstlers Erdenwallen neu auszuführen und Künstlers Apotheose hinzuzufügen, indem er „zu diesen Jugendeinfällen erst jetzt die Studien gemacht habe, und ihm alles Detail lebendig sei". Der Plan zum Tasso war in Ordnung: „hätte ich es nicht angefangen, so würde ich es jetzt nicht wählen". In fernerer Aussicht stand Wilhelm Meister, worin manche neugewonnenen Kunstbeobachtungen zusammengefaßt werden sollten. Faust beschloß er als Fragment zu geben.

Andere Studien gingen daneben ihren geordneten Gang fort. Knochen- und Muskelbau ward studirt, um die menschliche Gestalt in Bezug auf bildende Kunst genauer kennen zu lernen, und unter Anderm ein Fuß modellirt. Seine Pflanzentheorie beschäftigte ihn wieder bei der ersten Entwicklung der Frühlingsvegetation, und es gesellten sich „allerlei Speculationen über Farben" hinzu, auf die ihn außer dem Interesse an den atmosphärischen Farben des glanzvollen italienischen Himmels auch der häufig im römischen Künstlerkreise sich wiederholende Meinungsstreit über das Colorit in der Malerei hinführte. Er ahnte damals noch nicht, welch einen neuen Gährungsstoff er damit unter seine Ideen aufgenommen hatte. So viel hatte er eingesehen, „man müsse den Farben erst von der Seite der Natur beikommen, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle".

Das Carneval sah er jetzt zum zweiten Mal; war es ihm auch diesmal peinlich, „Andere toll zu sehen, ohne selbst angesteckt zu sein", so sprach es doch auch seinen künstlerischen Sinn an, als ein Volksfest, das seinen naturgemäß geordneten Verlauf habe. Er bemerkte sich genau den Gang der Fastnachtsthorheiten und die einzelnen Vorkommnisse, und veranlaßte seinen Hausgenossen Georg Schütz, die einzelnen Masken zu zeichnen. Aus diesen Vorarbeiten entstand später Goethe's meisterhafte Schilderung des römischen Carnevals.[4]) Mit gleicher Objectivität betrachtete er die Eigenthümlichkeiten anderer römischen Feste und faßte den Plan, einen römischen Festkalender zu schreiben, den er uns freilich schuldig geblieben ist. Bei diesen Festbeobachtungen leistete ihm Freund Kayser Gesellschaft, den es besonders zu den großartigen römischen Kirchenmusiken hinzog. Von dem Miserere in der Sixtinischen Capelle spricht auch Goethe mit Entzücken.

Nach dem Osterfeste bereitete er sich zur Abreise von Rom. Der Abschied, so schwer er ihm ward, war nicht länger zu verschieben. Es waren schmerzliche Tage, da er von seinem Freundekreise, von der Stätte, wo er so friedlich und glücklich gelebt und zuletzt noch in Freud' und Leid der Liebe die Gluth der Jugendgefühle wiedergefunden hatte, scheiden mußte, ohne die Hoffnung mitzunehmen, je dahin zurückzukehren. Einen Pinienſprößling pflanzte er in Angelica's Garten, einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen hatte, an der Sixtiniſchen Straße, die, ſpäter zu ſtattlichen Bäumen herangewachſen, manchem Reiſenden als Denkmal der Abſchiedsſtunden des deutſchen Dichters theuer waren. Mit einigen Freunden durchwanderte er noch das geliebte Rom in verſchiedenen Richtungen, und tiefergriffen ließ er zum letzten Mal, vom Capitol „dem einſamen Palaſt in der Wüſte" herniederblickend, das Bild der untergegangenen Herrlichkeit der Weltſtadt in ſeiner Seele lebendig werden. Er war zu ſtark an ſie gefeſſelt, als daß er einen freudigen Blick zur Heimat richten konnte; ihn begleitete nur das ſchmerzliche Gefühl eines Verbannten, als in der Mondnacht des 22. April Rom hinter ihm verſchwand.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römiſchen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſo viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Dieſe Verſe, mit denen Ovid die Elegie einleitet, in welcher er die Empfindung ſchildert, womit er, in die Verbannung ziehend, ſich von ſeinem geliebten Rom und Allem, was ihm theuer war, losriß, wurden unſerm Dichter der Ausdruck ſeiner eigenen Empfindungen, und ihn verließ die „heroiſch-elegiſche Stimmung" während ſeiner Rückreiſe nicht, trotz aller Zerſtreuung und Ableitung. „Ich kann und darf nicht ſagen", ſchreibt er noch im Herbſt an Hein-

rich Meyer, „wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe". Er konnte seines Schmerzes nicht bis zu dem Maße Herr werden, um den poetischen Ausdruck zu finden, oder, wie er sich ausdrückt, er vermochte diese mehrmals durchdachte Elegie nicht niederzuschreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Diesen hat er seinem Tasso eingehaucht, auf den sich während seiner Rückreise seine poetische Thätigkeit richtete. Er bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, welche ihm in diesen Augenblicken am nächsten lagen. Ein Theil wurde in Florenz vollendet, wo er den größten Theil seines Aufenthalts in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte. In der zweiten Hälfte des Mai war er in Mailand, wo ihn das Abendmahl des Leonardo da Vinci fesselte. Am 24. schreibt er an Knebel, er wittre wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft, und da werde ihm, wenn nicht besser, doch anders, zugleich sich freuend auf die noch bevorstehende schöne Reise über den Comersee und Chiavenna nach Graubünden, auf der ihm die mineralogischen Untersuchungen wieder lieb werden sollen. „In Rom", so äußert er sich gegen den treuen Genossen dieser Studien, „wurde kein Stein mehr angesehen, wenn er nicht gestaltet war; die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt. Jetzt wird eine Krystallisation schon wieder wichtig und ein unförmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist". — Am 18. Juni Abends 10 Uhr langte er in Weimar wieder an.

Zweites Capitel.

1788—1791.

Goethe war von Italien geſchieden, ohne alle ſeine Wünſche befriedigt zu ſehen; denn aus den Reſultaten des Studiums erzeugten ſich neue Probleme, und er ſah ein, „daß man ein ganzes Leben ſtudiren könne und am Ende doch noch ausrufe: „jetzt ſeh' ich, jetzt genieße ich erſt". Dennoch hatte theils die Einſicht, zu rechter Zeit abſchließen zu müſſen, theils die Abneigung, ſich als Reiſebegleiter der Herzogin Amalia ihrem Gefolge anzuſchließen, endlich das Gefühl dankbarer Verpflichtung, die er gegen ſeinen Herzog hatte, ihn eben jetzt zu dem ſchwer erkämpften Entſchluſſe gedrängt, nach Weimar zurückzukehren. „Meine beſte Zeit", ſchrieb er ſchon am 28. October 1787 an den Herzog, „habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt, und dort iſt auch mein Herz und Sinn, wenn ſich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagſchale legen. Der Menſch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit ſeines Verhältniſſes zu dem einmal Gewählten und Gegebenen kann er nicht entbehren". Der Herzog bezeigte ihm während ſeiner Abweſenheit eine ſo liebevolle Geſinnung und verlängerte ihm ſchon im Auguſt ſeinen Urlaub mit ſolcher Bereitwilligkeit, daß es nur ein leeres weimariſches Gerede

war, er habe ſeinem Miniſter eine längere Abweſenheit verweigert. Ueberdies war Goethe ſchon in Italien, wo er ſich nach und nach von jedem falſchen und eitlen Streben befreit und ſich innerhalb der Grenzen ſeiner individuellen Lebensaufgabe beſchränken gelernt hatte, darüber mit ſich im Reinen, in die früheren amtlichen Verhältniſſe nicht wieder einzutreten. Ein Brief, den er von Rom aus am 17. März 1788 an den Herzog richtete, ſpricht neben ſeinem dankbaren Gefühl in zarteſter Weiſe ſeine Wünſche hinſichtlich ſeiner künftigen Stellung aus:

„Wie ſehr danke ich es Ihnen, daß Sie mir dieſe köſtliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen, ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geſchäften iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden; laſſen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl ſagen, ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wiedergefunden. Aber als was? — Als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden ſie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntniß, wozu die Menſchen zu brauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt; dieſer Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu ſpielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung ſagen. Laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen, ſo wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten ſein. Schon ſehe ich, was mir die Reiſe genützt, wie ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert

hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr! hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst".

Seine Wünsche wurden erfüllt. Die Geschäfte des Präsidiums der Kammer und der Kriegscommission wurden ihm abgenommen. Durch herzogliches Rescript an die Kammer vom 11. April 1788 wurde dieser Behörde eröffnet, daß der zum geheimen Rath beförderte, bisherige geheime Assistenzrath Schmidt zum Kammerpräsidenten ernannt sei, daß aber der geheime Rath von Goethe, um in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle zu nehmen." Goethe machte davon keinen Gebrauch und behielt nur die Bergbaucommission bei. Nach und nach wurden seiner Oberaufsicht die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen, welche zum Theil auf seine Anregung erst von Karl August ins Leben gerufen oder zu Bedeutung gelangt waren. Somit erhielt er einen seinen geistigen Bestrebungen angemessenen Geschäftsbereich, der ihm für jene eine freiere Muße übrig ließ. Damit veränderte sich sein Verhältniß zum Herzog in sofern, als

dieſer von nun an die Geſchäfte mehr ſelbſt in die Hand nahm und nicht mehr eingehend jedes Einzelne mit ihm beſprach.

Die weimariſche Geſellſchaft, in die er jetzt wieder eintrat, kam dem Dichter mit den größten Erwartungen entgegen; ſie hoffte aus den neuerfriſchten Strömen ſeines Geiſtes zu trinken und die Blüthen der Poeſie in lebendigſter Fülle von ſeinem Genius zu empfangen. Gleich in den nächſten Monaten nahm ihn daher der Hof und der Kreis ſeiner Freunde im vollſten Maße in Anſpruch; die vielen Beſuche von Fremden, unter denen auch der Prinz Auguſt von Gotha und der Herzog von Meiningen ſich befanden, vermehrten die Anforderungen, und wenn gleich die auf ihn einbringenden geſelligen Pflichten ihn ſchnell in den früheren Verhältniſſen wieder heimiſch machten, ſo war doch bis gegen den Herbſt ſeinem Geiſte wenig Ruhe gewährt. Wie lebhaft mochte das Verlangen nach den entſchwundenen glücklichen Tagen erwachen, als Herder am 8. Auguſt Weimar verließ, um das geprieſene Italien aufzuſuchen — für ihn, den in ſich Abgeſchloſſenen, freilich nicht eine ſolche Bildungsſchule, wie für ſeinen empfänglicheren Freund —, als wenige Tage darauf die Herzogin Amalia in Begleitung Einſiedel's und des Fräuleins von Göchhauſen nachfolgte und er „einen ihm dringend angebotenen Platz im Wagen leer ſah!" Allein die Umkehr nach dem Süden hatte er ſich bereits durch ſeinen erſten Entſchluß unterſagt. Gleichwohl fühlte er ſich in der weimariſchen Geſellſchaft keineswegs behaglich, wie ſeine geſellige Mittheilſamkeit, die ſich gern in der Schilderung Italiens erging, zu Zeiten ſchließen laſſen mochte. In Momenten des offenen Vertrauens verbarg er nicht ſeinen an Verzweiflung grenzenden Unmuth über ſein jetziges „unnützes" Daſein, noch die tieferen Wunden ſeines

Herzens. Er war in Italien, mehr als er sich selbst gestehen mochte, ein Anderer geworden; er hatte einen Standpunct in seiner Bildung gewonnen, auf den ihm in der damaligen Umgebung niemand folgen konnte. Man schien seine Sprache nicht zu verstehen, wenn er die Welt der neuen Anschauungen, die in seinem Innern lebendig war, mit Entzücken schilderte, und seine Sehnsucht nach dem Verlornen, seine Klagen mußten beleidigen und als Theilnahmlosigkeit an dem Gegenwärtigen erscheinen. Durch solche Erfahrungen wurde er dahin gebracht, mehr an sich zu halten und sein Inneres oft den Nächsten zu verschließen. „Ich bin hier", schreibt er im October an Knebel, „fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz sich zu isoliren, und mir geht es nun gar, wie dem Epimenides nach seinem Erwachen." Es konnte nicht ausbleiben, daß er in seiner abgemessenern Haltung Vielen kalt und selbstsüchtig erschien, und vor Allen die sich verletzt fühlten, welche die Offenheit und vertrauliche Hingebung früherer Jahre gewohnt waren.

Das Verhältniß zu Charlotte von Stein ward von dieser Umwandlung am nächsten betroffen. Das zarte Liebesgefühl, das bisher mehr durch poetischen Idealismus und die Macht der Gewohnheit, als durch persönliche Reize der gealterten Freundin Nahrung erhalten hatte, war durch die Flamme jener heißeren Leidenschaft, die der Dichter bei seiner Heimkehr über die Alpen im Busen trug, zerstört worden. Die vertrauensvoll sich hingebende Neigung und Offenheit war nicht wieder herzustellen, und die Versuche, die zu Anklagen und Vorwürfen wurden, erhöhten nur die Mißstimmung, die das alte Band erst lockerte und zuletzt zerriß.

In dieser Zeit, wo Sehnsucht nach dem Verlornen, Mißstimmung über die Gegenwart ihm manche schwere

Stunde bereiteten, brachte er sein Drama Torquato Tasso, das er einst im Sonnenschein einer friedlichen Seelenstimmung und einer beglückenden Liebe begonnen hatte, zum Abschluß (im Juli 1789), wie er berichtet, „bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten." Es ist gewiß ein tiefempfundenes Wort von ihm, daß er dieser Dichtung vor allen sein Herzblut gegeben habe; sie war, gleich wie Werther, das Vermächtniß schmerzlicher Stunden. Während dies Drama einerseits ein historisches Charakterbild ist, in welchem die Züge aus Tasso's Leben mit feinster Berechnung aufs kunstreichste in einander verwebt sind, erfüllt es sich zugleich mit der Contemplation und der Gefühlswärme der Lyrik. So ward Goethe's Tasso die Elegie eines friedelosen Dichterlebens, die Darstellung seines weichen, oft zu schwermüthiger Selbstqual hinneigenden Gemüths, das zuletzt durch Resignation das Gleichgewicht zwischen Innerem und Aeußerem herzustellen sucht. Das Publicum, schon mit den politischen Ereignissen beschäftigt, nahm den Tasso, wie überhaupt die neuesten dramatischen Dichtungen Goethe's sehr kühl auf, so daß der Verleger über den geringen Absatz der im Jahre 1790 abgeschlossenen Ausgabe seiner Schriften Klage zu führen hatte, und der Dichter selbst von seiner Nation, der er das Beste, was er zu erreichen vermochte, gegeben zu haben glaubte, sich verlassen fühlte.

Wenn die Prinzessin im Tasso so eindringlich der edeln Sitte, dem „Erlaubt ist, was sich ziemt" das Wort redet, so schildert uns dagegen die nächste Dichtung Goethe's die goldene, vom Tasso geträumte Zeit, den glücklichen Naturzustand, wo das „Erlaubt ist, was gefällt" Geltung hat. Die Römischen Elegieen, vielleicht schon theilweise (vermuthlich die siebente) in Italien entworfen, wohin der

Inhalt und die antike Form auch ferner die Scene zu verlegen gebot, wurden der poetische Ausdruck des Liebesverhältnisses, das Goethe bald nach seiner Rückkehr aus Italien einging. Bei einem Spaziergange im Park — „ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn" — trat zu ihm eines Tages ein junges Mädchen, Christiane Vulpius, die hinterlassene Waise eines durch Trunksucht verkommenen weimarischen Beamten, um eine Bittschrift für ihren Bruder, einen nachmals vielgenannten Romanschreiber, zu überreichen, der durch eigene Schuld in eine kümmerliche Lage gerathen war. Goethe nahm sich seiner an, besserte seinen sittlichen Lebenswandel und brachte ihn in eine angemessene Thätigkeit, so daß die verlassene Familie sich ihm zu unbegrenzter Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Das blühende Mädchen hatte indeß den für Jugendreiz wieder empfänglich gewordenen Dichter lebhaft gefesselt. Sie war nicht schön, doch damals noch von zierlichem, wenn auch kleinem Wuchse. Ihr volles rundes Gesicht mit dem kleinen Stumpfnäschen mit schwellenden Lippen hatte mehr den Reiz einer jugendfrischen Sinnlichkeit als anmuthiger Schönheit. „Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf" (Röm. El. IV.). Die Bildung der höhern Stände ging ihr ab, doch war sie keineswegs, wie schon aus ihren Briefen hervorgeht, so sehr verwahrlost, wie die gegen sie überaus geschäftige Verleumdung sie manchmal geschildert hat. Da sie von der Salonbildung nicht verkünstelt war, ließ „eine reine Natur" sie in Goethe's Augen nur um so schätzenswerther erscheinen. Ihr ganzes Wesen war lachende Heiterkeit und ungeschminkte Gutmüthigkeit. Leicht gab sie sich ihrem verehrten Wohlthäter ganz zu eigen, und „die Göttin Gelegenheit", von der uns die vierte der Elegieen berichtet, schloß den Bund der engsten

Vertraulichkeit: — „lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück". [5])

Die Stunden des Liebeglücks und des Verlangens malen uns die „römischen Elegieen" („der neue Pausias und sein Blumenmädchen" ist gleichfalls dahin zu rechnen), die erotischen Epigramme, welche unter die „venetianischen" verstreut sind, und das Gedicht „Morgenklagen". Sie entstanden in dem Winter 1788/9 und in dem Jahre 1789; im folgenden Jahre wurden sie überarbeitet und redigirt; die zweite Elegie, die des politischen Gesprächs und der wüthenden Gallier gedenkt, dürfte nicht vor dem Jahre 1792 verfaßt sein. Daß Knebel damals mit der Uebersetzung des Properz beschäftigt war, hat ohne Zweifel die Wahl der antiken metrischen Form bestimmt. Obgleich man den Goethe'schen Elegieen den Zauber poetischer Kunst hat zugestehen müssen, sind sie doch häufig angefochten worden, weil sie sich zu dem sinnlichen Genusse weiblicher Reize mit einer Offenheit bekennen, welche die conventionelle Decenz und weit unsittlichere Prüderie unserer Zeit nicht gestattet. Goethe stellte sich damit entschieden auf den Boden der griechischen Kunst, welche die Schönheit in der Nacktheit, nicht in Draperieen verehrte, und von diesem Standpuncte reiner Plastik der Natur wollen diese Elegieen, gleich den Dichtungen der griechischen Lyriker und ihrer römischen Nachahmer, beurtheilt sein. Zwei derselben wurden beim Abdruck, der auf Herder's Anrathen anfangs unterblieb und erst 1795 in Schiller's Horen erfolgte, weggelassen, „als verfänglichen Inhalts, aber nothwendig in diesen Kreis gehörig, und ein Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack im großen Stil behandelt werden können". Denn gerade die antike Form adelt den Stoff, weshalb Goethe die bezeichnende Aeußerung

that, in modernen Stanzen würde sich der Inhalt verrucht ausnehmen.

In den Elegieen schildert uns der Dichter das neue Liebesverhältniß in den beglücktesten Momenten, wo es von dem Reiz des Geheimnisses umhüllt war. Als die „kleine Freundin" ihn zum Weihnachtsfeste 1789 mit einem Knaben (später seinem einzigen, da die nachgebornen Kinder im zarten Alter starben) beschenkte, nahm er sie nebst ihrer Tante und Schwester in sein Haus auf und glaubte sittlich zu handeln, indem er diese Verbindung als eine unzertrennliche, als eine „Ehe" betrachtete; er äußert daher gelegentlich in einem Briefe an Schiller vom 13. Juli 1796, sein „Ehestand" sei gerade acht Jahre alt. Die Abneigung gegen kirchliche Ceremonien, die sich während des Aufenthalts in Italien zu einem offen gestandenen Haß gesteigert hatte, die Ansicht, daß eine solche Verbindung die Welt nichts angehe, sondern lediglich die dabei Betheiligten — „unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt" —, dazu die Scheu, ein Mädchen von geringer Bildung in die weimarische Gesellschaft als seine Gattin einzuführen, alles dies hielt ihn lange Zeit davon ab, seine Verbindung durch die kirchliche Trauung zu einer legitimen zu machen; erst im Jahre 1806 glaubte er den dazu geeigneten Zeitpunct gefunden zu haben, nachdem bereits seinem August die Rechte legitimer Geburt von dem Herzoge, der bei ihm Pathenstelle vertreten hatte, zuerkannt waren.

Der Anstoß, den dies häusliche Verhältniß gab, hatte zur Folge, daß man es meist nur so auffaßte, als sei es nicht über das sinnliche Bedürfniß hinausgegangen, und Christiane sei im Uebrigen nichts als Goethe's Wirthschafterin gewesen. Eine solche Verleugnung seiner sittlichen Natur war aber für ihn nicht möglich. Vielmehr blickt

aus mancher Aeußerung, beſonders in den Briefen an Herder, aus mancher Zeile ſeiner Gedichte — außer den erwähnten iſt noch auf die Elegie „Metamorphoſe der Pflanzen" zu verweiſen — eine herzliche, faſt leidenſchaftliche Zuneigung hervor, wenngleich der tiefere Gefühlsinhalt einer auf ſittliche Achtung und Geiſtesgemeinſchaft gegründeten Ehe von dieſer Verbindung ſchon deshalb nicht zu erwarten ſtand, weil die Geliebte und nachmalige Gattin an geiſtiger Bildung tief unter ihm ſtand und im Bewußtſein ihrer unwürdigen Stellung und ihres Mißverhältniſſes zu der gebildeten Geſellſchaft ſich nicht zu dem Gefühle edlerer Weiblichkeit erheben konnte. Wenn wir auch zugeben, daß ſie in den erſten Jahren ihrer Verbindung den Unmuth des vereinſamten Dichters zu verſcheuchen, „ihn zu erquicken" wußte, daß ſie ſpäterhin mit Glück das Talent übte, alles Störende von dem leicht reizbaren Freunde fernzuhalten, daß ſie ihm eine gute Wirthſchafterin und Pflegerin war, ſo iſt es doch ein Irrthum zu behaupten, Goethe habe für ſeine geiſtige Thätigkeit größere Unabhängigkeit und mehr Anregung zu poetiſchen Schöpfungen gewonnen, als wenn ihm eine Lebensgefährtin von höherer Bildung und von angeſehener geſellſchaftlicher Stellung zu Theil geworden wäre. Während Schiller durch ſeine Verbindung mit einer edeln, feingebildeten weiblichen Natur zu der ſchönſten Harmonie ſeines geiſtigen und ſittlichen Weſens gelangte, entſtand in Goethe's Daſein durch ſein häusliches Verhältniß ein nie ganz überwundener Zwieſpalt. Daß es ſeiner ſittlichen Würde wie ſeiner öffentlichen Stellung nicht gezieme, hat er tief empfunden, und eben dies Gefühl hat ihn gegen die Geſellſchaft und das Publicum reizbarer und verſchloſſener gemacht. Wenn auch damals außereheliche Verhältniſſe ſehr nachſichtig beurtheilt wurden und manche Freunde, ſelbſt der ſonſt ſtreng richtende Herder,

die Verbindung Goethe's mit Christiane unter den eigenthümlichen Umständen zu entschuldigen fanden, so hat doch die Nation, die in ihrem größten Dichter auch die sittliche Größe bewundern möchte, ihm die Entzweiung mit der bürgerlichen Sitte nie verziehen. Nichts hat der richtigen Würdigung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet, als jene Halb-Ehe. Milder und gerechter ist das Urtheil der Nachwelt.

Die nächste Folge des neuen anfangs verborgen gehaltenen Liebesromans war, daß der letzte Faden, welcher von dem Bande, das ihn eine Lebensepoche hindurch an Charlotte von Stein gefesselt hielt, übrig geblieben war, zerrissen wurde. Sie hatte es längst gefühlt, fast mit dem ersten Wiedersehen, daß die Tage der beglückenden Geistesgemeinschaft und des unbegrenzten Vertrauens vorüber seien; „unerquicklich und steif" kehrte er ihr zurück. Wenn unter seine Klagen über das, was er in Italien verlassen hatte, sich auch das offene Geständniß der leidenschaftlichen Neigung zu der jungen Mailänderin mischte, wie eine Aeußerung in einem Briefe an sie vermuthen läßt, so mußte sie einsehen, daß ein Verlangen in ihm erwacht sei, welches der Umgang mit ihr nicht zu befriedigen vermöge. Am wenigsten aber konnte sie sich darein finden, einer *solchen* Nebenbuhlerin, wie Christiane Vulpius, aufgeopfert zu werden. Wie sie sich persönlich dadurch gekränkt fühlte, so büßte er zugleich bei ihr an der hohen sittlichen Achtung ein, die in ihre Liebe zu ihm einbedungen war. Es war ein schwerer Seelenkampf, den sie durchzukämpfen hatte. Die Gemüthserschütterung warf sie (im Februar 1789) aufs Krankenlager. Goethe wollte keinen eigentlichen Bruch; er suchte zu begütigen und ihr gegenseitiges Verhältniß unter Bedingungen zu befestigen, welche den gelegentlichen freund-

ſchaftlichen Verkehr an die Stelle des täglichen Umgangs und der hingebenden Liebe ſetzen mochten; allein eine ſolche Herabſtimmung des Gefühls war für ſie mit Gleichgültigkeit von Einer Bedeutung.

Im Mai reiſte ſie in ein Bad und ließ ihm einen Brief zurück, worin ſie ihm offen ausſprach, was ſie ihm vorwarf und namentlich ſein häusliches Verhältniß als unvereinbar mit der Fortdauer ihrer Freundſchaft bezeichnete. Goethe antwortete darauf in einem ausführlichen Briefe, in welchem der Verſuch, die ganze Schuld auf die Freundin zu werfen, ihn zu unwahren Ausflüchten und ungerechten Bitterkeiten verleitet. Da dieſer Brief ein deutliches Licht auf die der italieniſchen Reiſe folgende Lebensepoche des Dichters wirft, ſo muß er hier ſeinem Haupttheile nach eine Stelle erhalten:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließeſt, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weiſe betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem ſolchen Falle ſchwer iſt aufrichtig zu ſein und nicht zu verletzen.

Wie ſehr ich Dich liebe, wie ſehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewieſen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht vorausſah, dem Erbprinzen etwas ſein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinn, als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlaſſen habe, mag ich nicht wiederholen; Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich Andre nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen

leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demſelben Augenblick hartnäckig wiederholen laſſen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menſchen u. ſ. w. Und das alles, eh' von einem Verhältniß die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

Und welch ein Verhältniß iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher iſt, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre?

Und es müßte doch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte, innigſte Verhältniß verloren haben ſollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich Dich einmal geſtimmt fand, mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen.

Aber das geſtehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen; wenn ich mittheilend war, haſt du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du controllirt, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt, mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt.

Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könnte".

Was er dann am Schluß des Briefes noch hinzuſetzt, die Warnung vor dem zu häufigen Genuß des Kaffees als einer Urſache zu hypochondriſcher Stimmung und den Wunſch, daß die nächſte Kur gut anſchlagen möge, war in dem kalt abfertigenden Tone mehr beleidigend als verſöhnend.

Als auf dieſen Brief keine Erwiderung erfolgte, fühlte er, wie ſchwer es ſei, ein jahrelang gewohntes Band der Liebe plötzlich zu zerreißen, und ſchrieb acht Tage darauf einen Brief in mehr begütigenden Ausdrücken. Wie theuer ihm ihre Liebe geweſen ſei, wie werth noch jetzt, ſagen die Zeilen: „Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Menſch und muß in der Folge mich noch mehr verändern". Er bekennt, daß ihm jener Brief ſauer geworden ſei, daß es ihn ſchmerze, ſie zu betrüben, und räumt ſeine Schuld in Betreff des Verhältniſſes zu der Vulpius ein: „Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: hilf mir ſelbſt, daß das Verhältniß, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe, wie es ſteht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspuncte an, erlaube mir, Dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich Alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen". Allein es war nicht mehr herzuſtellen. Der „andere Menſch", der er werden zu müſſen beſorgt, war er bereits geworden, und am meiſten gegen ſie. Den Ausdruck ſchmerzlicher Reſignation bewahren einige Stellen aus dem bald nachher in Belvedere abgeſchloſſenen Taſſo und das Diſtichon:

Eine Liebe hatt' ich; ſie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verluſt!

Obſchon wir das Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein für edel und rein halten und uns durchaus an deren Vertheidiger anſchließen, ſo läßt ſich doch das Bedauern nicht zurückhalten, daß ſie nicht ſtark genug war, ihren Unwillen über ſeine Verbindung mit Chriſtiane im ſtillen Herzen zu verſchließen, ſtatt ihrer Verbitterung fortwährend Ausdruck zu geben. Das Schärfſte in der Art iſt ihr (jetzt auch durch den Druck bekannt gewordenes) Drama Dido (1794), worin ſie Goethe in der Perſon des Ogon als einen ſinnlichen, treuloſen Genußmenſchen ſchonungslos darſtellt; ſie ſelbſt erſcheint als Eliſſa. Eine gleiche Bitterkeit des Haſſes erhielt in einer fünf Jahre ſpäter verfaßten Komödie Ausdruck. Nach Goethe's ſchwerer Krankheit im Jahre 1801 nahm eine verſöhnliche Stimmung, die bei Goethe ſtets vorhanden war, Platz. Der Umgang wurde in gemeſſenen Formen wieder angeknüpft, wozu beſonders Goethe's väterliche Fürſorge für Fritz von Stein, die nicht unterbrochen war, mitwirkte, auch die Neigung früherer Zeiten ſich nicht aus dem Herzen verdrängen ließ; aber man erneuerte weder Anklagen noch Anſprüche. Charlotte von Stein ſtarb in hohem Alter nach Vollendung des 85. Jahres am 6. Januar 1827. Sie verordnete, daß ihre Leiche nicht an Goethe's Hauſe vorübergetragen werde, den gewöhnlichen Weg der Leichenzüge, weil es ihn zu ſehr erſchüttern würde. Der Wunſch, zwar nicht erfüllt, iſt doch ein verſöhnender Abſchluß.

Was Goethe in dieſer Periode der Zurückgezogenheit neben ſeinen Dichtungen niederſchrieb, bezeichnet die anſcheinend fern von einander liegenden Gebiete wiſſenſchaftlicher Erkenntniß, denen ſich von jetzt an ſeine geiſtige Thätigkeit zuwendete. Ueber ihre innere Verbindung und Verwandtſchaft ſpricht er ſich in einem ſpäteren Aufſatze klar aus: „Wie die begünſtigte griechiſche Nation verfahren,

um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild als Muster alles künstlichen hervorzubringen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. Ich schrieb zu gleicher Zeit (1789) einen Aufsatz über Kunst, Manier und Styl, einen andern die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das römische Carneval. Sie zeigten sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte." Neben diesen Aufsätzen über Kunst und italienisches Volksleben hätte Goethe noch mehrerer andern kurz zuvor im Deutschen Merkur erschienenen von gleichem Inhalte gedenken können, welche durch Schönheit des Stils sich der Carnevalsschilderung würdig an die Seite stellen.[6]) Eine besondere Anregung sich mit den italienischen Erinnerungen und Kunstbetrachtungen zu beschäftigen, erhielt er durch den Besuch des aus Italien zurückkehrenden Moritz, welcher seit der ersten Hälfte des Decembers 1788 mehrere Wochen sein Gast in Weimar war, von wo er am 1. Februar in Gesellschaft des Herzogs sich nach Berlin zurückbegab.

In der Abhandlung Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären (1790) wies Goethe in prä-

ciſer wiſſenſchaftlicher Darſtellung nach, was ihm während ſeiner Reiſe in Italien zur Ueberzeugung geworden war, daß alle Pflanzentheile identiſch ſeien, daß, „möge eine Pflanze ſproſſen, blühen oder Früchte bringen, es doch immer dieſelbigen Organe ſeien, welche in vielfältigen Beſtimmungen und unter oft veränderten Geſtalten die Vorſchrift der Natur erfüllen.“ Die gelehrten Botaniker wollten jedoch den Dichter auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften nicht als zünftiges Mitglied gelten laſſen und lehnten, wie vormals ſeine oſteologiſche Entdeckung, auch ſeine botaniſchen Ideen vornehm ab. Es war erſt ſpäteren Jahren vorbehalten, ſeine Anſicht zur Anerkennung zu bringen. „Zu hohem und verdientem Ruhme“ — um einen Kenner der Wiſſenſchaft (L. Reichenbach) reden zu laſſen — „reifte erſt ſpät heran Goethe's geiſtvolle Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen, eine Abhandlung von eben ſo trefflicher Beobachtungsgabe geleitet, als durch glückliche Deutungsgabe belebt. Dieſe Metamorphoſe, dieſe Entwicklung der Pflanze, übertragen auf das ganze Gewächsreich, giebt die Geſetze für ideale Anordnung, für Darſtellung des lebendigen, natürlichen Zuſammenhanges, dem wir nachforſchen ſollen, ohne jemals ihn ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu belebt die Schriften des Meiſters, die Ausführung bleibt jedem überlaſſen nach Maßgabe von Einſicht, Eifer und Kraft.“ Es blieb der Grundzug von Goethe's wiſſenſchaftlichem Denken, alle Naturerſcheinungen als Glieder einer ununterbrochenen Entwicklung des Lebendigen aufzufaſſen. Dieſe Idee greift auch hinüber in das Gebiet der Poeſie, welche ebenfalls ein Lebendiges in ſeiner Totalität zu erfaſſen und darzuſtellen hat. Daran möge ſich noch das Urtheil eines andern Naturforſchers (M. J. Schleiden) anſchließen: „Eine unendlich wichtige und folgenreiche Lehre für die Botanik trat

damals durch Goethe in den Vorgrund, die ſogenannte Metamorphoſe der Pflanzen..... Der leitende Grundgedanke, der die ganze fernere Entwickelung der Botanik beſtimmt hat, iſt der, daß die Pflanze den ganzen Reichthum ihrer Formenbildungen durch allmähliche Umwandlung aus ſehr wenig einfachen Grundorganen entwickelt".

Die didaktiſche Elegie „Metamorphoſe der Pflanzen", welche das Reſultat in poetiſcher Form zur Anſchauung zu bringen ſucht, führt uns in anmuthiger Parallele das Bild der Liebe vor, die, aus zartem Keim ſich entfaltend, in mannigfach wechſelnden Gefühlen ſich fortentwickelnd, zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen aufſtrebt. Auf ähnliche Weiſe beabſichtigte er die magnetiſchen Kräfte in einem Gedichte zu behandeln. Seine Forſchungen ſetzte er fort, ohne ſich durch kalte, abſprechende oder ſpöttiſche Urtheile irre machen zu laſſen. Er war darauf gefaßt. „Mit dieſem Werkchen", ſchrieb er an Knebel, „fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beſchwerlichkeit wandeln werde". Herbarien wurden angelegt und beſonders „Beiſpiele des Bildens, Umbildens und Verbildens" geſammelt, Manches ward abgezeichnet und ſo die Fortſetzung der erſten Arbeit vorbereitet. Wenn auch die nächſten Jahre ihn mehrmals aus der ſtillen Thätigkeit riſſen und zu andern Beſchäftigungen hinüberzogen, ſo fand er doch ſtets Gelegenheit, ſich mit dem Mittelpunct ſeiner botaniſchen Studien in Verbindung zu erhalten.

Der Frühling des Jahres 1790 rief Goethe noch einmal über die Alpen. Die Herzogin Amalia kam aus dem Süden zurück, und Goethe reiſte ihr gegen Ende des März bis Venedig entgegen, wo er auch mit einigen römiſchen Freunden zuſammenzutreffen hoffte. Da ihre Ankunft ſich bis in den Mai hinausſchob, ſo verlebte er mehrere Wochen — „glücklich und angenehm", wie er an Knebel ſchreibt —

in der alten Dogenstadt, freilich mit lebhafter Sehnsucht nach seinem häuslichen Glück. Seine Briefe an Herder berühren den schmerzlichen Abschied, mit dem er sich von der Geliebten losgerissen, und sein Verlangen nach der baldigen Rückkehr zu ihr und seinem August, die er Herder's Fürsorge dringend empfiehlt. Wie er die nicht eben erwünschte Muße — denn „manchmal zeigten sich kleine Bewegungen der Ungeduld" — benutzt hat, um das venetianische Volksleben zu beobachten und die Betrachtung der dortigen Kunstschätze fortzusetzen, darüber belehrt uns ein Theil der venetianischen Epigramme. Die meisten dieser kleinen Sammlung sind in Venedig entstanden; „es sind dieses Früchte", schreibt er bei Uebersendung eines Blättchens Epigramme an Frau von Kalb, „die in einer großen Stadt gedeihen; überall findet man Stoff, und es braucht nicht viel Zeit sie zu machen". Doch sind mehrere ältere und spätere Epigramme bei der erst 1795 erfolgten Herausgabe im Schillerschen Musenalmanach eingeschaltet und angehängt worden, so daß man sich hüten muß, in allen venetianische Beziehungen zu suchen. Viele sind augenscheinlich früher verfaßt und theils aus des Dichters „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen" theils aus seiner damaligen Verstimmung entsprungen; andere enthalten spätere Reflexionen über die französische Staatsumwälzung, wieder andere deuten auf den damals noch nicht angeregten Streit über die Farbentheorie und leiten bis zu den Xenien hin [7]). An den italienischen Epigrammen fällt es besonders auf, daß nirgends jene Begeisterung anklingt, die Goethe früher auf jedem seiner Schritte zum geliebten Süden begleitet und noch in den römischen Elegieen ihren poetischen Ausdruck gefunden hatte. Er muß es selbst gestehen: „das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ." In einem Briefe an den Herzog gesteht er offen, seiner Liebe für

Italien werde durch dieſe Reiſe ein tödtlicher Stoß verſetzt. Hatte er früher nur leiſe die Mißſtände in den italieniſchen Verhältniſſen und die Leiden des Reiſenden angedeutet, ſo bricht jetzt der Unwille unverhaltener hervor, daß man deutſche Redlichkeit, Ordnung und Zucht hier vergebens ſuche. „Unter andern löblichen Dingen", heißt es in dem Briefe an Frau von Kalb, „die ich auf dieſer Reiſe gelernt habe, iſt auch das: daß ich auf keine Weiſe mehr allein ſein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann." Manche Epigramme verbergen in der ſcherzenden Umhüllung einen ſcharfen Stachel, und wir erkennen an dieſem und jenem leicht hingeworfenen Worte, daß ſein Urtheil über die Welt herber geworden iſt. Zuletzt ſind Bettinens Gaukelſprünge, die ſich ſchlängelnden Schliche der Lacerten und das Dunkel der Spelunke nur die unheimliche Kehrſeite der ſeelenvollen Erhebung zu dem Großen und Schönen, das einſt Italien vor ſeinen Augen ausgebreitet hatte.

Die Herzogin langte am 6. Mai in Venedig an, mit ihr Heinrich Meyer und der Maler Bury, mit denen Goethe ſeit dem zweiten Aufenthalt in Rom durch herzliche Freundſchaft verbunden war. Die lebendige Unterhaltung mit Kennern der Kunſtwerke, die gemeinſchaftliche Betrachtung der vorzüglichſten Werke der venetianiſchen Malerſchule führte ihn wieder in das Kunſtelement ein, das er in Weimar ſo ſchmerzlich entbehrt hatte. Die Freunde begleiteten ihn bis Mantua, wo ſie im Genuß der Fülle ausgezeichneter Werke der bildenden Kunſt „zwei ſchöne Tage" zubrachten. Hier trennten ſie ſich. Goethe reiſte über Verona zurück, welches er am 1. Juni verließ. Bury begab ſich nach Rom, Meyer nach ſeinem Heimatlande, der Schweiz, von wo auch er nach Rom zurückging; der Herzog von Weimar hatte ihm eine jährliche Unterſtützung von

100 Scudi zugesichert, mit dem Wunsche, daß er später nach Weimar komme. Am 20. Juni traf Goethe mit der Herzogin-Mutter wieder in Weimar ein.

Der Herzog war einige Wochen zuvor nach Schlesien abgereist, um den Uebungen des preußischen Feldlagers beizuwohnen, das dort zum Behuf einer Demonstration gegen Oestreich und Rußland gebildet worden war, während Oestreich Truppen in Mähren, Böhmen und Galizien zusammenzog. Durch den Congreß von Reichenbach wurden die Kriegsbesorgnisse beseitigt. Der Herzog berief auch Goethe dorthin, „wo er einmal statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde besät finden." Goethe folgte der Einladung, halb wider Willen, und begab sich gegen Ende des Juli nach Breslau. Das militärische Leben, das hier ihn empfing, der Glanz der Feste, die Mannigfaltigkeit der in den fürstlichen Kreisen versammelten Gesellschaft hatte indeß wenig Reiz für ihn. In früheren Jahren hatte er sich gern von der Woge des buntwechselnden Lebens tragen lassen, immer beobachtend, immer lernend von neuen Erscheinungen, von eigenthümlichen Charakteren, so daß selbst das, was seiner Natur fern lag, die Schule der Weltbildung erweiterte. Allein seit die geistige Kraft sich der wissenschaftlichen Gedankenwelt zugewandt hat und mehr auf die Deutung der Geheimnisse der Natur, als der Räthsel der Menschenwelt sich richtet, ist der Blick nach innen gekehrt und ernster geworden. „In der Art" — schreibt er um diese Zeit an Jacobi — „auf dem Wege, wie Du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze, wonach die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen".

Als Goethe eines Tages auf den Dünen des Lido,

welche die venetianiſchen Lagunen vom Meere trennen, ſpazieren ging, fand er in dem Sande des Judenkirchhofs einen Schafſchädel, der ſo geborſten war, daß er ihm nicht nur für die früher ausgeſprochene Behauptung, die ſämmtlichen Schädelknochen ſeien aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden, einen neuen Beweis gab, ſondern auch den Uebergang des thieriſchen Organismus zu fortſchreitender Entwicklung und Veredlung der vorzüglichſten Sinneswerkzeuge vor Augen ſtellte. Er glaubte zu erkennen, daß die Geſichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten ſeien, indem ihm der Uebergang vom erſten Flügelbeine bis zum Siebbeine und den Muſcheln ganz deutlich vor Augen trat. Dieſe Beobachtung beſtärkte ihn in der Ueberzeugung, „ein allgemeiner, durch Metamorphoſe ſich erhebender Typus gehe durch die ſämmtlichen organiſchen Geſchöpfe durch, laſſe ſich in allen ſeinen Theilen auf gewiſſen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müſſe auch noch da anerkannt werden, wenn er ſich auf der höchſten Stufe der Menſchheit ins Verborgene beſcheiden zurückzieht". Auf die Fortſetzung dieſer oſteologiſchen Forſchungen war während ſeines Aufenthalts in Schleſien vornehmlich ſeine Thätigkeit gerichtet, und er lebte daher mitten in der bewegteſten Welt „wie ein Einſiedler in ſich ſelbſt abgeſchloſſen". Er begann eine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu ſchreiben. Daneben hatte er indeß noch ſo viel dichteriſche Laune, um ſich mit dem Entwurf einer komiſchen Oper zu beſchäftigen, aus dem ſich nachmals „der Großkophta" geſtaltet hat.

Gegen Ende des Auguſts befand ſich Goethe in den lieblichen Gebirgsgegenden am Fuße des Rieſengebirges, in Adersbach und der Grafſchaft Glatz. Viel Belehrung ſchöpfte er aus der im September in Geſellſchaft des Herzogs ausgeführten Luſtfahrt nach Galizien. Er beſah unter

Anderm die Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz und die Salinen von Wieliczka. Auf der Rückreise nach Weimar machte ihn die Betrachtung der Dresdener Kunstschätze wieder recht glücklich und belebte ihm wieder die Lust, über Kunst zu denken. Er blieb eine Woche in Dresden und verkehrte viel mit Körner, dem Freunde Schiller's. Am 6. October traf er mit dem Herzog wieder in Weimar ein.

Es folgte eine Zeit ungestörter Muße. Zunächst vollendete er die Redaction seiner Elegieen und Epigramme. Herzogin Amalia und Herder wandten ihren Einfluß an, ihn für eine größere dichterische Arbeit zu gewinnen, besonders für die Vollendung des Wilhelm Meister, zu welchem er am Schlusse der italienischen Reise, durch die dem Roman ein neuer ansehnlicher Stoff gewonnen war, die beste Hoffnung gehabt hatte. Wirklich wandte er auch, als er sein osteologisches Werkchen, an dem er mehrere Wochen, ohne zum Abschluß kommen zu können, gearbeitet hatte, wieder beiseite legte, sein Augenmerk dahin. „Vielleicht rückt" — schrieb er am Schluß des Jahres — „in dem neuen Jahre auch dieses alte Werk seiner Vollendung näher". Allein als Dichter fühlte er sich durch die drückenden und spannenden Zeitereignisse aus dem sonst gewohnten Elemente herausgedrängt, zumal auch im engeren Kreise die erfrischende Quelle versiegte, die zu mancher Stunde der Begeisterung geweckt hatte; er äußerte später in einem Briefe an Schiller, er habe damals aufgehört ein Dichter zu sein. „Hätte ich", sagte er zu Eckermann, „in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich obengehalten". Es mußten erst einige Jahre vergehen, bis er auch die neuen gewaltsamen Erscheinungen der politischen und sittlichen Welt in sich durchdacht und

bewältigt hatte, so daß er aufs neue zu künstlerischer Gestaltung fähig ward.

Aufgefordert durch den ihm inwohnenden Trieb zu der Erforschung der Lebensgesetze in der sittlichen Welt wie in der Natur, suchte er die Ordnung, die im äußern Leben bis in die Beziehungen seines Privatlebens hinein gestört war, in stiller Betrachtung des Webens und Waltens der Natur zu erkennen. Auf diesem unermeßlichen Gebiete erwuchsen ihm stets neue, ungeahnte Aufgaben, und der leidenschaftliche Fleiß, sie zu seiner Befriedigung zu lösen, in den Erscheinungen der Außenwelt den Grundgedanken seiner Naturforschung wiederzufinden und bestätigt zu sehen, stieg in eben dem Maße, als er einsehen mußte, daß die Kraft des Einzelnen zu den großen Anforderungen, die auf die ausgebreitetste Universalität der Naturbeobachtungen hindeuteten, im Mißverhältniß stehe. Bisher hatte sich seine Naturforschung meist auf das naturhistorische Gebiet beschränkt, auf welchem er mit eben so viel poetischer Divination als sorgfältiger Beobachtung der einzelnen Erscheinungen in die Grundgesetze der Organisation und der Metamorphose alles Lebendigen eindrang. Es war dieselbe Geistesthätigkeit, die seine dichterischen Productionen zur Reife brachte, nur auf einem andern Gebiete, dem man selten die Grenzverbindung mit der Poesie zugestehen wollte.

Bei Goethe wurzelte die Naturforschung in der erhabensten sittlichen Anschauung, weshalb er für sie eine harmonisch-allgemeine Ausbildung des Individuums fordert. Folgerichtig nimmt sie die speculative Richtung seines Geistes in sich auf. Denn obgleich er bekennen muß, daß ihm das Organ für Philosophie im eigentlichen Sinne abgehe, so entzog er sich doch keineswegs der Einwirkung ausgezeichneter philosophischer Denker. Wie er mit jugendlicher Begeisterung den Kern des Spinozismus in sich aufnahm,

ſo verfolgte er auch nachmals die Entwickelung deutſcher Philoſophie, nachdem ſie mit Kant's Kritik der reinen Vernunft zu dem Ernſt des wiſſenſchaftlichen Denkens zurückgekehrt war und auf verſchiedenen Bahnen die Löſung der höchſten Probleme des Geiſtes verſuchte. Zwar ſtand ihm Kant's Kritik der reinen Vernunft in der Umhüllung der eſoteriſchen Sprache der Metaphyſik noch fern; doch dem Standpuncte des großen Philoſophen hatte er, ohne ſeiner Methode beſtimmt bewußt zu ſein, durch die Anſchauung der Gegenſtände der Erſcheinungswelt, welche ihm ein ſpeculatives Denken ward, ſich genähert. Freudig ſtimmte er dem Kantiſchen Satze bei, wenn gleich alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, ſo entſpringe ſie darum doch nicht alle aus der Erfahrung: „zum erſtenmal ſchien eine Theorie mich anzulächeln". Eine ſchönere Klarheit ging ihm in Kant's Kritik der Urtheilskraft auf, welcher er nach ſeinem eigenen Geſtändniß eine höchſt frohe Lebensepoche ſchuldig ward. „Hier ſah ich meine disparateſten Beſchäftigungen nebeneinander geſtellt; Kunſt und Naturerzeugniſſe, eins behandelt, wie das andere; äſthetiſche und teleologiſche Urtheilskraft erleuchteten ſich wechſelsweiſe. Wenn auch meiner Vorſtellungsart nicht eben immer dem Verfaſſer ſich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermiſſen ſchien, ſo waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunſt wie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich genug ausgeſprochen..... Mich freute, daß Dichtkunſt und vergleichende Naturkunde ſo nah' mit einander verwandt ſeien, indem beide ſich derſelben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenſchaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur deſto raſcher fort". Da Goethe bei Kant's Schriften daſſelbe widerfuhr, wie

früher beim Studium des Spinoza, daß er mehr das herauslas, was in seinem eigenen Denken schon vorbereitet war, und das Fremde sich auf seine Weise zurecht legte, so mußte er's sich gefallen lassen, daß seine Auffassung der Kantischen Doctrin bei den Kantianern wenig Anklang fand und bei seinen speculativen Erörterungen der Eine und der Andere mit lächelnder Verwunderung äußerte: „es sei freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames".

Inzwischen war Goethe im Verfolg seiner Naturbetrachtung zu wissenschaftlichen Forschungen gelangt, aus denen ihm nach und nach eine neue Lebensaufgabe erwuchs, welcher er mit größter Anstrengung die besten Kräfte seiner späteren Jahre widmete. Schon da er in Italien den Reiz der Farben in den Erscheinungen der Natur wie in den Werken der Malerkunst aufs lebendigste empfand, begann er den Gesetzen ihrer Entstehung nachzusinnen. Wiederholt zog ihn das einmal angeregte Interesse wieder zu diesen Betrachtungen hin. Er machte sich mit Hülfe eines Compendiums mit der auf Newton's Forschungen gegründeten Theorie der Optik bekannt und benutzte den zu den Experimenten erforderlichen Apparat, welchen ihm Hofrath Büttner in Jena bereitwillig für einige Zeit überließ. Anderweitige Beschäftigungen und Hindernisse schoben indeß die Versuche noch hinaus. „Die Prismen standen eingepackt, wie sie gekommen waren, in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können". Auf dringende Mahnung eines Freundes in Jena war er schon im Begriff, die Prismen ungebraucht zurückzuschicken, weil er noch immer keine Zeit fand, um sich mit diesen Untersuchungen abzugeben; nur einige flüchtige Beobachtungen konnte er sich vor der Absendung nicht versagen, und plötzlich ging ihm die Ueber-

zeugung auf, die Newton'sche Lehre sei falsch. Er erbat sich die Erlaubniß, den Apparat noch länger benutzen zu dürfen, und widmete das Jahr 1791 vornehmlich den chromatischen Beobachtungen. Er fühlte sich in ein neues, unabsehbares Feld versetzt, welches zu durchmessen er sich nicht Kraft genug zutraute. Er sah sich überall nach Theilnehmern um und hätte gern seine Beobachtungen und Ueberzeugungen einem Andern überlassen, wenn er hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen. Allein seine Mittheilungen erweckten keine Theilnahme: „überall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen; die sich, je gelehrter und kunstreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte". Dies hätte ihm allerdings Zweifel an der Richtigkeit seiner Bemerkungen einflößen können, zumal ihm nicht entgehen konnte, wie gefährlich es sei, ohne mathematische Kenntnisse sich in physikalische Forschungen einzulassen. Jedoch war er bei seiner Entdeckung der Pflanzenmetamorphose und seinen osteologischen Beobachtungen den Widerspruch der Fachgelehrten schon zu sehr gewohnt, als daß dieser ihn hätte irre machen können, seinen eigenen Weg zu gehen; „ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen; man wird sie nicht los, bis sie durchgekämpft ist". „Es ging mir", äußert er an einer andern Stelle, „mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten; ich machte sie nicht, sondern sie machten mich".

Von anderer Seite kam man auch wiederum seinem Vorhaben förderlich entgegen. Herzog Ernst von Gotha, dem die Pflanzentheorie Achtung vor Goethe's Naturforschung eingeflößt hatte, eröffnete ihm sein physikalisches Cabinet, wodurch er die Versuche zu vermannigfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Prinz

Auguſt von Gotha verehrte ihm aus England verſchriebene, ſowohl einfache als zuſammengeſetzte, achromatiſche Prismen. Goethe ſelbſt wandte große Summen auf ſeinen optiſchen Apparat, ſo daß er nach und nach über tauſend Thaler dafür verausgabt hat. Ueber das Nähere ſeiner Beobachtungen findet man ausführlichen Bericht in der „Confeſſion", welche Goethe ſeiner Geſchichte der Farbenlehre angehängt hat. Eine Kritik derſelben wird man dem Biographen, der ſeine Incompetenz in dieſem wiſſenſchaftlichen Fach zu geſtehen hat, um ſo mehr erlaſſen, als das Urtheil über Goethe's Verdienſte um die Farbentheorie noch nicht einmal bei den Phyſikern feſtgeſtellt iſt[8]). Uns intereſſirt ſie, abgeſehen von ihren wiſſenſchaftlichen Reſultaten, als ein neues Moment der Geiſtesthätigkeit Goethe's, welche, zu der Farbenlehre fortſchreitend, das Princip der Einheit des Innern und Aeußern, des Denkens und des Phänomens auch hier zur Geltung zu bringen und in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen das Geſetz zu finden ſucht. Wenn er in ſeiner Farbenlehre die ideale Einheit des Subjectiven und Objectiven in die Worte zuſammenfaßt: „wenn die Farbentotalität von außen dem Auge als Object dargebracht wird, ſo iſt ſie ihm erfreulich, weil ihm die Summe ſeiner eignen Thätigkeit als Realität entgegenkommt": ſo mag uns dies im Voraus eine Andeutung ſein, daß die Beſchäftigung mit der Farbenlehre keine Abſchweifung von ſeinem bisherigen Standpuncte war, ſondern das Grundprincip ſeines Dichtens und ſeiner Kunſtanſchauung auch hier aufs neue hervortritt. „Als ich lange genug in dieſen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunſt durch die phyſiologiſchen Farben und durch die ſittliche und äſthetiſche Wirkung derſelben überhaupt".

Eine vorläufige Darſtellung einzelner von ihm beobachteter Phänomene gab er in den Beiträgen zur

Optik, 1791 und 1792 in zwei Heften erſchienen, welche auf ſeine Theorie vorbereiten und ihm die Theilnahme des größern Publicums verſchaffen ſollten. Indeß wurden ſie ebenſo kalt wie ſeine frühern naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze aufgenommen, und er ſah ſich weder ermuntert noch gefördert. In dem Kreiſe der Weimarer Freunde machte er wiederholte Verſuche, ſeine Theorie zu verdeutlichen und durch mündliche Vorträge ſie mehr und mehr beherrſchen zu lernen. In Weimar war eine gelehrte Geſellſchaft geſtiftet worden, welche am 5. Juli 1791 ihre Statuten erhielt. Sie verſammelte ſich anfangs bei der Herzogin Amalia, ſpäter in Goethe's Hauſe; auch die herzogliche Familie wohnte mehreren Sitzungen bei. In einigen derſelben trug Goethe ſeine Optik vor, und ſelbſt Böttiger, der ſonſt ihn herunterzuziehen liebt, muß nach der Sitzung vom 4. November geſtehen, Goethe ſei eben ſo groß als ſcharfſinniger Demonſtrator an der Tafel, wie er es als Dichter ſei. Goethe fühlte ſtets einen lebhaften Trieb, durch Mittheilung ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſichten ſie zu größerer Klarheit in ſich zu entwickeln. „Ich hielt" äußert er bei einer ſpätern Gelegenheit, „niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewiſſeſten".

Indem Goethe inmitten dieſer Beſchäftigungen das Band, das ihn mit der Poeſie verknüpfte, keineswegs zerriß, konnte es ihm nur erwünſcht ſein, wenn es durch äußere Anregung praktiſcher Thätigkeit noch mehr befeſtigt wurde. Die Darſtellungen der Bellomo'ſchen Schauſpielergeſellſchaft hatten in letzter Zeit nicht mehr befriedigt. Man beſchloß ſie zu entlaſſen; nur einige tüchtige Mitglieder derſelben wurden beibehalten, und die Truppe ward durch neue Anwerbungen von den bedeutenderen deutſchen

Bühnen ergänzt. Goethe übernahm am 1. Mai 1791 „mit Vergnügen" die Leitung des „Hoftheaters"[9]). Nach der Eröffnung desſelben, welche am 7. Mai mit Iffland's Jägern und einem Prolog von Goethe ſtattfand, wurden in Weimar nur noch wenige Vorſtellungen gegeben. Bald darauf zog die Geſellſchaft nach dem Badeort Lauchſtädt hinüber, wo ſie auch ferner im Sommer zur Unterhaltung der Badegäſte zu ſpielen pflegte.

Im nächſten Winter widmete ſich Goethe dem Theater mit großer Liebe und Anſtrengung. Die Neigung zu Oper und Singſpiel, in welcher er in Italien ſehr beſtärkt war, ließ ihn zunächſt dieſe das größere Publicum vornehmlich anziehende Seite der Theatervorſtellungen am meiſten begünſtigen. Der Concertmeiſter Cranz und der jetzt als Theaterdichter ſehr thätige Vulpius griffen lebhaft mit ein; auch das leichte Talent Einſiedel's, der ein gleiches Intereſſe für die muſikaliſche Poeſie aus Italien heimgebracht hatte, leiſtete gute Dienſte. Einer Menge italieniſcher und franzöſiſcher Opern wurden deutſche Texte untergelegt und die vorhandenen verbeſſert. Goethe ſelbſt überarbeitete mehrere Texte, und die Oper Circe wurde ganz umgedichtet. Das vielleicht ſchon früher begonnene Spingſpiel die ungleichen Hausgenoſſen, in welchem ſieben Perſonen, die aus Zufall oder in Folge von Verhältniſſen auf einem Schloſſe zuſammentreffen, Gelegenheit gaben, durch Verſchiedenheit der Charaktere eine poetiſche und muſikaliſche Abwechſelung herbeizuführen, nahm jedoch der Dichter nicht wieder auf, obwohl es ſchon ziemlich weit gediehen war. Einige Arien daraus finden ſich in der Sammlung von Goethe's Gedichten unter den Ueberſchriften „verſchiedene Empfindungen an Einem Platze" und „Antworten bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel" zuſammengeſtellt.

Nicht minder war indeß das Bemühen Goethe's dahin

gerichtet, das recitirende Drama „auf eine würdige Weise zu behandeln und von Grund aus zu beleben". Von dem Repertoire Iffland'scher und Kotzebue'scher Stücke vermochte man sich bald zu sorgfältiger Darstellung classischer Dramen zu erheben. Die Aufführung von Shakspeare's König Johann und Schiller's Don Carlos erschien als ein „großer Gewinn"; denn erst mit solchen Darstellungen stieg das Theater von der Stufe flüchtiger Unterhaltung in das Gebiet der höheren Kunst empor.

Die erste poetische Frucht der aufs neue in Goethe angeregten Liebe zur Bühne war das Lustspiel der Großkophta, dessen Abfassung dem Jahre 1791 angehört. Den Stoff desselben hatte der Dichter schon viele Jahre mit sich herumgetragen. Die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welche die Königin Maria Antoinette so unheilvoll verflochten war, erschreckte Goethe im Jahre 1785 „wie das Haupt der Gorgone", und wenn ihm auch damals seine Freunde (wahrscheinlich Herder) vorwarfen, daß er zu viel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages lege, so hielt er doch daran fest, „daß er sich auf einer prägnanten Stelle befinde, von wo Manches zu erwarten sei, und er hatte die Ueberzeugung, die auch Talleyrand damals geäußert hat, dieser Proceß könnte den französischen Thron umstürzen. Den Gang desselben verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit. Besonders zog ihn darin ein geheimnißvoller Charakter an, der schon seit längerer Zeit in Europa's Hauptstädten die Rolle eines Magiers mit geistreicher Schlauheit spielte und Vielen als ein Wunder, Allen als ein Räthsel erschien. Es war der sogenannte Graf Cagliostro, welcher, gewonnen von der betrügerischen Gräfin Lamotte, zu der Ueberlistung des Cardinals Rohan, eines seiner blindgläubigen Verehrer, durch seinen Rath mitwirkte und daher in jenen Proceß

verwickelt ward. So groß war Goethe's Intereſſe für den ſeltſamen Abenteurer, daß er bei ſeiner Anweſenheit in Palermo deſſen Mutter und Schweſter, die dort in Dürftigkeit lebten, einen Beſuch machte und ihnen ſpäter noch von Weimar aus Geldunterſtützungen zukommen ließ. Einen Aufſatz über Caglioſtro's Stammbaum und Familie gab er ſpäter im erſten Bande ſeiner „neuen Schriften" (1792) heraus, damit, wie er an Jacobi ſchreibt, über dieſen Nichtswürdigen kein Zweifel übrig bleibe.

Nach Beendigung des Taſſo begann Goethe die Bearbeitung des Stoffes als Oper, welche er „die Myſtificirten" betitelte, und beſprach ſchon mit dem Muſikdirector Reichardt die Compoſition. Von jener erſten Bearbeitung des Großkophta (ſo nannte ſich Caglioſtro als Wiederherſteller der angeblichen ägyptiſchen Maurerei) ſind nur die Arien übrig geblieben, welche als Kophtiſche Lieder unter den lyriſchen Gedichten ſtehen. Wir werden dem Dichter unbedenklich beiſtimmen, daß der Gegenſtand ſich beſſer zu einer Oper, wo uns das Magiſche weniger befremdend, das Unſittliche weniger verletzend erſcheinen würde, als zu einem Drama getaugt hätte.

Bei der Wiederaufnahme des Stoffes zog Goethe die Form des Luſtſpiels vor. Weil der Dichter uns in eine ſittlich verdorbene Geſellſchaft führt, welche durch den Schein des Guten auch das edle Gemüth zu täuſchen und zum Dienſt des Böſen zu mißbrauchen weiß, weil er das Gewebe einer ſchändlichen betrügeriſchen Myſtification mit hiſtoriſcher Treue vor unſern Blicken enthüllt, ſo iſt dies Drama meiſt mit einem abſprechenden Urtheil, oft von ſolchen, die es nicht einmal geleſen haben, als eine Goethe's unwürdige Arbeit bei Seite geſchoben worden, wobei man ein Urtheil Georg Forſter's für ſich anführen konnte, der den Großkophta auf den erſten Eindruck hin in einem

Briefe an Jacobi „ein Ding ohne Salz“ nannte, — „ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine ſchöne entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man ſich intereſſirt ꝛc.“ Freilich war in einem Gemälde ſchändlicher Frechheit und Thorheit für Entwickelung von Empfindungen keine Stelle, und die Sprache, welche Forſter einen platten Alltagsdialog nennt, ſoll eben die Leere und Hohlheit der „hochadligen“ Kreiſe, in denen die Handlung ſich bewegt und gegen die der Dichter eine herbe Verſtimmung im Buſen trug, veranſchaulichen. Allein wenn gleich die Tiefe und Wärme, wodurch die größeren Dichtungen Goethe's hervorragen, bei einem ſo widerlichen Süjet unmöglich waren, und wir auf einen heitern, wohlthuenden Eindruck verzichten müſſen, ſo ſind doch Klarheit der Expoſition und feine Zeichnung der Charaktere als die Eigenſchaften anzuerkennen, welche dies Drama als Kunſtwerk höchſt beachtenswerth erſcheinen laſſen. Daß es bei der erſten vortrefflich geſpielten Aufführung einen widerwärtigen Eindruck gemacht habe, bekennt Goethe ſelbſt mit gewohnter Offenheit: „Kein Herz klang an..... und weil geheime Verbindungen ſich ungünſtig behandelt glaubten, ſo fühlte ſich ein großer reſpectabler Theil des Publicum entfremdet, ſo wie das weibliche Zartgefühl ſich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entſetzte“. Vergleicht man mit dieſem Erfolg die heitern Stunden in Ettersburg und Tiefurt, ſo fühlt man eine ſchmerzliche Reſignation, an die ihn die kühle Aufnahme ſeiner letzten großen dramatiſchen Dichtungen ſchon ſeit längerer Zeit gewöhnt hatte, in den Worten durch: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig geweſen und ſah auch diesmal ganz ruhig zu, daß dieſe letzte, an die ich ſo viele Jahre gewendet, keine Theilnahme fand“.

Drittes Capitel.

1792—1793.

Als Goethe an der Seite der Herzogin Amalia in Venedig verweilte, hatte ſich der dort reſidirende franzöſiſche Geſandte, Marquis de Bombelles, aufs zuvorkommendſte bemüht, der Fürſtin durch ſeinen Einfluß zu Manchem, was Fremden ſonſt verſchloſſen iſt, Zutritt zu verſchaffen und ihr durch heitere, Sinn und Geſchmack erfreuende Feſte den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Als ſie ſich nach zwei Jahren auf dem unheilvollen Rückzuge der Alliirten wieder zuſammenfanden, der Marquis unter den Emigrirten, äußerte dieſer mit Wehmuth, wie ihm ſchon damals, als er ſeine edlen Gäſte mit ſcheinbarer Heiterkeit unterhielt, der Wurm am Herzen genagt und er die Folgen deſſen, was in ſeinem Vaterlande vorgehe, vorausgeſehen habe. Goethe war in ähnlichem Falle [10]). Mit dem Abſchluß des Taſſo und den venetianiſchen Epigrammen ſcheidet die alte Zeit, in der ſich der Dichtergeiſt mit einem innigen Gemüthsleben oder den Bildern einer heitergenießenden Menge beſchäftigt. Die düſtre Ahnung der Auflöſung der ſocialen Verhältniſſe ſteigt im Großkophta geſpenſtiſch empor, und bald folgten, erſchütternd und überwältigend Schlag auf Schlag die Revolutionsbegebenheiten, welche die Blicke Aller nach Frankreich zogen.

Goethe, der ſein Leben der Betrachtung ruhiger ſittlicher Zuſtände und naturgemäßer Entwickelung gewidmet hatte, der in der Harmonie der Kunſtſchöpfungen und der Organiſation der Gebilde der Natur für ſein Denken einen Mittelpunct gefunden hatte, in den alle Radien ſeiner vielſeitigen Beſtrebungen zuſammenliefen, war ſolchen inhaltſchweren, die altgewohnten Formen ſchonungslos zertrümmernden Weltereigniſſen nicht gewachſen. Das Einzelne empörte ſeinen ſittlichen Sinn; er fürchtete die Auflockerung aller moraliſchen Bande, das Verſchwinden der Ehrfurcht vor dem Großen und Hohen. In dem Streben des Volks nach Antheil an der Regierung ſah er nur das Werk ehrſüchtiger, die Leidenſchaften der Menge mißleitender Demagogen. „Einem thätigen productiven Geiſte“ — ſo erklärt er ſich nachmals darüber — „einem wahrhaft vaterländiſch geſinnten und einheimiſche Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſpräche, was denn Beſſeres, ja nur Anderes daraus erfolgen ſolle“. Noch klarer äußert er ſich über ſeinen damaligen Standpunct im Vergleich mit ſeiner ſpäteren Anſicht in den Geſprächen mit Eckermann: „Es iſt wahr, ich konnte kein Freund der franzöſiſchen Revolution ſein; denn ihre Gräuel ſtanden mir zu nahe und empörten mich täglich und ſtündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu erſehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei ſein, daß man in Deutſchland künſtlicher Weiſe ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Eben ſo wenig war ich ein Freund herriſcher Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes iſt, ſondern der Regierung. Revolutionen ſind ganz unmöglich, ſobald die Regierungen fort-

während wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird".

Wegen der in diesen Worten deutlich bezeichneten Stellung, welche Goethe den Revolutionsbewegungen gegenüber einnahm, mag nun ein jeder nach seiner Parteimeinung entweder ihm beipflichten oder, wie die Wortführer des Liberalismus eine Zeitlang gewohnt waren, ihn darüber mit Vorwürfen überhäufen, daß er dem Geiste der neuen Zeit, der über den Trümmern und Leichen seinen Einzug hielt, nicht hoffnungsreich entgegenjauchzte: uns muß es bei der historischen Auffassung seines individuellen Bildungsganges vornehmlich darauf ankommen, im Einzelnen nachzuweisen, wie die Zeitereignisse ihn ergriffen, wie er sie nach und nach in seinem Geiste bewältigte und verarbeitete, wie sich dieser Stoff von neuen Lebenserfahrungen in seinen dichterischen Productionen gestaltet hat.

Von vornherein müssen wir den Vorwurf zurückweisen, als habe Goethe theilnahmlos den Ereignissen den Rücken gewandt und sei gegen die Geschicke der Menschheit gleichgültig gewesen. Wenn er auch, um aus Unmuth und Sorge sich zu retten, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl suchte, „sich an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch festklammerte" und in Betrachtung des Dauernden einer hohen Cultur und der ewigen Gesetze der Natur sich über die beengende Wirklichkeit der schwankenden, zerstörenden Gegenwart erhob: so treten doch auch alle die brennenden Zeitfragen, von denen Europa ergriffen ward, in den Bereich seines Denkens ein. Allein er war und blieb ein Feind des Maßlosen, der Parteileidenschaft. Diese ruhige Haltung wird in aufgeregten Zeiten stets als Kälte gedeutet werden, und selten wird es solchen Charakteren gelingen, den Geist der Zeit energisch zu leiten und zu zwingen.

Das war Goethe's Fall. Seine politiſche Anſicht hält indeß durchaus an der früheren Baſis feſt, und nur wer in der Täuſchung befangen iſt, als ob Götz und Egmont einer abſtracten Freiheitsſchwärmerei das Wort redeten, kann Goethe's ſpätere Aeußerungen für einen Abfall von der Ueberzeugung der früheren Lebensperiode halten. Gleichwie in dem herrlichen Geſpräche zwiſchen Alba und Egmont, voll goldener politiſcher Wahrheiten, ſpricht er ſeinen Haß gegen Willkürhandlungen der Regierungen, gegen das Unheil eines verderbten ariſtokratiſchen Regiments, gegen Rechtsverletzungen und jeſuitiſche Intriguen auch jetzt wiederholt und eindringlich aus; er verbarg ſich keineswegs die Gebrechen des alten Staats. Dagegen hat er nie ein Vertrauen zu der Theilnahme der Maſſe an der Regierung faſſen können und ſieht dadurch nur Tyrannei und Willkür in andern Formen wiederkehren.

Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Mit dem „Großkophta" beginnen die politiſchen Zeitereigniſſe in Goethe's Poeſie einzugreifen. Faſt gleichzeitig mit jenem Drama entwarf er im Jahre 1791 den Roman die Reiſen der Söhne des Megaprazon, in welchem er die Zuſtände des geiſtlichen und weltlichen Regiments zur Sprache bringen wollte. Nur ein Theil des Plans und einige ausgeführte Capitel ſind davon bekannt geworden [11]). Die märchenhafte, humoriſtiſche Form ſchien die geeignetſte zu ſein, um Erzählung und Räſonnement bunt in einander zu ſchlingen und darin die verworrenen Zuſtände der Gegenwart widerzuſpiegeln; der Pantagruel des Rabelais ſollte ihm zum Vorbild dienen. Megaprazon's ſechs Söhne, mit Anlagen reichlich, doch verſchiedenartig ausge-

ſtattet und durch den Vater trefflich vorgebildet, beginnen die Reiſe in die Weite, damit jeder die ihm verliehenen Kräfte anwenden und üben lerne und dadurch zum Beſten des Ganzen wirke. Sie gelangen zu verſchiedenen Inſelvölkern und beſchäftigen ſich mit der Beobachtung ihrer Verfaſſungen und Culturzuſtände. An den Bewohnern von Papimanie wird das Verderbniß des geiſtlichen Regiments nach dem von Rabelais gegebenen Vorbilde geſchildert. Eine von dieſem unabhängige Erfindung Goethe's iſt die unter den Bruchſtücken ausgeführte Erzählung von der Inſel der Monarchomanen: nach einer Periode des Glücks, wo alle Stände zum Wohl des Ganzen zuſammenwirkten, ward dieſe durch einen Vulkan verwüſtet und zerriſſen, und die drei losgetrennten Theile ſchwimmen nach verſchiedenen Seiten umher, das Abbild einer Monarchie, wo Königthum, Ariſtokratie und Volk ſich ſelbſtſüchtig von einander trennen und den Staat dem Untergange zuführen. Ein anderes humoriſtiſch ausgeführtes Bruchſtück iſt das Geſpräch der Brüder über den Kampf der Kraniche und der Pygmäen, das beinahe in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn nicht der Schlaftrunk einer Flaſche Madeira, die ein vorüberfahrender Schiffsherr ihnen reicht, ſie von dem bösartigen Zeitfieber heilte, „von dem ſo viele Menſchen jetzt heftig, ja bis zum Wahnſinn ergriffen ſind". Dieſe Dichtung blieb ohne Fortſetzung, als die Revolution über die Verfaſſungsdiscuſſionen hinaus auf das Schlachtfeld ſchritt, und das Einrücken der verbündeten Heere das Signal zu dem Umſturz des franzöſiſchen Königsthrons und den Septembermorden gab. Goethe ward Zeuge eines Wendepuncts der Weltgeſchichte, und von ihm ſelbſt galt das Wort, das er am Abend nach der Kanonade von Valmy zu den Soldaten ſprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus, und ihr könnt ſagen, ihr ſeid dabei geweſen".

Preußen gab nach der Reichenbacher Convention seine oppositionelle Stellung gegen Oestreich auf und vereinigte sich mit diesem durch den Pillnitzer Vertrag im Jahre 1791 zur Unterdrückung der französischen Staatsveränderung und zur Herstellung des absoluten Königthums. Eine preußische Armee, verstärkt von großen Schaaren französischer Emigranten, zog unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig im August des Jahres 1792 längs dem linken Moselufer auf Longwy und Verdun, um in dieser Richtung die Straße von Chalons an der Marne zu gewinnen und nach Paris zu ziehen. Oestreichische Armeecorps sollten von Belgien aus sich den Operationen der Hauptarmee anschließen. König Friedrich Wilhelm II. befand sich selbst bei dem Heere. Herzog Karl August von Weimar zog als Chef eines Regiments mit ins Feld, und Goethe beschloß ihn auf diesem Feldzuge, den man in Folge der entstellten Berichte der Emigranten sich im Voraus als einen militärischen Spaziergang ausgemalt hatte, zu begleiten, wobei eben so sehr das Verlangen die Welt von einer neuen Seite kennen zu lernen, als der Wunsch des Herzogs, ihn als Freund zur Seite zu haben und dem stockenden Stubenleben zu entreißen, den Ausschlag gaben. Die freudigsten Tage dieser Campagne waren für Goethe die, welche er in den gastlichen Wohnungen der Mutter und der Freunde in den Rheinlanden zubrachte, nur daß er nebenbei zu klagen hat, daß durch das eintönige Thema der politischen Discussionen alle geistreiche Unterhaltung verdrängt werde. Um die Mitte des Augusts verweilte er mehrere Tage bei seiner Mutter in Frankfurt.

Seinen alten Freund Merck fand er nicht mehr. Von ihm hatte Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien nur Briefe des schmerzlichsten Inhalts erhalten, Zeugnisse, daß der Lebensmuth des einst so geisteskräftigen und charakter-

ſtarken Mannes in Folge häuslicher Trübſal und nicht ganz unverſchuldeter Zerrüttung ſeiner Vermögensverhältniſſe gebrochen ſei. Es geht aus den Briefen hervor, daß Goethe und Karl Auguſt ſich mit warmer Freundestheilnahme bemühten, ſeine Lage zu erleichtern, wenn ſie gleich Glück und Zufriedenheit ihm nicht wiederherſtellen konnten. Zu dem Seelenleiden trat ein ſchmerzhaftes körperliches Leiden hinzu, und in einem Anfall düſterer Schwermuth machte er am 27. Juni 1791 ſeinem Leben ein Ende.

Am 20. Auguſt reiſte Goethe nach Mainz und verlebte zwei heitere Abende mit Sömmering, Forſter, Huber und anderen Freunden in anziehenden Unterhaltungen und heiterſter Stimmung. Goethe zeigte ſich ſehr mittheilſam und erging ſich beſonders in Schilderungen und Erzählungen aus Italien. Politiſche Geſpräche wurden abſichtlich von den republikaniſch geſinnten Freunden vermieden. Ueber Trier reiſte er dem inzwiſchen in Frankreich eingerückten Heere nach, bei welchem er am 27. Auguſt im Lager vor Longwy, wenige Tage nach der Uebergabe der Feſtung, eintraf und von bekannten Geſichtern aufs freundlichſte begrüßt wurde. Seinen Geburtstag feierte er diesmal in Longwy. Am Morgen ritt er mit einigen Freunden dorthin und ließ ſich bei heiterer Mittagstafel im traulichen Kreiſe alter Kriegs- und Garniſonskameraden die Abenteuer ihres bisherigen Zuges von Aſchersleben über Göttingen und Coblenz bis auf den franzöſiſchen Boden erzählen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs zeigte ſich allenthalben in der Armee, und Mancher fand es auffallend, daß er nicht mit gleicher franzoſenfreſſeriſcher Wuth in Frankreich hineinſtürmte, während ihm „weder am Tode der ariſtokratiſchen noch demokratiſchen Sünder im mindeſten etwas gelegen war“; der wüthende Franzoſenhaß des deutſchen Junkerthums war ihm eben ſo

unleidlich, wie die Declamationen der Demagogen. Niemand hegte indeß den geringſten Zweifel an dem Gelingen des Heerzuges nach Paris, obwohl die bisherigen Mühſeligkeiten des Marſches und des Lagerlebens die verbündete Armee ſchon übel zugerichtet hatten.

Mit den Officieren des herzoglich-weimariſchen Regiments verabredete er, daß er ſich immer an ſie und, wo möglich, an die Leibſchwadron anſchließen wolle. Ward er gleich dadurch größerer Gefahr ausgeſetzt, ſo war ihm dies doch lieber, als ſich im Train der Nachzügler fortziehen zu laſſen. Auf dem Marſche nach Verdun fuhr er im offenen Wagen vor der ganzen Armeecolonne vorauf. Sein Nachtquartier liebte er in dem großen Schlafwagen zu nehmen, „gewiß der trockenſten, wärmſten und erfreulichſten Lagerſtätte“, deren Bequemlichkeit ihm ſchon von früheren Zeiten her bekannt war; mit guten wollenen Decken hatte er ſich vorſorglich verſehen. Von ſeiner unerſchütterlichen Gemüthsruhe im Angeſichte der Gefahr und ſeinem perſönlichen Muthe ſind uns manche treffende Züge aufbehalten. Nicht minder bewährt ſich mitten im Kriegsgewühl die rein menſchliche Theilnahme an fremdem Geſchick und das Bemühen, durch Rath und That hülfreich zu ſein. Seine Schilderung der Campagne in Frankreich, allzu detaillirt und tagebuchartig, um gleich den andern biographiſchen Schilderungen allgemein anzuziehen, iſt dennoch ein wichtiger Beitrag ſowohl zur Zeitgeſchichte als zur Charakteriſtik des Dichters. Die Handlungen roher Kriegswillkür, die Noth der Einzelnen, deren Zeuge er ſein mußte, ohne helfen zu können, gruben ſich ſchmerzlich in ſein Gemüth ein, während er die eigenen Entbehrungen und Strapazen ſtets mit ſtoiſchem Gleichmuth und meiſt mit heiterſtem Humor überſtand. Schon die Requiſitionen im Namen Ludwigs XVI. erſchienen ihm als eine empörende und

überdies unkluge Willkürhandlung, die am meiſten dazu dienen mußte, das Volk gegen das Königthum aufzureizen. Er geſteht, ihm ſei nicht leicht eine grauſamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen ſeinen Abſtufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen, als da man auf dem Marſche nach Verdun die Schafheerden wegnahm und unter die Regimenter vertheilte, den Beſitzern dagegen ganz höflich auf Ludwig XVI. geſtellte Papiere überreichte.

Während des langweiligen Lagerlebens vor der Feſtung Verdun, die man am 30. Auguſt erreicht hatte, fand Goethe ſein wiſſenſchaftliches Nachdenken durch einen günſtigen Zufall aufs glücklichſte angeregt: „glückſelig der", — konnte er ausrufen — „dem eine höhere Leidenſchaft den Buſen füllte!" Während er dem Fiſchfange der Soldaten an dem Rande eines kleinen Teichs zuſah, bemerkte er, wie in dem klaren Waſſer die kleinen Fiſchlein, indem ſie ſich bewegten, verſchiedene Farben ſpielten. Durch die Beobachtung dieſes Phänomens ſah er ſich in ſeiner Farbentheorie gefördert und gab ſich wieder mit Leidenſchaft dieſen Beobachtungen hin. Während des nächtlichen Bombardements traf er mit dem ihm befreundeten Fürſten Reuß XI. zuſammen. „Nach mancherlei politiſchen Geſprächen, die ſie nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten", fragte ihn der Fürſt, womit er ſich gegenwärtig beſchäftige, und war ſehr verwundert, als der Dichter, ſtatt von Tragödien und Romanen, von der Farbenlehre zu berichten begann. Unter dem Lärm der Kanonenkugeln ward der Vortrag fortgeſetzt, und da die Aufmerkſamkeit des Fürſten ihm mit lebhaftem Antheil folgte, zuletzt, als die Kälte des einbrechenden Morgens ſie ins Bivouak der Oeſtreicher trieb, an einem mächtigen Kohlenfeuer zu Ende geführt. Unter den Strapazen der

nächsten Tage verließ ihn jene Farbenerscheinung keinen Augenblick, und während am 12. September heftige Regengüsse Alles unter die Zelte trieb, dictirte er seinem Kanzleigefährten Vogel die Resultate seines Nachdenkens und zeichnete darauf die Figuren daneben. Diese Papiere mit den Merkmalen des durch die Zeltdecke durchdringenden Regens blieben Goethe später lieb als Zeugnisse jener bewegten Tage und seines treuen Forschens.

Verdun war inzwischen am 2. September den Alliirten übergeben worden, und die Straße nach Paris schien ihnen offen zu stehen. Allein mehr und mehr machten sie die Erfahrung, daß sie von den Emigranten über die Stimmung des Volkes getäuscht seien. Von einer feindlich gesinnten Bevölkerung umgeben, wagte der Herzog von Braunschweig nicht vorzudringen, ohne die Flanke des Heeres zu decken: Kühnheit und Entschlossenheit lag nicht in seinem Charakter. Ueberdies hatte der unaufhörliche Regen den zähen Lehmboden in unwegsame Sümpfe verwandelt, und die aus den Strapazen und der mangelhaften Verpflegung entstehenden Krankheiten begannen die Armee zu entmuthigen. Statt sofort nach der Einnahme von Verdun die Straße nach Paris einzuschlagen oder die wichtigen Päße des Ardennerwaldes zu besetzen, die man noch ohne Schwertstreich hätte einnehmen können, säumte der Herzog mehrere Tage bei Verdun und zog dann unter bedächtigen Anordnungen langsam am Rande des Waldes hin. Dumouriez, der Befehlshaber des anfangs sehr schwachen und unzuverlässigen französischen Armeecorps, erhielt dadurch Zeit, sich in Besitz der wichtigsten Päße des Waldes von Argonne, eines Theils des Ardennerwaldes, zu setzen und nach und nach Verstärkung an sich zu ziehen. Am 18. September stieß Beurnonville mit 17000 Mann zu ihm, am 19. traf Kellermann mit 20000 Mann

ein, so daß die Franzosen jetzt über 50000 Mann hatten und den Verbündeten um ein Drittheil überlegen waren. Der kampflustige König von Preußen drängte zur Schlacht; der Herzog, scheinbar nachgebend, doch auch jetzt noch einer energischen Unternehmung abgeneigt, eröffnete am 20. September das verhängnißvolle Gefecht bei Valmy. Nach dem ersten Angriff auf Kellermann's Corps, das leicht zu durchbrechen gewesen wäre, ward der Kampf abgebrochen, und der Tag verfloß unter heftigem Kanonenfeuer, das wenig Schaden that. „Von der ungeheueren Erschütterung" — so erzählt Goethe — „klärte sich der Himmel auf; denn man schoß mit Kanonen völlig als wäre es ein Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung".

Goethe war an diesem Tage zu Pferde und rückte mit dem herzoglich-weimarischen Armeecorps, welches den Vortrab bildete, gegen den Feind, so daß er gleich beim ersten Angriff in den Bereich der feindlichen Kugeln kam und sie dutzendweise vor und um sich niederschlagen sah; der Befehl zum Rückzug entfernte ihn bald von der gefährlichen Stelle. Doch wie in den stürmenden Jugendtagen zog ihn auch jetzt noch die Gefahr mit magischer Gewalt zu sich. Er hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Ganz allein ritt er seitwärts auf den Höhen weg in die Nähe der feindlichen Stellung, die er deutlich überschauen konnte. Bekannte Officiere, denen er begegnete, waren höchst verwundert, ihn hier zu finden und wollten ihn mit sich zurücknehmen. Er aber entwand sich ihnen, indem er von besonderen Absichten sprach, und sie überließen ihn seinem „bekannten,

wunderlichen Eigenſinn". Als er in die Region gelangt war, wo die Kugeln herüberſpielten, bemerkte er bald, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgehe. Ohne daß er eine heftigere Bewegung des Blutes bemerken konnte, ſchien ihm, als wäre er an einem ſehr heißen Orte und er ſelbſt von dieſer Hitze völlig durchdrungen; die Augen behielten ihre Stärke und Deutlichkeit; aber es war, als ob die Umgebung einen braunröthlichen Ton hätte; dieſer bängliche Zuſtand ſchien ihm jedoch eigentlich nur durch das Gehör erregt zu werden, als ſei das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft die alleinige Urſache dieſer Empfindungen. Eine große Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, die ſein Leben bedrohte, ſpricht wenigſtens aus jeder Zeile ſeines Berichts. Als er zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fühlte er jene Gluth ſogleich erloſchen; nicht das Mindeſte von einer fieberhaften Bewegung war übriggeblieben. Nachmals ward dieſes abenteuerlichen Rittes noch oft im Kreiſe der Kriegskameraden mit Scherz und mit Verwunderung gedacht.

Einige Tage blieben noch die Preußen in ihrer Stellung, nicht um nochmals anzugreifen, ſondern um mit Dumouriez wegen einer Waffenruhe zu unterhandeln und ihn, wo möglich, in das Intereſſe der Alliirten zu ziehen. Große Niedergeſchlagenheit herrſchte im Lager, wo es an Lebensmitteln gebrach und die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um ſich griff. Am 1. October begann der Rückzug auf den von anhaltenden Regengüſſen durchweichten Straßen, „wo der beſte Wille gleitete und verſank, ehe er ſich's verſah"; der einzige Troſt war, daß der Feind die abziehende Armee nicht beläſtigte. Die Leiden jener Tage, die gedrückte Stimmung des Heers hat Goethe anſchaulich beſchrieben. Er ſelbſt hatte alle ſeine geiſtige Stärke zuſammenzunehmen, um von der allgemeinen Verzagtheit nicht

mitergriffen zu werden. Mitten unter den grauenvollen Scenen that er ein Gelübde, zu Hause niemals wieder über Unannehmlichkeiten und Mißbehagen Klage zu führen. Manchmal kam ihm der Humor zu Statten, der auch in seiner Schilderung der Mißgriffe und der Rathlosigkeit im Hauptquartier gar viel zwischen den Zeilen lesen läßt, und er suchte sich und Andere durch Erzählungen und heitere Einfälle zu zerstreuen. In seiner nie schlummernden Geistesbeschäftigung lag ein kräftiges Heilmittel gegen die überwältigende Sorge und Noth. Noch konnte es ihm die Seele erheben, wenn der Mond bei beruhigter, nur von leichtem Gewölk durchstreifter Luft über die weithin gelagerten Massen von schlafenden Menschen und Pferden, auf die malerisch gruppirten Bagagewagen ein reizendes Dämmerlicht breitete, und ein Bild zu entstehen schien, dem der größte Maler sich glücklich schätzen würde gewachsen zu sein. Ueber manche mißmuthige Stunde brachte ihn Fischer's physikalisches Wörterbuch, dessen dritter Band ihn begleitete, hinweg. Einmal finden wir ihn in dem großen Küchenwagen, wohin er sich hatte flüchten müssen, weil seine mit vier Pferden bespannte Equipage in dem tiefen Koth nicht weiter konnte, mit dieser Lecture beschäftigt, während die verdrießliche Küchenmagd, in der Ecke sitzend, seine Gesellschaft ausmachte, bis er endlich ein Reitpferd erhaschte und, das Wörterbuch der Fürsorge der Magd übergebend, sich darauf schwang. Aber dies waren nur einzelne Stunden, wo der Geist sich den Eindrücken des furchtbaren Elends entreißen konnte, das sein theilnehmendes Gemüth täglich und stündlich in Spannung erhielt. Einer der schmerzlichsten Momente war das Scheiden vom Schlosse Grandpré, wo mehrere hundert Kranke der Menschlichkeit der Feinde überlassen wurden. In Goethe's Umgebung erzählte man, dies sei das einzige Mal gewesen,

wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe. Nicht minder that ihm oft die Angst und Noth der unglücklichen Landbewohner weh, welche von den Plünderungen ausgehungerter Nachzügler zu leiden hatten. Aus solchen Erlebnissen sind manche Züge in das Gemälde des Kriegsunglücks aufgenommen, welches in Hermann und Dorothea den Hintergrund der herrlichen Idylle bildet.

Inmitten dieser mit jedem Tage wachsenden Mühsal hatte Goethe die erste freundliche Begegnung von Seiten des Herzogs von Braunschweig zu erfahren, der ihm bisher abgeneigt war und es ihm zu erkennen gab — vielleicht eine Folge seines gemessenen, wenig verbindlichen Benehmens bei seinem Besuche am Braunschweiger Hofe —; „nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden". Als man sich eines Tags am Ufer der Maas durch eine sumpfige Wiese hindurcharbeiten mußte, um an die gebahnte Heerstraße zu gelangen, ritt der Herzog auf ihn zu, indem er sagte: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe; jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden". Goethe hat zwar in seiner Erzählung den Herzog möglichst geschont, verhehlt indeß nicht, „daß das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, für immer verloren schien". Um mehr als die Hälfte der Mannschaft vermindert, kam die preußische Armee, nachdem auch Verdun und Longwy geräumt waren, am 23. October auf deutschem Boden an, und Luxemburg ward zu einem ungeheuren Lazareth.

Goethe war hier schon am 14. October angelangt. Die auf einander gethürmte Festung fesselte sein Auge durch

ihre maleriſche Bauart; er ſuchte ſich durch wiederholte einſame Wanderungen in derſelben zu orientiren und entwarf zu Hauſe mehrere Zeichnungen. Das Kriegsgetümmel war ihm verleidet, und gern flüchtete er ſich in die Ruhe ſeiner abgelegenen Wohnung, wo er zum erſtenmal wieder ſeine Manuſcripte vornehmen konnte, die er im Gewirre des Rückzugs, wo ihm ſein Reiſewagen nebſt Koffer mehrere Tage abhanden gekommen war, ſchon verloren geglaubt hatte. Das Tagebuch des Feldzugs wagte er nicht anzublicken; das Convolut zur Farbenlehre brachte er in Ordnung. In einem hübſchen Garten im Pfaffenthal fand das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung für manche Stunde ein willkommenes Aſyl.

Auf der Weiterreiſe nach Trier ward die unbehagliche Stimmung noch durch einen Ruhranfall verſtärkt; es iſt uns daher bei unſerm den äſthetiſchen Genüſſen ſeit lange entrückten Dichter ſehr erklärlich, daß das römiſche Monument bei Igel, deſſen Darſtellungen die Idee der Verſöhnung von Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft verſinnbildlichen und ihn in die ſchönſte Epoche der antiken Kunſt verſetzten, ihm, „wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden entgegenglänzte“ [12]). In Trier, wo ihm ſeit dem 25. October einige ruhige Tage gegönnt waren, fand er achtungswerthe Ueberreſte römiſcher Bauwerke, bei denen er lieber verweilte, als bei den mittelalterlichen Bauten, an denen die Stadt überaus reich iſt; denn dem Intereſſe für gothiſche Baukunſt fühlte er ſich längſt entfremdet. Er fand jetzt auch einige ruhige Stunden zur Fortſetzung ſeiner chromatiſchen Arbeiten und zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, um ſeine Anſichten immer anſchaulicher zu machen. Hier ermittelte er auch die Magd, der er den Band des phyſikaliſchen Wörterbuchs aufzubewahren gegeben hatte. Sie lag im Lazareth, das

Buch unter ihrem Kopfkissen; sie erkannte ihn, konnte aber nicht reden und überreichte ihm das Buch, das sie unter ihrem Haupte hervorzog, so reinlich und wohlerhalten, wie er es ihr übergeben hatte. Am 29. October langte Herzog Karl August mit seinem Armeecorps an. Goethe ergeht sich wiederholt in dem Lobe der treuen Fürsorge, der Freigebigkeit und Leutseligkeit, womit sein Fürst den gesunkenen Muth der Seinigen aufrichtete und sich bei Hohen und Niederen beliebt machte.

Noch bedrängt von der Erinnerung an die überstandenen Leiden, welche, wie Goethe sich beklagt, noch dadurch lästiger ward, daß sie dem, der sich ihrer zu entschlagen suchte, zum Ueberdruß wiederkäuend vorgetragen wurden, sah man schon neues Unheil in den deutschen Grenzländern entstehen, als die Nachricht von Custine's raschen Handstreichen auf Speyer und andere benachbarte Rheinstädte anlangte, als man die Uebergabe von Mainz und Frankfurt vernahm. Die Umstände, unter denen sie erfolgte, bewiesen, daß die Franzosen nicht bloß mit Waffengewalt siegten, sondern daß der Zündstoff der Freiheitsideen ihrer Revolution in die auf politische Reformen sehnlich harrenden Gemüther der Deutschen fiel und ihnen eine mächtige Bundesgenossenschaft zuzuführen versprach. Goethe war um so mehr davon ergriffen, als nahe Angehörige und Freunde bei diesen Vorfällen betheiligt waren und zu leiden hatten. Sein Freund Forster, von republikanischem Eifer fortgerissen, war der Leiter im Club der „Patrioten", welche die zum Anschluß an die französische Republik auffordernden Proclamationen Custine's verbreiteten und die Thore von Mainz den Franzosen öffneten. In Frankfurt wurden Goethe's Mutter und Andere, die ihm nahe standen, von den Lasten einer militärischen Occupation bedroht.

Ein Brief der Mutter, der, bereits vor jenen Ereig-

niſſen geſchrieben, erſt jetzt verſpätet in ſeine Hände kam, ſprach noch nicht von dieſen Beſorgniſſen, ſondern brachte ihm eine Nachricht, die ihn auf Augenblicke in die Träume ſeiner Kindheit verſetzte. Sein Oheim, Schöff Textor, deſſen nahe Verwandtſchaft bei ſeinen Lebzeiten den Neffen von der Stelle eines Frankfurter Rathsherrn ausſchloß, war am 19. September geſtorben, und Goethe's Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei ihrem Sohne anzufragen, ob er die Rathsherrnſtelle annehmen würde, wenn die Wahl auf ihn fallen ſollte. Goethe antwortete ablehnend, wie man auch wohl nicht anders erwartet haben mochte. Er fühlte ſich den reichsſtädtiſchen Zuſtänden zu ſehr entfremdet, um in ſeiner Vaterſtadt mit freudigem Wirken in einen neuen Geſchäftskreis eintreten zu können, zumal da die drohenden politiſchen Verhältniſſe für die Zukunft der freien Reichsſtadt wenig Erfreuliches erwarten ließen. Aber auch abgeſehen von dieſen Bedenken hielten ihn Anhänglichkeit und Dankbarkeit an das edle weimariſche Fürſtenhaus und „an ein Land, dem er doch auch Manches geleiſtet hatte", gefeſſelt. Eben ſo wenig vermochten ihn ſpätere Anerbietungen von anderer Seite dem Fürſten zu entziehen, „der ihm gegeben hatte, was Große ſelten gewähren, Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus". Wer kennt nicht die von dankbarer-Liebe eingegebenen Diſtichen, die um ſo ſchöner ſind, als kein Schmeichelwort der Phraſe ſich in dies einfache Fürſtenlob eingemiſcht hat.

Von Trier fuhr Goethe, indem er ſich wieder von dem Armeecorps trennte — ſeinen Wagen verſprach man ihm nach Coblenz nachzuſenden — in Geſellſchaft eines preußiſchen Officiers auf einem Boote die Moſel abwärts, erheitert von den mannigfaltig wechſelnden Uferanſichten des in zahlloſen Krümmungen zwiſchen den Felſen ſich hin-

durchwindenden Fluſſes. Mitten in dem Felſenlabyrinth überfiel ſie die Nacht und ein heftiger Sturm, deſſen Stöße die Wellen über den Bord des Kahns trieben, ſo daß der Ruderer, welcher nicht mehr wußte, wo er war, und nirgend eine Zuflucht ſah, ſelbſt zu verzagen anfing. Doch es bewährte ſich „Cäſar und ſein Glück“ auch in dieſer Gefahr. Sie erreichten, von Waſſer triefend, tief in der Nacht das Städtchen Trarbach, wo ſie durch freundliche Bewirthung erheitert und erquickt wurden. Am nächſten Tage fuhren ſie nach Coblenz hinunter. Mit jugendlichem Entzücken genoß unſer Dichter von der Moſelbrücke aus den Anblick der Stadt und des gegenüberliegenden Ehrenbreitſtein; dies Naturbild blieb ſo lebhaft in ſeiner Erinnerung, daß er es zu den ſchönſten zählt, die ihm je vor Augen gekommen ſeien. Auch zu manchen Farbenbeobachtungen hatte ihm die Waſſerfahrt Gelegenheit gegeben, beſonders war ihm über die epoptiſchen Farben ein neues Licht aufgegangen.

Der Anblick des Rheins rief in ſeiner Seele eine Reihe der ſchönſten Jugenderinnerungen wach, und wenn er jene friedlichen, ſorgenloſen Tage mit den erſchütternden Ereigniſſen verglich, von denen er jetzt wiederum an dieſe reizenden Ufer geführt ward, ſo ergriff ihn eine tiefe Wehmuth. Er ſehnte ſich aus dem beengenden Kriegsgetümmel, das ihn hier von neuem empfing, ins Weite hinaus; „ihn verlangte aus der gewaltſamen Welt an Freundesbruſt“. Daher beurlaubte er ſich bei ſeinem Herzog, deſſen Armeecorps am rechten Rheinufer aufgeſtellt ward, miethete ein Ruderboot und fuhr den Rhein hinab, um ſeinen Jacobi durch einen Beſuch zu überraſchen. In ſternheller, kalter Nacht wurde Bonn erreicht, wo der Bootsmann einkehrte. Wochenlang gewohnt, die Nacht im Freien zuzubringen, beſchloß Goethe in ſeinem Kahn zu

übernachten. Bald jedoch hatte er seine Verwegenheit zu bereuen, indem das durch einen Leck ins Schiff dringende Wasser ihn aus tiefem Schlafe weckte, so daß er, ganz durchnäßt, ein Wirthshaus aufsuchen mußte. Am nächsten Tage (6. Nov.) gelangte er bei Dunkelheit nach Düsseldorf und ließ sich mit Laternen nach Pempelfort bringen, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand. Das lebhafte Gespräch, welches das unverhoffte Wiedersehen anregte, ward bis in die Nacht hinein fortgesetzt.

Acht Jahre waren verflossen, seit die Freunde von einander zum letzten Mal gerührt Abschied genommen hatten. Jacobi hatte indeß in seinem idyllischen Pempelfort, von einem gemüthvollen und gebildeten Familienkreise umgeben, ein stilles Leben geführt. Goethe hatte die bewegteste Lebensepoche durchgemacht. Der zweimalige Aufenthalt in Italien, das Feldlager in Schlesien, die Campagne in Frankreich — welch eine Reihe von Lebenserfahrungen, welch eine Umgestaltung und Erweiterung seiner Gedankenwelt, wovon die spärlichen Briefe nur Weniges hatten andeuten können! Befriedigter und entschiedener trat er vor den Freund, als in der sehnsüchtigen Epoche ihres letzten Wiedersehens, und an die Stelle jener Milde und Weichheit der Stimmung schien Herbheit und Kälte getreten zu sein. Noch lagen die Bilder der letzten Wochen schwer auf seiner Seele und hemmten die freudige Bewegung. Dazu kam, daß für Manches, was ihm werth geworden war, den Freunden das Organ fehlte, um mit regem Interesse darauf einzugehen. Goethe's naturhistorische Forschungen erschienen in diesem Kreise nur als eine Nebenbeschäftigung, von der man wenig Notiz nahm, nicht verbergend, daß es für ihn Besseres zu thun gebe. Indeß ließ man sich einen Vortrag über die Optik gefallen und hörte seinen morpholo-

giſchen Erörterungen zu, denen Jacobi's Vorſtellungsart wenig abzugewinnen vermochte. Von Goethe's letzten poetiſchen Arbeiten war nicht die Rede, und er konnte daraus ſchließen, daß ſein Großkophta, der auch an Jacobi überſandt war, eher verletzt, als erfreut hatte. Eine Vorleſung der Bruchſtücke der Reiſe der Megaprazons-Söhne fand ſo wenig Anklang, daß der Dichter froh war, die Reiſenden in irgend einem Hafen zur Ruhe zu bringen.

Ward denn bei ſolchen Anläſſen auch diesmal offenbar, wie ſehr ſie in den Richtungen ihres Denkens von einander abwichen, ſo liebten ſie ſich doch aufrichtig, und die Liebe verwiſchte ſchnell die verletzenden Eindrücke einzelner herben Aeußerungen. Goethe fühlte ſich bald in dem Elemente des friedlichen Familienkreiſes ſo wohl und heimiſch, daß er eine Woche nach der andern ſich von dem gaſtlichen Hauſe feſſeln ließ und, wie Jacobi ſich äußert, mit jeder milder wurde; ſeine Liebenswürdigkeit und Liebefähigkeit traten in weit höherm Maße hervor, als ſein ſpäterer Bericht, welcher die Divergenzen allzuſcharf betont, ſchließen läßt. Nach dem Abſchiede konnte er wieder in dem früheren liebevollen Tone dem Freunde ſchreiben: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnehme, iſt unauslöſchlich, und die Reiſe unſerer Freundſchaft hat für mich die größte Süßigkeit“. Und Jacobi konnte noch zwanzig Jahre ſpäter von den Wochen, die ſie zuſammen in Pempelfort verlebt hatten, das Bekenntniß ablegen: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergeſſen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsſtunde zu Cöln wurden uns jetzt zu Erkenntniſſen; wunderbar hatten ſelbſt die Täuſchungen ſich zur Wahrheit verklärt“. Das eben mußten die gehaltvollen Geſpräche ſein, wo ſie über die höchſten Probleme der Philoſophie ihre Gedanken austauſchten. Hatte Goethe anfänglich nicht

verhehlt, daß er gegen das Chriſtenthum und namhafte Chriſten einen wahrhaft Julianiſchen Haß hege, ſo milderte ſich auch dieſe ſchroffe Oppoſition, in der er ſich ſeit ſeiner Trennung von Lavater, beſonders während ſeines Aufenthalts in Italien, beſtärkt hatte. „Du geſtandeſt zu" — heißt die charakteriſtiſche Aeußerung Jacobi's — „von einem gewiſſen Chriſtenthum, daß es der Gipfel der Menſchlichkeit ſei, und wie ich Dein Heidenthum jenem Dir verhaßten Chriſtenthum, das auch ich nicht mochte, vorzog, ſo zogſt Du hinwiederum Deinem eigenen Heidenthum vor, was Du mein Chriſtenthum nannteſt, ohne jedoch Dir dieſes aneignen zu können".

Dies erhält noch mehr Licht, wenn wir Goethe's Worte an die Fürſtin Galizin vergleichen: „Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, ich ſtelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht ſchwer, mit einem klaren unſchuldigen Blick alle Zuſtände zu beobachten und ſie wieder auch eben ſo rein darzuſtellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch ſich dünkelhafte Menſchen nach eigener Sinnesweiſe an dem Gegenſtand verſündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widerſteht, davon wend' ich den Blick weg; aber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in ſeiner Eigenthümlichkeit erkennen, und da zeigt ſich denn meiſt, daß die Andern eben ſo Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weiſe zu exiſtiren, als ich nach der meinigen". Herr von Dohm, der ausgezeichnete preußiſche Staatsmann, welcher ſich in jenen Tagen ebenfalls als Gaſt in Pempelfort aufhielt und an philoſophiſchen Unterhaltungen Theil nahm, zeichnete damals in ſeinem Tagebuche an: „Goethe ſprach viel und gut; tiefe Blicke über chriſtliche Religion; überall tiefeindringender Scharfſinn zugleich mit ſehr viel Witz". Als von Dohm nachmals Jacobi für die bei ihm verlebten

reichen Tage und die durch ihn herbeigeführte hocherfreuliche Bekanntschaft seinen Dank aussprach, erwiderte dieser: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wiedersehen, recht viel mit Ihnen von Goethe zu sprechen. Mein Vorsatz war, den Verfolg meiner Gespräche mit ihm ihrem Hauptinhalt nach aufzuschreiben; meine Krankheit hat das aber verhindert". Wir würden köstliche Beiträge zur Kenntniß des Goethe'schen Geistes besitzen, wenn die älteren Freunde des Dichters sich dem Geschäft der Aufzeichnung inhaltreicher Gespräche hätten unterziehen mögen, welches erst in dessen Greisesjahren von jüngeren Freunden unternommen ward. Die Blüthe seiner Unterhaltung, womit er jedesmal die ganze Pempelforter Gesellschaft in Entzücken versetzte, waren seine Schilderungen der italienischen Reise. Die herrliche Landschaft und das bunte Volksleben war bis ins kleinste Detail seiner Einbildungskraft unmittelbar gegenwärtig; „er konnte beschreiben, als wenn er's vor sich sähe, und von belebender Staffage wimmelte es durch und durch". Es war, wie er selbst sich ausdrückt, das Zauberstäbchen, womit er stets alle bösen Geister vertreiben konnte.

Einsame Stunden gab es in dem gastlichen Hause nicht viel. Jeder Sonnenblick ward zu Spaziergängen ins Freie benutzt. Den Freunden in dem benachbarten Düsseldorf ward auch manche Stunde gewidmet, und die dortige Gemäldegallerie lud zu fleißigen Besuchen ein. Die Bewunderung der Meisterwerke italienischer Kunst hatte Goethe nicht gegen den Werth der niederländischen Schule unempfänglich gemacht; er hielt sich viel im Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer auf und „fand sich Gewinn fürs ganze Leben".

Da Goethe vergeblich von Woche zu Woche auf seine Reisechaise wartete, die ihm von Coblenz aus hatte nachgeschickt werden sollen, so fuhr er endlich am 4. December

in Jacobi's Reisewagen ab, um bei der Fürstin Galizin zu Münster, mit der er in Weimar schöne Stunden verlebt hatte, zu einem kurzen Besuche einzukehren. Unterwegs erneuerte er mit dem Professor Plessing zu Duisburg das Andenken an das Zusammentreffen in früheren Jahren und fand in der Unterhaltung mit dem Naturhistoriker Merrem „einige gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag". In Münster war in dem Hause der Fürstin Alles zur freundlichsten Aufnahme des geehrten Gastes vorbereitet. In der Nähe dieser schönen Seele, in der sich Frömmigkeit und zarter Sinn für alles Edle in Kunst und Wissenschaft begegneten, erschien sich unser Dichter selbst „milder als seit langer Zeit"; er erkannte es als ein großes Glück, „nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf sich einwirken zu fühlen". Es war dies eine Wirkung seines edleren Selbst, das ihn zu den Freundeskreisen im Norden hingezogen hatte und ihn in Pempelfort wochenlang fesselte. Die Mißtöne, die er in seinem Innern barg, waren schon nach und nach verscheucht, und wenn man sich auch die Verschiedenheit des Standpunctes offen gestand, so trafen doch die tiefer eingehenden Gespräche, die sich zunächst an Hamann und Hemsterhuys, die abgeschiedenen Freunde der Fürstin, anknüpften, in der Anerkennung des Edelsten und Höchsten im menschlichen Dasein zusammen. Schilderungen von Italien gaben auch diesen Unterhaltungen einen hohen Reiz, besonders wurden die katholischen Geistlichen, die vornehmlich den Gesellschaftskreis der Fürstin bildeten, durch die anschauliche Schilderung der katholischen Kirchenfeste angezogen. An einem Protestanten fiel seine tolerante Objectivität so sehr auf, daß man sich heimlich erkundigte, ob denn Goethe katholisch geworden sei; schon während seines Aufent-

halts in Italien war dies Gerücht hin und wieder aufgetaucht.

Im Verkehr mit dem trefflichen von Fürstenberg, welcher mathematischen und naturhistorischen Studien nicht fremd war, kamen auch Goethe's naturgeschichtliche Forschungen zur Sprache. Zu Erörterungen über antike Kunst gelangte man wiederholt durch die Betrachtung der vorzüglichen Sammlung geschnittener Steine, eines Nachlasses von Hemsterhuys, welcher im Besitz der Fürstin geblieben war. Goethe zeigte ein so lebhaftes Interesse für diese kostbaren Reliquien des Alterthums, daß die Fürstin ihm beim Scheiden die ganze Sammlung mitgab, damit er in Weimar zu sorgfältigeren Studien Muße habe. Es war ihr abgerathen worden, Goethe ein so werthvolles Besitzthum anzuvertrauen; denn allerdings war Goethe säumig in der Rückgabe von Kunstgegenständen, von denen ihm die Trennung schwer ward; die Fürstin hatte jedoch den Bedenklichen erwidert: „Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen". Nach dem Abschied von Münster begleitete ihn die Fürstin noch bis auf die erste Station, indem sie sich zu ihm in den Wagen setzte. Noch einmal tauschten sie ihre Religionsansichten gegenseitig aus, und sie trennte sich von ihm mit dem Wunsche, ihn, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen.

Indeß hatte sich das Fluchtgetümmel vom Rhein her nach Westphalen hereingewälzt. Goethe gerieth mitten in den Schwarm der Emigrirten, nicht wenig erfreut, daß er durch die Fürsorge der Fürstin mittelst Laufzettel auf den Poststationen angemeldet und empfohlen war, so daß er, wenn gleich bei dem schlechtesten Wetter oft auf ungebahn-

ten Wegen hin und her geschüttelt, doch rasch über Paderborn nach Cassel weiter befördert ward. In Cassel war man der Anmaßung der Emigrirten schon so überdrüssig geworden, daß er den in französischer Sprache ihn höflichst abweisenden Kellner deutsch anreden mußte, um nur im Gasthofe Aufnahme zu finden. Ueber Eisenach gelangte er dann um die Mitte des Decembers nach Weimar zurück; wie freudig empfangen, sagen uns die wenigen Worte des Dichters, es habe eine Familienscene gegeben, welche wohl in einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.

Während Goethe's Entfernung hatte der Herzog ihm seine Wohnung (das bekannte Goethehaus auf dem Frauenplan, jetzt „Goetheplatz") stattlich ausbauen lassen. Er fand es schon meistens wohnbar, doch war ihm noch die Freude gegönnt, bei der weiteren Einrichtung mit- und einzuwirken. Nach der mühseligen Wanderzeit genoß er das Glück des stillen häuslichen Herdes mit innigem Behagen. Sein Knabe, an dem er mit innigster Vaterfreude hing, wuchs munter heran. Christiane („sein Mädchen", wie er sie gern nennt) rühmt er in einem Briefe an Jacobi als „gar sorgfältig und thätig" im Hauswesen; sie verstand sich vortrefflich darauf, seine ökonomischen Verhältnisse in Ordnung zu halten und bei mitunter vorkommenden Störungen wieder ins Gleis zu bringen. Dies muß uns als eine Sache von Belang erscheinen, wenn wir erfahren, daß Goethe im Jahre 1792 sich genöthigt sah, von Hufeland ein Capital von tausend Thalern aufzunehmen, das er noch 1800 verzinste und erst nach mehreren Jahren zurückzahlen konnte. Seltsam genug versuchte er damals sogar das Lotteriespiel.

Heinrich Meyer, der inzwischen aus Italien zurückgekommen war, wurde mit dem November 1791 sein Haus-

und Tischgenoß. An ihm besaß er jetzt, was er so lange entbehrt hatte, einen durch herzliche Zuneigung und gleiche Studienzwecke treu verbundenen Freund, der ihm die Erinnerungen an Italien neu belebte, im Studium der Kunst ihn bei gleichen Grundsätzen durch seine ausgebreiteten Kenntnisse förderte und durch sein theilnehmendes Eingehen auf die optischen Versuche des Freundes die Freudigkeit des Strebens erhöhte. Diesen Freund gefunden zu haben nennt Goethe eins der glücklichsten Ereignisse seines Lebens; um so erfreulicher mußte dessen wohlthuende Nähe gerade jetzt sein, als das herzliche Einvernehmen mit Herder durch den Mißmuth und die kränkliche Reizbarkeit desselben mehr und mehr sich trübte und von ihm ein anregendes Eingehen auf Goethe's damalige geistige Beschäftigungen nicht zu erwarten stand. Für gemeinsame Studien der antiken Kunst war die durch künstlerischen Werth ausgezeichnete Gemmensammlung, welche ihm die Fürstin Galizin anvertraut hatte, ein neuer Gewinn, den man möglichst ausbeutete. Die Besitzerin war freundlich genug Goethe mehrere Jahre in Besitz derselben zu lassen. Seine Hoffnung nach dem 1806 erfolgten Tode der Fürstin diesen Kunstschatz für Weimar oder Gotha zu erwerben, ging nicht in Erfüllung; jetzt ist jene Sammlung dem Gemmencabinet im Haag einverleibt.

Hinsichtlich der Farbentheorie begegneten sich die Studien der Freunde vornehmlich in den Untersuchungen der ästhetischen Wirkung und Kunstharmonie der Farben. Meyer entwarf mehrere Zeichnungen, um die Goethe'schen Farbenspeculationen zur Anwendung zu bringen und die Theorie des Colorits näher zu begründen. Wie hoch Goethe den Werth eines solchen gemeinschaftlichen Arbeitens anschlug und welche Hoffnungen er überhaupt für die deutsche Wissenschaft auf ein Zusammenhalten der mit gleichen Forschungen

beſchäftigten Gelehrten baute, geht aus dem im Jahre 1793 verfaßten Aufſatz „der Verſuch als Vermittler von Object und Subject“ hervor, worin er nachzuweiſen ſucht, daß nur aus einer Reihe von einzelnen auf daſſelbe Ziel gerichteten Erfahrungen die höhere Formel wiſſenſchaftlicher Wahrheit gezogen werden könne. Seine Anhänglichkeit an die liebgewonnene Wiſſenſchaft blieb auch fernerhin unverändert und ging ſtets neben den übrigen Beſchäftigungen her. Er wandte ſich jetzt mehr der Phyſik und Chemie zu und knüpfte zu dem Ende einen näheren brieflichen Verkehr mit Lichtenberg in Göttingen an, durch den er ſich ſehr gefördert fühlte.

Die Leitung des Theaters nahm ihn zugleich ſehr in Anſpruch. Was wir hier im Allgemeinen bemerken, gilt nicht bloß von einer kurzen Epoche, ſondern von Goethe's ganzer vieljährigen Bühnenleitung, ein rühmliches Blatt in der Charakteriſtik ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit. Seine gewiſſenhafte Fürſorge erſtreckte ſich auf das Kleine wie auf das Große. Er bildete bei neuen Aufführungen durch Leſeproben die äſthetiſche Auffaſſung des Drama's und der einzelnen Rollen, war bei den Bühnenproben ſelbſt zugegen, ertheilte überall ſeinen Rath und ſeine Befehle und begab ſich nicht ſelten ſelbſt auf die Bühne, um Stellungen und Gruppen zu ordnen. Streng hielt er auf Beobachtung der Theatergeſetze und war gegen Nachläſſigkeit und Widerſetzlichkeit unnachſichtig, während er zugleich durch ſeine geiſtige Ueberlegenheit und Humanität die Mitglieder der Bühne an ſich zog und ſpornte. Fiel auch manches Unangenehme dabei vor, ſo betrachtete er es „als ein Symbol des Welt- und Geſchäftslebens, wo es auch nicht immer ſanft hergeht“. Parteilichkeit war ihm fremd. „Sein Verhalten zu dem weiblichen Perſonal des Theaters war durchaus rein; die Liebenswürdigſte hatte ſich keiner größern

Gunſt von ihm zu gewärtigen, als daß er ihr die Wange zum Kuß darreichte" (Eberwein), und in gleichem Sinne ſpricht ſich Goethe gegen Eckermann aus. Unermüdlich unterſtützte er junge vielverſprechende Talente durch Rath und That und widmete ſich mit der Geduld eines Lehrmeiſters ihrer Ausbildung; eine wahrhaft ſchöpferiſche Genialität zeigte er in der Kunſt, das Talent zu wecken, heranzuziehen und auf den rechten Platz zu ſtellen. Ohne über große Geldmittel verfügen zu können, — für Gaſtrollen, die er überhaupt nicht liebte, und glänzende Ausſtattung wurde nicht viel verausgabt — gelang es ſeiner umſichtigen, conſequenten Leitung, die weimariſche Bühne in kurzem auf eine ſo hohe Stufe künſtleriſcher Leiſtung zu heben, daß man bald von allen Seiten Deutſchlands auf ſie als ein Muſter blickte, und Goethe manchmal die Erfahrung machen mußte, daß die von ihm mit Mühe und Aufopferung herangebildeten Talente durch die Anerbietungen anderer Bühnen fortgelockt wurden.

Es bedurfte eines ſolchen äußern Antriebs, um Goethe nach den Erfahrungen der letzten Jahre zur dramatiſchen Dichtung zurückzuführen. Einige dramatiſche Kleinigkeiten entſtanden im Jahre 1793, bevor er aufs neue in die Kriegsſcenen am Rhein hineingezogen ward. Die kleine dramatiſche Production der Bürgergeneral dictirte er im Lauf einer Woche. Da der Schauſpieler Beck die Rolle des Schnaps in den „beiden Billets" nach Florian und dem „Stammbaum" von Anton Wall, einer Fortſetzung jenes Stückes, mit ganz individueller Trefflichkeit ſpielte, ſo konnte Goethe ſich nicht enthalten, dieſen Schnaps nochmals zu produciren und zwar als Propagandiſten der neuen überrheiniſchen Freiheitsideen, wovon er einem gutmüthigen Bauern vorſchwatzt, um ſich gelegentlich eine gute

Mahlzeit zu gewinnen. Die Posse ist ganz der Wirklichkeit entnommen, wie denn das Felleisen mit den Utensilien des Freiheitsapostels von Goethe's Diener auf dem Feldzuge erbeutet worden war und jedesmal bei der Aufführung seine Dienste that. Da das Stück im lebendigsten Dialog gehalten ist, so machte es auf der Bühne eine gute Wirkung und ist noch in neuester Zeit mit Erfolg wieder vorgeführt worden. „Den Bürgergeneral" — schreibt Goethe am 7. Juli 1793 an Jacobi — „habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen, er nimmt sich sehr gut aus", und gegen Eckermann äußerte er, „das Stück habe manchen heitern Abend gemacht". Es ist daher unbegreiflich, wie Goethe in dem Berichte, welcher der Darstellung der Campagne angehängt ist, ganz im Widerspruche damit behaupten konnte, das Stück habe die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Freunden und Gönnern, hervorgebracht, indem doch selbst Jacobi, der vom Großkophta schwieg, über dies Stück seinen Beifall aussprach; eben so unbegreiflich, daß man in politischem Rigorismus den anspruchslosen Scherz als einen Angriff auf die weltbewegenden Freiheitsideen, als einen Beweis, daß der Dichter die welthistorische Bedeutung der Revolution nicht verstanden habe, gedeutet hat. Goethe wußte recht gut, daß er an einem Wendepuncte der Geschichte stehe und war nicht im geringsten aufgelegt, die fortrollenden Ereignisse als eine Posse zu betrachten. Nach seinem Geständniß war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter, als er; er gehörte zu dem Kreise der „Aufgeregten", die er in dem gleichnamigen Drama und in dem wohl schon damals niedergeschriebenen Eingange zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" uns vorführt — „Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging".

Der Plan des Drama's die Aufgeregten ist vortrefflich erfunden, um die verschiedenen politischen Parteistellungen neben einander vorzuführen; doch lagen die Hauptscenen desselben nicht in dem Kreise, in welchem sich die Goethe'sche Poesie am liebsten bewegte, und es ist daher lückenhaft geblieben. Des Dichters politischen Standpunct (gegen Eckermann nannte er es daher sein „politisches Glaubensbekenntniß") legt es uns am klarsten dar, wofür auch die um dieselbe Zeit entstandenen politischen Epigramme, die unter die venetianischen eingeschaltet worden sind, uns Fingerzeige geben. In der Rolle des Hofraths, der das Bestehende schätzt, aber zu jeder nothwendigen und nützlichen Reform die Hand zu bieten bereit ist, zeichnet Goethe sich selbst und läßt ihn den vermittelnden Standpunct zwischen den Ultra's der Parteien vertreten. Das Unrecht des aristokratischen Egoismus, der den aus offenkundigen Mißbräuchen fließenden Vortheil nicht opfern mag, wird eben so scharf verurtheilt, wie der Alles nivellirende Radicalismus, der „das große Gewicht des höheren Standes im Staate" nicht anerkennt. In der Einleitung zu den Unterhaltungen der Ausgewanderten wiederholt sich die Klage, daß der Dämon des politischen Gesprächs in alle geselligen Kreise eindringe. Es steht in deutlicher Beziehung zu der einst so geistreich belebten weimarischen Gesellschaft, wenn dort der Baronin die Worte in den Mund gelegt werden: „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect mitbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den

großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?"

Mitten unter den Gräueln des Terrorismus, „wo ihm die Welt blutiger und blutdürstiger als jemals erschien", war es ihm nicht möglich auf productivem Wege der Mißstimmung Herr zu werden; doch war es ein verwandtes Heilmittel, daß er den Reineke Fuchs zu überarbeiten unternahm. Dies satirische Thierepos, welches uns ein durch niedere Leidenschaften zerrüttetes Staatsleben vorführt, wo Gewalt und List sich um den Sieg streiten, erschien ihm jetzt als ein Spiegel der Zeitläufte, als „die unheilige Weltbibel". Während hier „das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt" (ein Ausdruck, den man in dieser Verbindung und Beziehung nicht so herb deuten darf, um dabei ein Kreuz zu schlagen), hilft doch der ergötzliche Humor der lebenvollen Schilderung über Anarchie und Gemeinheit hinweg. Durch Voß' Homerübersetzung und Luise, welche Goethe „leidenschaftlich" liebte und gern vorlas, war er mit dem Wohllaut des deutschen Hexameters vertrauter geworden; es war ihm daher die Bearbeitung des Reineke eine erwünschte Gelegenheit, sich durch eine größere Production dieser Versart noch mehr zu bemeistern, und warum sollte eine Form, welche die Idylle so trefflich kleidete, den satirisch-epischen Scenen der Thierwelt widersprechen? Ging dabei von dem ursprünglichen Volkston viel verloren, so ward der Dichter um so mehr zu einer selbstständigen Reproduction des Originals aufgefordert, und er nahm dabei ein Recht für sich in Anspruch, dessen sich schon die früheren Bearbeiter der Thiersage bedient hatten. Goethe arbeitete an dieser Dichtung mit anhaltendem Fleiße, so daß er schon am 2. Mai seinem Jacobi die Arbeit als fertig ankündigen konnte; doch beschäftigte ihn die Vollen-

dung und Ausfeilung des Einzelnen noch längere Zeit; sie gewährte ihm eine angenehme Zerstreuung während der neuen Campagne, zu der er am 12. Mai 1793 abreiste.

Die Verbündeten betrachteten die Wiedereroberung von Mainz als die Hauptaufgabe des nächsten Feldzugs. Eine preußische Armee schloß seit Mitte des Aprils die von einem ansehnlichen französischen Armeecorps besetzte und stärker befestigte Stadt ein. Da der Herzog sich ins Lager begab, so verließ auch Goethe sein stilles Weimar, um in dessen Gesellschaft zu sein. Nachdem er einige Wochen in Frankfurt, das bereits wieder in deutschen Händen war, verweilt hatte, wo er mit Sömmering, der aus Mainz hierher geflüchtet war, „in einsamen Stunden viel arbeitete", langte er am 27. Mai bei dem Armeecorps des Herzogs von Weimar im Lager von Marienborn an. Von weimarischen Freunden traf er unter andern dort den Rath Kraus und den Engländer Gore, ebenfalls einen geschickten Maler, der sich seit einigen Jahren in Weimar niedergelassen hatte und mit Goethe sehr befreundet war; die Belagerung von Mainz „als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach", hatte sie herbeigelockt. Während des Bombardements, das am 27. Juni eröffnet ward, „machten sie so viele Brandstudien, daß es ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte". Der ausführliche Bericht, worin uns Goethe von dem Lagerleben und den Scenen der Belagerung in Kenntniß setzt, schon damals zum Theil an Herder und Jacobi übersandt, ist wiederum ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit, gewissermaßen Forschungsbegier, er Alles, was um ihn vorging, selbst die militärischen Stellungen und Bewegungen, verfolgte

und in Wort und Bild skizzirte. Oft wandelte ihn auch hier die Luſt an, der Gefahr ins Angeſicht zu blicken, wenn es galt, eine anziehende Erſcheinung, eine ungekannte Scene in der Nähe zu betrachten. „Man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüſten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperſchlange, ſtürzte man ſich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Trancheen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerſpringen, die Trümmer neben ſich niederſtürzen". Einſtmals gewann er einen Mann des Wachtpoſtens durch ein Trinkgeld, um ſich von ihm zu den äußerſten Schanzen führen zu laſſen; er ſtand endlich in der letzten Schanze des rechten Flügels', wo man hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein Paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechſelte. „Hier fand ich es nun, aufrichtig geſtanden, heiß genug, und man nahm ſich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers ſich wieder hervorthun wollte; man drückte ſich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr".

In manchen ruhigeren Stunden wandte ſich ſein Geiſt zu der gewohnten Beſchäftigung zurück. Die optiſchen Studien wurden fortgeſetzt, und am Reineke Fuchs ward fleißig gearbeitet. In die Gemüthsſtimmung jener Tage läßt uns ein noch vor dem eigentlichen Bombardement geſchriebener Brief an Jacobi einen Blick werfen: „Dein lieber Brief trifft mich hier und giebt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von einem Strohlager erhebe, und die freundlichſte Sonne in mein Zelt ſcheint. Ich ſchreibe gleich wieder und wünſche Euch Glück zu dem ſchönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwiſchen zerriſſenen Weinſtöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, ſtündlich den Tod unſerer

Freunde und Bekannten erwarten, und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe".

Nachdem der Commandant der unglücklichen Stadt die Capitulation abgeschlossen hatte, begann am Nachmittag des 24. Juli der Ausmarsch der 17000 Mann starken französischen Besatzung, der unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu fechten, mit allen Kriegsehren abzuziehen zugestanden worden war. Goethe gedenkt des „ergreifenden" Moments, wo eine Abtheilung französischer Jäger unter den Klängen des Marseillermarsches, dessen langsames, melancholisches Tempo zu den ernsten Gesichtern der Veteranen stimmte, an ihm vorüberritt. Für die Clubbisten war ein gleiches Zugeständniß nicht zu erlangen gewesen; gegen sie, die eigentlichen Urheber des Unheils, wandte sich der Haß der Bürger, vornehmlich der Vertriebenen, welche jetzt mit den Verbündeten wieder einzogen. Einigen Clubbisten gelang es zu entfliehen. Goethe war Augenzeuge, wie einer derselben von der Volkswuth, die man gewähren ließ, fürchterlich gemißhandelt wurde. Eine ähnliche Scene hätte sich beinahe unter den Fenstern seines Quartiers ereignet. Es erscholl plötzlich aus der Volksmenge der Ruf: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architecten, der erst die Domdechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat". Die Wuth galt einem Mann zu Pferde, der sich in dem Zuge der Franzosen befand; es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und die That war geschehen. Ohne die Gefahr, in die er sich begab, zu überlegen, sprang Goethe hinaus unter die Menge, und

auf ſein gebieteriſches Halt! trat die vollkommenſte Stille ein. Dann fuhr er laut und heftig ſprechend fort: „hier ſei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz daran ſei heilig; wenn ſie Unfug treiben und Rache üben wollten, ſo fänden ſie noch Raum genug. Wer ſie auch ſeien, ſo hätten ſie mitten in der deutſchen Armee keine andere Rolle zu ſpielen, als ruhige Zuſchauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und er leide an dieſer Stelle durchaus keine Gewaltthätigkeit" — und was er noch weiter in ähnlichem Sinne hinzuſetzte. Das Volk war nach und nach weiter zurückgetreten und ließ den Bedrohten ungefährdet ſeines Weges ziehen. Georg Forſter, einer der wenigen Clubbiſten, welche durch edle Motive verleitet worden waren mit den Franzoſen gemeinſchaftliche Sache zu machen, befand ſich damals in Paris, wo er, bitter enttäuſcht, im nächſten Jahre ſein Leben beſchloß; ſein Schickſal ging Goethe ſehr zu Herzen.

Am 26. ritt Goethe mit einigen Freunden in die verwüſtete Stadt, ſchmerzlich bewegt von der Erinnerung an glückliche friedliche Stunden, die er hier in Freundeskreiſen verlebt hatte, und von dem Anblicke der Verwüſtung, die ihm auf allen Schritten entgegentrat. „In Schutt und Trümmer war zuſammengeſtürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang"; die Bevölkerung von Mainz war auf 6000 herabgeſunken. Sein Freund Sömmering war wieder in das ausgeplünderte und übel zugerichtete Akademiegebäude eingezogen; wehmüthig betrachtete Goethe die verwüſteten Zimmer, „wo ſie vorm Jahre ſo heiter und traulich zu wechſelſeitigem Scherz und Belehrung freundſchaftlich beiſammen geſeſſen". Gleichwohl fand man Muße, ſich über die glücklich geborgenen werthvollen Präparate in belehrenden Geſprächen zu unterhalten. Mit Gore und Kraus begab er ſich auf die Citadelle und gedachte der heiteren

Jugendtage, wo er hier das Druſusdenkmal abgezeichnet hatte. Vom Wall ſowie vom Dom aus entwarf Gore eine Zeichnung der ganzen von der Belagerung entſtellten Stadt. Goethe war froh dem Anblick des Jammers wieder zu enteilen und beſuchte das gegenüberliegende Caſtel; „auf der Rheinbrücke holte man noch friſchen Athem wie vor Alters und betrog ſich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wiederkommen könne".

Bald darauf zogen die Regimenter ab. Goethe ward zu ſeiner Freude der Verpflichtung entlaſſen, als Begleiter des Herzogs an dem Ungemach des Feldzuges noch ferner theilzunehmen; er erhielt Urlaub nach Hauſe zurückzukehren. Indeß wünſchte er zuvor noch einige Wochen bei Freunden in den Rheingegenden zuzubringen. Schon aus dem Lager vor Mainz ſchrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Wie gern käme ich wieder zu Euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und ſtiegen an einem ſchönen Abende bei dem Mäuſethurm ans Land. Ich ſah dem Fluſſe nach, der zwiſchen die dunkeln Berge ſich hineindrängt und wünſchte mit ihm zu Euch zu gehen. Eigentlich ſollte ich Schloſſern beſuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter iſt tödtlich krank, und es wäre mir entſetzlich, meine Schweſter zum zweitenmal ſterben zu ſehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchſt rührend ſind". Am 19. meldete er demſelben Freunde, er wolle nun doch Schloſſer beſuchen, da die arme Julie unterdeſſen [5. Juli] verſchieden ſei. Schloſſer, damals Director des Hofgerichts zu Karlsruhe, befand ſich mit ſeiner Familie auf der Heimkehr von einer Rheinreiſe und traf mit ihm in Heidelberg im Hauſe der alten treuen Freundin Delph zuſammen. In den wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen kam auch die Farbenlehre zur Sprache, über die ihm Goethe einen ausführlichen Vortrag hielt,

ohne ihm seine Theorie ganz einleuchtend machen zu können. Auch ein Aufsatz über wissenschaftliches Zusammenwirken der Fachgelehrten (wahrscheinlich der obenerwähnte) ward mitgetheilt, worauf jedoch Schlosser sehr ungläubig erwiderte, daß Goethe im Irrthum sei, wenn er sich einbilde, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und zu dem seinigen machen, und es könne überhaupt in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden. Daß zwischen beiden auch manche verletzende Aeußerungen vorfielen, hebt Goethe's Bericht wohl allzu scharf hervor; an Jacobi schrieb er am 10. August: „Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben". Goethe verweilte dann noch einige Tage bei der Mutter in Frankfurt, wo er mit Sömmering noch „einige sehr aufmunternde Conferenzen" hatte, und kehrte am 20. August in die behagliche Stille seines Hauses zurück, wohin er sich längst gesehnt. Auch jetzt wiederholte er sich die Worte seines in freundlicheren Tagen niedergeschriebenen Gedichtchens (Venedig, 1790):

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

Viertes Capitel.

1794 — 1796.

Die Weltgeschichte ging im Sturmschritt einher; alle Gemüther blickten mit ängstlicher Spannung in die Zukunft. Die Zeit war in Deutschland vorüber, wo man in politischen Gesprächen sich über Aristokratie und Volksrechte gegenseitig erhitzte und in naiver Unerfahrenheit mit dem Feuer der Freiheitsideen spielte; die Gräuel des Terrorismus hatten die Enthusiasten enttäuscht. Wenn sich nun in dem Augenblick, wo der Krieg bereits an Deutschlands Grenzen pochte, der Blick des Patrioten auf das eigene Vaterland wandte, so erregte hier die Schwäche und Haltlosigkeit der Vertheidigungsanstalten die größte Besorgniß. Innerer Zwiespalt lähmte die Kriegsunternehmungen; im Baseler Frieden (1795) trat Preußen von der Coalition zurück, und die Reichsverfassung ging ihrer völligen Auflösung entgegen. Die kleineren Staaten schwankten zwischen preußischen und östreichischen Interessen. Weimar ging mit Preußen. Ward es auch durch seine Lage im Norden der Demarcationslinie gegen die französischen Armeen gesichert, so machte doch die Stellung von Kursachsen, welches sein Contingent noch ferner bei der Reichsarmee ließ, auch fernere Unterhandlungen und Rüstungen nöthig. Der Herzog von

Weimar war indeß schon nach beendigtem Feldzuge von 1793 aus dem preußischen Dienst ausgetreten. Goethe war im Lager bei Aschersleben gegenwärtig, als der Herzog von seinem Armeecorps Abschied nahm. „Das Wehklagen des Regiments", berichtet er, „war groß durch alle Stufen. Sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen."

Indeß hatte sich Goethe über die dadurch auch für ihn herbeigeführte Aenderung seiner Lebensweise nur zu freuen, indem er sich von jetzt an ungestörter seinen friedlichen Beschäftigungen hingeben konnte. Einen Auftrag, der ihn noch einmal auf den Schauplatz des Krieges geführt haben würde, lehnte er ab. Doch ward während der Kriegsstürme sein Gemüth durch Sorge und Schmerz stets dort zu verweilen genöthigt, wo theure Angehörige und Freunde von den Ereignissen unmittelbar berührt wurden. Ihm wurden von dort her manche Schatzkästchen und Kostbarkeiten zum Aufbewahren eingesandt, Zeugnisse sowohl des Zutrauens, als der dort herrschenden Angst und Noth. Viele seiner Freunde flüchteten damals, um vor den Drangsalen des Krieges sich zu retten, vom heimischen Herde. Jacobi verließ, um dem Kriegslärm auszuweichen, im Herbst 1794 sein freundliches Pempelfort, von wo er noch vor kurzem, die Trennung von der friedlichen Wohnung, zu der er nicht wieder zurückkehren sollte, nicht ahnend, in der Widmung des Woldemar dem Freunde in der Ferne den Gruß wärmster Liebe und Verehrung hinübergesandt hatte. „Es war mir so schmerzlich," schrieb ihm Goethe

am 31. October, „als wenn ich mit Dir hätte auswandern ſollen.“ Jacobi lebte ſeitdem mehrere Jahre in Freundeskreiſen zu Hamburg und im Holſteiniſchen, namentlich mit Claudius, Stolberg und der geiſtvollen Gräfin Julie von Reventlow, bis er 1799 Eutin zu ſeinem Wohnſitz wählte und zur Ruhe ſeiner Studien zurückkehren konnte. Goethe wurde mehrmals dringend nach Eutin eingeladen, und die Verheirathung ſeiner Nichte Luiſe Schloſſer mit Ludwig Nicolovius, der ſie in Pempelfort kennen gelernt hatte und mit ihr nach Eutin zog, ſchien dazu eine noch nähere Veranlaſſung zu ſein. Allein ihn lockte nicht die pietiſtiſche Beſchränktheit jener Kreiſe ſowie die ſcheinheilige Geziertheit und Prüderie, welche er beim Erſcheinen ſeines Wilhelm Meiſter von neuem zu erfahren Gelegenheit hatte, „nach den nordiſchen Sumpf- und Waſſerneſtern“, vor denen er ſeinen Jacobi warnte, weil er ihnen „nichts Gutes zutraute“. Neue Lectionen dort perſönlich entgegenzunehmen, fühlte er keinen Trieb.

Um dieſelbe Zeit wie Jacobi verließ auch Schloſſer die Rheingegenden. Er trat 1794 aus dem markgräflich-badiſchem Staatsdienſt und ſiedelte nach Ansbach über, welches er 1796 mit Eutin und im folgenden Jahre mit ſeiner Vaterſtadt vertauſchte, wo ihn 1799 ein unerwarteter Tod abrief. Goethe's Mutter hielt in Frankfurt ſtandhaft aus, obwohl der Sohn bereits Vorbereitungen getroffen hatte, ſie bei ſich aufzunehmen. Auf ſein Anrathen verkaufte ſie den wohlbeſetzten Weinkeller, die Bibliothek und die werthvolle Gemäldeſammlung, endlich auch das Haus und das entbehrliche Mobiliar und bezog ein ſchönes neues Quartier an der Hauptwache, das ſie bald darauf, beim Bombardement 1796 nach Offenbach flüchtend, wieder verlaſſen mußte; ihre Habſeligkeiten hatte ſie in feuerfeſte Keller gerettet. Goethe ſelbſt beſchäftigte manchmal der

Gedanke an die Möglichkeit, bei annähernder Gefahr fortziehen zu müſſen, und wenn er dennoch mitten in bedrohlichen Zeitläuften mit emſiger Thätigkeit ſeinen Geſchäften und Studien nachging, mochte er ſich wohl mit jenem Bauer vergleichen, der während der Mainzer Belagerung im Bereich der Kanonen hinter einem Schanzkorbe, den er von Stelle zu Stelle ſchob, ruhig ſein Feld beſtellte.

Nach der Rückkehr von der Campagne des Jahres 1793 war des Dichters nächſte Beſchäftigung, an den Reineke Fuchs die letzte Hand zu legen, ſo daß gegen den Winter der Druck beginnen konnte. „Es macht mir noch viel Mühe" ſchreibt er am 18. November an Jacobi — „dem Verſe die Aiſance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht ſo kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; ſo mag es aber gehen, daß ich ihn los werde." Er theilte Wieland und Herder die Handſchrift zur Durchſicht mit und bat ſie, Verbeſſerungsvorſchläge anzumerken. Wie ſich erwarten ließ, fand J. H. Voß, als Hexameter-Fürſt in großem Anſehen, an den Goethe'ſchen Hexametern viel auszuſetzen. Allein obgleich Goethe ſelbſt ſie ſehr beſcheiden in Vergleich mit Voß' philologiſcher Technik herabſetzt und offen bekennt, ſie nur dem Gehör nachgebildet zu haben, ſo wird man doch trotz mancher proſodiſchen Mängel den leicht hinfließenden Rhythmus des Goethe'ſchen Verſes dem Genius unſerer Sprache angemeſſener finden, als die ſteifleinene Structur der Voſſiſchen Hexameter. Dies erkannte Knebel, der feine Kenner antiker Metrik, ſchon damals an, indem er Goethe's Reineke Fuchs „das beſte und der Sprache eigenthümlichſte Product deutſcher Proſodie" nannte.

Der Leitung des Theaters widmete Goethe auch ferner viel Zeit und Kräfte. Seitdem er mit Sinn und Neigung wieder auf das Bühnenweſen einging und auch dieſer Sphäre

seiner Thätigkeit einen poetischen Reiz abgewann, war ihm sein Roman Wilhelm Meister um vieles näher getreten, welchen er beständig, selbst in Italien, als ein Gefäß, worin er einen Theil seiner Kunst- und Weltbetrachtungen niederzulegen gedachte, im Auge behalten hatte. Seit 1791 begann er das Vorhandene gelegentlich zu ordnen und zu überarbeiten. Er betrachtete es auf seinem jetzigen Standpuncte als seine Aufgabe, den früheren Entwurf, der sich allzu ausführlich in der Darstellung der dramatischen Kunst erging und zu sehr in den Kreisen des Schauspielerlebens verweilte, mehr zusammenzudrängen (er ward fast um ein Drittel verkürzt), damit dieser Theil der Lehrjahre des Helden nur als ein einzelnes Moment, als der Durchgangspunct zu höherer Geistes- und Charakterbildung erscheine. Aus des Dichters eigener Bildungsgeschichte ist die Idee des Romans entnommen. Es ist die Versöhnung der poetisch-phantastischen Auffassung des Lebens mit der Wirklichkeit, die Erziehung für die Welt. Der Held wird durch die Conflicte des Lebens, durch eine Reihe sich stufenweise steigender Verhältnisse hindurchgeführt, damit er durch sie lerne, sein Inneres mit den Bedingungen der Außenwelt, wenn auch mit manchen Entsagungen, in Harmonie zu setzen, und die Kraft gewinne, sich durch seine Thätigkeit für das Verlorene neue Stellungen des Lebens zu schaffen. Es ward daher dieser Roman, wie Faust, eine Dichtung, die sich nicht in sich selbst abschließt, sondern immer vorwärts weist. Froh, über den Anfang hinaus zu sein, ließ Goethe, da der Verleger ihn drängte, 1794 den Abdruck des ersten Bandes vor sich gehen. Wegen der Fortsetzung war er nicht ohne Sorge; doch hoffte er, daß die Nothwendigkeit der beste Rathgeber sein werde.

Ungeachtet dieser umfangreichen Production fand er dennoch in diesen Jahren, deren hohe geistige Anspannung

nur mit der italieniſchen Studienzeit verglichen werden kann, noch Muße für viele poetiſche Nebenarbeiten. Er vermochte auch ſeine übrigen Geiſtesrichtungen zu verfolgen und den Geſchäften, die ihm neben der Theaterleitung oblagen, die gewohnte Thätigkeit zu widmen. Seine anderweitigen Amtsgeſchäfte zogen ihn oft auch nach Ilmenau und Jena hinüber, und es bewährte ſich die frühere Erfahrung, daß er von ſolchen Ausflügen ſtets den beſten Gewinn für Poeſie und Wiſſenſchaft heimbrachte.

Nach Ilmenau riefen ihn mehrmals die Bergbauangelegenheiten, die ihm gemeinſchaftlich mit dem Geheimrath von Voigt oblagen. An und für ſich boten ſie wenig Erfreuliches, da es ſich mehr und mehr herausſtellte, daß bei den beſchränkten Mitteln von dem iſolirt gewagten Unternehmen kein Gewinn zu erreichen ſei. Nur durch neue Bewilligung von Zuſchüſſen ward verhindert, daß das Bergwerk ſchon eher ins Stocken gerieth, als bis der Stollenbruch von 1795 dem dortigen Bergbau ein Ende machte. Es ward jedoch unſerm Dichter auch jetzt noch recht jugendlich wohl in dem ſtillen Thal zwiſchen den ſanften waldbewachſenen Höhen, beſonders da er häufig ſeinen Knaben dort mit ſich herumführen konnte, „der dieſe Gegend mit friſchem kindlichen Sinn wieder auffaßte, alle Gegenſtände, Verhältniſſe, Thätigkeiten mit neuer Lebensluſt ergriff und viel entſchiedener, als mit Worten hätte geſchehen können, durch die That ausſprach, daß dem Abgeſtorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menſchen an dieſer Erde niemals erlöſchen könne.“ Hier ward Wilhelm Meiſter fortgeführt, und man erkennt aufs neue, wie das eigene Erlebniß den Einſchlag zum Gewebe des Romans darbot; hier ward Hermann und Dorothea entworfen.

Zu den wiſſenſchaftlichen Beziehungen, die Goethe

ſeit Jahren mit den Lehrern der Univerſität Jena unterhielt, war jetzt auch ein neues engeres Band hinzugekommen, ſeit ihm die Leitung und Oberaufſicht der dortigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten übertragen war. Bei dem einſichtsvollen Eingehen des Herzogs auf die Naturſtudien ward es Goethe's Verwaltung möglich, ſelbſt bei nicht reichlich fließenden Mitteln, dieſen Zweig der Univerſitätsſtudien aus der Abhängigkeit von der mediciniſchen Fachwiſſenſchaft zu befreien und die darauf bezüglichen Anſtalten theils zu erweitern, theils neu zu gründen. Er ordnete und vergrößerte die naturhiſtoriſchen Sammlungen und ließ unter ſeiner Leitung 1794 den neuen botaniſchen Garten anlegen, der in dem kenntnißreichen, thätigen Profeſſor Batſch einen trefflichen Vorſteher erhielt. Später wurde der botaniſche Garten erweitert. Goethe bemühte ſich überall ſelbſt zu lernen und an Strebende ſich anzuſchließen; daher ſchämte er ſich auch nicht als Lernender zu den Füßen der Meiſter zu ſitzen. Regelmäßig wohnte er den Sitzungen der unter Batſch' Leitung gebildeten naturforſchenden Geſellſchaft bei. Als er ſich im Januar 1795 einige Wochen in Jena aufhielt, wanderte er in Begleitung Meyer's ſowie der zur Zeit dort anweſenden Brüder Humboldt in den frühen Morgenſtunden, oft durch tiefen Schnee, zu dem Hörſaal des Hofraths Loder, der über Bänderlehre, einen höchſt wichtigen Theil der Anatomie, Vorleſungen hielt. Zugleich wurden mit Göttling chemiſche Verſuche angeſtellt. Fichte, vor kurzem an Reinhold's Stelle nach Jena berufen, zog Goethe durch ſeine tüchtige Perſönlichkeit und ſeinen wiſſenſchaftlichen Ernſt ſehr an, wenn gleich ſeine Vertheidigung der franzöſiſchen Revolution und ſeine Angriffe auf die ſupernaturaliſtiſche Religionslehre ſowie ſeine Streitigkeiten mit der jenaiſchen Facultät gleich anfangs zu manchen unangenehmen Händeln Veranlaſſung gaben, wobei Goethe

gemäß seiner amtlichen Stellung vielfach zu vermitteln und einzugreifen veranlaßt war. Durch Fichte's „Wissenschaftslehre" wurde in ihm der Trieb aufs neue erregt, die Fortschritte der deutschen Philosophie aufmerksam zu verfolgen; mit welch lebhaftem Interesse beweist uns der Brief vom 24. Juni, worin er ihm seinen Dank für die übersandten ersten Bogen der „Wissenschaftslehre" ausspricht. „Das Uebersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse. Nach meiner Ueberzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille sehr lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohlthat erweisen und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte."

In Verbindung mit den jugendfrischen, kräftig emporstrebenden Talenten, welche sich damals auf der rasch aufblühenden Universität Jena sammelten und sie zu einem leuchtenden Mittelpuncte deutschen Geisteslebens machten, erhielt Goethe, was sein vorwärts dringender Geist im Verkehr mit den gealterten Freunden in Weimar seit lange entbehrt hatte, lebendige Anregung, und seinem Geiste wuchsen neue Schwingen. War dies vielleicht das Gefühl, welches ihn antrieb, im Jahre 1795 ein Drama der befreite Prometheus zu beginnen? Jena wurde seit der Zeit sein Asyl, sobald sich sein Geist in die Stille zurückzog, um ungestört arbeiten und schaffen zu können. Er fühlte sich in eine erquickendere Atmosphäre versetzt, die Rede floß offener und lebendiger von seinen Lippen, und

sein ganzes Wesen erschien liebenswürdiger, als wo ihn die steifen Formen der Residenz beengten. Als ein Beweis seiner Uneigennützigkeit verdient angeführt zu werden, daß er stets die Kosten seines Aufenthaltes in Jena, auch wenn er zunächst durch amtliche Verhältnisse dorthin gerufen ward, aus eigenen Mitteln bestritt.

In den Wochen, welche er im Januar 1795 mit Alexander von Humboldt verlebte — schon von Baireuth aus, wo er die Stelle eines Oberbergmeisters bekleidete, hatte dieser mit ihm einen naturwissenschaftlichen Briefwechsel unterhalten — wurde das ganze Gebiet der Naturwissenschaft durchsprochen. Seitdem berührten sie sich mehrmals. Jeder Besuch Humboldt's war für Goethe von reichem Gewinn. Wie er ihn in späteren Jahren einem Brunnen mit vielen Röhren vergleicht, wo man nur Gefäße unterzuhalten brauche und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströme, in gleichem Sinne urtheilte er auch damals bei dessen Besuche im Jahre 1797 (in einem Briefe an Knebel): seine Gegenwart reiche allein hin, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen; sie bringe Alles in Bewegung, was nur chemisch, physisch und physiologisch interessant sein könne. Goethe's morphologische Ansichten begegneten bei dem jugendlichen, geistvollen Naturforscher einer ermuthigenden Auffassung. Da er den Brüdern Humboldt seine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mittheilte, so ward er dringend aufgefordert, sie niederzuschreiben. Daraus entstand der „erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" (1795), worin er einen anatomischen Typus für den organischen Bau der Thiere aufstellte; zur Erläuterung schrieb er im folgenden Jahre „Vorträge über die drei ersten Capitel des Entwurfs".

Ueber die gleichzeitige Beſchäftigung mit den Problemen der Farbenlehre giebt uns Goethe in einem Briefe an Jacobi vom 20. December 1794 ein Bekenntniß, in welchem uns der hohe Ernſt ſeines geiſtigen Strebens entgegentritt: „Der Dir geſagt hat, ich habe meine optiſchen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schritts mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zuſammen, wie er wohl noch nicht beiſammen geweſen iſt. Die Materie, wie Du weißt, iſt höchſt intereſſant, und die Bearbeitung eine ſolche Uebung des Geiſtes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaſchen, ſie zu Verſuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorſtellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Erſten ſo aufmerkſam, bei dem Zweiten ſo genau als möglich zu ſein, beim Dritten vollſtändig zu werden und beim Vierten vielſeitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung des armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch ſonſt keine Idee gehabt habe". Wenn er dabei die Klage über die Fachgelehrten wiederholt, ſo hat er doch namentlich von Sömmering zu rühmen, daß ſein Eingreifen geiſtreich und ſelbſt ſein Widerſpruch fördernd geweſen ſei. Eher hatte er ſich über Lichtenberg zu beklagen, der ungeachtet ihrer Correſpondenz über optiſche Gegenſtände in ſeiner neueſten Ausgabe von Erxleben's Naturlehre der Verſuche Goethe's auch nicht mit einem Worte gedachte.

Indeß muß Goethe ſelbſt eingeſtehen, daß durch die wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ein Zwieſpalt in ſeinem Daſein entſtanden ſei, indem die Anrechte, welche Poeſie und Kunſt geltend machten, ſich mit jenen nicht ganz verſöhnen ließen. Völlig ward dieſer erſt ausgeglichen, als ſich mit dem Jahre 1794 das Verhältniß zu Schiller zu

einer innigen Freundſchaft geſtaltete und jenen herrlichen Geiſtesbund zwiſchen den beiden größten Dichtern herbeiführte, der für die Entwicklung ihres Geiſtes und dadurch für unſere Literatur überhaupt von der ſegensreichſten Bedeutung ward. In freudiger Erinnerung blickt Goethe auf jene Jahre zurück, als auf einen „neuen Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging“. Werfen wir einige Rückblicke auf die vorangegangenen flüchtigen Berührungen beider Dichter[13]).

Im Jahre 1787 verweilte Schiller zum erſtenmal in Weimar, damals ſchon ein gefeierter Dichtername und ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos auch über die Kreiſe hinaus, in denen die Räuber und verwandte Erzeugniſſe des ſtürmenden Jugenddranges gezündet hatten. In den literariſchen Cirkeln Weimars und bei den dortigen Notabilitäten, Herder und Wieland, fand er ein freundliches Entgegenkommen; Goethe war in Italien. Der ſcharfe Ton, mit dem er in ſeinen Briefen an Körner Einzelheiten von Goethe erzählt, die einfach referirende Weiſe, womit er die aus Herder's Munde in den wärmſten Ausdrücken hervorſtrömende Charakteriſtik mittheilt, beweiſen hinlänglich, daß er Goethe nicht mit der Begeiſterung eines Verehrers, nicht mit dem Verlangen, durch den Umgang mit ihm in eine neue Schule der poetiſchen Kunſt zu kommen, entgegenſah; vielmehr hatte er ſchon bei ſeinem Namen jene unheimliche Empfindung, wie ſie nach ſeinem ſeltſamen Geſtändniß Brutus und Caſſius dem Cäſar gegenüber gehabt haben müßten. In dieſe Zeit fiel die ſtrenge, abſprechende Recenſion des Egmont.

In dem Sommer 1788, wo Goethe aus Italien zurückkehrte, wohnte Schiller in Rudolſtadt und dem nahen Volkſtädt, beſchäftigt mit der Bearbeitung der Geſchichte

des Abfalls der Niederlande und zugleich beglückt durch den Umgang in dem Familienkreise der Frau von Lengefeld, deren jüngste Tochter Charlotte nachmals seine Lebensgefährtin ward. Am 7. September, einem Sonntag, traf Goethe, der in Begleitung von Caroline Herder und Frau von Stein zu einem Besuche bei dieser auch ihm befreundeten und ihn innig verehrenden Familie herübergekommen war, mit Schiller zusammen. Zu einer herzlichen Annäherung, wie die Freundinnen gehofft hatten, konnten diese Stunden nicht führen. Schiller's erste dramatische Werke, die letzten Nachklänge der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, waren Goethe zuwider, „weil ein kraftvolles, aber unreises Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte". Wenn er auch anerkannte, daß der Dichter im Don Carlos sich bemüht habe, „sich zu beschränken und dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen", so war er doch nach dem Läuterungsprocesse, den seine Kunstansichten in Italien durchgearbeitet hatten, nicht fähig, sich mit dieser Dichtung zu befreunden. „Den redlichen und so seltenen Ernst," — so äußert er sich jedoch später offen gegen Schiller — „der in allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, habe ich immer zu schätzen gewußt." Die Freundinnen erwarteten von Goethe freundlichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen. Dieser aber befand sich damals im Zenith des jugendlichen Dichterstolzes, und wie er mit dem Selbstgefühl eines Marquis Posa vor Könige hingetreten wäre, so stand er auch jetzt als ein kalter schweigsamer Beobachter im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Dichter gegenüber, dessen „erster Anblick schon die hohe Meinung, die man ihm von dieser

anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief herunterstimmte". „Im Ganzen genommen" — äußert er in einem Briefe an Körner — „ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren". Weit herber lauteten seine mündlichen Aeußerungen.

Als Schiller im November nach Weimar zurückgekehrt war, lebte er sehr zurückgezogen. Ob er gleich seinem Freunde Körner mittheilt, daß Goethe „die Götter Griechenlands" sehr günstig beurtheilt habe und ihm an dessen Urtheil viel liege, so suchte er ihn doch nur selten auf, und in den Worten „dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat" — bricht wieder die Empfindung des Cassius hervor. Auch Goethe gesteht Schiller gemieden zu haben (ein Freund war späterhin Zeuge, daß die reuige Erinnerung ihm Thränen kostete) und besonders im Verkehr mit Moritz in der Abneigung gegen Schiller's Dichtungen leidenschaftlich bestärkt worden zu sein. Dessenungeachtet wandte er seinen Einfluß keineswegs gegen ihn. Als auf Anregung der Frau von Stein und des Coadjutors von Dalberg, der Schiller sehr hochschätzte, beim Herzoge die Berufung Schiller's an die Universität Jena betrieben wurde, leitete er in Gemeinschaft mit von Voigt die Sache ein. Sein Rescript rühmt

Schiller's Gaben und seine Leistungen im Fach der Geschichtsschreibung, zu welcher die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" eine vorzügliche Befähigung dargethan hatte. Er sprach dem angehenden Docenten Muth ein und ermunterte ihn gleichwie von Voigt mit dem docendo discitur. Schiller trat im Frühling 1789 sein Amt an und führte im nächsten Jahre seine Charlotte heim. Es folgten die glücklichen Jahre der tieferen Durchbildung, der Läuterung und Reife seines Geistes.

Im Herbst 1790 erhielt Schiller einen Besuch von Goethe, der aus Schlesien über Dresden kam, wo er, wie wir schon erwähnt haben, Körner's Bekanntschaft gemacht und sich viel mit ihm über Kunst und Kantische Philosophie unterhalten hatte. Diese war auch der Gegenstand seiner Unterredung mit Schiller, dem dabei „interessant war, wie er Alles in seiner eigenen Manier kleide und, was er lese, überraschend zurückgebe." Sie führte noch zu keiner Annäherung. Schiller gefiel die Goethe'sche Philosophie nicht: „sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole" — „aber," fügt er doch anerkennend hinzu, „sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne." Goethe schien aufs neue eingesehen zu haben, daß eine „ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen klaffte" und „an keine Vereinigung zu denken" sei. Die Kantische Philosophie, welche Schiller mit Freuden in sich aufnahm, „entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der

Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten.“ Diesen Gegensatz sprach Schiller's Abhandlung „über Anmuth und Würde“ deutlich aus, und wenn er dort das Genie als Günstling der Natur gegen die durch Anstrengung erworbene Kraft des Geistes mit einigen bittern Seitenbemerkungen herabsetzt, so waren seine Worte unstreitig direct gegen Goethe gerichtet. Es blieb daher auch das Zureden gemeinschaftlicher Freunde, unter andern Dalberg's, vergeblich. Die beiden großen Geister mußten sich im rechten Zeitpuncte selbst finden.

Schiller bereitete 1794 die Herausgabe der Horen vor, einer Zeitschrift, welche, der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur gewidmet, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen sollte. Auf das zur Mitwirkung einladende Schreiben antwortete Goethe unterm 24. Juni mit freundlicher Zusage und sprach die Hoffnung aus, es werde eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer seien, Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Im Juli kam Goethe nach Jena, und es dürfte erst in diese Tage das von Goethe erzählte folgenreiche Zusammentreffen in Batsch' naturforschender Gesellschaft zu verlegen sein, indem die Briefe an Körner diese Juli-Unterhaltungen als den ersten offenen Gedankenaustausch, als die erste Mittheilung der Hauptideen, zwischen denen sich eine unerwartete Uebereinstimmung gefunden habe, bezeichnen. Aus den obigen Angaben wissen wir schon, daß es nicht, wie Goethe's Worte schließen lassen, das erste Mal war, wo sie auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ihre Ansichten einander mittheilten.

Aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft gingen sie („zufällig“?) beide zugleich heraus. Ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller bemerkte unter An-

derm, „wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne". Hiemit berührte er den Angelpunct der Naturbetrachtung Goethe's, der darauf erwiderte: „daß es wohl eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen". Goethe ward dadurch veranlaßt, seine morphologischen Theorieen aus einander zu setzen, und fühlte sich durch das Gespräch so lebhaft angezogen, daß er Schillern auf sein Zimmer folgte, wo die Ideenentwickelung nach den beiderseitigen verschiedenen Gesichtspuncten fortgesetzt ward. „Es war eine merkwürdige Stunde", sagt Schiller's Schwägerin, Caroline von Wolzogen, „über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete".

In Folge des freundschaftlichen Austausches ihrer Gedanken sahen sie nicht mehr bloß die Linien, die sie trennten, sondern mehr die Beziehungen, die zwischen ihren Standpuncten obwalteten, das Ziel, worin ihre verschiedenen Wege zusammentrafen. Es war die künstlerische Productivität, welche die Radien ihres Wesens um einen Mittelpunct vereinigte. Sie zog Schiller mehr und mehr aus den ideellen Regionen der Speculation und lehrte ihn die reelle Welt mit Liebe ergreifen; sie schützte Goethe gegen mikrologisches Hingeben der Aufmerksamkeit an die äußeren Gegenstände und ließ ihn den innern Menschen mit mehr Wärme erfassen. Jeder hob daher und stärkte die Dichterkraft des Andern, und es gilt von der ganzen Zeit ihrer Freundschaft, was Schiller von jenen ersten Gesprächen sagt: „Ein jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen". Goethe äußerte in einem Briefe an Meyer über das Zusammensein mit

Schiller, er habe lange nicht ſolch einen geiſtigen Genuß gehabt, wie in jenen Tagen, und erwiderte Schillers freundſchaftliche Worte mit dem Geſtändniß, daß auch er von den Tagen jener Unterhaltungen an eine Epoche rechne[14]).

Nach der Rückkehr von einer Geſchäftsreiſe nach Deſſau, die ihn auch nach Dresden und zu ihrem gemeinſchaftlichen Freunde Körner führte, erhielt Goethe von Schiller einen ausführlichen, mit der Abſicht vertraulicher Annäherung verfaßten Brief (vom 23. Auguſt), worin er „mit freundſchaftlicher Hand die Summe ſeiner Exiſtenz gezogen" ſah und den Beweis fand, daß ſeine Eigenthümlichkeit als ſolche nicht nur von Schiller begriffen, ſondern auch anerkannt ſei. „Lange ſchon hab' ich" — ſchreibt Schiller — „obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneueter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen: eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält".

Mit eben derſelben Klarheit und Selbſterkenntniß zeichnet Schiller in dem folgenden Briefe (31. Auguſt),

auf Goethe's Veranlaſſung, ſeine eigene geiſtige Individualität. „Unſere ſpäte, aber mir manche ſchöne Hoffnung erweckende Bekanntſchaft", heißt es im Eingange, „iſt mir abermals ein Beweis, wie viel beſſer man oft thut, den Zufall machen zu laſſen, als ihm durch zu viele Geſchäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwiſchen dem Geiſt des Schriftſtellers und ſeinem aufmerkſamſten Leſer möglich iſt, ſo begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, ſo viel von dem Wege noch übrig ſein mag, in Gemeinſchaft durchwandeln werden, und mit um ſo größerm Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben". Beſcheiden ſtellt er ſodann den kleinen Kreis ſeiner Anſchauungen und Begriffe neben die große Ideenwelt, die Goethe beherrſche, und geſteht von ſich ein, er ſchwebe zwiſchen dem Begriffe und der Anſchauung, zwiſchen der Reflexion und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie. Gewöhnlich habe ihn der Poet übereilt, wo er philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt, wo er dichten wollte. Ein ſchöneres Loos, meint er, würde ihm noch zu Theil werden, wenn er dieſer beiden Kräfte in ſo weit Meiſter werden könne, daß er einer jeden mit Freiheit ihre Grenzen zu beſtimmen vermöge. Goethe überſandte an Schiller einen Aufſatz, worin er die Erklärung der Schönheit, daß ſie Vollkommenheit mit Freiheit ſei, auf organiſche Naturen anwandte; Schiller theilte ihm das Manuſcript ſeiner Abhandlung über das Erhabene mit. „Ueber alle Hauptpuncte, ſehe ich", — konnte Goethe jetzt erwidern (4. Sept.) — „ſind

wir einig, und was die Abweichungen der Standpuncte, der Verbindungsart, des Ausdrucks betrifft, so zeugen diese von dem Reichthum des Objects und der ihm correspondirenden Mannigfaltigkeit der Subjecte".

Am 14. September kam Schiller auf Goethe's dringende Einladung in Begleitung Wilhelms von Humboldt nach Weimar und wohnte vierzehn Tage bei ihm. Da der Hof sich auf einige Zeit in Eisenach aufhielt, so konnte Goethe ungestört ganz seinen Freunden angehören. „Jeden Augenblick," — schreibt Schiller an Körner, — „wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen.... Ich bin sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden, und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat." Dies waren die ersten jener gedankenreichen „Conferenzen", die seitdem abwechselnd in Weimar und Jena gehalten wurden und oft einen Wilhelm und Alexander von Humboldt und andere ausgezeichnete Männer jener großen Literaturepoche zu Genossen hatten.

Schiller wurde durch die Herausgabe der Horen und durch die Bearbeitung des Wallenstein, Goethe durch die Vollendung des Wilhelm Meister in den nächsten Jahren in der höchsten Anspannung der productiven Kräfte gehalten. Die ersten beiden Bücher des Wilhelm Meister sah Schiller erst im Abdruck, die folgenden begleitete er schrittweise mit seiner rathenden Kritik, deren Forderungen Goethe durch mehrere Aenderungen Genüge zu thun suchte; über manche Bücher wurden förmliche Berathungen gehalten. Die Ausarbeitung der „Bekenntnisse einer schönen Seele", jenes bewundernswerthen Mittelgliedes in den Schilderungen des Romans, fällt in die erste Hälfte des März 1795. Goethe schreibt darüber unterm 18. März an Schiller: „Vorige

Woche bin ich von einem ſonderbaren Inſtinct befallen worden, der glücklicherweiſe noch fortdauert. Ich bekam Luſt, das religiöſe Buch meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelſten Täuſchungen und auf der zarteſten Verwechslung des Subjectiven und Objectiven beruht, ſo gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu, als vielleicht zu einem andern Theile. Und doch wäre, wie Sie ſeiner Zeit ſehen werden, eine ſolche Darſtellung unmöglich geweſen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu geſammelt hätte.“ Die hinterlaſſenen Selbſtbekenntniſſe des Fräulein von Klettenberg liegen zum Grunde.

Die Bewunderung, womit Schiller den Roman aufnahm, das Lob, das er allen einzelnen Theilen deſſelben ſpendet, ſelbſt denen, die den Helden in niederer Sphäre des Lebens ſich bewegen laſſen, iſt ein Zeugniß, daß Schiller die Einſeitigkeit ſeiner idealen Natur überwunden hatte und auf der jetzt gewonnenen Stufe ſeiner äſthetiſchen Anſicht mit dem Ausſpruch: „ſobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf“ — den engherzigen moraliſchen Standpunct der Jacobi'ſchen Kritik von ſich wies. Schon der erſte Theil, worin die Schilderung der lockeren Schauſpielerwirthſchaft manchen Anſtoß ſelbſt bei einem Freunde wie Herder erregte, hatte, wie er an Körner ſchreibt, ſeine Erwartungen weit übertroffen. „Es giebt wenig Kunſtwerke, wo das Objective ſo herrſchend iſt — die lebendigſte Darſtellung der Leidenſchaft abwechſelnd mit dem ruhigſten, einfachſten Ton der Erzählung“ — was ihm die Aeußerung abnöthigt, daß der Dichter der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph nur eine Caricatur gegen ihn ſei. Sein Entzücken ſteigt mit dem Fortgange des Romans: er möchte

mit dem nicht gut Freund ſein, der dieſen nicht zu ſchätzen wüßte. In ſolch freudigen Antheil ſtimmen Körner und W. von Humboldt ein; das war der Freundeskreis, in dem Goethe jetzt ſeine Welt ſah; ihr Beifall war ihm eine belebende Stärkung ſeiner Dichterkraft und entſchädigte ihn für manche unfreundliche Stimmen des Publicums, die ſelbſt durch die engherzige Moralanſicht eines Schloſſer, Jacobi und Stolberg, bei dem nur die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele" Gnade fanden, verſtärkt wurden. Daß er ſich nunmehr zu Jacobi und Herder minder hingezogen fühlte und dieſe alten Freundſchaftsbande zwar nicht löſte, aber doch lockerte, war die natürliche Wirkung nicht ſowohl des momentanen Unwillens, als überhaupt des Geiſtesfrühlings, von dem er ſich jetzt wie neubelebt fühlte.

Zuletzt faſt ermüdet von den Anſtrengungen, welche die letzten Bücher des Romans in Anſpruch genommen hatten, brachte Goethe im Sommer des Jahres 1796 das Werk zum Abſchluß, der nicht gerade gelungen genannt werden kann. Er ließ jedoch „Verzahnungen" ſtehen, die auf künftige Fortſetzung deuteten. Schiller rechnete es zu dem ſchönſten Glück ſeines Daſeins, daß er die Vollendung dieſes Meiſterwerkes erlebe, daß ſie noch in die Periode ſeiner ſtrebenden Kräfte falle und er noch aus dieſer reinen Quelle ſchöpfen könne. Das Verhältniß der Freunde und ihr inniges Verſtändniß ſpricht ſich am ſchönſten in den Worten Schiller's aus: „Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werks bewegte. Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger, als ſie ſein wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Kriſe meines Geiſtes ſein; ſie iſt aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen

können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es, und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist."

Um Schiller bei der Herausgabe der Horen und des demnächst hinzutretenden Musenalmanachs behülflich zu sein, ward Goethe veranlaßt, manches Aeltere hervorzusuchen und zu redigiren, sowie durch kleinere Dichtungen sich von der Arbeit am Roman eine Ausspannung zu gewähren. Die römischen Elegieen erschienen in den Horen, eine Auswahl von Epigrammen der letzten Jahre, mit den venetianischen zu einem Cyklus verbunden, brachte der Musenalmanach. Auch die Episteln, welche eine größere Folge anmuthiger Lehrdichtungen eröffnen sollten, wurden dadurch hervorgerufen, und die Elegieen fortgesetzt. Alexis und Dora, ein reizendes lyrisch-idyllisches Gemälde, ursprünglich daher Idylle überschrieben, tritt schon an den Eingang zur epischen Dichtung, zu der er sich jetzt mehr als zur dramatischen hingezogen fühlte. Daß Hero und Leander nicht in ähnlicher Behandlungsweise zur Ausführung gedieh, ist zu bedauern, da dieser Stoff weit mehr für ihn, als für Schiller, vorhanden war.

Es war für Goethe ein erwünschtes Ereigniß, daß Voß, dessen Homerübersetzung und Luise er sehr hoch hielt, auf seiner Reise im Jahre 1794 auch Weimar berührte, wenn auch nicht von den literarischen Größen dorthin gezogen, von denen er bei seiner beschränkten Bildung und einseitigen Richtung nicht geeignet war zu lernen und neue Geistesanregung zu empfangen. Von Goethe hielt ihn anfangs sogar das Vorurtheil zurück, daß er aus Verach-

tung des bürgerlichen Standes ſich habe adeln laſſen, bis man ihn über das wahre Sachverhältniß aufklärte. Wiederholt las Voß in Gegenwart der Dichter Weimars aus ſeinem Homer vor und war erfreut, ſeinen Hexametern Freunde zu gewinnen. Goethe ließ ſich ganz beſonders angelegen ſein, aus den Erörterungen ſeiner Anſichten über deutſche Proſodie und Metrik Gewinn zu ziehen. „Voß war hier", — ſchreibt er an Meyer in ſeiner alles Tüchtige bereitwillig anerkennenden Humanität — „ein recht wackerer liebenswürdiger Mann, offen, und dem es ſtrenger Ernſt iſt um das, was er thut..... Es war mir ſehr lieb, ihn geſehen, geſprochen und die Grundſätze, wonach er arbeitet, von ihm ſelbſt gehört zu haben. So läßt ſich nun das, was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium ſeiner Individualität begreifen". Goethe gab ſich ſeitdem der Homeriſchen Dichtung mit wachſendem Intereſſe hin, das im nächſten Jahre durch Wolf's Prolegomena zum Homer, die epochemachende kritiſche Unterſuchung der Entſtehung des Homeriſchen Epos, noch lebhafter angeregt wurde. Bei mehreren Abendverſammlungen der gelehrten Freitagsgeſellſchaft, die ſich in ſeinem Hauſe verſammelte, las er die Ilias in ſo ſchönem Vortrage vor, daß Humboldt und Böttiger mit Entzücken von jenen genußreichen Stunden ſprechen. Daher fühlte er ſich zu einem ähnlichen Verſuch der Bearbeitung Homeriſcher Gedichte angetrieben und überſetzte einen Theil des Hymnus auf Apollo, den die Horen anonym brachten [15]).

Die Erzählungen deutſcher Ausgewanderten kamen durch die Horen ebenfalls wieder in Fluß und geſtalteten ſich zu einem Novellenkranz, der durch die Unterhaltungen der Geſellſchaft zuſammengehalten ward. Ein Theil fließt aus ältern Novellenſtoffen, andere ſind freie Erfindungen des Dichters. An vier geſpenſtiſche und myſte-

riöſe Erzählungen reihen ſich zwei moraliſchen Inhalts, unter denen die Geſchichte vom Procurator dem Dichter am längſten im Sinn gelegen zu haben ſcheint. Den Schluß macht „das Märchen" von der Erlöſung der verzauberten Lilie, eine meiſterhafte Dichtung, in der die beweglichſte Phantaſie mit ſymboliſchen Räthſeln heiter ſpielt, doch voll tiefen Sinnes, deſſen Deutung damals wie jetzt den Auslegern viel zu ſchaffen gemacht hat [16]).

Mit der dichteriſchen Productivität gingen die theoretiſchen Erörterungen Hand in Hand. Ueber das Weſen der künſtleriſchen Compoſition und die Grenzen der Dichtungsarten ward viel zwiſchen beiden Dichtern verhandelt. Die ſchönſte Frucht ihrer äſthetiſchen Erörterungen iſt Schiller's Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung. Goethe überſetzte für die Horen, als geiſtige Beſchäftigung während des zerſtreuenden Aufenthalts am Hofe zu Eiſenach, den „Verſuch über die Dichtungen" von Frau von Stael, hauptſächlich weil Schiller eine Beigabe von Anmerkungen und Abhandlungen beabſichtigte, was nicht zur Ausführung kam. In Betreff der kunſtgeſchichtlichen Studien war ihm Meyer als kenntnißreicher Freund zur Seite. Von ihm begleitet, „ſchwelgte" er, als er 1794 nach einem kurzen Aufenthalt in Deſſau auch Dresden beſuchte, in dem Genuß der dortigen Gemäldegallerie.

Im October 1795 reiſte Meyer nach Italien. Auch Goethe's Sinn ſtand dorthin; er hoffte ſeinem Freunde im nächſten Jahre folgen zu können. Nicht nur den Werken der Kunſt, ſondern auch dem Lande und der nationalen Cultur des älteren und des neueren Italiens wollte er aufs neue ein umfaſſendes Studium widmen, weshalb er ſich noch durch eine längere gründliche Vorbereitung zu dieſer Aufgabe zu befähigen unternahm. Als ſich jedoch im Sommer 1796, wo die Reiſe vor ſich gehen ſollte, die Fluthen des

Revolutionskriegs über Italien ergoſſen, mußte er die Hoffnung aufgeben; was er damals ahnte, daß ſie damit für immer vernichtet ſei, erfüllte ſich; er betrat Italiens Boden nicht wieder. „Was ich noch an Cultur bedarf" — ſchrieb er an Schiller — „konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weiſe nutzen und anwenden, und ich war ſicher, in unſern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden". Die Vorſtudien waren indeß nicht ohne Gewinn. Unter Anderm arbeitete er ſich aufs neue in die Werke Palladio's hinein und war erfüllt von Bewunderung für das Genie, den Reichthum und die Grazie dieſes außerordentlichen Künſtlers. Durch die Beſchäftigung mit florentiniſcher Kunſtgeſchichte wurde er zu der Selbſtbiographie des Benvenuto Cellini geführt und von dem „naiven Detail eines bedeutenden Lebens" ſo lebhaft angezogen, daß er im Februar 1796 eine Ueberſetzung derſelben begann, welche nach und nach bruchſtückweiſe in die Horen eingerückt und 1803, mit kunſt- und culturgeſchichtlichen Erläuterungen vervollſtändigt, herausgegeben ward.

Unterdeſſen wurde in der Werkſtatt der beiden Dichter ein poetiſches Feuerwerk vorbereitet, das im Herbſt 1796 leuchtend und zündend über die deutſche literariſche Welt daherfuhr, die Xenien [17]). Schiller war verdrießlich über die Kälte und das Mißwollen, womit ſeine unter ſo großen Erwartungen begonnene Zeitſchrift aufgenommen und in elenden, meiſt von niedriger Mißgunſt eingegebenen Kritiken heruntergeriſſen wurde. Goethe hatte ebenfalls von der Gleichgültigkeit des großen Literatenhaufens und der Beſchränktheit der pietiſtiſchen Kreiſe ſo viel zu erdulden, daß es ihm nicht zu verargen war, wenn er das Publicum

mit Verachtung behandelte. Er gab in einem Briefe vom 28. October 1795 Schiller den Rath, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen und beim Jahresschlusse ein literarisches Gericht zu halten: „wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser". Da sich Schiller in Folge neuer Angriffe sehr niedergeschlagen und leidenschaftlich erregt aussprach, ermunterte ihn Goethe zu energischer Abwehr, indem er äußerte, ein rechter Dichter müsse auch den Aerger productiv zu machen verstehen. Als er darauf zufällig im December 1795 über die Xenien des Martial gerieth, (einen Cyklus von Epigrammen in einzelnen Distichen, deren jedes eins der Leckerbissen, welche von nah und fern auf die römische Tafel gebracht wurden, bespricht,) kam ihm der Einfall, den er am 23. December sogleich dem Freunde mittheilte, auf alle deutschen Zeitschriften Epigramme in eben solcher schlagenden Kürze zu machen und im nächsten Musenalmanach zu veröffentlichen. Als Probe übersandte er Schiller am 26. December vierzehn satirische Distichen. Dieser ergriff den Vorschlag mit Freuden; „der Gedanke mit den Xenien ist prächtig", antwortet er augenblicklich darauf, „und muß ausgeführt werden..... Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da!" Er studirte sogleich den Martial, und in der Gewitterwolke seines gerechten Zorns sammelten sich rasch die leuchtenden Blitze seiner Distichen, die bald über die nichts ahnenden Häupter verderbend niederfallen sollten. Außer Körner und Wilhelm von Humboldt wurde niemand ins Geheimniß gezogen. Bei Goethe's mehrmaligem Aufenthalt in Jena in der ersten Hälfte des Jahres 1796, wo ihm die Beendigung des Wilhelm Meister als Hauptaufgabe vorlag, und Schiller's Anwesenheit in Weimar

während des Aprils wurden die Epigramme mit frischer Lust und Laune in freundschaftlichem Wetteifer, wobei oft der Eine die Idee, der Andere die Form an die Hand gab, in rascher Folge producirt. Auch während der Zeit der Trennung wanderten die Xenien-Collationen hin und her. Immer mehr erweiterte sich der Plan über die anfängliche Tendenz hinaus. Jeder geistreiche Einfall ward in einem Monodistichon fixirt, und außer den satirischen Invectiven wurden auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in die gedrängte körnige Form gefaßt. Diese letzteren wuchsen nach und nach zu solcher Zahl an, daß sie für die Epigramme des Hasses und Zorns eine zu gute Gesellschaft zu sein schienen. Goethe gab daher dem Wunsche seines Freundes nach, die „unschuldigen und gefälligen" Xenien, in verschiedene Gruppen vertheilt, unter die übrigen Gedichte in den ernsten Theil des Almanachs zu stellen und die satirischen unter der Bezeichnung Xenien als Schluß anzuhängen. Uebrigens ward der Grundsatz festgehalten, „sich so in einander zu verschränken, daß sie niemand ganz aus einander scheiden und absondern solle." Unter den Epigrammengruppen trägt nur die „Eisbahn" (jetzt in Goethe's vier Jahreszeiten der „Winter") die alleinige Chiffre G. Die übrigen unter den Aufschriften Votivtafeln, Vielen, Einer sind mit G. und S. unterzeichnet. Ueber das Eigenthumsrecht, das sie anfänglich für ewige Zeiten auf sich beruhen lassen wollten, haben sie zum Theil durch Aufnahme in die Sammlungen ihrer Gedichte entschieden, wobei jedoch einige Epigramme von beiden in Anspruch genommen und einige Schiller'sche Distichen zur Vervollständigung des Goethe'schen Cyklus der vier Jahreszeiten verwandt worden sind; mehrere der treffendsten Epigramme haben nachmals in den Werken der beiden Dichter kein Unterkommen gefunden.

Die eigentlichen Xenien, etwas über vierhundert Monodisticha, greifen ohne Schonung die auf dem Markte der Literatur sich hervordrängende Mittelmäßigkeit, Anmaßung und Gemeinheit an. Auf breiter Fläche stellt sich die gesammte Autorenwelt der damaligen Literaturepoche vor uns auf. Schlagend trifft nach allen Seiten der geistvolle Witz der scharfgespitzten Epigramme; sie durchstreifen die verschiedenartigsten Gebiete der Wissenschaft und der Literatur, um die Schwächen und Erbärmlichkeiten an einzelnen Büchern und den falschen Notabilitäten der Literatur aufzudecken. Hier erscheinen die aus der Leipziger und Berliner Schule hervorgegangenen schalen Zeitschriften, voran der geschwätzige Chorführer der veralteten Kritik, der Buchhändler Friedrich Nicolai, den Schiller schonungslos vernichtete; dort wird in Friedrich Schlegel die dünkelhafte Verschrobenheit der Jung-Fichtianer schwer getroffen. Gegen die frömmelnden Coterieen sandten beide Dichter ihre scharfgespitzten Pfeile, und selbst alte Freunde wurden nicht geschont; Lavater, Jung-Stilling, Claudius, Graf Friedrich Stolberg und „die ganze Stolbergische Secte", wie Schiller sie bezeichnet, in der Schlosser, ohne genannt zu werden, mitbegriffen war, wurden reichlich bedacht und selbst Klopstock leise gestreift. Demokratische Wortheiden erhielten in der gegen den Capellmeister Reichardt, den Herausgeber der Journale „Deutschland" und „Frankreich", gerichteten Xenien-Salve ihre Abfertigung. Die Zustände der poetischen Literatur wurden nach verschiedenen Seiten durchleuchtet. Gegen das bürgerliche Schauspiel der Iffland-Kotzebueschen Manier rief Schiller den zürnenden Schatten Shakspeare's herauf und hatte damit sich von seiner eigenen dramaturgischen Vergangenheit losgesagt. Einige Schlaglichter fielen zugleich auf die damalige Gelehrtenrepublik. Goethe griff die auf angelernten Meinungen bequem ruhen-

den Optiker und Geologen an, Schiller traf die Beſchränktheit der nachbetenden Schulphiloſophie.

Freundſchaftliche Beziehungen, beſonders in der nächſten Umgebung, ſuchte man möglichſt zu ſchonen. Friedrich Jacobi's und Voſſens ward in Ehren gedacht; Herder blieb unberührt, und Wieland wurde nur mit einigen heitern Anſpielungen geneckt. Allein die jüngere Wieland'ſche Schule, Heinſe, von Thümmel, Manſo wurden von den Xenien aufs härteſte behandelt, und Böttiger entging durch ſeine intrigante Schmiegſamkeit nicht der verdienten Züchtigung. Uebrigens lagen in den Ausſprüchen der negativen Kritik ſo viele Hindeutungen auf das höhere Ziel, dem die Literatur entgegenzuſtreben habe, daß ſie ſich in ihrer Tendenz an die ernſten Votivtafeln anſchließen, welche die edelſten Maximen des Lebens und Dichtens enthalten. In den meiſten Fällen ſind die Xenien das offene Urtheil einer gereiften, durchgebildeten äſthetiſchen Kritik, die das Schlechte beim rechten Namen nennt; nur in einzelnen Fällen hat perſönliche Gereiztheit zu Ungerechtigkeiten verleitet. Die ſchärfſten Angriffe rühren von Schiller her, der im Haſſe wie in der Strenge des Urtheils energiſcher war, als Goethe, obwohl man dieſem bei dem ganzen Handel die Rolle des Verführers zuſchrieb.

Die Preſſe gerieth bald nach dem Erſcheinen des Almanachs (gegen den Anfang des Octobers) in Bewegung, um den Darbringern der Xenien die Bitterkeiten zurückzugeben und die Angriffe abzuwehren. Ueberall erhob ſich ein gewaltiger Lärm. Der gothaiſche Hof zürnte, weil ſeinen Günſtlingen übel mitgeſpielt war. Selbſt Wieland und Herder verhehlten ihren Verdruß nicht, und ſogar der in eigenen Angelegenheiten ſo rückſichtsloſe Polemiker Voß ward ſentimental. Seufzend ſchrieb der alte Gleim: „Auf unſerm Helikon, wie war's einmal ſo ſchön" und nennt

die Xenien „reißende Wölfe, noch ärger als die Jacobiner". Im Beginn des Jahres 1797 sind die Zeitschriften voll von Aufsätzen über die Xenien; eine Schmähschrift folgt der andern; es sind die Fluthen in Goethe's „Zauberlehrling". Nicolai schrieb ein ganzes Buch gegen die Xenien, und aus den Titeln anderer Repliken „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar" von dem zornwüthigen Manso, der von dem Leipziger Buchhändler Dyk gehetzt war, „Ochsiade" und dergleichen, mag man schon auf die Urbanität schließen, womit man die Wiedervergeltung übte. Die beiden Dichter, der erwarteten Wirkung froh, ließen schweigend das Unwetter vorüberziehen und antworteten nur durch neue Meisterwerke. Besonders bewahrte sich Goethe seine olympische Ruhe und stärkte seinen reizbaren Freund durch seinen unverwüstbaren Humor. „Es ist lustig zu sehen," schreibt er am 5. Decbr. an Schiller, als er die Manso'schen Grobheiten gelesen hatte, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist." Als Schiller darauf mit etwas kleinlauter Empfindlichkeit antwortet, behält Goethe die stolze Haltung gegen seine Angreifer in den für seine Persönlichkeit charakteristischen Worten: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder.

Was half's manchem beſcheidenen, verdienſtvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode ſitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten ſoll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde." In ſolch hohem Selbſtgefühl konnte er die herrlichen Worte ſeinen Gegnern erwidern:

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten:
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich redlich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, beſtehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.

Fünftes Capitel.

Von 1797 bis zum Frühjahr 1799.

Goethe führte mit der Raschheit jugendlichen Feuers sein idyllisches Epos Hermann und Dorothea aus; Schiller wandte sich mit dem endlich entschiedenen Bewußtsein, daß seine poetische Anlage nur im Drama ihren Gipfelpunct erreichen könne, zur Bearbeitung des Wallenstein. Ihre Geister richteten sich an einander auf, überall sich liebevoll fördernd und zum höchsten Streben ermuthigend. Ihr Briefwechsel verbreitete sich über die wichtigsten Angelegenheiten ihrer geistigen Thätigkeit, und wiederholte Zusammenkünfte bald in Jena, bald in Weimar unterhielten den lebhaftesten Ideenaustausch.

Der erste Entwurf zu Hermann und Dorothea schloß sich unmittelbar an die lyrische Idylle „Alexis und Dora" an, indem, wie Goethe bemerkt, ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, sich zu einem größern ausdehnte und ihn dadurch in das verwandte epische Feld führte. Ihm schien der Gegenstand äußerst glücklich zu sein, den er, wie Schiller an Körner berichtet, schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen hatte, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet". Eine Erzählung von der Heirath

einer auswandernden Salzburgerin in Göcking's „ausführlicher Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg" (1732) hat ihm die Grundlinien dazu an die Hand gegeben. Der Plan der epischen Dichtung wurde gleichzeitig mit den darin vorgeführten Zeitereignissen im August des Jahres 1796 ausgedacht und während des Aufenthalts in Jena seit der Mitte des Augusts so rasch ausgeführt, daß gegen den October schon mehr als die Hälfte fertig war. „Die Ausführung," — schreibt Schiller an Körner (28. Oct.) — „die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb". Weitere Förderung brachte ein kurzer Herbstaufenthalt in Ilmenau, der Wiege mancher Goethe'schen Dichtung; in jenem stillen Asyle dürften auch die ersten Grundzüge unsers idyllischen Gemäldes zu suchen sein. „Sie können dort" — meint Schiller mit Recht — „das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit giebt es dort wohl auch". Die nächsten Monate waren der sorgfältigen Durcharbeitung der ersten Gesänge gewidmet. Es entstand zugleich die als Zueignung dienende schöne Elegie, welche uns des Dichters gemüthliche Theilnahme an seiner Dichtung, so wie Idee und Tendenz derselben in ergreifenden Worten ans Herz legt:

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!

Während der Reise nach Leipzig und Dessau, die Goethe

in den letzten Decembertagen in Gesellschaft des Herzogs unternahm, wurde der Entwurf der letzten Gesänge vollständig ins Reine gebracht. Er rühmt den guten Einfluß dieser Reise auf seine Stimmung. Ungeachtet eines anhaltenden Katarrhs arbeitete er in den Wintermonaten, die sonst seiner poetischen Production nicht günstig zu sein pflegten, fleißig daran fort, so daß er im April seinem Freunde Meyer das Gedicht als fertig ankündigen konnte. Die vier ersten Gesänge wurden zum Druck abgesandt, nachdem mit Wilhelm von Humboldt „noch ein prosodisches Gericht gehalten und so viel als möglich gereinigt worden war". An die übrigen Gesänge legte der Dichter während seines Aufenthalts in Jena vom 20. Mai bis 21. Juni die letzte Hand, Schiller's und Humboldt's Bemerkungen nutzend.

Mit diesem Gedichte erwarb sich Goethe aufs neue die ungetheilte Bewunderung seiner Nation. Auch war es eine durchaus nationale Dichtung, in der die Verhältnisse deutschen Familienlebens mit den alles erschütternden Zeitbewegungen in die innigste Verbindung gebracht waren. Obwohl der Dichter selbst anerkennt, daß ihn „der Geist des Dichters der Luise dabei begleitet habe", wie er dies auch dankbar in einem Briefe an Voß offen ausspricht, so führt er uns doch von dem beschränkten Standpunct des idyllischen Familienlebens auf den weitern Schauplatz der Völkerbewegung, des Schicksals der Nationen hinaus, läßt in belebten Gruppen alle bedeutenden Momente des Lebens an uns herantreten und erhebt uns wiederum durch das Gefühl, daß mitten im wechselnden Geschick Liebe und häusliches Glück ein Dauerndes und Unzerstörbares zu begründen und den Wogen der Zeit das feste Ufer entgegenzustellen vermögen. Des Dichters Subjectivität war mit dem Gegenstande seiner Dichtung so innig verwebt,

daß ihn beim Vorlesen der ersten Gesänge in Schiller's Hause die Rührung übermannte; so „schmilzt man" — äußerte er, seine Thränen trocknend — „an seinen eigenen Kohlen!" Es war beim Gespräche Hermanns mit der Mutter am Birnbaum, welches die Erinnerung an bewegte Momente der Jugend lebhaft erneuern mochte. In ähnlicher Veranlassung sah man ihn einsmals tief ergriffen, als er, Vossens Luise vorlesend, an die Trauungsscene kam. Thränen traten in seine Augen; er gab das Buch einem Nachbar. „Eine heilige Stelle!" rief er aus mit einer Innigkeit, die alle Anwesenden erschütterte.

Die künstlerische Form von Hermann und Dorothea zeigt uns Goethe auf der klaren Höhe epischer Plastik. „Es sind," urtheilt Wieland mit Recht, „Figuren in Marmor gehauen; alles im großen Stil." Goethe selbst bekennt gegen Schiller, er verdanke alle Vortheile, deren er sich in dem Gedichte bedient, der bildenden Kunst, und an Meyer spricht er den Wunsch aus, daß das Gedicht vor ihm die Probe aushalten möge; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden könne, sei die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringe. Das Werk Wilhelms von Humboldt über Hermann und Dorothea machte ihm große Freude.

Seitdem Goethe durch dieses Meisterwerk sein Talent für die epische Dichtung zu seiner eigenen Ueberraschung kennen gelernt hatte, folgte eine Reihe epischer Entwürfe, ohne daß es gelungen wäre, dem Hermann ein Seitenstück zu geben. Durch seine philosophirende Umgebung mehr und mehr in die Speculation hineingezogen, machte er sich jetzt mit der Theorie des Epos und der Bestimmung der Grenzen des Epischen und Dramatischen viel zu schaffen und verzehrte seine productive Kraft durch Theoretisiren, Schematisiren und mancherlei dadurch veranlaßte

Abſchweifungen. Die Reſultate der mit Schiller über jenes äſthetiſche Problem gepflogenen Unterhaltungen ſind in dem Aufſatze über epiſche und dramatiſche Poeſie aufgezeichnet; die Dichtkunſt des Ariſtoteles wurde zu dieſem Zwecke wieder mit erneutem Intereſſe ſtudirt. Durch Wolf, mit dem ein freundſchaftlicher Verkehr eingeleitet war, wurde er tief in ein kritiſches Studium der Homeriſchen Gedichte hineingezogen, und das Nachdenken über die epiſchen Anfänge der Völkergeſchichten führte in das verwandte Gebiet der altteſtamentlichen Patriarchenidylle. Eichhorn's Einleitung ins alte Teſtament zog ihn an: „die wunderbarſten Lichter gingen ihm auf". Er verſuchte eine neue Berechnung und Erklärung des Zugs der Kinder Iſrael durch die Wüſte und ſchrieb darüber eine Abhandlung nieder, welche er ſpäter in die Erläuterungen zum weſtöſtlichen Divan einſchaltete.

Indeß war mit dem Abſchluß des Hermann zugleich der Entwurf zu einem zweiten epiſchen Gedicht die Jagd entſtanden [18]); doch mochte er keinen Vers davon niederſchreiben, ehe er über das Weſen des Epos ganz im Klaren ſei. Es iſt daſſelbe Sujet, welches Goethe ſpäterhin in der Novelle vom Kind mit dem Löwen behandelte. Daß ſich dieſes zu einer Behandlung in antiker Hexameterform nicht eigene, leuchtete Goethe bald ein; er war daher geneigt, es in achtzeiligen Stanzen auszuführen. Uebrigens theilten ſowohl Schiller als Humboldt das in ihm rege gewordene Bedenken, ob überhaupt dieſer Stoff ſich zu einer epiſchen Darſtellung eigene; er ſelbſt ſpricht die Beſorgniß aus, daß das „eigentlich Intereſſante des Sujets ſich zuletzt gar in eine Ballade auflöſen möchte". Das neue Epos wollte keine Geſtalt gewinnen und machte andern Entwürfen Platz.

Der modernen Reimpoeſie war Goethe dadurch wieder

näher gebracht und ergriff in Gemeinſchaft und im Wetteifer mit Schiller die Balladendichtung, ſo daß Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr bezeichnen konnte. Goethe wählte vorzugsweiſe ſeine Stoffe aus dem Kreiſe antiker Vorſtellung, während Schiller ſich mehr an romantiſch-ſentimentale hielt. Von jenem erhielten wir die meiſterhaften Dichtungen die Braut von Korinth, der Zauberlehrling, der Schatzgräber, der Gott und die Bajadere. Ibykus ward an Schiller überlaſſen, gleichwie ſpäter Hero und Leander. In die anmuthigſte dramatiſch-elegiſche Form kleidet ſich der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen. Die Elegie, welche ſeine „Sehnſucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen", enthalten ſollte, iſt er uns ſchuldig geblieben.

Goethe fand ſich jetzt (im Juni 1797) wieder in geeigneter Stimmung, den Fauſt fortzuſetzen. „Unſer Balladenſtudium", ſchreibt er dem Freunde, „hat mich wieder auf dieſen Dunſt- und Nebelweg gebracht". In der Spannung, in der ihn das Project der Reiſe nach Italien erhielt, fühlte er ſich zu keiner größeren zuſammenhangenden Compoſition aufgelegt; dagegen ließen ſich bei den fragmentariſchen Scenen des Fauſt einzelne günſtige Momente nutzen, und es gelang ihm, dieſe Dichtung „in Abſicht auf Schema und Ueberſicht in der Geſchwindigkeit recht vorzuſchieben". In dieſen Tagen ward die Zueignung — „Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten" — und der Prolog im Himmel gedichtet, auch das xenienartige Intermezzo Oberons und Titania's goldene Hochzeit, womit die Brockenſcene, nicht zu ihrem Vortheil, ausgeſtattet ward. Das Vorſpiel auf dem Theater dürfte derſelben Zeit angehören.

Die Liebe zum Fauſt verſchwand bald wieder, wie es ſo oft das Geſchick dieſer Dichtung war, als gegen Ende

des Juni Hofrath Hirt, der gelehrte Kenner antiker Kunst, zum Besuch nach Weimar kam; „die nordischen Phantome wurden durch die südlichen Reminiscenzen verdrängt". Hirt's Aufsatz über Laokoon (in den Horen 1797) regte Goethe an, seine Ansichten über diesen schon früher behandelten Gegenstand zusammenzustellen, und er konnte nach wenig Tagen seine Abhandlung an Schiller übersenden. „Sie haben" — erwiderte Schiller — „mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge in diesem Aufsatz ausgesprochen und eine bewundernswürdige Klarheit über die schwere Materie verbreitet. In der That, der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll; in Rücksicht auf beides habe ich sehr viel daraus gelernt". Nebenher nährte Goethe sein Verlangen nach den Kunstgenüssen des Südens durch den Entwurf zu einer Schilderung der Peterskirche und die Fortsetzung des Benvenuto Cellini. Vornehmlich regten die Briefe seines Freundes Meyer seine Sehnsucht immer von neuem an, indem er sich durch dessen Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt sah und sich zugleich bewußt war, daß auch der Freund das, was seine Briefe schilderten, ohne ihn nur halb genösse. So lange der Krieg sich über Oberitalien daherwälzte, war an eine Ausführung des Reiseplans nicht zu denken, und die Freunde mahnten dringend ab. Als aber im Frühling 1797 der Waffenstillstand von Leoben Ruhe brachte, lebte die Hoffnung, den Freund auf italienischem Boden wiederzusehen, aufs neue auf: „seitdem bin ich mit aller Welt Freund".

Schiller versprach sich für Goethe von einem längern Aufenthalt in Italien nicht viel Gewinn „für seinen höchsten und nächsten Zweck". Er war überzeugt, daß Goethe auf

dem Gipfel, wo er jetzt stehe, mehr darauf denken müsse, die schöne Form, die er sich gegeben habe, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, und die Folgezeit bewies, daß er richtig geurtheilt habe. Goethe's Aeußerung: „nicht eher will ich wiederkommen, als bis ich wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen" — deutet auf die Gefahr hin, welche die realistische Tendenz seines diesmaligen Reiseunternehmens seiner poetischen Productivität zu bringen drohte. Meyer war inzwischen seiner leidenden Gesundheit wegen in seine Heimat zurückgegangen, und Goethe schickte sich daher an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen". Da Goethe die Rückkehr des Herzogs, der ihn über Manches zu sprechen wünschte, abwarten mußte, so verzögerte sich seine Abreise bis zum Ende des Juli. Kurz zuvor verbrannte er noch „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" einen Theil der seit 1772 an ihn gesandten Briefe — keineswegs, wie er sagt, alle; — er legte noch in seinen letzten Lebensjahren die großen Convolute der „seit 1780" (denn 1779 hatte er eine Menge Briefschaften vernichtet) von den bedeutendsten Männern Deutschlands an ihn eingegangenen Briefe vor.

Fast möchten wir, wenn wir ihn auf seiner diesmaligen Reise begleiten, dem Autodafé mancher Jugenddenkmale eine symbolische Deutung geben. Er scheidet von der poetischen Fülle seiner Jugendwelt, die noch zuletzt in Hermann und Dorothea herrlich vor uns ausgebreitet lag. Der Strom des Lebens reißt ihn nicht mehr anregend und erwärmend in seine Mitte hinein. Man darf wohl sagen, es ist ihm nach der ersten Trennung von Italien nie jene

geniale Frische der Empfänglichkeit wiedergekehrt, wodurch jene Reise in seinem Leben ein verjüngender Frühlingssonnenblick geworden war. Wenn wir seine diesmaligen brieflichen Relationen und Tagebuchsskizzen [19]) mit den früheren Berichten aus der Schweiz und Italien vergleichen, in denen selbst das flüchtig hingeworfene Blättchen von der Lebenswärme der Poesie durchdrungen ist, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß er an jene Scheide der Lebensperioden gelangt war, wo der dichterische Genius die Flügel zu senken beginnt. Noch bewahrte sich der Geist den klaren, scharfbeobachtenden Blick und die Lust des Forschens; allein wir begegnen nicht mehr der lebendigen Auffassung, welche, das Einzelne leicht und rasch phantasievoll überfliegend, an das Große und Bedeutende sich heftet. „Für einen Reisenden", bekennt er, „geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt, wie jenes Undinische Pygmäenweibchen". Dies Idealistische erscheint nicht mehr als der tiefinnerliche Drang der genialen Individualität, die über die Welt ihrer Anschauungen und Empfindungen frei gebietet; es tritt jetzt an die Gegenstände nach und nach als ein Hang zu symbolischer Deutung heran, wodurch eine Neigung zum Sentimentalen gefördert wird, während der Dichter zu größeren poetischen Productionen sich wenig aufgelegt fühlt. Deutlich genug ist die Aenderung in seiner Auffassung der Außenwelt dadurch bezeichnet, daß er auf den Einfall geräth, „eine sentimentale Reise" zu schreiben. Durch symbolisch-sentimentale Auffassung wird das Kleine bedeutend, und das Große verliert seine Erhabenheit, es tritt mit dem Alltäglichen auf gleiche Fläche.

Schon die Hinreise nach Frankfurt ward mit einer Bedächtigkeit betrieben, wie nie zuvor; vier Tage war er

unterwegs. Christiane und seinen Sohn führte er zum erstenmal der Mutter zu, welche sich über die neue Bekanntschaft sehr erfreut zeigte und ihnen viel Liebe bewies; von Frankfurt sandte er die Seinigen wieder nach Weimar zurück. Die Schilderungen aus Frankfurt führen uns in seine neue umständliche Reisemethode ein, in die unbegrenzte Breite des Stoffsammelns, wobei ihm die Ueberzeugung wohlthut, daß er jetzt erst reisen lerne und zum Bewußtsein seiner Besonnenheit komme. Er glaubte einzusehen, worin gewöhnlich der Fehler der Reisebeschreibungen liege. „Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urtheil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen". Wie sehr diese anschwellen mußte, wird uns erklärlich, wenn wir selbst in den zum Druck redigirten Auszügen weitläufige Berichte über Lage und Bauart der einzelnen Städte, Be-

tragen, Kleidung und Beſchäftigung Einheimiſcher und Fremder bis zu dem Feldbau und den Holz- und Butterpreiſen herab angemerkt finden. Während ihm nach dieſer Seite hin alles Kleinliche „bedeutend" vorkommt, zieht er dagegen aus den Stürmen jener welterſchütternden Zeit, wo nach Schiller's Worten „um der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit gerungen ward", ſeine Fühlhörner ſo bedächtig in ſein Schneckenhäuschen zurück, daß wir den Dichter von Hermann und Dorothea kaum wiedererkennen, wenn er von Frankfurt aus unterm 10. Auguſt an Knebel ſchreibt: „Was mich betrifft, ſo ſehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur ſein Handwerk treiben und das Uebrige alles luſtig nehmen ſoll. Ein Paar Verſe, die ich zu machen habe, intereſſiren mich mehr, als ſehr viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß geſtattet iſt, und wenn ein jeder das Gleiche thut, ſo wird es in der Stadt und im Hauſe wohlſtehen".

Von Frankfurt, wo Goethe ſich drei Wochen aufgehalten hatte, ging am 25. Auguſt die Reiſe weiter nach Heidelberg, wo er ſich freute die Freundin früherer Jahre, Fräulein Delph, wiederzuſehen, und dann über Heilbronn nach Stuttgart, wo er neun Tage verweilte. Hier bot ſich ſeinem Kunſtſinn in den Werkſtätten Dannecker's und anderer Künſtler manches Bemerkenswerthe dar. Da man gerade damals mit dem weimariſchen Schloßbau beſchäftigt war, ſo zogen beſonders die Zimmerdecorationen des neugebauten Schloſſes zu Stuttgart ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſandte darüber an den Herzog einen ausführlichen Bericht und unterrichtete ſich über das Einzelne durch wiederholte Unterhaltungen mit dem Profeſſor Thouret, der ſpäter zur Decoration des herzoglichen Schloſſes in Weimar herbeigerufen ward. Da ſich Goethe auch mit dem Plane der Erweiterung und Verſchönerung des Wei-

marer Theaters trug, so fand er hier, wie in Frankfurt, Gelegenheit sich über Decorationsmalerei und andern theatralischen Apparat genauer zu unterrichten. Seine Poesie, die bei dem Allen wenig Anregung fand, pflückte sich wenigstens in diesen Tagen ein duftiges Blümchen „der Edelknabe und die Müllerin" („der Junggesell und der Mühlbach"), ein lyrisch-dramatisches Gedichtchen, das der Anfang einer Reihe von romanzenartigen „Gesprächen in Liedern" sein sollte. In den Liedern „der Müllerin Verrath", der Bearbeitung eines französischen Gedichts, und „der Müllerin Reue" ward später dieser idyllische Roman weiter geführt.

In Tübingen logirte er bei dem Buchhändler Cotta, in welchem er bei näherer Bekanntschaft „so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit fand", daß er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen mußte. Er gewann in ihm einen Verleger seiner Werke. Die Besuche bei einigen Professoren der Universität bereicherten seine naturhistorischen Kenntnisse, und mehrere Naturaliencabinette gaben Stoff zu neuen Beobachtungen.

Von Tübingen fuhr er am 16. September über Tuttlingen, wo er übernachtete, nach Schaffhausen. Hier stand er am 18. wieder an dem Rheinfall, wo er vor achtzehn Jahren mit Lavater sich über das Erhabene mit poetischem Feuer unterhalten hatte. Jetzt genügten ihm die allgemeinen Eindrücke der großartigen Naturerscheinung nicht. Mit der Ausdauer eines Naturforschers bemühte er sich, sie im Einzelnen zu zergliedern und verwendete fast den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne, um die Bewegungen der brausenden Wassermassen, die ihren Sturz begleitenden Farbenerscheinungen von den mannigfaltigsten Standpuncten aus, bald an den Ufern, bald vom Strome aus aufzufassen, das Detail der Phänomene und Prospecte

zu beobachten und mit den dadurch erregten Ideen in Skizzen niederzuschreiben. An Schiller schrieb er, daß der Vers des Tauchers „es wallet und siedet und brauset und ziscbt" ꝛc. sich dabei vortrefflich legitimirt habe und die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreife.

Auf dem Wege nach Zürich erblickte Goethe einen Apfelbaum, der unter dichter Epheuumrankung verkrüppelt war. Er ward ihm ein Symbol der in der Umschlingung der Fesseln der Liebe ermattenden männlichen Kraft, welche es nicht über sich gewinnen kann, das harte Heilmittel anzuwenden, die Schlingen der verderblichen Ranken zu zerstören, und es entstand die Elegie Amyntas. Diese schmerzvolle Klage des Leidenden, dem „der gefährliche und doch geliebte Gast" die strebende Kraft abschmeichelt, so daß die gewaltige Wurzel nur zur Hälfte lebendigen Saft hinaufsendet, läßt eine unsern Dichter sehr nahe berührende Deutung zu, wenn wir eine spätere Aeußerung Schiller's an Körner, mit der er Goethe's geschwächte Productivität zu erklären sucht, damit zusammenhalten: „Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen", worauf Körner erwidert: „Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe; es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht." Eine Bestätigung von Schiller's Bemerkung liegt in den etwas später geschriebenen Worten Goethe's: „daß sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite."

Am 20. September traf er mit seinem Heinrich Meyer in Zürich zusammen. In Gesellschaft des Freundes begab

er sich am folgenden Tage nach Stäfa, dessen Wohnorte. Es folgten genußreiche, geistanregende Stunden, wo er die von seinem Freunde verfertigten oder mitgebrachten Kunstwerke betrachtete und an seiner Seite, zum Theil auf Wanderungen an den freundlichen Ufern des Sees „was Ehrliches zusammen durchschwätzte." Lavater, den er auch das Jahr zuvor bei dessen Durchreise durch Jena gemieden hatte, besuchte er in Zürich nicht, obwohl dieser in den Gasthof kam und seinen Namen an die Thür schrieb. In einer Allee sah ihn Goethe an sich vorübergehen, ohne von ihm erkannt zu werden. Er scheute die peinlichen Momente, wo man versuchen würde, die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Damals war Goethe in seinen Abneigungen schroffer und erklärte Lavater für den studirtesten Heuchler. Einige Jahre später, wo er überaus duldsam zu werden begann, würde er die dargebotene Hand nicht zurückgestoßen haben; davon zeugt die nachmalige liebevolle Zeichnung des Charakterbildes seines vordem hochverehrten Jugendfreundes.

Inzwischen hatten die fortdauernden Unruhen in Italien ihm bereits den Plan einer italienischen Reise verleidet. Er begnügte sich, mit Meyer eine Reise durch die Urkantone auf den Gotthard zu machen und dann „vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers zu folgen und sich wieder nach Norden zu bewegen", jetzt durch die Aussicht beglückt, im nächsten Winter wieder mit Schiller „vergnügt am Fuße des Fuchsthurms zusammen zu wohnen." So befand er sich denn wieder auf der Straße seiner ersten Schweizerreise, als er Lili's Bild im beglückten jungen Herzen trug, als „goldene Träume" das auf dem klaren Spiegel des Züricher See's dahingleitende Schiff umschwebten, und der schönste Schmuck im Schatz der Kirche zu Einsiedeln ihn an ihre wallenden Locken er-

innerte. Mancher Denkstein der Jugenderinnerung stand am Wege; doch fühlte er zugleich, wie er an Schiller schreibt, daß er ein anderer Mensch geworden sei, und die Gegenstände ihm anders erscheinen mußten. Als er am 1. October in Altorf beim Erwachen den nahen Berg, der noch Tags zuvor ihm den braunen Gipfel gezeigt, mit dem über Nacht gefallenen Schnee bedeckt sah, war es wohl ein tief aus dem Herzen quellendes elegisches Gefühl, das in den zart hingehauchten Distichen sich ausspricht:

War doch gestern dein Haupt noch so braun, wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Am 3. October stand er zum letzten Mal auf dem Gipfel des Gotthard, noch ein rüstiger Bergwanderer. Mineralogische Schätze wurden reichlich zusammengeladen; er verspricht seinem Freunde von Voigt unter mehreren bekannten Dingen auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen heimzubringen. Von da wandte er sich mit seinem Gefährten aufs neue dem Vierwaldstättersee zu, dessen Umgebungen er diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und sich die einzelnen Localitäten so genau einprägte, daß seine lebhaften mündlichen Schilderungen nachmals nicht ohne Einfluß auf die treffenden Landschaftszeichnungen in Schiller's Tell waren.

Goethe hatte nämlich während seiner Schweizerreise die Idee zu einem Epos Wilhelm Tell erfaßt und studirte daher das Local und die Natur des Schweizer Landvolks um so sorgfältiger. Er las zu diesem Zwecke gleich nach

ſeiner Rückkehr nach Stäfa (8. Oct.) Tſchudi's Schweizerchronik und beſprach mit Meyer die Behandlung des Stoffs. Es war ſein Wunſch, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen. „Eine ſolche Ableitung und Zerſtreuung" äußert er, „war nöthig, da mich die traurigſte Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Chriſtiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geſchieden" [am 22. Sept.]. Dieſe hoffnungsvolle junge Schauſpielerin war Goethe zuerſt werth geworden, da er ſie als Kind in der Darſtellung der Rolle des Arthur (in Shakſpeare's Johann) unterrichtete, in der ſie das Publicum zur Bewunderung hinriß. Seitdem hatte er ihr wachſendes Talent mit innigſter Theilnahme begleitet und gefördert.[20]) „Sie war mir", ſchreibt er unterm 25. October an Böttiger, „in mehr als einem Sinne lieb. Wenn ſich manchmal in mir die abgeſtorbene Luſt fürs Theater zu arbeiten wieder regte, ſo hatte ich ſie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten ſich nach ihr und ihren Eigenſchaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres..... Liebende haben Thränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten. Ich wünſchte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen ſein möchte." Das war die Elegie Euphroſyne, eine Dichtung in edler, ſtreng antiker Haltung, der letzten Elegie des Properz verwandt: der Dichter läßt den ſcheidenden Geiſt mitten zwiſchen den düſtern Gebirgsmaſſen zu ſich heranſchweben, um von ihm die kindlichen Worte dankbarer Erinnerung und den Auftrag zu vernehmen, ihn nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehn zu laſſen, da nur die Muſe dem Tode einiges Leben zu gewähren vermöge. Knebel, der Ueberſetzer der Properziſchen Elegieen, ſchrieb ihm die ſchönen Worte des Beifalls: „Sie iſt eines der naturſeligſten, zarteſten Werke, die je von eines Dichters Seele durch die

Feder geflossen, einzig, eigen und schön, die Verse frei wie die Natur."

Neue Anhaltpuncte für das Studium der Kunst gewährte die Ankunft des letzten Kastens von Rom, der über Triest, Villach und Constanz endlich glücklich in die Hände des Eigenthümers gelangte. Er enthielt die Copie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, wozu Meyer einen ausführlichen Commentar geschrieben hatte. „Das Bild", schreibt Goethe, „nunmehr, so viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung". Es ward, sorgfältig eingepackt, auf der Heimreise mitgeführt, um diesen Schatz nicht fremden Händen und neuen Zufällen auszusetzen. Daneben ward auch wieder viel theoretisirt und mit Meyer ein Schema über die zulässigen Gegenstände der bildenden Kunst entworfen. Meyer's Studien waren vornehmlich dahin gerichtet, die Geschichte der Kunst im Sinne Winckelmann's fortzuführen. Mit großer Genauigkeit hatte er die Kunstschätze Italiens verzeichnet, und Goethe war erfreut, „aus diesen Trümmern eine Kunstgeschichte aufsteigen zu sehen, gleichsam wie einen Phönix aus einem Aschenhaufen." Pläne wurden bereits entworfen, den gewonnenen Stoff in ansprechender Form für das deutsche Publicum zu verarbeiten.

Am 26. October brach Goethe mit seinem Freunde zur Heimreise auf. Sie wandten sich über Schaffhausen nach Stuttgart und wählten von da die Straße über Nürnberg, wo sie einige Tage (6. — 15. Nov.) mit Knebel zubrachten und sich an den alten Kunstwerken und sonstigen Merkwürdigkeiten dieser interessanten Stadt erfreuten. Im nächsten Jahre wählte Knebel, der sich mit

der Kammersängerin Luise von Rudorf verband, Ilmenau zu seinem Wohnsitz und blieb somit in des Freundes Nähe. Die Unterhaltung mit Meyer ließ zu ausführlichen Tagebuchs-Aufzeichnungen nicht Zeit und Lust, so daß der Reisebericht zuletzt in kleine Blättchen ausläuft.

Die Nachwirkung dieser Reise erwies sich für Goethe's Productivität nicht günstig. Hatte er gleich während seiner Reise die Meinung gehegt, bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, reich geworden zu sein, ohne beladen zu sein, und von dem Stoff nicht incommodirt zu werden, weil er ihn gleich zu ordnen und zu verarbeiten wisse, so vernehmen wir doch bald nach seiner Rückkunft die Klage, daß er das Reisematerial zu nichts brauchen könne und außer aller Stimmung gekommen sei etwas zu thun, so daß ihm kaum gelingen wolle, einen erträglichen Brief zu dictiren. Er erinnerte sich dabei früherer ähnlicher Wirkungen. Eindrücke, meinte er, müßten bei ihm lange im Stillen wirken, ehe sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden ließen. Allein Jahre vergehen, ohne daß es Goethe gelingt, aus dem reichen Schatze seiner Ideen ein neues Kunstwerk zu gestalten, und all sein dichterisches Bemühen kommt nicht über Entwürfe und fragmentarische Anfänge hinaus.

Die Freundschaft mit Schiller war vornehmlich das Band, das ihn an die Poesie fesselte. In dem Briefe, der jene Klage enthält, erkennt Goethe zugleich dankbar an, daß ihn Schiller von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf sich selbst zurückgeführt: „Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“ Schiller war aufs eifrigste mit der Be-

arbeitung des Wallenstein beschäftigt, und Goethe begleitete dies Werk schrittweise mit seinem Rath und seiner aufmunternden Anerkennung. Es war Schiller darum zu thun, sich Goethe's Natur möglichst anzunähern und eine Dichtung zu Stande zu bringen, die dessen Anforderungen Genüge leiste; er war sich's bewußt, daß nur der fortgesetzte Verkehr mit einer ihm objectiv so entgegengesetzten Natur und sein lebhaftes Hinstreben danach ihn fähig gemacht hatten, über seine subjectiven Grenzen so weit hinauszugehen. In längeren Conferenzen wurden alle einzelnen Theile durchgesprochen, ein schöner Beweis, wie bereit stets Goethe war, das Treffliche neidlos zu fördern und anzuerkennen.

Da Goethe sich während des Winters „von aller Production beinahe abgeschnitten" fühlte, so warf sich sein unruhiger Geist in eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit. Faust trat ihm wieder nahe; Märchen und Novellen wurden ausgesonnen, die er als einen zweiten Theil den Unterhaltungen der Ausgewanderten anzuschließen gedachte; die Ilias ward wieder vorgenommen, und ein Schema derselben sorgfältig verfaßt, „worin alle Motive Schritt vor Schritt ausgezogen" wurden. Die Bemerkung, daß zwischen Ilias und Odyssee ein Epos der Tod des Achilles mitten inne liege, führte ihm ein neues Sujet zu einer epischen Dichtung zu, deren Entwurf viel durchdacht und mit den Freunden besprochen wurde. Meyer zog ihn zu Betrachtungen der Kunst und zu den Studien der Kunstgeschichte, und da er über florentinische Kunstgeschichte schrieb, so nahm Goethe den Cellini wieder vor und verfaßte kleine historische Aufsätze dazu. Beide bereiteten gemeinschaftlich eine archäologische Zeitschrift vor, deren erstes Heft im Jahre 1798 unter dem Titel Propyläen ans Licht trat. Goethe bezeichnet sie als eine wahre Wohlthat für seinen

Geiſt, indem ſie ihn endlich nöthige, die Ideen und Erfahrungen, welche er ſo lange mit ſich herumſchleppe, auszuſprechen. Schiller's Horen, im letzten Jahrgange ſchon ermattet, hörten auf zu erſcheinen.

Neben dieſen Beſchäftigungen blieb auch der Naturforſchung ihre Stelle. Abwechſelnd zogen ihn Inſecten, Mineralien und Farben an. Er ſchrieb ſeine Ideen über Metamorphoſe der Inſecten nieder, theilte in dem Aufſatze „über pathologiſches Elfenbein" das Ergebniß ſeiner Beobachtungen der Elephantenzähne mit, nahm die weitſchichtigen Papiere zur Farbenlehre wieder vor und machte den Entwurf zur Geſchichte derſelben. Schiller's reflectirender Geiſt griff auch hier fördernd und ordnend ein. Phyſikaliſche und philoſophiſche Lectüre ſchloß ſich daran. Von Schelling's naturphiloſophiſchen Schriften fühlte Goethe ſich lebhaft angezogen, da ſie mit ſeiner ſpeculativen Naturforſchung ſich nahe berührte. „Die Philoſophie" — ſchreibt er — „wird mir immer werther". Durch den Verkehr mit Meyer trat die Farbentheorie wieder in engere Beziehung zur bildenden Kunſt, und in den Propyläen beabſichtigte man die äſthetiſche Seite der Farbenlehre näher zu beleuchten.

Ein kurzer Aufenthalt in Jena, im März 1798, während deſſen über Wallenſtein berathen ward, regte die Neigung zu poetiſchen Arbeiten wieder an. Goethe benutzte „die lyriſche Stimmung des Frühlings", um den Fauſt fortzuſetzen, und „brachte ihn um ein Gutes weiter." „Das alte noch vorräthige höchſt confuſe Manuſcript iſt abgeſchrieben, und die Theile ſind in abgeſonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schema's hinter einander gelegt; nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder ſpäter zuſammenzuſtellen." Da Goethe

gegen Schiller äußert, daß ihn die tragiſchen Scenen ſehr angegriffen hätten, ſo ſind unſtreitig um jene Zeit die Abſchnitte entſtanden, welche den erſten Theil ſchließen. Jene Proſaſcene zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles dictirte Goethe in raſchem Fluß, wie ſie jetzt daſteht, vielleicht nach einem älteren Entwurf. Weimar ließ aber Sammlung und ruhige Stimmung nicht aufkommen. Der ungünſtige Ankauf des Oberroßlaer Freiguts, das er im Juni in Beſitz nahm, brachte neue Wirthſchaftsſorgen mit ſich, zumal da die Gebäude ſehr in Verfall gerathen waren; die Gegend hatte nichts Anziehendes. Der Schloßbau nahm ihn, ſeit Thouret in Weimar angelangt war, gleichfalls in Anſpruch. Für Iffland's Gaſtſpiel, auf das wir ſpäter zurückkommen, mußten Vorbereitungen getroffen werden. Uebrigens ließ die Anweſenheit des geſchätzten Künſtlers eine gute Nachwirkung zurück, und Goethe fühlte ſich wieder zu dramatiſchen Arbeiten aufgelegt. Doch war es nur ein Zeitverluſt, wenn er ſich durch Iffland zur Wiederaufnahme der Bearbeitung eines zweiten Theils der Zauberflöte beſtimmen ließ, was ihm Schiller mit einem „Trachtet nach dem, was droben iſt" auszureden ſuchte. Goethe meinte, es könne nicht ſchaden, die ſchon vor drei Jahren angefangene Arbeit in Zeiten mittlerer Stimmung durchzuführen. Er hat es jedoch nicht über ſich vermocht, dieſe Nebenarbeit fertig zu machen.

Der Sommer, in den wieder ein längerer Aufenthalt in Jena fiel, gewährte einige poetiſche Lichtblicke. Achill und Tell, die antike und moderne Welt, ſtritten um den Vorrang, und noch zögerte die Ausführung, weil die Bedenklichkeiten in der Theorie noch nicht überwunden waren. Das Studium der Ilias „hatte ihn wieder in dem Kreiſe von Entzückung, Hoffnung, Einſicht und Verzweiflung durchgejagt"; gleichwohl, ſo ſehr ihn der Achilles-Mythus anzog,

drückte ihn die Furcht, sich im Stoffe zu vergreifen, der mehr tragisch-sentimental, als Homerisch-antik sei. Schiller hielt es eher für eine Tugend als einen Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unseres Zeitalters entgegenkomme, indem es für den Dichter ebenso unmöglich als undankbar sei, seinen vaterländischen Boden ganz zu verlassen. Goethe hielt den Plan fest; im Beginn des nächsten Jahres hatte sich das Gedicht bis in seine kleinsten Theile organisirt; fünf Gesänge waren motivirt, so daß Schiller erstaunt war, wie deutlich der Dichter Alles vor sich sehe, ohne es aufzuschreiben. Endlich entschloß er sich, den ersten Gesang auszuführen, welchen er am 2. April 1799 an Schiller übersandte. Er hatte so guten Muth zur Fortsetzung, daß er im Lauf des Jahres fertig zu sein hoffte. Allein die Aussicht verschwand ihm bald wieder, indem er einsehen mochte, daß die sorgfältigste künstlerische Behandlung dem antiken Stoff nicht das warme Interesse von Hermann und Dorothea zu leihen vermochte. Jener erste Gesang ist uns als Probe geblieben, wie sehr er sich der Homerischen Behandlung zu nähern gesucht hatte, ohne jedoch die heroische Haltung der Ilias sich zu eigen machen zu können. Ein späterer Vorsatz, das Sujet als Roman zu bearbeiten, zeigte sich noch weniger ausführbar.

Um jene Zeit dachte er wiederholt über die Möglichkeit eines großen Naturgedichtes, um die Resultate der neueren Wissenschaft in ein anmuthigeres Gewand zu kleiden. Der glückliche Versuch mit der didaktischen Elegie „die Metamorphose der Pflanzen," welcher er, wie oben erwähnt, ein ähnliches Gedicht über die magnetischen Kräfte anzuschließen gedachte, konnte zu einem solchen Unternehmen ermuthigen. Später führte ihn besonders die Beschäftigung mit Lucrez' Lehrgedicht „über die Natur der Dinge", welches Knebel zu übersetzen und mit ihm zu be-

ſprechen angefangen hatte, mehrmals auf dieſen Entwurf zurück, ohne daß er Zeit gewann ihn auszuführen.

In den Juni 1798 fallen außer dem Abſchluß der Elegie Euphroſyne die kleineren lyriſch-didaktiſchen Gedichte Bakis' Weiſſagungen, ein Cyklus von Räthſel-Epigrammen, die an poetiſchem Werth hinter den früheren Epigrammen weit zurückſtehen, und deutſcher Parnaß (anfangs Sängerwürde überſchrieben), ſowie die nähere Motivirung der erſten Geſänge des Tell. Die Behandlung des Gedichts trat jetzt klarer hervor und ward in den Unterhaltungen mit Schiller viel hin und her überlegt. Tell war in dem Goethe'ſchen Entwurf als ein kräftiger Laſtträger dargeſtellt, der die rohen Thierfelle und ſonſtigen Waaren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen beſchäftigt iſt; ohne ſich weiter um Herrſchaft noch Knechtſchaft zu kümmern, treibt er ſein Gewerbe und iſt fähig und entſchloſſen, die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren. In dieſem Sinne iſt er ſeinen Landsleuten bekannt und harmlos auch unter den fremden Bedrängern. Der Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rückſichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens ſich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben laſſen, dabei auch humoriſtiſch dies oder jenes verüben, was gelegentlich zu Nutzen oder Schaden wirken kann. Dieſe beiden Charaktere ſollten perſönlich gegen einander ſtehen und unmittelbar auf einander wirken. Die älteren Schweizer und deren treue Repräſentanten, an Beſitz und Ehre verletzt, ſollten das ſittlich Leidenſchaftliche zur innern Gährung und zum endlichen Ausbruch treiben. Daß die Ausarbeitung dieſes epiſchen Gedichts unterblieben iſt, haben wir weniger zu bedauern, indem uns in dem dramatiſchen Gemälde Schiller's, dem Goethe ſein Sujet ohne Neid überließ, ein hinlänglicher Erſatz geworden iſt,

wobei wir zugleich den Einfluß der Goethe'schen Local- und Sittenschilderungen sehr hoch anzuschlagen haben, das Siegel des zehnjährigen Bundes unsrer größten Dichter.

„Sobald ich mich von Jena entferne" — klagt Goethe gleich nach dem kurzen jenaischen Juniaufenthalt — „werde ich gleich von einer anderen Polarität angezogen, die mich dann wieder eine Weile festhält." Die Propyläen, zu deren erstem Hefte das Manuscript redigirt und abgesandt werden mußte, gestatteten der Muse der Poesie nur flüchtigen Besuch. Ueberdies zerstreute ihn der neue Theaterbau. Die Nothwendigkeit einer Veränderung war längst fühlbar geworden; die Anwesenheit des Baumeisters Thouret beschleunigte die Ausführung, welche so rasch betrieben wurde, daß das erweiterte Haus, welches zweihundert Zuschauer mehr, als bisher, faßte, am 12. October eröffnet werden konnte. Es begann damit eine neue Epoche der deutschen Bühne; denn Wallensteins Lager von Schiller ward zur Aufführung gebracht, eingeleitet durch den köstlichen Prolog, welcher die dem Drama durch die gewaltigen Zeitbewegungen gebotene höhere Aufgabe in glänzender Rede hervorhebt (Kotzebue's Schauspiel „die Korsaren" folgte darauf). Goethe hatte nicht die Vorstellung einer eigenen Dichtung jemals mit solchem Eifer betrieben, wie diese. „Goethe", schreibt Caroline von Schlegel, „ist wie ein Kind so eifrig dabei gewesen. Den Tag vor der Eröffnung des Theaters war er von früh bis spät Abends da, hat da gegessen und getrunken und eigenhändig mitgearbeitet." Er selbst hatte bei den Proben die äußeren Anordnungen übernommen, Meyer bei den Costümen und Decorationen mitgewirkt. Die Generalprobe wurde im Theatercostüm gehalten. „Wir waren" — berichtet Schiller's Schwägerin, Caroline von Wolzogen — „mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe gegenwärtig und über-

ließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt, und Goethe's herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig." Die Artikel über den Werth des Werkes und die erste Aufführung waren von Goethe selbst für die Cottaische allgemeine Zeitung schon im Voraus abgesandt, um schiefen Beurtheilungen anderer Scribenten zuvorzukommen.

Wenn ein lange Zeit in Deutschland verbreitetes Gerücht Goethe einen großen Antheil an der Bearbeitung dieses Drama's zuschrieb, so lag dem allerdings das richtige Gefühl zum Grunde, daß es im Goethe'schen Geiste gedichtet sei. Unmittelbar sind nur von Goethe hie und da einige „Pinselstriche" hinzugethan. Zur Capuzinerpredigt, welche man vornehmlich auf seine Rechnung gesetzt hat, übersandte er seinem Freunde nur einen Band Predigten des Abraham a Sancta Clara, wonach Schiller die nachträglich eingeschobene Scene rasch ausgeführt hat.[21]) In gleicher Weise machte sich Goethe's freundschaftlicher Beistand im Verlauf des Werkes geltend, indem er überall mit seinem Rathe dem Dichter zur Seite stand. Besonders fühlte sich Schiller durch Goethe's inhaltsschweren Brief über das astrologische Motiv in einem der schwierigsten Puncte der Dichtung gefördert, so daß er erwidert: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren." Wenn ihn unter der Last der Arbeit manchmal ein Mißtrauen in seine Kräfte anwandeln wollte, so gab ihm Goethe's Beifall stets neuen Muth.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin Luise, konnten die Piccolomini zur Aufführung gebracht werden, zu welcher auch Schiller nach Weimar her-

überkam. Am 20. April folgte Wallenſteins Tod. „Schiller's Wallenſtein iſt ſo groß, daß zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden iſt“ — ſo äußerte ſich Goethe mehr als zwanzig Jahre nach des Freundes Tode. „Es iſt mit dieſem Stücke“, bemerkte er bei anderer Gelegenheit, „wie mit einem ausgelegenen Weine: je älter ſie werden, deſto mehr Geſchmack gewinnt man an ihnen“.

Sechstes Capitel.

1799—1805.

Seit Schiller durch den Wallenſtein das Feld wieder gewonnen hatte, auf dem ſeinem poetiſchen Talent noch die ſchönſten Erfolge vorbehalten waren, ſtand bei ihm der Gedanke feſt, durch die anregende Anſchauung der Bühne ſeine dramatiſche Production zu beleben und auszubilden und daher Jena, wo er ſich beſonders ſeit der Abreiſe Wilhelms von Humboldt (1797) ſehr vereinſamt fühlte, mit Weimar zu vertauſchen. Der Herzog kam ſeinen Wünſchen mit liberalen Anerbietungen entgegen, und Schiller zog im December 1799 nach Weimar herüber. Die Freunde kamen dadurch in unmittelbare Nähe und ſahen die jenaiſchen Abende mit ihren gehaltvollen Geiſtesgenüſſen nach Weimar verpflanzt, wenn nicht etwa die mehrmals wiederkehrende Abweſenheit Goethe's ſie wieder zu der Aushülfe des brieflichen Verkehrs zu greifen nöthigte. Die Innigkeit ihres Verhältniſſes erlitt auch in den folgenden Jahren keine Beeinträchtigung und Störung, wie ſie ſich's in den letzten Stunden des Jahres, welches ſie enger zuſammengeführt hatte, in ernſtem Geſpräche gelobten und gern der Anſicht huldigten, daß mit dem Jahre 1800 das neue Jahrhundert begonnen werde.

Gleichwohl konnte ihre gegenseitige geistige Einwirkung nicht mehr ganz so bedeutend, wie früher, sein, nachdem ihre Naturen sich mehr und mehr dergestalt ausgeglichen hatten, daß sie fast die Rollen vertauscht zu haben schienen. Nicht mehr arbeitete Schiller schüchtern und bedächtig an Goethe's Hand, sondern schritt im Selbstgefühl rüstiger Productionskraft von einem dramatischen Werke zum andern. Goethe dagegen war jetzt mehr der Zögernde, Unschlüssige, der einen Entwurf von dem andern verdrängen ließ, ohne jene freudig schaffende Kraft, die ihm den Wilhelm Meister und seinen Hermann rasch vollenden half, wieder zurückrufen zu können. Während jener alles Theoretisiren bei Seite warf, um nicht in der Production gehemmt zu werden, und beides jetzt „im Süd- und Nordpol" von einander geschieden sah, stieg Goethe tiefer und tiefer in die philosophische Speculation hinein. Ob er gleich sein Glaubensbekenntniß auch jetzt noch dahin ausspricht, daß die Forderungen von oben herein den unschuldigen productiven Zustand zerstören und das Werk des Genie's unbewußt entstehe, so wagte er doch kaum noch einen Schritt zu thun, bevor er in der Theorie mit sich im Reinen sei; die Reflexion und ihre Tochter, die Symbolik, beginnt seine Poesie zu trüben.

Goethe war durch Schiller's Thätigkeit fürs Drama und ihr gemeinschaftliches Wirken für die deutsche Bühne ebenfalls in diese Sphäre der Dichtung wieder zurückgeführt worden. Die epischen Entwürfe blieben liegen, wenn auch „Tell" noch zu Zeiten sein Nachdenken beschäftigte. Faust, zu dessen Fortsetzung Schiller wiederholt ihn antrieb, rückte „sachte" vor; der Dichter konnte am 1. August 1800 melden, daß darin ein Knoten gelöst sei. Dies war die Motivirung des Erscheinens der Helena. Die Ausarbeitung dieses Theils der Dichtung, jetzt des zweiten Theils dritter

Act, ward zum größeren Theil bei einem Herbstaufenthalt in Jena ausgeführt. Da Wilhelm von Humboldt gleichzeitig mit der Ueberſetzung von Aeſchylus' Agamemnon beſchäftigt war, ſo ließ Goethe ſich beſtimmen, bei dem Uebergange zum antiken Stoff den Trimeter der griechiſchen Tragödie in Anwendung zu bringen. Aus der hier beabſichtigten ſymboliſchen Vermittlung des Antiken und Modernen entſprang auch das kleine Feſtſpiel Paläophron und Neoterpe. In einem frohen Cirkel bei Fräulein von Göchhauſen dictirte Goethe, auf- und abſchreitend, den Entwurf des Stücks, wie es ihm gerade einfiel. Am 24. Oct. 1800 ward es zur Feier des Geburtsfeſtes der verwittweten Herzogin von einem aus jüngeren Mitgliedern damals gebildeten Liebhabertheater aufgeführt.[22]) Es war der erſte Verſuch eines neuen Genre dramatiſcher Vorſtellungen, indem man die Masken des antiken Drama's anwandte.

Schon dieſe Verſuche ſind uns ein Beweis, daß Goethe ſeit einigen Jahren und beſonders ſeit der Aufführung des Wallenſtein darauf bedacht war, das Theaterrepertorium von den momentanen Launen des genießenden Publicums zu emancipiren und für die Bühne die Forderungen eines ausgebildeten Kunſtgeſchmacks zur Geltung zu bringen. Dieſe höhere Richtung gewann Goethe's Theaterleitung, ſeit ſein künſtleriſcher Genius im Bunde mit Schiller die volle Energie wiedergewonnen hatte. Vornehmlich bezeichnet Iffland's erſter Gaſtrollencyklus im März und April des Jahres 1796, wo er in vierzehn Vorſtellungen auftrat, eine Epoche in der Entwickelung der weimariſchen Bühne. „Außer einem ſolchen belehrenden, hinreißenden, unſchätzbaren Beiſpiele", ſagt Goethe in den Annalen, „wurden dieſe Vorſtellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünſchenswerthe näher kennen zu lernen." Ein bedeutender Schritt dazu

war, daß zum Schluß des Iffland'ſchen Gaſtſpiels Goethe's Egmont zum erſtenmal auf die Bühne gebracht wurde. Schiller war die Redaction überlaſſen. Vergleicht man die Aenderungen und Verkürzungen des Stückes in der jetzt gedruckt uns vorliegenden Bearbeitung, ſo war ſein Verfahren allerdings „grauſam", wie Goethe ſelbſt es nennt, ohne daß in dieſer Bemerkung ein Vorwurf gekränkter Autoreitelkeit liegen ſoll. Nicht nur die Scenen, in denen die Regentin auftritt, wurden weggelaſſen; auch ſonſt wurden manche Scenen ohne Noth verrückt und viele Stellen verändert; ſelbſt die Traumerſcheinung Clärchens war nicht nach Schiller's Sinne. Somit iſt dieſe Redaction ein Pendant zu der Recenſion des Egmont.

Iffland gefiel ſich in Weimar ſo ſehr, daß er auf Unterhandlungen wegen eines dortigen Engagements einging. Man gewährte die von ihm geſtellten Bedingungen, auch die, daß er nur in herzoglichen Landen zu ſpielen verpflichtet ſein ſolle; als Regiſſeur wurde ihm eine ausgedehnte Vollmacht zugeſtanden. Die Abſicht war ſogar, ihm gegen Contract die Direction zu überlaſſen, ſo daß ihm beim Engagement des Bühnenperſonals freie Hand gelaſſen werden ſollte. Iffland wollte ſich indeß erſt in Mannheim erklären, wie er ſich losmachen könne. Die Hoffnung ward vereitelt. Iffland entſchied ſich für Berlin, von wo man ihm die glänzendſten Anerbietungen machte. Der Herzog und Goethe geſtanden zu, daß er ſie nicht habe ausſchlagen können, und zürnten ihm deswegen nicht. Im April 1798 kam Iffland zum zweitenmal nach Weimar auf ſechs Gaſtrollen. Er nahm kein Honorar; nur die Koſten der Reiſe und des Aufenthalts wurden von der Theatercaſſe beſtritten. „Was ich dort ſehe und empfinde", ſchrieb er, „iſt das edelſte Honorar."

Inzwiſchen hatte das weimariſche Theater manche be-

deutende Talente herangebildet und neue gewonnen. Caroline Jagemann, durch schöne Gestalt, edle Züge und künstlerisches Talent ausgezeichnet, kehrte 1797 von Mannheim nach Weimar zurück; zuerst trat sie als Sängerin in Wranitzky's Oper Oberon auf und erlangte noch größere Bedeutung im recitirenden Drama. Sie ward bald der Liebling des Publicums und — des Herzogs. Zu ihm trat sie, ohne jedoch ihre Stellung am Hoftheater aufzugeben, in ein vertrauliches Verhältniß und ward nachmals als Frau von Heygendorf in den Adelstand erhoben. Die Herzogin billigte die Wahl ihres Gatten, da sie seit der Geburt ihres jüngsten Sohnes nicht wünschen durfte wieder Mutter zu werden. Dies zur Milderung des Urtheils wie zur Erklärung späterer Vorgänge. Denn es leuchtet ein, daß durch den persönlichen Einfluß der Jagemann dem Intendanten das Geschäft der Theaterleitung oft erschwert und verleidet wurde.

Von anderen Notabilitäten der weimarischen Bühne, welche größtentheils ihre künstlerische Ausbildung Goethe verdanken, nennen wir Becker, Graff, Vohs, Oels, Grüner, Wolff nebst dessen Frau, ein treffliches Künstlerpaar, das nachmals zu Goethe's großem Verdrusse nach Berlin gezogen wurde, Frau Vohs und die ihr an Lieblichkeit gleichende Christiane Becker, geb. Neumann, welche durch Goethe's „Euphrosyne" verewigt worden ist. Goethe stiftete eine förmliche Theaterschule, welche im Jahre 1803 auf zwölf Mitglieder angewachsen war.

Seit Schiller nach der Vollendung des Wallenstein in Weimar seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, leistete er in der Förderung und Fortbildung des Hoftheaters seinem Freunde den thätigsten, erfolgreichsten Beistand. Sie theilten sich in die Geschäfte der Leitung der Proben und der Vorbereitung der Vorstellungen und

fanden bei dem Hofrath Kirms, der Goethe in der Theaterintendanz untergeordnet war, die bereitwilligste Unterstützung, am meisten aber in der Begeisterung und Hingebung der Künstler selbst. „Da ward", sagt Kanzler von Müller, der ein Zeuge jener Jahre war, „keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begrenzt, entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer ins Auge gefaßt, erspäht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe. Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo Er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten."

Nachdem früher auf der Bühne der Conversationston und ein gewisser Naturalismus, der für Einfachheit und

Natürlichkeit galt, geherrſcht hatte, war man durch Iffland's erſtes Gaſtſpiel zu der Einſicht gelangt, daß es des Künſtlers Aufgabe ſei, ſeine Individualität zu überwinden, aus jeder Rolle ein in ſich abgerundetes Ganzes zu machen und dadurch ſein Talent zu einer künſtleriſchen Vielſeitigkeit auszubilden. Eine andere Bemühung war mit der Vorſtellung des Wallenſtein glücklich durchgeführt: die lange von der Bühne verbannte rhythmiſche Declamation wurde hergeſtellt und der dramatiſche Vers wieder in ſeine Rechte eingeſetzt. Seitdem war das Beſtreben der beiden Dichter dahin gerichtet, die Bühne mehr und mehr einer idealen Claſſicität anzunähern, die freilich nach anderer Seite auch ihr Bedenkliches hatte. Von nationalen Tendenzen gänzlich abſehend, ſuchte man das Beſte verſchiedener Zeiten und Völker zur Anſchauung zu bringen, „eine gewiſſe Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzuſtellen, das man der Nachwelt überliefern könne."

Zuerſt wandte man ſich zu dem franzöſiſchen Drama, von deſſen Erneuerung namentlich Karl Auguſt ſich eine Verbeſſerung des Geſchmacks verſprach. Goethe überſetzte 1799 Voltaire's Mahomet, mit deſſen Aufführung das Theater den Geburtstag der Herzogin (30. Januar 1800) feierte. Das Gedicht Schiller's an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, läßt einiges Mißwollen gegen die Wiederbelebung des franzöſiſchen Pathos blicken, obwohl auch er ſpäterhin mit der Bearbeitung von Racine's Phädra ſich anſchloß. Daß Goethe nicht zur Bewunderung des einſt geſchmähten franzöſiſchen Trauerſpiels (die Luſtſpiele Moliere's hielt er ſtets in Ehren) zurückgekehrt war, ſieht man genugſam aus ſeiner Aeußerung bei Gelegenheit einer Vorleſung der Phädra nach dem franzöſiſchen Original: „Der Deutſche möchte

wohl auf ewig dieſer beſchränkten Form, dieſem abgemeſſenen und aufgedunſenen Pathos entſagt haben.“ Dieſes ſetzte auch ſeine Umdichtung auf das richtige Maß herab.

Im Jahre 1800 vollendete Goethe die Bearbeitung von Voltaire's Tancred, wobei er bemüht war, dem Anfang und dem Ende des Stücks mehr Fülle, als im Original, zu geben. Aus dem nämlichen Beſtreben, einige werthvolle Dramen des Auslandes der deutſchen Bühne anzueignen, entſtanden Schiller's Bearbeitungen von Macbeth, Turandot und Phädra. Bei der Aufführung von Luſtſpielen des Terenz wurden, wie in „Paläophron und Neoterpe“, griechiſche Masken angewandt. Die Ausſchreibung eines Preiſes für das beſte Luſtſpiel (1801) zeugt von dem Beſtreben der beiden Dichter, die Production anzuregen, war aber ohne ſonderlichen Erfolg, da nur mittelmäßige Stücke einliefen.

Je größere Anſprüche die großen dramatiſchen Schöpfungen Schiller's an den Schauſpieler machten, deſto mehr ließ ſich das Repertorium claſſiſcher Dramen erweitern, indem man keine Schwierigkeiten mehr zu ſcheuen hatte. Zu Leſſing's Emilia und Minna trat im November 1801 auch Nathan der Weiſe hinzu. Im folgenden Jahre (15. Mai) erſchien Goethe's Iphigenie in ihrer edlen metriſchen Form (obſchon durch Schiller's Redaction grauſam verkürzt) auf der Bühne, gerade um die Zeit, als die erſte Darſtellerin der jungfräulichen Prieſterin, Corona Schröter, aus dem Leben ſchied. Daneben machte Goethe, nicht ohne Widerſpruch des Publicums, den gewagteren Verſuch, die Dramen der Brüder Schlegel, Jon und Alarkos, vorzuführen.

Der Höheſtand der weimariſchen Bühne fiel in die letzten Lebensjahre Schiller's, und die Glanzpuncte ihrer Leiſtungen waren jene claſſiſchen Dramen, welche der Dich-

ter gleichsam im Hinblick auf sie und durch sie ermuthigt in rascher Folge schuf. In Betreff der Bühnendarstellung der Jungfrau von Orleans hatte Schiller einiges Bedenken und war der Ansicht, das Stück werde sich nicht zur Aufführung eignen, während Goethe der Meinung war, man habe schon größere Schwierigkeiten überwunden. Dennoch kamen diesmal die Leipziger, Berliner und andere Bühnen der weimarischen zuvor, indem der Herzog unter höflich ausweichenden Vorwänden die Aufführung in Weimar verweigerte, weil seiner Caroline Jagemann darin eine, wie ihm schien, zweideutige und undankbare Rolle zufallen würde. Goethe bewährte aufs neue seine discrete Freundschaft, indem er die Ursache der Verzögerung möglichst verheimlicht und den Verdacht der Mißgunst gegen seinen von der Gunst des Publicums gefeierten Freund lieber auf sich genommen hat[23]).

Unterbrechen wir hier die Schilderung von Goethe's dramaturgischer Thätigkeit, um einen Blick auf einige persönliche Vorgänge der letzten Jahre und auf des Dichters anderweitige geistige Beschäftigungen zu richten, die uns zu seiner Wirksamkeit für die Bühne zurückführen werden.

Goethe hatte bis dahin eine sehr feste Gesundheit genossen. Wenn er gleich im Sommer 1795 eine Cur in Karlsbad zu seiner Stärkung für rathsam hielt, so war doch eine erhebliche Störung nicht eingetreten. Von einem gefahrvollen Krankheitsleiden wurde er zum erstenmal im Beginn des Jahres 1801 befallen. Wir erinnern uns aus der früheren Erzählung, daß er um jene Zeit mit der Bearbeitung des Tancred beschäftigt war. Um mit dieser Arbeit, welche er Iffland für die auf den 18. Januar in Berlin vorbereitete Feier des preußischen Krönungsfestes versprochen hatte, rascher zum Abschluß zu kommen,

begab er ſich im December 1800 nach Jena. Die geiſtige Thätigkeit ließ ihn das Unangenehme der kalten Räume des dortigen herzoglichen Schloſſes vergeſſen; ſelbſt eine heftige Erkältung, die durch gewaltſame Mittel ſchnell unterdrückt ward, machte ihn in ſeinem Vorſatz nicht irre. Bald nach ſeiner Rückkehr nach Weimar ward er am 1. Januar von einer Fieberkrankheit befallen, zu der ſich ein Krampfhuſten und die Geſchwulſt der Roſe geſellten. Einige Tage verlor er das Bewußtſein, und ſein Leben war ernſtlich bedroht; ſeine Freunde fürchteten für ihn. Die Kraft ſeiner Natur und ärztliche Pflege ließen ihn die Gefahr glücklich überſtehen. In den Tagen der Geneſung begann er am 19. Januar Theophraſt's Büchlein von den Farben zu überſetzen. Zu den Vorbereitungen der am 30. Januar 1801 in Weimar ſtattfindenden Aufführung des Tancred vermochte er ſchon Einiges mitzuwirken. Schiller leitete die Proben. Mit Anfang des Februars war er ſeiner frühern Thätigkeit zurückgegeben und wandte ſich mit erneueter Luſt zum Fauſt, der eine Strecke vorwärts geſchoben ward.

Erquickende Frühlingstage genoß er in dem ruhigen ländlichen Aufenthalt zu Oberroßla. Seit drei Jahren war er durch Ankauf im Beſitz des dortigen Freiguts; doch hatte ihm die Verwaltung des erſten Pachters nur Verluſte gebracht. Jetzt war ein neuer Verwalter eingeſetzt, deſſen lebhafte Neigung zur Baumzucht auch Goethe's Intereſſe für Parkanlagen wieder belebte. Dies veranlaßte manche Hin- und Herfahrten; die heitere Gaſtlichkeit des Beſitzers zog viele Freunde herbei, Wieland war ein geſelliger Nachbar in ſeinem nahgelegenen Gute Osmannſtedt. Goethe konnte dankbar rühmen, daß der ländliche Aufenthalt ihm zu manchen kleinen poetiſchen Productionen Stimmung verlieh; das Gedicht „Wanderer und Pachterin" iſt unſtreitig unter dieſe zu zählen. Indeß war er froh, im

Jahre 1803 das kleine Beſitzthum wieder los zu werden „ohne irgend einen Verluſt als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feſte, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte".

Mit Anfang des Juni 1801 reiſte Goethe in Begleitung ſeines Sohnes ins Pyrmonter Bad, deſſen Gebrauch Aerzte und Freunde ihm zu fernerer Stärkung ſeiner Geſundheit angerathen hatten. Die Ausſicht auf einen längeren Aufenthalt unter den Gelehrten und den wiſſenſchaftlichen Schätzen der Göttinger Univerſität machte ihm dieſe Reiſe beſonders anziehend. Ein Lebehoch der Studirenden empfing ihn, als er am 7. Juni ſpät Abends in Göttingen eintraf. Einige Tage verfloſſen im Verkehr mit dortigen Gelehrten, vornehmlich Blumenbach und Heyne, mit denen er von früher her befreundet war, und im Beſchauen der naturhiſtoriſchen und archäologiſchen Sammlungen; weitere Studien wurden einem zweiten Aufenthalt vorbehalten. Wie ihm Alles zum Studium ward, ſo beſchäftigte er ſich auch während ſeines Badeaufenthalts mit jener Umſtändlichkeit, die wir von ſeiner letzten Schweizerreiſe her kennen, mit der Natur, dem Geſchichtlichen und den gegenwärtigen Zuſtänden Pyrmonts, ſo daß auch Badeliſten und Komödienzettel zu den Acten geſammelt wurden. Die Muſe kam nur zu ſeltenem Gruß. Einſame Stunden wurden mit der Fortführung der Ueberſetzung des Theophraſt und der Collectaneen zur Farbenlehre ausgefüllt; doch entſpann ſich daneben ein Märchen, in welchem das Jahr 1582, wo auf einmal ein Zug von Gäſten aus allen Weltgegenden nach Pyrmont ſtrömte, die ſich bei völlig mangelnden Einrichtungen auf die wunderlichſte Art behelfen mußten, als prägnantes Moment ergriffen war, freilich nur ein Entwurf, deſſen Grundzüge uns der Dichter in einem ſpäteren Aufſatze aufgezeichnet hat.

Es war ein Fehlgriff der Aerzte, den kaum von einer entzündlichen Krankheit Genesenden einem so entschieden aufregenden Bade zuzuschicken. Er war auf einen solchen Grad reizbar geworden, daß ihn Nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ und leichte Anlässe in einen excentrischen Zustand versetzten. Wenig befriedigt daher von den Resultaten seines Aufenthalts, verließ er Pyrmont am 17. Juli und fühlte sich wohler in der Nachcur gelehrter Göttinger Studien, welche er bis Mitte August fortsetzte. Er hatte ein Verzeichniß aller in sein naturwissenschaftliches Fach schlagenden Bücher, deren er bisher nicht hatte habhaft werden können, mitgebracht und verwandte nun die meisten Stunden des Tages dazu, theils auf der Bibliothek, theils in seiner Wohnung eine Reihe von Werken, besonders in Bezug auf die Geschichte der Farbenlehre, durchzugehen und auszuziehen, nicht selten in Gefahr, durch die Masse von Gelehrsamkeit, der er nahe war, auf Seitenwege abgelockt zu werden; denn was ließ sich aus dem Bereich seiner Collectaneen ausschließen? Die übrigen Stunden verlebte er in heiterster Geselligkeit. „Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte". Die Nächte waren weniger anmuthig; es gab hier keine römischen Nächte, „von weichen Gesängen durchklungen"; sondern die Cadenzen einer eifrigen Sängerin, Hundegebell und der Lärm der Nachtwächterhörner brachten ihn bei seiner noch anhaltenden Nervenreizbarkeit oft um den Schlaf, bis die Polizei um des geehrten Gastes willen mehrere der Hörner zum Schweigen brachte. Am 14. August begab er sich über Dransfeld, wo er die Basaltbrüche besuchte, und Münden nach Cassel, wo er die

Seinigen in Begleitung Meyer's antraf. Seinen Geburtstag feierte er in Gotha, wo ihn Prinz August in seinem freundlichen Sommerhause mehrere Tage gastlich bewirthete, und langte am 30. August wieder in Weimar an.

Im Herbste dieses Jahres stiftete Goethe die Mittwochsgesellschaft, einen geselligen Kreis, an dem auch die gebildetsten Frauen Weimars (Gräfin Henriette von Egloffstein, Frau von Wolzogen, Frau von Schiller, Amalie von Imhof und andere) Theil nahmen. „Es geht sehr vergnügt dabei zu", schreibt Schiller an Körner, „obwohl die Gäste zum Theil sehr heterogen sind, denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt; auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen". Mehrere gesellige Lieder Goethe's[24]) und Schiller's haben daher ihre Veranlassung. Zu dem 22. Februar 1802, wo der Erbprinz vor seiner Abreise nach Paris zum letztenmal in diesem Kreise verweilte, dichtete Schiller das Lied „So bringet denn die letzte volle Schale" und Goethe das bekannte „Mich ergreift ich weiß nicht wie", dessen dritte Strophe durch die näheren Umstände erst ihr rechtes Licht erhält.

Um diese Zeit hatte sich August von Kotzebue nach einem kurzen Aufenthalt in Rußland wieder nach Weimar gewandt und erwartete nichts Geringeres, denn in seiner Vaterstadt als der Dritte im Triumvirate der dramatischen Poesie zu glänzen. Als ein gefeierter Bühnendichter und überdies durch seine letzterlebten Abenteuer der unfreiwilligen Reise nach Sibirien die interessante Persönlichkeit des Tages, fand er in den höheren Kreisen Weimars eine zuvorkommende Aufnahme. Goethe jedoch, der zwar sein Talent anerkannte und ihm in früheren Jahren sehr zugethan gewesen war, hielt sich jetzt aus Abneigung gegen

seinen Charakter in kalter Entfernung, und Kotzebue's Wunsch, in die Mittwochsgesellschaft aufgenommen zu werden, wurde durch ihn vereitelt, was denn Kotzebue veranlaßte eine ähnliche Gesellschaft an den Donnerstags-Abenden in seiner Wohnung zu empfangen. Außerdem war Kotzebue gereizt durch Goethe's offene Parteinahme für die Brüder Schlegel, mit denen er bitter verfeindet war. Die Aufführung des Jon hatte Goethe mit großer Sorgfalt betrieben; in Kotzebue's „Kleinstädtern" strich er die Angriffe auf die ihm befreundeten jungen Dichter, und der Aufsatz, worin Böttiger, jetzt ein dienstfertiger Knappe Kotzebue's, den Dichter des Jon und die Theaterintendanz angriff, mußte, auf Goethe's Veranlassung, von Bertuch, dem Herausgeber des Journals für Luxus und Moden, noch nach erfolgtem Abdruck zurückgezogen werden. Durch alles dies gegen Goethe aufgebracht, warb er Partei und suchte an ihm durch eine öffentliche Demonstration zu Schiller's Verherrlichung Rache zu nehmen, zugleich mit der geheimen Absicht den Bund der Freunde zu sprengen. Gerade dazu schien ein geeigneter Zeitpunct gekommen zu sein, da man auch bei Schiller eine Verstimmung gegen Goethe wegen der Verzögerung der Aufführung der Jungfrau von Orleans voraussetzte.

Mehrere der ersten Damen Weimars, welche die geheime Absicht nicht durchschauten, hatten sich zur Theilnahme bereit erklärt; die schöne Gräfin Egloffstein hatte die Darstellung der „Jungfrau", Amalie von Imhof die der „Maria Stuart" übernommen, und Sophie Mereau sollte das „Lied von der Glocke" vortragen. Kotzebue beabsichtigte zum Schlusse als Meister Glockengießer aufzutreten; der Schlag seines Hammers sollte die Form zertrümmern, und aus der fallenden Hülle Schiller's Büste hervortreten, um von schönen Händen mit dem Lorbeer-

kranze gekrönt zu werden. Schiller ſelbſt war ſo ſehr Feind ſolcher eiteln Demonſtrationen, „daß er vor Ekel darüber faſt krank wurde“ und ſein Erſcheinen bei der Feier, auf das man gerechnet hatte, zweifelhaft ließ. Schon war indeß das Feſt auf den 5. März angeſetzt und Alles vorbereitet; Einladungen waren ergangen; ſelbſt die Prinzeſſin Caroline hatte ihre Gegenwart zugeſagt. Allein — der Bürgermeiſter (Karl Adolf Schultze) weigerte ſich den neudecorirten Saal des Stadthauſes, der dazu unentbehrlich war, für die Errichtung der Bühne herzugeben, die Bibliothekverwaltung lieferte die Dannecker'ſche Büſte Schiller's nicht aus, und da noch andere Hinderniſſe hinzutraten, konnte das beabſichtigte Feſt nicht zu Stande kommen. Indem man dabei Goethe aus triftigen Gründen für das feindliche Princip hielt, ſo richtete ſich gegen ihn der geheime Grimm der Gegenpartei.[25]) Bedauernswerther war, daß in Folge dieſer Spaltungen der von Goethe geſtiftete geſellige Kreis ſich auflöſte. Später trat die Donnerstagsgeſellſchaft an die Stelle. Das Verhältniß zwiſchen Goethe und Schiller litt jedoch nicht die geringſte Störung. Kotzebue begab ſich bald darauf nach Berlin und benutzte ſeitdem „den Freimüthigen“, den er in Verbindung mit Merkel herausgab, zur Polemik gegen Goethe und die jüngere an ihn ſich anlehnende Schule.

Nach denſelben Grundſätzen, wie Goethe in Gemeinſchaft mit Schiller für die idealen Kunſtzwecke der Bühne thätig war, ſuchte er mit ſeinem Freunde Meyer den reineren Geſchmack in der bildenden Kunſt zu fördern. Die Propyläen wurden bis 1800 fortgeſetzt und erhielten ſehr viele Beiträge von Goethe's Hand. Eine ſeiner ausgezeichnetſten Leiſtungen in der theoretiſchen Darſtellung iſt die Abhandlung der Sammler und die Seinigen, worin unſerm Dichter, dem die philoſophiſch-ſyſtematiſche

Entwicklung der Begriffe noch weniger, als Schiller, geläufig war, die Behandlung in Briefform und Dialog eine freiere Bewegung gestattete. Da bei der Theilnahmlosigkeit des Publicums der Absatz nicht über 300 Exemplare stieg, so sahen sich die Herausgeber zu ihrem Verdrusse genöthigt, die Zeitschrift eingehen zu lassen; einige nachfolgende Aufsätze über bildende Kunst wurden in die allgemeine Literaturzeitung eingerückt. Während die „weimarischen Kunstfreunde" (wie sie sich jetzt zu bezeichnen pflegten) bei der ästhetischen Erörterung ihrer Ansichten und Grundsätze den Zweck verfolgten, von dem Sentimental-Unbedeutenden und Platt-Natürlichen auf die höheren Anforderungen idealer Kunst, d. h. in ihrem Sinne auf die unbedingte Anerkennung des griechischen Kunstprincips, hinzuarbeiten, erkannten sie das Bedürfniß, um auf die großen Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen, diese durch Preisaufgaben zu erleichtern, um bei Gelegenheit der Erläuterung und der Beurtheilung derselben bestimmter auf das im Einzelnen zu verfolgende Ziel hinweisen zu können. Zu den Preisaufgaben wählte man vorzugsweise Scenen aus Homer's Gedichten, „welche von jeher die reichste Quelle gewesen, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben." Die erste Aufgabe war die Scene aus dem dritten Buch der Ilias, wo Venus dem Paris die Helena zuführt. Sie hatten die Freude, neun Preisstücke eingehen zu sehen, deren Zahl mit jeder neuen Preisaufgabe stieg. Hektors Abschied von Andromache und der Ueberfall des Rhesus waren für das Jahr 1800 ausgeschrieben. Außer den Concurrenzstücken wurden auch mehrere andere Arbeiten neuerer und älterer Meister zu den öffentlichen Ausstellungen in Weimar eingesandt. In den nächsten Jahren ließ man Scenen aus dem Leben des Achill, Perseus' Befreiung

der Andromeda, Odyſſeus und Polyphem folgen. Dann ging man 1804 zu einem allgemeinen Problem, dem Kampf der Menſchen mit dem Elemente des Waſſers, über. Die ſiebente und letzte Kunſtausſtellung im Jahre 1805 war den Thaten des Hercules gewidmet. Goethe gab in den Abhandlungen über die Ausſtellungen, anfangs in den Propyläen, dann in der allgemeinen Literaturzeitung, eine ſorgfältig eingehende Kritik über die eingegangenen Zeichnungen und Gemälde. Um ſich zu dieſer Beurtheilung beſſer vorzubereiten, ſtudirte er die Schilderungen griechiſcher Gemälde von Philoſtrat und ſchrieb die Abhandlung über Polygnot's Gemälde in der Leſche zu Delphi, mit denen uns die Schilderungen des Pauſanias bekannt machen; ſie enthielten die bedeutendſten Scenen aus den Homeriſchen Gedichten.

Es leuchtet aus allem dieſen hervor, daß die weimariſchen Kunſtfreunde in ihrem Eifer für antike Plaſtik zu weit gingen und von Einſeitigkeit nicht freizuſprechen waren. Von der Hoheit der griechiſchen bildenden Kunſt erfüllt, würdigten ſie zu wenig den idealen Gehalt des modernen Lebens, aus dem unſere neuere Malerkunſt eine neue Fülle von Kunſtleiſtungen ſchöpfte. Ihr Wirken für die Verehrung claſſiſcher Kunſt hielt conſequent die Richtung Winckelmann's feſt. Dieſem ſetzten ſie daher, als Reſultat mehrjähriger kunſtgeſchichtlichen Studien und gleichſam als Schlußſtein ihrer Bemühungen für die Kunſt, in der Hoffnung, durch hiſtoriſche Darſtellungen „der faſt ganz falſchen Richtung der Zeit" entgegenwirken zu können, gemeinſchaftlich mit Wolf ein Denkmal in dem 1805 erſchienenen Werke Winckelmann und ſein Jahrhundert. Die erſte, von Goethe's Hand herrührende Abtheilung, welche Winckelmann als Menſchen ſchildert, iſt dem Vollendetſten beizuzählen, was er in deutſcher Proſa geſchrieben

hat; denn er ſchilderte ein Stück des eigenen innern und äußern Lebens. Im Ganzen genommen waren alle dieſe wohlgemeinten Anſtrengungen für die Aufrechthaltung des antiken Kunſtprincips vergeblich und ihre Wirkung auf die Künſtler gering. Das Zeitalter wandte ſich von der Antike ab und erfüllte ſich mit dem Geiſte der chriſtlich-mittelalterlichen Romantik. Die daraus ſich entwickelnde Kunſt, welche den „Weimarer Kunſtfreunden" als eine Verirrung, als ein Rückſchritt erſchien, war bei manchen Fehlgriffen im Einzelnen die Entfaltung einer neuen Kunſtblüthe, eine Anſicht, der auch Goethe ſich ſpäter nicht ganz zu verſchließen vermochte. [26])

Wenden wir uns von der einige Jahre vorausgreifenden Schilderung der dramaturgiſchen und antiker Plaſtik gewidmeten Bemühungen der „Weimarer Kunſtfreunde" zu dem Januar des Jahres 1802 zurück, ſo finden wir Goethe wiederum im Schloſſe zu Jena in Knebel's alter Stube, wo er immer „ein glücklicher Menſch iſt, weil er keinem Raume auf der Erde ſo viele productive Momente verdankt". An einem weißen Fenſterpfoſten hatte er angemerkt, was er von einiger Bedeutung in dieſem Zimmer ſeit dem 21. November 1798 gearbeitet hatte; dies intereſſante Autographon des Dichters hat man leider! bei ſpäterer Reſtauration des Zimmers verlöſcht. Diesmal rief ihn nach Jena ein läſtiges Geſchäft, das ihn den größten Theil des Jahres von Weimar entfernt hielt. Die nachgelaſſene Bibliothek des verſtorbenen Hofraths Büttner war, größtentheils ſchon bei Lebzeiten des Beſitzers, von der herzoglichen Regierung angekauft. In einer Reihe von Zimmern im Seitengebäude des herzoglichen Schloſſes, die ihm zur Wohnung angewieſen waren, lagen die Bücher, zum Theil noch ungebunden, maſſenweis über einander geſtapelt; andere Kammern waren mit

physikalisch-chemischem Apparat angefüllt. Goethe's persönliche Anwesenheit war nöthig, um „die Herculische Bücherexpedition" zu leiten, die um so schwieriger war, als die nöthigen Räume für die Wiederaufstellung mangelten, indem das bisher benutzte Local im Schlosse geräumt werden sollte. Die nachgelassenen physikalischen, besonders optischen Instrumente dienten dazu, den Grund zu einem physikalischen Cabinet zu legen.

Goethe wandte seinen längeren Aufenthalt in Jena nach gewohnter Weise zugleich dazu an, im Verkehr mit den vielen ausgezeichneten Männern, die damals die Zierde der blühenden Universität waren, fortwährend zu lernen und sich geistig anzuregen; auch der aufstrebenden Jugend schloß er sich mit freudiger Theilnahme an. Fichte war bereits 1799 von der Universität geschieden, nachdem er die Regierung, die ihn aufs rücksichtsvollste schonte und ihn gern dem Lehrstuhl erhalten hätte, durch sein ungestümes Benehmen fast gezwungen hatte, ihm die Entlassung zu ertheilen. Niethammer, ein Anhänger Fichte'scher Philosophie, hatte Goethe schon bei einem früheren Aufenthalt in Jena förmlich philosophische Vorträge gehalten, um ihn in den Gang des neuesten Systems einzuführen. Schelling war unserm Dichter von Seiten seiner naturphilosophischen Speculation geistesverwandt; Goethe fand in ihm „große Klarheit bei großer Tiefe". Auf den phantasievollen jungen Denker und die an ihn sich anschließende Dichterjugend, Tieck und die Brüder Schlegel, setzte er große Hoffnungen und stand mit ihnen im besten Vernehmen. Hegel, damals Privatdocenten in Jena, widmete er eine wahrhaft väterliche Fürsorge, einer der Ersten, die dessen künftige Bedeutung für die Wissenschaft erkannten, wie denn überhaupt das strebende, hoffnungsvolle Talent bei Goethe stets die bereitwilligste Anerkennung und För-

derung fand. Mit Ritter wurde Physik getrieben, mit Lober vergleichende Anatomie fortgesetzt, deren Probleme Goethe „immer mit sich in Gedanken herumführte“. Mit Himly ward Vieles über das Sehen und über Farbenerscheinungen, oft bis tief in die Nacht, verhandelt. Auch mit Mondbeobachtungen beschäftigte sich Goethe im Laufe jener Jahre mit besonderem Interesse. Im Herbste hatte er die Freude, das neuerworbene Mineraliencabinet, welches der Fürst Dimitri Galizin, als Präsident der neugestifteten mineralogischen Societät, der Akademie geschenkt hatte, in dem dortigen, bereits höchst reichhaltigen Museum wohlgeordnet aufstellen zu lassen.

Mitten zwischen diese jenaischen Beschäftigungen fiel der Bau des Lauchstädter Theaters.[27]) Bis dahin hatte ein leicht von Brettern aufgeführtes kleines Schauspielhaus, in welchem es für Schauspieler und Zuschauer an aller anständigen Bequemlichkeit fehlte, der weimarischen Truppe zu ihren Darstellungen während der Badesaison gedient. Die Nothwendigkeit eines Neubaus hatte sich längst fühlbar gemacht. Auf Goethe's Anrathen bewilligte Karl August die nöthige Summe; doch war es schwierig, auf fremdem Grund und Boden ein solches Unternehmen auszuführen, indem die Stift-Merseburgischen Behörden den mit schön gewachsenen Bäumen gezierten Platz neben dem Bretterhause, welchen man ausgewählt hatte, nicht zum Bau eines Theaters hergeben wollten. Wenn Goethe bei einem gemeinnützigen Unternehmen auf eigensinnigen Widerstand stieß, half er sich manchmal durch einen Gewaltstreich. Er ließ in einer mondhellen Nacht die Bäume fällen. Die Bedenken waren jetzt gehoben. Es gelang die Concessionsurkunde zu erwirken und das Unternehmen ins Werk zu richten. Die tüchtigen Baumeister, welche beim Bau des nunmehr vollendeten Residenzschlosses — am

1. Auguſt 1803 wurde es von der herzoglichen Familie bezogen — thätig geweſen waren, leiſteten Goethe beim Entwerfen des Planes zu dem neuen Theatergebäude ihre Beihülfe, und „mit leidenſchaftlicher Kunſtliebe" betrieb er die raſche Ausführung. Im März lag das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren; dennoch konnte die neue Bühne am 26. Juni mit der Vorſtellung des Taſſo eröffnet werden. Goethe's Vorſpiel Was wir bringen, welches er Anfangs Juni in Jena in raſchem Zuge durchdictirt und dann nur ſtellenweiſe noch nachgebeſſert hatte, leitete ſie ein. Vor den Augen der Zuſchauer ward die Verwandlung eines ſchlechten Bauernwirthshauſes in einen Palaſt dargeſtellt, und die verſchiedenen Gattungen des Drama's mit beſonderer Beziehung zu den Leiſtungen der weimariſchen Geſellſchaft auf ſymboliſche und allegoriſche Weiſe vorgeführt. Das in munterer Laune leicht hingeworfene und lebendig durchgeführte Stück machte großes Glück und mußte mehrmals, nachher auch in Weimar mit einem Prolog des Dichters, wiederholt werden.

Indeſſen konnten die Freunde, und vor allen Schiller, das Bedauern nicht zurückhalten, daß Goethe auf dem Gebiete der Poeſie ſo ſelten und höchſtens mit unbedeutender Gabe erſcheine, hatte man doch ſeinen „Hermann" als den Eintritt in eine neue dichteriſche Jugendfülle begrüßt. Noch bei der Ueberſetzung der Voltaire'ſchen Tragödien hatten ihn die jenaiſchen Freunde ermahnt, nicht Fremdes zu bearbeiten, da er die Kraft habe, deutſche Meiſterwerke ſelbſt zu ſchaffen. Schiller klagt gegen Humboldt (17. Febr. 1803), daß er ſich auf nichts energiſch concentrire. Sie ahnten nicht, daß Goethe ſchon ſeit dem Erſcheinen des „Wallenſtein" mit einer größeren dramatiſchen Dichtung beſchäftigt war, von der er diesmal ſelbſt Schillern ein Geheimniß machte, weil er fürchtete, es werde ihm wieder

gehen, wie mit der „Jagd“ und der „Achilleis“, bei denen er durch vieles Hin- und Herberathen unschlüssig und unsicher geworden war.

Die erste Idee der Natürlichen Tochter war gegen Ende des Jahres 1799 durch die Lectüre der kurz zuvor erschienenen Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti, einer natürlichen Tochter des Prinzen Louis François von Conti, angeregt und ein Schema sogleich ausgearbeitet worden. In dem Plane bereitete sich der Dichter ein Gefäß, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution gedacht und geschrieben hatte, niederzulegen hoffte. Bei der Bedächtigkeit und Umständlichkeit, mit welcher er in der späteren Lebensperiode Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte, motivirte er die dramatische Handlung mit allzu großer Ausführlichkeit und erweiterte sie zu der Breite des Epos, so daß er nach dem Vorgange des Wallenstein eine Trilogie daraus gestaltete, welche, vollständig ausgearbeitet, funfzehn Acte umfaßt haben würde. Der erste Theil ward in den Jahren 1801 bis 1803 vollendet. Dieser enthält nur die Exposition der eigentlichen Handlung. In den Parteiungen und Ränken, welche in den höheren, den Thron umgebenden Regionen thätig sind, sieht man den Sturm der Revolution drohend herannahen; es ist die trübe Atmosphäre, welche das aufsteigende Gewitter verkündet. Die Personen, welche uns vorgeführt werden, können uns noch nicht durch ihr Handeln anziehen. Dazu kommt der Mangel individueller Charakteristik; selbst das historische Interesse ist verflüchtigt, indem die Charaktere nur symbolisch als Vertreter ihrer Standesinteressen uns entgegentreten. Unstreitig würden sie in der Fortführung der dramatischen Handlung durch schärfere Zeichnung in ein helleres Licht getreten sein; denn der zweite und der dritte Theil, über deren Anlage uns kurze

Andeutungen gegeben sind, waren bestimmt, in die eigentliche Volksbewegung einzuführen und die daraus hervorgehende neue Gestaltung der Dinge zur Darstellung zu bringen. Das Urtheil über den Werth dieses Drama's bleibt daher unvollständig; als Ganzes kann es nicht befriedigen, da es keine in sich abgeschlossene Handlung hat; dagegen ist es reich an einzelnen tiefgedachten und herrlich entwickelten Scenen, in denen sich die volle Meisterschaft des Dichters aufs neue bewährt; die kunstvolle Sprache hat noch die Klarheit und den melodischen Wohllaut seiner Iphigenie und seines Torquato Tasso, nur nicht die gleiche Wärme.

Dem feinsinnigen weimarischen Publicum, dem die neueste Schöpfung des verehrten Meisters am 2. April 1803 zum erstenmale vorgeführt wurde, entging ihr hoher dichterischer Werth nicht; sonst konnte jedoch das allzu weit ausgesponnene Drama, dessen letzten beiden Acten alle Bühneneffecte abgehen, kein Glück machen, weshalb Schiller den Rath ertheilte, es zu diesem Zweck zu verkürzen. Die kalte Aufnahme, die es bei der Nation fand, so daß es in Berlin förmlich ausgepocht ward, trug viel dazu bei, dem Dichter die Fortsetzung zu verleiden. Er beklagt „den großen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war". Goethe konnte sich jedoch damit trösten „den Besten genug gethan zu haben". Schiller äußert in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt, der sich damals in Rom befand, (18. Aug. 1803): „Goethe's N. T. wird Sie sehr erfreuen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst, und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er

zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Briefe, an ſeiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenſo, wie mich ſelbſt, überraſcht haben". Mit gleicher Anerkennung ſchreibt Wilhelm von Humboldt an Goethe (Rom, 25. Febr. 1804): „Ihre natürliche Tochter habe ich mit innigem Antheil und unglaublichem Vergnügen geleſen. Eine ſolche edle und ſchöne Sprache kenne ich ſonſt in keinem deutſchen Gedichte, ſie übertrifft an claſſiſcher Schönheit und Reinheit vielleicht ſelbſt das, was Sie ſelbſt bis jetzt geſchrieben haben. Nur von dieſer Seite allein ſchon wäre das Stück eine der wichtigſten Erſcheinungen unſerer Literatur, wenn nicht noch ſein eigentlicher Gehalt und die Charakterzeichnung hinzukäme". Nicht minder enthuſiaſtiſch ſprach Fichte in einem an Schiller gerichteten Briefe, der auch Goethe mitgetheilt wurde, ſeine Bewunderung über dies Drama aus, welches er für das Meiſterwerk des Dichters erklärte. Selbſt Herder, der ſich ſonſt gern den Anſchein gab, als bekümmere er ſich um die neuern Producte der deutſchen Literatur nicht, war von dem hohen Sinn, in welchem das Stück gedacht war, ergriffen. Wie ſehr er es anerkannte, erſieht man aus Falk's, in dieſem Falle wohl glaubwürdigem, Bericht, wonach er es „die köſtlichſte, gereifteſte Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geiſtes nannte, der die ungeheuern Begebenheiten dieſer Zeit ſtill in ſeinem Buſen getragen und zu höhern Anſichten entwickelt habe".

Herder ſtand in den letzten Jahren nicht mehr in einem innigen Verhältniſſe zu Goethe. Mit ſeiner Kränklichkeit hatte ſich ſein Widerſpruchsgeiſt, der ſeit dem erſten Beginn ihrer Freundſchaft ihrem Verhältniß zu einander ſo viel Herbes beigemiſcht hatte, vermehrt; „man kam nicht zu ihm", bemerkt Goethe, der indeß nie aufgehört hat, ſeine edlen Eigenſchaften in Ehren zu halten, „ohne ſich ſeiner Milde

zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu ſein". Mit dem Erſcheinen der Xenien hörte der freundſchaftliche Verkehr völlig auf. Herder's Zerwürfniß mit Schiller und, in Folge ſeiner leidenſchaftlichen Polemik gegen die Kantiſche Philoſophie, mit den meiſten Profeſſoren der Univerſität Jena trug ebenfalls zu gegenſeitiger Verſtimmung bei. Indeß durch die Confirmation von Goethe's Sohn, welche Herder am 13. Juni 1802 im Innern des Hauſes „nach ſeiner edlen Weiſe" verrichtete,[28]) hatten ſie ſich wieder mehr genähert, ſo daß im folgenden Jahre ein „reines Vernehmen" ſich wieder herſtellte; doch ſollte ein letzter herber Mißklang nicht ausbleiben. Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'ſchen Drama's wohnten beide im jenaiſchen Schloſſe zuſammen unter einem Dache und ſahen ſich häufiger. Herder begann eines Abends ſich über die Schönheiten dieſer Dichtung in ausführlichem Geſpräch auszulaſſen. Allein die ſchöne Freude ſollte Goethe nicht lange gegönnt ſein: „denn er endigte mit einem zwar heiter ausgeſprochenen, aber höchſt widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigſtens für den Augenblick, vor dem Verſtand vernichtet ward" — vielleicht ein verletzender Scherz über die Aufſchrift des Stückes, dem allerdings die anfängliche Benennung „Eugenie" beſſer angeſtanden hätte. Goethe ſah ihn an und. ſchwieg. So trennten ſie ſich zum letzten Male im Leben; während Herder's letzter Krankheit kam auch Goethe, wurde aber, da der Kranke mit Beſuchen verſchont werden mußte, nicht vorgelaſſen. Am 18. December 1803 war Herder geſchieden, der erſte aus dem Sternenkranze, mit welchem Weimar ins neue Jahrhundert eingetreten war.

In einigem Zuſammenhange mit den Vorſtudien zu der „natürlichen Tochter" ſteht die im nächſten Jahre unternommene Ueberſetzung von Rameau's Neffen, einer damals noch ungedruckten Schrift Diderot's, worin uns das

Treiben eines humoriſtiſchen Proletariers inmitten der ariſtokratiſchen Geſellſchaftskreiſe des alten Frankreichs mit lebhaften Farben geſchildert wird. Goethe ſtand um jene Zeit in enger Beziehung zur franzöſiſchen Literatur; die dem Rameau beigefügten literarhiſtoriſchen Excurſe verrathen nur zum Theil, welche genaue Kenntniß ſich Goethe von dem Gange und dem Detail der franzöſiſchen Literatur und ihrer Koryphäen erworben hatte. Die Vertreterin der modernſten Wendung derſelben, Frau von Stael, mit ihr der treffliche Benjamin Conſtant fanden ſich damals in Weimar ein, begierig, das geſellige und literariſche Weimar, das jetzt zum Mittelpuncte deutſcher Bildung geworden war, kennen zu lernen und die deutſchen Anſichten in Wiſſenſchaft und Kunſt jenſeits des Rheins zur Geltung zu bringen. Auch auf Conſtant's Schriften (er überſetzte Schiller's Wallenſtein) läßt ſich anwenden, was Goethe in Bezug auf das Werk der Frau von Stael „über Deutſchland" ſagt, welches zum größeren Theil aus den weimariſchen Geſprächen erwachſen iſt: es ſei als ein mächtiges Rüſtzeug anzuſehen, das in die chineſiſche Mauer veralteter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, eine breite Lücke durchbrach. Dabei mußte mancher Zeitverluſt, manches Unangenehme von der redſeligen, oft zudringlichen und rückſichtsloſen Franzöſin, die vom 14. December 1803 bis zum Anfang des folgenden März in Weimar blieb, in Geduld ertragen werden. Goethe ſuchte ſie möglichſt zu vermeiden; ſie fand ihn daher oft ſteif und abgemeſſen, kommt jedoch zu dem Urtheil, wenn man ihn zum Reden zu bringen wiſſe, ſei er bewundernswürdig. Der Unterſchied der franzöſiſchen und deutſchen Poeſie war mehrmals Gegenſtand ihrer längeren Unterredungen.

Ueberhaupt war um dieſe Zeit Weimar das Ziel literariſcher Wallfahrten; das Salve an der Thürſchwelle im

Treppenvorſaal des Goethe'ſchen Hauſes begrüßte die ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen. Unter denen, welche damals in engere Beziehung zu Goethe traten, iſt vor allen Muſikdirector Zelter aus Berlin zu nennen; mit dieſem wacker geſinnten Manne hatte Goethe in Folge der ihm mitgetheilten Compoſitionen ſeiner Lieder einen Briefwechſel eingeleitet, der nachmals zu einer herzlichen Freundſchaftsverbindung führte.[29]) Der Beſuch Johannes von Müller's, welcher in einer politiſchen Miſſion 1804 zwei Wochen in Weimar verweilte, hatte freundſchaftliche Beziehungen zu dem gefeierten Hiſtoriker zur Folge. Beſonders beachtenswerth für das Verſtändniß der Fortentwickelung der Poeſie Goethe's iſt ſein inniges Anſchließen an bedeutende Philologen, unter deren Einfluß ſeine Richtung zur antiken Form noch mehr verſtärkt und er vornehmlich in die Technik der griechiſchen Dichter tiefer eingeführt wurde. Die Einwirkung der Aeſchyleiſchen Studien Wilhelms von Humboldt haben wir oben ſchon berührt. Jetzt trat der Verkehr mit Friedrich Auguſt Wolf[30]) zu Halle, dem Meiſter in der Alterthumskunde und Kritik, hinzu, belebt durch Goethe's häufigen Aufenthalt in Lauchſtädt, der auch zu Gegenbeſuchen in dem nahen Halle einlud; einen Tag mit Wolf zuzubringen ſchien ihm „ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einzutragen". Das Freundſchaftsband befeſtigte ſich durch mehrmaliges Zuſammenſein und durch brieflichen Verkehr, und war für Goethe höchſt anregend. Bei dem Beſuche in Leipzig im Jahre 1800 lernte Goethe Gottfried Hermann, den ſcharfſinnigen Forſcher auf dem Gebiete griechiſcher Metrik, kennen, mit dem er hernach mehrmals in Karlsbad wieder zuſammentraf.

Im Jahre 1802 kam Voß, der ſein Rectorat in Eutin niedergelegt hatte, nach Jena und wurde von Goethe mit der aufmerkſamſten Freundſchaft behandelt. Man

ſuchte ihn im Weimariſchen durch möglichſt liberale Anerbietungen feſtzuhalten und gab ſeinem Sohne Heinrich eine Anſtellung am weimariſchen Gymnaſium. Goethe pflegte bei ſeinem Aufenthalte in Jena viele Stunden in wiſſenſchaftlichen Geſprächen mit ihm zuzubringen, in denen beſonders Voß' metriſche Theorieen und die in ſeiner kürzlich erſchienenen Schrift von der Zeitmeſſung der deutſchen Sprache niedergelegten Anſichten erörtert wurden. Die Ausführliche Recenſion von Voß' Gedichten ſprach die freundſchaftlichſte Anerkennung aus. Um ſo ſchmerzlicher war es für Goethe, daß Voß im Jahre 1805 einem Rufe nach Heidelberg folgte. Das herzliche Verhältniß hörte damit auf; doch geſchah der Zuneigung zu dem Sohne, der mit kindlicher Liebe an dem verehrten väterlichen Freunde hing, dadurch kein Eintrag.

Als Erzieher von Goethe's Sohne trat Dr. Riemer, bisher der Genoſſe der Humboldt'ſchen Familie, in ſein Haus, welches Meyer um Weihnachten 1802, wo er ſich verheirathete, verlaſſen hatte. Riemer war ein gründlicher Philolog und wurde dem Dichter bei vielen Arbeiten und Studien ein anhänglicher Gehülfe und häufig ſein Secretär. Er erhielt 1812 eine Anſtellung am Gymnaſium und zuletzt die Stelle eines Oberbibliothekars.

Wenn des Menſchen Weſen und Gemüth ſich darin ſpiegelt, wie er geliebt worden iſt, ſo können die, welche Goethe etwa noch für kalt, ſtolz und abgemeſſen halten möchten, aus den rührenden Bekenntniſſen dieſer und anderer jungen Männer, die ihm einer liebevollen Theilnahme würdig ſchienen, ſich überzeugen, mit welcher Gewalt er offene Herzen durch die Sanftheit und Liebeswärme ſeines Gemüths an ſich zog, „durch das Unnennbare", wie der jüngere Voß ſich ausdrückt, „das durch ihn in die Herzen bringt und mit Worten nicht ausgeſprochen werden kann."

Wir können uns nicht verſagen, noch einige charakteriſtiſche Stellen aus deſſen Briefen[31]) hier folgen zu laſſen: „Goethe hat die Kunſt inne, Andere, ohne daß ſie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es iſt auch gar nicht Abſicht, wenn er es thut; es iſt vielmehr ſein ganzes Weſen, das es, ihm ſelbſt unbewußt, hervorbringt.... Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich ſehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als ſeinen Sohn, und in dieſem Verhältniſſe iſt er einer meiner erſten Freunde, auf den ich wie auf eine feſte Burg baue. Was mir der Mann geworden iſt, und wie gut er neben ſeiner geiſtigen Größe iſt, das wünſchte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn ſeine Eltern nicht inniger lieben, als ich dieſen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter ſeinen Augen, ich enthülle ihm die geheimſten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, ſondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, ſo ſchütte ich gegen ihn mein Herz aus und gehe getröſtet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich exiſtirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann iſt ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchſte dabei oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck oder der ſüße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt..... Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf ſeinem Studirzimmer. Da ſitzt der Goethe im tiefſten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf ſeinem Sopha und unterhält ſich oder läßt ſich vorleſen; aber ſeine Geſpräche dabei ſind das Lehrreichſte und Schönſte..... In meinem Leben bin ich nicht ſo innerlich bewegt und ſo tief erſchüttert geweſen, als damals, wo er meinen Blick durch nie geſehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Ausſicht in die Ewigkeit ſchärfte."

„Allerdings konnte Goethe zurückhaltend und steif sein“ — sagt Frommann, in dessen elterlichem Hause zu Jena der Dichter häufig verkehrte — „aber eben nur, wenn er in Lagen und Umgebungen war, wo er sich nicht frei äußern konnte, und vorzüglich, wenn er verbildeten, anmaßenden oder neugierigen Menschen gegenüberstand. Am meisten waren ihm aufgespreizte, hohle Patrone zuwider, die nichts leisten konnten, aber doch viel vorstellen wollten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß gerade diese Menschengattung am meisten gethan hat, ihn in den üblen Ruf des Aristokratismus zu bringen.“ Diese Worte erinnern uns auch an einen früheren, viel herumgetragenen Vorfall mit Bürger. Als dieser bei seinem Besuche in Weimar (1789) sich mit der stolzen, derben Ansprache: „Sie sind Goethe; ich bin Bürger!“ vorstellte, wehrte Goethe die zudringliche Brüderlichkeit durch vornehme Haltung ab und unterhielt sich mit ihm, statt über Gedichte, über den Zustand und die Frequenz der Universität Göttingen. Bürger rächte sich hinterher durch ein Epigramm, mit welchem noch Nicolai seine Replik auf die Xenien würzte.

Mögen hier noch einige Worte über Goethe's Persönlichkeit von einem andern Zeitgenossen eine Stelle finden. „Man hat Goethen“ — schreibt Ernst Moritz Arndt — „oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, nichts ist ungerechter, als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrliche vor allem Anlauf und Ueberlauf der oft müssigsten und auflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitz und dieser Haltung ferner, als was man gewöhnlich mit den Worten „vornehm“ und „vornehmes Wesen“ nennt.....

Goethe drückte, wie kein anderer Menſch, in Geſtalt und Weſen Wahrheit und Klarheit, kurz den ruhigſten, ſelbſtbewußteſten Verſtand aus — eine ernſte, heitere, über das Leben hinſchauende Beſonnenheit, und wenn er lächelte, liebenswürdigſte Freundlichkeit. Herrlicheres Angeſicht konnte kaum ein Sterblicher haben; aber in ſeiner Haltung, wenn er ging oder vor einem ſtand, war allerdings ein gewiſſes Etwas, eine eigenthümliche Förmlichkeit und Steifigkeit, welche ungeübte oder falſche Betrachter und Beobachter wohl auch vornehme Hoffart geſcholten haben."

Seit 1803 wurde die jenaiſche Akademie von einem harten Schlage nach dem andern getroffen. Nicht nur verlor ſie mehrere bedeutende Männer durch den Tod, unter ihnen den verdienſtvollen Batſch: mehr noch entzogen ihr die lockenden Anerbietungen, welche vornehmlich von Preußen und Bayern ausgingen und bei den geringeren Mitteln der thüringiſchen Akademie nicht aufgewogen werden konnten. Mit Hufeland's Berufung nach Berlin, Paulus' Abgang nach der Univerſität Würzburg verlor Goethe die Nähe langjähriger Freunde. Schelling folgte ebenfalls einem Rufe nach Würzburg. Lober wurde von der Univerſität Halle gewonnen. Karl Auguſt war nicht minder als ſeine Räthe ſchmerzlich davon ergriffen, ohne im Stande zu ſein, zu halten, was ſich nicht durch Dankbarkeit feſſeln ließ. Goethe und Voigt ſuchten der Univerſität, deren Frequenz ſehr abnahm, durch neue Anſtrengungen aufzuhelfen. Man berief mehrere tüchtige Gelehrte und erweiterte die vorhandenen Inſtitute. Unter Leitung des von Heidelberg berufenen Profeſſors Ackermann — Sömmering hatte abgelehnt — ward 804 das anatomiſche Muſeum errichtet. Goethe ſelbſt übernahm das nach Batſch' Tode erledigte Präſidium der naturforſchenden Geſellſchaft. Es erſchien unter den bedenklichen Umſtänden, worin ſich die

Universität befand, als eine Lebensfrage, daß mit dem Abgang des Professors Schütz nicht, wie dessen Plan war, auch die Herausgabe der allgemeinen Literaturzeitung nach Halle verlegt werde. In dieser Angelegenheit schritt Goethe aufs thätigste ein und setzte es durch, daß die allgemeine Literaturzeitung in Jena selbst, unter Eichstädt's Redaction, fortgeführt ward, wenngleich Schütz nicht gehindert werden konnte, ein ähnliches Institut in Halle zu gründen. Goethe übernahm einen Theil der Correspondenz, um die Mitarbeiter festzuhalten, neue zu gewinnen und die literarischen Kritiken wieder zu beleben. Wie angelegentlich er die Sache betrieb, bezeugt ein dringlich bittendes Schreiben an den Historiker Johannes von Müller. Auch verfaßte er selbst in den nächsten Jahren mehrere und darunter manche sehr ausführliche Recensionen.

Böttiger's Weggang nach Dresden (1804) wurde sowohl von Goethe als von Schiller gern gesehen, da er die Achtung, in der er bei ihnen früher seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse halber stand, durch seine Klatschereien und intriganten Bündnisse mit den ihnen entgegenwirkenden Mittelmäßigkeiten völlig verscherzt hatte. Anfangs war er bei mehreren ihrer Arbeiten ins Vertrauen gezogen worden; als er aber hinterher als Ubique (wie er in ihren Briefen benannt wird) ihnen durch Aushorchen, Ausplaudern und versteckte Invectiven zu schaden suchte, überließen sie ihn den Kotzebue's und Merkel's. „Sie haben nicht Unrecht", sagte Goethe einmal zu einer Freundin, welche Böttigern wegen seiner schätzbaren Gelehrsamkeit vertheidigte, „er brauchte kein Lump zu sein, wenn er es nicht wollte". An W. von Humboldt gebrauchte er die Worte: „Man ist in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttiger'sche Kobold weggebannt ist". Gleichwohl möchte nicht in Abrede

zu ſtellen ſein, daß er in ſeinem Heroldsamte den Dichtern Weimars auch mehrfach genützt hat.

Bei den von vielen Seiten an Goethe ſich heranbrängenden Geſchäften blieb für poetiſche Arbeiten nicht viel Raum, noch weniger Stimmung. Zu Zeiten gewann der Unmuth ſolche Macht über ihn, daß er beim Uebergange in das Jahr 1804 an Frau von Schiller ſchrieb, er möchte ſich am liebſten mit Herder begraben laſſen. Die Scenen der Fortſetzung der natürlichen Tochter beſuchten ihn nur manchmal noch „wie unſtete Geiſter, die wiederkehrend flehentlich nach Erlöſung ſeufzen.“ Nebenbei kam ihm auch wohl der Gedanke, „aus dem Ganzen der erſt intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen.“ Er mochte indeß wohl fühlen, daß die Bewältigung der in größeren Dimenſionen weltgeſchichtlicher Ereigniſſe fortſchreitenden Handlung in jener Lebensepoche ſchon ſeine productiven Kräfte überſtieg, und zog für immer ſeine Hand von dem angefangenen Werke.

Während ſeine eigenen dramatiſchen Arbeiten ruhten, begleitete er inzwiſchen mit ſeinem Rathe Schiller's Bearbeitung des Drama's „Wilhelm Tell“, auf das er mehr Einfluß geübt hat, als auf die übrigen dem Wallenſtein folgenden Stücke. Schiller war jetzt darin vor ihm bevorzugt, daß er ſich ungeſtörter ſeinem poetiſchen Schaffen überlaſſen konnte, während ſein Freund durch Verhältniſſe und Geſchäfte hin und her gezogen ward. Goethe beſchäftigte ſich zu gleicher Zeit nebenher mit der Bühnenredaction des Shakſpeariſchen Julius Cäſar und ſeines Götz von Berlichingen, „um ihn zu einem Biſſen zuſammenzukneten, den das deutſche Publicum allenfalls auf einmal hinunterſchlucke.“ Die Scenenveränderungen wurden vermindert, das Darzuſtellende ward in größere Maſſen vereinigt; jedoch opferte er allzuviel von dem früheren

Stücke, und die hinzugefügten Scenen entbehren der Jugendfrische. Ueberdies war er nicht einmal mit besonderer Liebe an die Redaction gegangen, überzeugt, daß beim Lesen niemand die neue Arbeit billigen werde, obwohl er doch „ein Jahr daran gewoben und aufgedröselt." Des Dichters eigene Bearbeitung hat daher dem Stücke einen eben so schlechten Dienst geleistet, wie früher beim Egmont die Redaction Schiller's, welcher diesmal sich dem mißlichen Geschäft nicht hatte unterziehen wollen. Am 22. September 1804 ging das Stück in seiner neuen Form zum ersten Mal über die Bühne, ohne mit seinen Aenderungen Beifall zu finden. Noch weniger gefiel die von Schiller redigirte Stella, der um des Publicums willen ein tragischer Abschluß gegeben war.

Bei dem Mangel an productiver Stimmung fiel für Goethe die poetische Ausbeute des Jahres 1804 nur gering aus. Sogar bei den Festlichkeiten, welche im November ganz Weimar in freudiger Aufregung erhielten und Goethe nebst andern Geheimräthen den Titel „Excellenz" brachten, reichte ihm die sonst so gefällige Muse der Feste, die noch in den letzten Jahren zu der Geburtsfeier der Herzogin einige Gedichte zu Maskenzügen hervorgerufen hatte, keine poetische Gabe dar. Der Erbprinz hielt mit seiner jungen Gemahlin, der kaiserlichen Prinzessin Maria Paulowna, am 9. November seinen Einzug, bewillkommt von dem diesmal aufrichtigen Jubel der Weimaraner, welche das neuvermählte Fürstenpaar in festlichem Zuge durch eine Ehrenpforte in die Residenz einführten. Wie hätten die Dichter Weimars, der Metropole deutscher Poesie, inmitten dieser Festlichkeiten sich stumm verhalten können? Die ganze Welt, wie Schiller an Körner schreibt, erwartete etwas von ihnen. Da Goethe nichts vorbereitet hatte, so half Schiller aus; rasch arbeitete er das kleine inhaltsschwere Festspiel die

Huldigung der Künſte aus, in welchem er in würdigſter Weiſe die Huldigung, die der liebenswürdigen Fürſtin dargebracht wurde, mit den erhabenſten Ideen des Schönen umkränzte. Bei der Aufführung am 12. November (als Vorſpiel zu Racine's Mithridates) ward die edle Dichtung gewürdigt, wie ſie es verdiente. Die Fürſtin vergoß Thränen der Rührung und Freude; Alle fühlten ſich ergriffen und erhoben von dem Gefühl, daß die Hoffnung, die des Dichters Phantaſie in reizenden Bildern vorführte, ſich erfüllen und der das Edle und Schöne liebevoll pflegende hohe Sinn des weimariſchen Fürſtenhauſes in ſeinen jüngeren Gliedern fortleben werde. „Ich danke dem Himmel", ſchreibt Wieland, „daß er mich lange genug leben ließ, um des beſeligenden Anſchauens eines ſolchen Engels in jungfräulicher Geſtalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche in Weimar angehen; ſie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortſetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalia vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Die „Huldigung der Künſte" war die letzte Dichtung, welche Schiller vollendete. In den beſſeren Stunden, die ihm noch gewährt waren, arbeitete er an ſeinem Demetrius, deſſen Plan mit Goethe bis ins Einzelne berathen ward; aber unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit brach der letzte Reſt ſeiner phyſiſchen Kräfte zuſammen. Auch Goethe litt während der Wintermonate ſchwer an einer von Krämpfen begleiteten Nierenkolik, welche zweimal zurückkehrte; ſein Arzt zweifelte, ihn ganz herſtellen zu können. Seine Stimmung war daher ſehr niedergedrückt; trübe Ahnungen ſtiegen auf. Als ihm beim Neujahrsbriefe an Schiller zufällig die Worte „zum letzten neuen Jahr" aus der Feder gefloſſen waren und er den Brief deshalb zerriſſen hatte, äußerte er an Frau von Stein, es ahne

ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben würde. Es war ein wehmüthiges herzliches Wiedersehen, als nach einer längeren Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethe's Zimmer trat. Heinrich Voß, welcher dabei zugegen war, konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Sie fielen sich um den Hals und sprachen ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kusse aus. An guten Tagen war Goethe mit Rameau und Winckelmann beschäftigt und begann einige Capitel zur Geschichte der Farbenlehre zu dictiren. Beide hofften auf den Genesung bringenden Frühling; aber Schiller's Auge sollte sich nicht mehr an der ersehnten Blüthe des Maies erquicken. Am 29. April sahen sich die Freunde zum letzten Mal. Schiller ging ins Schauspiel, wo Clara von Hoheneichen gegeben wurde; Goethe ward durch sein Befinden abgehalten, ihn dahin zu begleiten, und konnte in den nächsten Tagen das Haus nicht verlassen; so schieden sie vor Schiller's Hausthür, um sich nie wiederzusehen. Während Schiller's Krankheit war Goethe sehr niedergeschlagen. Voß traf ihn einmal weinend in seinem Garten; er erzählte ihm viel von Schiller; Goethe hörte es mit Fassung an: „das Schicksal", war seine einzige Aeußerung, „ist unerbittlich, und der Mensch wenig." Am Abend des 9. Mai war Schiller nicht mehr.

Niemand hatte den Muth, Goethe bei seinem jetzigen krankhaften Zustande die Nachricht von dem Tode des Freundes zu bringen. Meyer war gerade bei ihm, als die Trauerkunde draußen anlangte; er ward herausgerufen, wagte aber nicht zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Verwirrung indeß, die Besorgniß, welche Goethe um sich herum wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen; „ich merke es", äußerte er, „Schiller muß sehr krank sein." Man hörte ihn in der

Nacht weinen. Am Morgen ſagte er zu ſeiner eintretenden Freundin: „nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank.“ Dieſe Betonung wirkte ſo heftig auf ſie, daß ſie in lautes Schluchzen ausbrach. „Er iſt todt?“ ſagte Goethe mit Feſtigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen!“ war ihre Antwort. „Er iſt todt!“ wiederholte Goethe noch einmal und, ſich ſeitwärts wendend, bedeckte er ſich weinend die Augen mit den Händen.

Sein erſter leidenſchaftlich ergriffener Gedanke war, über das Grab hinaus das geiſtige Zuſammenwirken fortzuſetzen und den mit Schiller durchdachten und durchſprochenen Demetrius in ſeinem Geiſte zu vollenden; ſo ſchien es ihm, als ob er den geſchiedenen Freund ins Daſein zurückrufe und ſich ſeinen Verluſt erſetze; ſo dünkte er ſich geſund und getröſtet. Allein in dieſem Zuſtande, wo ihn überdies körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten und er in traurigſter Einſamkeit ſeinem Schmerze überlaſſen war, konnte nicht ein Werk gedeihen, das nur durch die höchſte Anſpannung productiver Kraft einigermaßen möglich gemacht und auch dann noch ein bedenkliches Unternehmen geblieben wäre. „Meine Tagebücher“, berichtet Goethe, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zuſtand, und was ſonſt noch an Nachrichten ſich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geſchäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten.“

Gleich nach Schiller's Hinſcheiden eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranſtalten, wie von mehreren Seiten gewünſcht ward, ſchien ihm verletzend; gegen Zelter machte er einige bittere Bemerkungen über „die Sucht der Menſchen, aus jedem Verluſt und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden.“ In gefaßterer Stimmung veranſtaltete er zu würdiger Feier des Andenkens am 10. Auguſt auf

dem Theater zu Lauchstädt die Aufführung der Schiller'schen Glocke. Die mannigfaltigen einzelnen Rollen waren unter die Gesellschaft vertheilt, und die Vorstellung des Glockengusses belebte das Ganze durch dramatische Handlung. Am Schlusse trat unter der emporschwebenden Glocke die Muse hervor und sprach den Epilog Goethe's, jene bekannte Elegie in hohem Stil, eingegeben von inniger Liebe und hochherziger Anerkennung des mit ihm ringenden großen Dichtergeistes. „Von seinem Grabe her" — so schloß er den ihm wie auch Winckelmann gewidmeten Nachruf — „stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."

Dieser trüben Stimmung, in der er mit dem Verlust des Freundes die Hälfte seines Daseins verloren zu haben beklagte, entrissen ihn im Juni einige erheiternde und geistvoll anregende Freundesbesuche. Am 30. Mai langte Wolf von Halle in Weimar an, „begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte", und brachte vierzehn Tage in Goethe's gastlichem Hause zu. Die tief eingehenden Unterhaltungen über alte Kunst und Literatur wurden durch den heitersten Humor und selbst den Widerspruchsgeist, welcher Wolf eigen war, gewürzt, so daß Goethe bekannte, „durch die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes in jedem Sinne gestärkt zu sein."

Bald darauf ward er durch die Anmeldung Jacobi's erfreut, der nach vielen prüfungsreichen Jahren, seit er sein idyllisches Pempelfort verlassen hatte, jetzt auf der Reise nach Süddeutschland begriffen war, um in seine neue Stellung an der Akademie der Wissenschaften in München einzutreten. Goethe, seit einigen Jahren in seinem Urtheil über Andere milder geworden, hatte schon

in den ersten Tagen des Jahres 1800 die mehrere Jahre unterbrochene Correspondenz mit seinem Jugendfreunde, dem er trotz ihrer abweichenden Ansichten im Grunde des Herzens stets zugethan blieb, wieder angeknüpft. Er macht dabei das für seine damalige Lebensepoche charakteristische Bekenntniß: „Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber wie über manches Andere belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe.“ Goethe war daher durch Jacobi's persönliche Gegenwart sehr beglückt; die alte Freundschaft war wieder lebendig wie sonst; es zeigte sich, wie Goethe schreibt, „das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit.“ Freilich that sich im Verlauf der Unterhaltungen, da Jacobi in ausführliche Erörterungen über sein philosophisches System einging, die geistige Differenz wieder hervor; Goethe verstand nicht mehr die Sprache seiner Philosophie, und Jacobi konnte sich in der Welt der Goethe'schen Dichtung nicht recht behagen. In Jacobi's Frage, was er denn eigentlich mit der natürlichen Tochter gewollt habe, war es ihm vor Allem deutlich geworden, wie weit sie in allen geistigen Beziehungen von einander gekommen seien. Ließ sich gleich hier keine Vereinigung vermitteln, so bekräftigten sie doch wieder treulich und liebevoll den alten Bund.

Der Sommeraufenthalt in Lauchstädt brachte Goethe wieder in Wolf's Nähe, mit dem er von neuem heitere

Tage verlebte. Außer den höchst lehrreichen Unterhaltungen mit dem gründlich gelehrten Freunde (mehreren seiner Vorlesungen hörte er hinter einer Tapetenthür zu) hatte er noch den Gewinn, daß Dr. Gall im Juli in Halle Vorlesungen über Schädellehre hielt, welche mit Goethe's Naturforschung in inniger Berührung stand und von ihm als der Gipfel vergleichender Anatomie anerkannt ward. Goethe suchte von Gall's öffentlichen Vorlesungen wie von seinen Privatunterhaltungen den möglichsten Nutzen zu ziehen. Die geistige Anstrengung wirkte jedoch ungünstig auf seinen körperlichen Zustand. Während dieser Krankheitsanfälle behandelte ihn Dr. Reil, mit dem er dadurch in ein engeres Freundschaftsverhältniß trat. Gall hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf das Zimmer des Erkrankten zu schaffen und ihm den Verfolg seiner Theorieen mitzutheilen, so daß er seinen ferneren Unterricht nicht vermißte. Es versteht sich, daß bei diesen Unterhaltungen die Gall'sche Schädeltheorie auch an den Mitgliedern erprobt ward, bei welcher Gelegenheit Gall unserm Dichter ganz ernstlich versicherte, er sei nicht sowohl zum Dichter, als zum Volksredner geboren.

Auf diese vielseitig belebten Tage, in welche auch ein Besuch Zelter's in Lauchstädt fiel, folgte gegen Ende des Augusts ein Ausflug in die Harzgegend. Begleitet von seinem Sohne August und Wolf, reiste Goethe nach Magdeburg, wo er sich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms beschäftigte, und von da nach Helmstedt, welches, zu jener Zeit noch braunschweigische Landesuniversität, mehrere tüchtige Männer besaß. Ueber die originelle Persönlichkeit des gelehrten Sonderlings Hofrath Beireis und seine confuse Raritätensammlung, über die lustige Excursion zum Landrath Hagen auf der Rienburg (in der Gegend gewöhnlich „der tolle Hagen" genannt), sowie über manche

Specialitäten dieſer Reiſe hat uns Goethe in ſeinen Annalen eine anziehende Schilderung aufgezeichnet, auf die wir der Kürze wegen hier verweiſen müſſen. Auf dem Rückwege brachte er mehrere Tage in Halberſtadt zu, wo er in Gleim's Wohnung und an ſeinem Grabe ſich das Bild des liebenswürdigen, verdienſtvollen Mannes, mit dem ihn das Leben nur in flüchtige Berührung gebracht hatte, mit jener alles edle Streben und Wirken anerkennenden Pietät vergegenwärtigte, die in ſeiner letzten Lebensperiode als ein Grundzug ſeines Charakters mehr und mehr hervortritt. Darauf berührte er noch einmal den Harz und ging, zum drittenmale in ſeinem Leben, an dem rauſchenden Waſſer der von Granitfelſen eingeſchloſſenen Bode hin, ergriffen von bedeutenden Momenten vergangener Jahre.

Viertes Buch.

Goethe im Alter.

Universalismus geistiger Interessen.

Noli turbare circulos meos!

Erſtes Capitel.

1806—1813.

Die Literaturperiode des letzten Jahrzehends, in deren Mittelpunct Goethe und Schiller ſtanden, hatte reiche Früchte getragen. Eine jüngere Generation hatte ſich an ihnen emporgearbeitet und den Kampf gegen die abgeſtandenen Literaturtendenzen, welchen die Xenien eröffneten, erfolgreich fortgekämpft. Ueber Schiller's Grabe ſchwieg die Stimme der Mißgunſt, und einzelne Anfechtungen der äſthetiſchen Kritik, welche namentlich von einigen Wortführern der romantiſchen Schule ausgingen, konnten der Anerkennung und Verehrung der Nation keinen Eintrag thun. Um Goethe ſchaarten ſich enger die Genoſſen der jüngeren Dichterſchule; jedoch verſchmähte er es, ein Parteihaupt zu ſein, und ließ ſich von ihrem anhänglichen Lobe nicht beſtechen, da die Abſicht nicht zu verkennen war, ihre einſeitige äſthetiſche Richtung durch berühmte Namen zu decken. Indeß waren ſie die Erſten, welche den dichteriſchen Charakter Goethe's in helleres Licht ſetzten und die richtige Einſicht in ſeine Dichtungen eröffneten; kaum daß jetzt noch einer, wie zur Zeit des Xenienkampfes, ſeine Dichtergröße in Zweifel zu ſtellen wagte. Auch das hatte Goethe vor ſeinem frühgeſchiedenen Freunde voraus, den

Glanz des Ruhmes noch ein langes glückliches Alter hindurch genießen zu können.

Daß für ihn mit Schiller's Tode die Sonne der Poeſie ſich verhüllt habe, daß der productive Trieb, den des Freundes aufmunternde und anregende Gegenwart ſtets lebendig erhalten hatte, ermattet ſei, fühlte er ſelbſt, und in dem ſchwermüthigen Worte an Zelter: „ich ſollte eigentlich eine neue Lebensweiſe anfangen", liegt eben das Bekenntniß, daß die Fäden, die ihn an die Poeſie knüpften, fürs erſte zerriſſen ſeien. Es war ihm daher gewiſſermaßen der Abſchluß einer Lebensepoche, daß er ihm Jahre 1806 zum erſtenmal eine vollſtändige Sammlung ſeiner poetiſchen Werke zur Herausgabe ordnete, ſo daß im März des nächſten Jahres die erſte Lieferung erſcheinen konnte. Er blieb dabei ſeinem Grundſatze getreu „nichts eigentlich umzuſchreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern". Mit dieſer Geſammtausgabe ward auch der erſte Theil des Fauſt (im Winter 1806 bis zum Mai 1807) in der Form, wie er uns jetzt vorliegt, zuſammengeſtellt: denn nur wenige Lücken waren noch auszufüllen. Es traf dieſe genialſte der Goethe'ſchen Dichtungen gerade den rechten Zeitmoment, um in einer von philoſophiſchen Beſtrebungen erregten Generation zu zünden. An eine Fortſetzung des fragmentariſch begonnenen zweiten Theils wurde zunächſt nicht gedacht. Den wieder auftauchenden Plan, das Epos Tell vorzunehmen und in Hexameterform auszuführen, drängten die Stürme der Zeit gleichfalls bald wieder zurück.

Schon mit dem Beginn des Jahres 1806 zog ſich über das nördliche Deutſchland, das ſich während eines zehnjährigen Friedens über das Ziel der Napoleoniſchen Politik getäuſcht hatte, die drohende Kriegswolke dichter zuſammen. Der Rheinbund ward geſchloſſen; Preußen zog die kleineren norddeutſchen Staaten zu einem engeren Bunde an ſich.

Während noch unterhandelt ward, ſammelten ſich die Heere im Centrum Deutſchlands. Auch der Herzog von Weimar übernahm wieder das Commando eines preußiſchen Armeecorps. Goethe verbrachte die Sommermonate in Karlsbad, deſſen Heilquellen er diesmal eine beſondere Stärkung ſeiner wankenden Geſundheit verdankte. Als er im September nach Thüringen zurückkehrte, fand er Alles in kriegeriſcher Aufregung und die nächſten Freunde in ängſtlicher Erwartung der Entwicklung der Ereigniſſe. Mit ſeinem Collegen von Voigt hatte er „viele ſorgenvolle Verhandlungen"; er war unzufrieden mit dem Gange der Dinge, und die Ahnung einer nahebevorſtehenden trüben Zukunft war auch unſtreitig der Inhalt der letzten „höchſt prägnanten" Unterhaltung mit ſeinem Herzoge im Hauptquartiere zu Nieder-Roßla.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Jena (14. Oct.) bei dem der Herzog nicht zugegen war, der erſt am 15. Oct. mit der geſchlagenen Armee vor Erfurt zuſammentraf, war man in Weimar auf das Schlimmſte gefaßt, da Napoleons Zorn über die Parteinahme des Herzogs nicht unbekannt war. Die Herzogin-Mutter, der Erbprinz und die Erbprinzeſſin hatten ſich aus der Stadt geflüchtet. Nur die Herzogin Luiſe blieb im Schloſſe zurück, inmitten von Plünderung und Brand, der auch das Schloßgebäude bedrohte, ein ermuthigendes Vorbild für die geängſtigten Bürger [82]). In der erſten Nacht herrſchte Todesangſt in der der Plünderung preisgegebenen Stadt. Goethe erhielt nicht, wie Wieland, welcher Mitglied des Nationalinſtituts war, eine Schutzwache; doch war ſein Haus, das zum Quartier eines franzöſiſchen Generals beſtimmt war, von der Plünderung ausgenommen; der ihm die Nachricht brachte, war ein junger Huſarenofficier von Türckheim, ein Sohn Lili's. Während der Nacht ward in Goethe's

Haus mehrmals hereingestürmt. Zwei eingedrungene Tirailleurs, die er anfangs durch seine imponirende Persönlichkeit zur Ordnung gebracht hatte, schlichen, vom Wein erhitzt, ihm auf sein Zimmer nach und bedrohten sein Leben. Es gelang Christianen, welche sich überhaupt in diesen Stunden der Angst sehr standhaft benahm, einen andern der ins Haus Geflüchteten zu Hülfe zu rufen, der ihn von den Wüthenden befreite. Er fand am nächsten Tage in seinem Hause überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen; in einem Hause ihm gegenüber war förmlich Feuer angelegt, das nur durch Zufall entdeckt und gelöscht wurde. Am Morgen trat eine Schutzwache vor das Haus. Goethe hatte erst den General Victor, dann die Marschälle Lannes und Augereau mit Adjutanten und Gefolge im Hause. Napoleon langte am nächsten Vormittage im Schlosse an, wo ihn die Herzogin an der Treppe empfing. Nach einer rauhen Begrüßung begab er sich sogleich in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer. Bei der nachfolgenden Unterredung benahm sich die Herzogin ihm gegenüber mit solcher Würde und Festigkeit, daß sie ihm Anstand und Achtung abnöthigte, und er der Zügellosigkeit seiner Truppen Einhalt that. Dem Herzog wurde die kaiserliche Gnade in Aussicht gestellt, wenn er binnen 24 Stunden die preußische Armee verlasse; nur mit Mühe erlangte man, daß die Frist auf drei Tage ausgedehnt wurde. Goethe unterließ es bei der Audienz zu erscheinen, die Napoleon den Ministern gewährt hatte.

Von der Last der Einquartierung blieb er nicht verschont; für vierzig Personen Betten mußten bereitet sein. Einige Tage logirte auch Denon, der Director der kaiserlichen Museen, bei ihm; sie hatten sich in Venedig kennen gelernt und freuten sich des Wiedersehens. Die Unkosten dieser bewegten Tage wurden auf 2000 Thaler berechnet.

Gleichwohl war Goethe froh, nichts Aergeres erlitten zu haben. Am meiſten hatte er den Verluſt ſeiner Sammlungen und Papiere gefürchtet, welche ihm das Unerſetzlichſte ſeiner Habe waren; die Manuſcripte zur Farbenlehre waren das Erſte, was er in Sicherheit zu bringen geſucht. Auch erhielt er die tröſtliche Nachricht, daß es ſeinem Knebel, der ſich ſeit einem Jahre in Jena wieder niedergelaſſen hatte, bei der Plünderung leidlich ergangen war. Dagegen hatte ſein Freund Meyer Alles verloren, auch ſeine Zeichnungen; Herder's handſchriftlicher Nachlaß war größtentheils vernichtet. „Da eine trübe Zeit heranrückt", ſagte Goethe zu ſeinen Freunden, „ſo müſſen auch wir enger an einander rücken". Dies erfüllte er auch in Bezug auf ſein häusliches Verhältniß. Am erſten Sonntag nach den Schreckenstagen, den 19. October, fuhr er mit Chriſtianen, ſeinem Sohne und Riemer, als Zeugen, Morgens nach der Schloßkirche und ließ vom Oberconſiſtorialrath Günther in der Sacriſtei den Act der ehelichen Trauung vollziehen. Seinen Freunden ſtellte er ſie mit den Worten vor: „Sie iſt immer meine Frau geweſen." Die vorwaltende Rückſicht war dabei ohne Zweifel, für den Fall einer unglücklichen Wendung der politiſchen Ereigniſſe die Zukunft ſeines Sohnes ſicher zu ſtellen. Die weimariſche Geſellſchaft grollte auch dieſes Schrittes wegen; nur bei Wenigen konnte er ſeine Frau einführen.

Der Herzog, welcher ſein Armeecorps muthig an die Elbe zurückgeführt und den Uebergang nach Havelberg glücklich veranſtaltet hatte, wurde von Preußen ſelbſt aufgefordert, ſich dem Sieger zu unterwerfen. In Berlin ſuchte er eine Audienz bei Napoleon nach, die ihm jedoch verweigert wurde. In dieſer Angelegenheit war Kanzler von Müller mit aufopfernder Treue für ſeinen Fürſten bemüht. Er reiſte nach Berlin, verſchaffte ſich beim Kaiſer

Gehör und erhielt endlich in der Audienz am 5. November aus deſſen Munde die Zuſicherung der Verzeihung für den Herzog „aus Achtung für die Herzogin“ ſowie die Bewilligung der Päſſe für die Mitglieder der herzoglichen Familie. Karl Auguſt kehrte in ſeine Reſidenz zurück, begrüßt vom Jubel der Seinigen. Seine Staaten mußten ſich dem Rheinbunde anſchließen; indeß ſetzte man noch immer franzöſiſcherſeits großes Mißtrauen in ihn; er war von Horchern umgeben, und ſein künftiges Schickſal noch zweifelhaft. Von der anhänglichen und wahrhaft deutſchen Geſinnung Goethe's unter dieſen gefahrvollen Zuſtänden hat uns Falk ein ſchönes Zeugniß aufbewahrt, deſſen Glaubwürdigkeit, wenn wir auch einiges Phraſenbeiwerk in Abzug zu bringen haben, nicht zu bezweifeln iſt. Dieſer, als Dolmetſcher bei den franzöſiſchen Behörden angeſtellt, hatte Gelegenheit gehabt, eine Reihe von Beſchwerdepuncten gegen den Herzog aufzufangen und theilte eines Tages Goethe ein Verzeichniß derſelben mit. In lebhafteſte Aufregung verſetzt, vertheidigte Goethe ſeinen fürſtlichen Freund. „Was wollen ſie denn, dieſe Franzoſen?“ ſagte er unter Anderm, „ſind ſie Menſchen? Warum verlangen ſie gerade das Unmenſchliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth iſt? ..... Ich ſage euch, der Herzog ſoll ſo handeln, wie er handelt! Er muß ſo handeln! Er thäte ſehr Unrecht, wenn er je anders handelte. Ja, und müßte er darüber Land und Leute verlieren..., ſo ſoll und darf er doch um kein Haarbreit von dieſer edeln Sinnesart und dem, was ihm Menſchen- und Fürſtenpflicht in ſolchen Fällen vorſchreibt, abweichen. Unglück! Was iſt Unglück? Das iſt Unglück, wenn ſich ein Fürſt dergleichen von Fremden in ſeinem eigenen Hauſe muß gefallen laſſen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme....., daß beides, ſein Fall und ſein Unglück gewiß

wäre, ſo ſoll uns auch das nicht irre machen, ſondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unſern Herrn .... ins Elend begleiten und treu an ſeiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn ſie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufſchlagen und zu einander ſprechen: das iſt der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der franzöſiſche Kaiſer ſeines Thrones entſetzt hat, weil er ſeinen Freunden ſo treu im Unglück war..... Ich will in alle Dörfer und in alle Schuken ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt iſt: die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern herunterſingen....“ Falk ſtanden beim Abſchied die Thränen in den Augen.

Solche Anhänglichkeit an ſein edles Fürſtenhaus machte Goethe noch nicht zum „Hofmann“ und „Fürſtenknecht“, wie es manchmal heuchleriſchen Liberalen oder oberflächlich unterrichteten Nachſprechern ihn zu benennen beliebt hat. Neben Falk's Berichte möge eine andere Erzählung, die ebenfalls dem Jahre 1806 angehört, eine Stelle finden. „Einmal bei Tiſche“ — ſo berichtet Oehlenſchläger, der damals in Weimar ſich aufhielt — „ſprach er ſo feurig und mit ſo vieler Achtung und Kraft für Bürgerrechte und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackre Betragen eines Bürgers ſpotten wollte, daß ich nicht laſſen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und zu küſſen.“ „Ja, ja! lieber Däne“ — ſagte Goethe — „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt!“

Goethe erwartete eine Wiedergeburt Deutſchlands (denn ſchon in jenen Tagen äußerte er, es beginne eine neue

Epoche der Weltgeſchichte) beſonders von innen heraus, von den geiſtigen Beſtrebungen. Gegen Fernow ſprach er ſich bei Gelegenheit einer Unterhaltung über das deutſche Journalweſen ſehr ernſtlich dahin aus, daß man jetzt beſonders, wo Deutſchland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiſte zuſammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigſtens das bis jetzt noch unangetaſtete Palladium unſerer Literatur aufs eiferſüchtigſte zu bewahren, keine Frivolitäten, die nur zum Geklatſch der Müſſiggänger dienen, in den Journalen hegen und pflegen dürfe; nach dem 14. Oct. dürfe kein „Freimüthiger" (das Kotzebue-Merkelſche Literaturblatt) mehr exiſtiren. Jetzt, wo Alles auf der Spitze ſtehe, ſei es eine wahre Verrätherei, mit dem alten Leichtſinn fortzufahren; ſonſt würden die Franzoſen die einzige Achtung, die ſie noch für die Deutſchen haben könnten, die Achtung für unſre Cultur und für unſer geiſtiges Streben verlieren und uns um ſo weniger ehren, je weniger wir vor uns ſelbſt Achtung bewieſen.

Dieſe Geſinnung war es auch, welche ihn veranlaßte, Johannes von Müller's franzöſiſch gehaltene Rede „über den Ruhm Friedrichs des Großen", worin die patriotiſche Beredſamkeit des Geſchichtſchreibers der Schweiz zum letztenmal ermuthigend emporflammte, durch eine deutſche Ueberſetzung im Vaterlande zu verbreiten. „Laſſen Sie ja nicht ab", ſchreibt er in Folge deſſen an Müller, „nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln und zu ſchreiben; man wirkt und nützt im Sturme muthig fort; es kommt eine Zeit, wo der Parteigeiſt die Welt auf eine andere Weiſe ſpaltet und uns in Ruhe läßt" — eine Hoffnung, die für Müller nicht in Erfüllung ging.

Seinen verzagten Freund Wolf, dem mit der Aufhebung der Univerſität Halle die Freude ſeines Daſeins, ſeine Lehrthätigkeit entriſſen war, wies er in dem köſtlichen

Briefe vom 28. November hin auf die Geiſtesſchätze, die ihm nicht genommen werden können, und ſuchte in ihm den Trieb zu literariſchen Unternehmungen zu beleben. „Haben wir ein halbes Jahr hin, ſo ſieht man eher, was ſich herſtellt oder was verloren iſt, ob man an ſeiner Stelle bleiben kann oder ob man wandern muß, und das Letzte ſollte man gewiß nur im äußerſten Nothfall ergreifen. Denn der Boden ſchwankt überall, und im Sturm iſt es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man ſich befindet."

Bald regelten ſich wieder die Angelegenheiten in Weimar, und man kehrte zu den gewohnten Geſchäften der friedlichen Zeiten zurück. Das Theater, das eine Zeitlang zum Lazareth gedient hatte, wurde gegen Ende des Jahres 1806 wieder eröffnet. Die ſparſame Verwaltung des Regiſſeurs Genaſt hatte die Auflöſung des Inſtituts glücklich abgewendet. Auf den lebhaften Wunſch der Schauſpieler wurde Goethe's Taſſo am 30. Jan. 1807 zur Aufführung gebracht, und der Dichter ſelbſt war überraſcht von dem glücklichen Gelingen.

Auch die geſelligen Kreiſe belebten ſich wieder. Schon im November nahmen die Abendgeſellſchaften der Hofräthin Schopenhauer, die im Mai 1806 ſich in Weimar niedergelaſſen hatte, ihren Anfang.[33]) Der Anfangs kleine Kreis erweiterte ſich ſchnell; Donnerstags verſammelte ſich bei ihr eine größere, Sonntags eine kleinere „concentrirte" Geſellſchaft. Wir brauchen nur die Namen Goethe, Wieland, Meyer, Fernow, Falk, Einſiedel zu nennen, um ihn als die Elite des geiſtreichen Weimars zu bezeichnen. Fremde von Bedeutung wurden ſtets hier eingeführt, auch fürſtliche Perſonen nahmen Theil. Eine ungezwungene Unterhaltung verbreitete ſich über das Schönſte und Tiefſte in Poeſie und Wiſſen; nur die Politik ward vermieden. Manchmal wurden auch wiſſenſchaftliche Vorträge

gehalten. Goethe war gern in dieſem Kreiſe, den ſeine belebte Unterhaltung oft ſtundenlang an ſeine Lippen feſſelte. Indeß ward ſein geſelliges Talent ſehr von der Stimmung beherrſcht, und da man wußte, daß er manchmal nicht zum Reden aufgelegt war, ſo ſtand für ihn ein Tiſch bereit, an den er ſich ſchweigſam ſetzen konnte; hier brachte er manche Landſchaften zu Stande. Außerdem pflegte Goethe in den Wintermonaten dieſer Jahre an den Mittwoch-Abenden vor einem erleſenen Cirkel von Freunden und Freundinnen Vorträge über äſthetiſche und naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände zu halten, wobei es ihm zugleich Freude machte, zum Verarbeiten ſeiner Ideen angetrieben und im wiſſenſchaftlichen Denken gefördert zu werden.

Im Frühling 1807 ward Weimar von einem tief von Allen empfundenen Verluſte getroffen. Die Herzogin Amalia ſchied nach kurzer Krankheit aus dem Kreiſe, den ſie ſo viele Jahre durch Geiſt und Anmuth belebt hatte. Ihre Kraft war unter den Erſchütterungen der letzten Zeit, welche auch ihrem Bruder, dem Herzog von Braunſchweig, den Tod brachte und ſeine Familie ins Exil trieb, zuſammengebrochen. „Wir wollen uns glücklich preiſen", ſchrieb Fernow, der in den letzten Jahren (ſeit 1804) als ihr Bibliothekar ihr nahe ſtand, damals an einen Freund, „daß wir in dieſer Zeit gelebt und dieſe Fürſtin gekannt haben; eine beſſere ſehen wir nicht wieder, auch ihres Gleichen nicht. Das fühlt jeder hier, und das iſt das Gefühl, mit welchem wir um ſie trauern. Ja, es liegt ſelbſt ein Troſt darin, das Vortreffliche und Unerſetzliche gekannt zu haben und es betrauern zu dürfen." Und in gleichen Gefühlen ſchrieb Goethe die ihrem Andenken gewidmeten Blätter, welche zunächſt zu dem Zweck geſchrieben waren, beim Trauergottesdienſt in den Landeskirchen vorgeleſen zu werden.[34]) Das Lebensbild, das er vorführte, ſchloß

er mit den erhebenden Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpuncte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfereichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."

Getreu seinem Vorsatze „von seinem geistigen Dasein zu retten, was er könne", verfolgte Goethe eifrig die Bahnen, die er seinem geistigen Streben vorgezeichnet hatte. Wer ihn in seinem Verhalten den Zeitbewegungen gegenüber bis hieher begleitet hat, wird nicht dadurch überrascht werden, daß unser Dichter alles directe Einwirken auf die politischen Zustände ablehnte und sich der Sorgen um die Zeitläufte möglichst entschlug. Um dem aufregenden Drange der Ereignisse auszuweichen, mied er zeitweise sogar das Lesen der Zeitungen. Am meisten war daher sein Sinn zu der friedlichen Stille der Naturwissenschaft hingewandt, in deren Mittelpunct jetzt die Bearbeitung seines größeren Werkes über die Farbenlehre stand, dessen Druck im Jahre 1806 begonnen und im folgenden Jahre rasch gefördert ward. Die Tafeln dazu wurden gezeichnet und gestochen, und die Geschichte der Farbenlehre, vornehmlich durch jenaische Studien, in den nächsten Jahren fortgeführt. Erst im Mai 1810 ward er von dieser Arbeit befreit und sah mit Freuden „achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines alten Irrthums, in Gefolg von unabläßigen Bemühungen" das letzte Blatt in die Druckerei wandern, fürs erste entschlossen, diesen Betrachtungen, insofern es möglich wäre, sobald nicht weiter nachzuhangen. Den gesammten Apparat zur Farbenlehre schenkte er an das phy-

ſikaliſche Cabinet zu Jena. Auf die Polemik der Phyſiker von Fach neben vereinzelter freudiger Anerkennung des Geleiſteten, z. B. von Seiten Hegel's, können wir hier nicht weiter eingehen.[35]) Goethe ließ ſich durch Angriffe auf ſeine Theorie nicht irre machen, wenn er ſich auch durch manche der Gegenſchriften ſehr verletzt fühlte. Er war ſich bewußt, wie er an Frau von Stein ſchreibt, durch dieſe Arbeit zu einer Cultur gelangt zu ſein, die er ſich auf anderm Wege ſchwerlich verſchafft hätte, und was er von der Zukunft hoffte, iſt in ſeinen Worten zuſammengefaßt: „mir können ſie nichts zerſtören, denn ich habe nicht gebaut; aber geſäet habe ich, und ſo weit in die Welt hinaus, daß ſie die Saat nicht verderben können, und wenn ſie noch ſo viel Unkraut zwiſchen den Weizen ſäen.“ An Wolf ſchrieb er: „dieſe Herren mögen ſich geberden, wie ſie wollen, ſo bringen ſie wenigſtens dieſes Buch nicht aus der Geſchichte der Phyſik heraus; mehr verlang' ich nicht.“ Es war ſein Vorſatz, nichts zu erwidern, ſondern nach gewohnter Weiſe „allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf ſein Thun und Bemühen nichts entgegenzuſtellen, als fortwährende Thätigkeit.“

Da ſich die Karlsbader Kur während des Sommers 1806 ſeiner Geſundheit ſehr zuträglich erwieſen hatte, ſo beſuchte er während der nächſten Jahre bis 1813 regelmäßig die böhmiſchen Bäder[36]) mit alleiniger Ausnahme des durch den öſtreichiſchen Krieg beunruhigten Jahres 1809. Hier zog ihn der Verkehr in freier Natur vornehmlich zu mineralogiſch-geognoſtiſchen Forſchungen hin, und, immer von neuem angeregt, durchſtreifte er, ſeine Sammlungen bereichernd, Thal und Höhen längs der Eger; reiche Ausbeute ward in der Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena niedergelegt. Höchſt belehrend waren für ihn auch manche ſchon an Ort und Stelle vorhandenen

Sammlungen, namentlich die reichhaltige Joseph-Müllersche zu Karlsbad, die er 1807 in die neue Ordnung brachte, welche sie seitdem behalten hat, so daß sie auch die Goethe'sche genannt zu werden pflegt. Es erwuchsen aus diesen geognostischen Untersuchungen mehrere Abhandlungen: „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad", „Beschreibung des Kammerbergs bei Eger" u. and. Diese Abhandlungen vermittelten damals ein näheres Verhältniß zu dem ausgezeichneten Mineralogen Geheimrath von Leonhard in Hanau. Bei dem Werthe, den das Urtheil eines bedeutenden Fachgenossen in Betreff der Verdienste Goethe's um die Naturwissenschaften für uns haben muß, heben wir aus vielen treffenden Bemerkungen desselben nur folgende hervor: „Goethe's Forschungen im Bereiche der Naturwissenschaften allein hätten hingereicht, Gelehrtenruf und Ansehen, ja Ruhm und Stolz zu gründen. Sie tragen im Feuereifer wie im vollkommen Wahren der Beobachtung das Gepräge nicht gewöhnlichen Schwunges, den Hindernisse wohl augenblicklich zu hemmen, aber nicht zu unterdrücken vermochten."

Von großem Einfluß auf Goethe's geistige Thätigkeit und seine gelehrten Verbindungen ward ihm der Aufenthalt in den Bädern durch den persönlichen Verkehr mit vielen bedeutenden Gelehrten und ausgezeichneten Zeitgenossen. Für seine naturwissenschaftlichen Forschungen war ihm das mehrmalige Zusammentreffen mit Bergrath Werner und August von Herder höchst schätzenswerth. Besonders war der Sommer des Jahres 1807, wo er vom Mai bis in den September in Karlsbad verweilte, von vielseitiger Anregung und dauerndem Gewinn. Durch die Anwesenheit des Herzogs von Weimar ward er in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt, welche der geistvolle Fürst vornehmlich belebte. Die Fürstin Solms, nachmalige Königin

von Hannover, mit der Goethe damals bekannt wurde, gab bei späteren Gelegenheiten wiederholte Beweise, wie ſehr ſie den Dichter verehre. In der Geſellſchaft der reizenden Fürſtin Bagration lernte er den Fürſten von Ligne kennen, deſſen heitere, geiſtreiche Perſönlichkeit ihn ſehr anzog. Eine engere freundſchaftliche Verbindung ſchloß er mit dem franzöſiſchen Geſandten Grafen Reinhard, der auch im franzöſiſchen Staatsdienſt den Sinn für deutſche Bildung ſich erhalten hatte. Von Goethe's Seite hatte eine Auseinanderſetzung ſeiner Farbentheorie, von Reinhard's Seite die Erzählung der Geſchichte ſeines vielbewegten Lebens[27]) ein engeres Anſchließen vermittelt. Mit Wärme erfaßte Reinhard, wie ſeine eigenen Worte ausſprechen, in Goethe „dieſe mit allem Menſchlichen und Göttlichen ſich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieſes allſeitige Einbringen in Wiſſenſchaft und Kunſt, dieſe Gelehrſamkeit mit dieſem Schöpferblick, dieſe Toleranz bei dieſer Entſchiedenheit, dieſen Muthwillen bei dieſem hohen Gefühl fürs Würdige und Edle, dieſe Jugendlichkeit bei dieſer Reife", und nennt es einen unſchätzbaren Gewinn, „in ihm nicht nur den Dichter und Schriftſteller, ſondern den Menſchen gekannt zu haben, indem er erſt dadurch jenen völlig begreifen gelernt habe". Er unterhielt ſeitdem mit Goethe einen Briefwechſel, welcher, wenn gleich verſtümmelt herausgegeben[28]), doch ein ſchätzbares Document dieſer auf gegenſeitige Hochachtung gegründeten Freundſchaft bleibt. Er zeigt uns, wie Goethe's ſittliche Natur die an ihn feſſelte, denen er ſein Innerſtes aufſchloß. Der ſächſiſche Oberhofprediger Reinhard, zu deſſen Unterhaltung er durch das Bedürfniß der ernſten Seite ſeines Weſens ſich hingezogen fühlte, war überraſcht, mit dem Dichter in den Hauptpuncten einer ſittlich-ernſten Lebensanſicht zuſammenzutreffen. Goethe ſpricht bei Erwähnung dieſer Bekannt-

ſchaft ein bedeutſames Wort aus, das bei Beurtheilung von einzelnen ſeiner Aeußerungen nicht zu überſehen iſt: „er mochte einſehen, daß mein ſcheinbarer liberaliſtiſcher Indifferentismus doch nur eine Maske ſein dürfte, hinter der ich mich ſonſt gegen Pedanterie und Dünkel zu ſchützen ſuchte.“

Zwiſchen Goethe und Alexander von Humboldt,[39] der 1804 von ſeiner großen amerikaniſchen Reiſe zurückkehrte und die reichſte Ausbeute für Naturkunde heimbrachte, ward das alte Verhältniß erneuert, und die geiſtige Wahlverwandtſchaft unterhielt ein enges Freundſchaftsband, das erſt der Tod löſte. Jene höhere Einſicht in die organiſche Bildung der Natur, wohin Goethe's Forſchung gerichtet war, erſchloß ſich in ſchönſter Fülle in Humboldt's Ideen zur Phyſiognomik der Gewächſe und verwandten Schriften. Freundliche Zuſendungen und Mittheilungen unterhielten und befeſtigten einen ununterbrochenen freundſchaftlichen Verkehr. Seinem Reiſewerke widmete Goethe ein anhaltendes Studium. Er ſkizzirte danach (1807) eine ideale Landſchaft, worin die Höhen der amerikaniſchen und europäiſchen Berge gegen einander geſtellt, auch deren Schneelinie und Vegetationshöhen bezeichnet wurden, und nahm dies zum Gegenſtande ſeiner Mittwochsvorleſungen.

Die oſteologiſchen Forſchungen wurden gleichfalls nicht außer Acht gelaſſen. Im Jahre 1808 gründete Goethe das oſteologiſch-zoologiſche Cabinet in Jena, zu welchem er Vieles aus ſeinem Eigenthum ſchenkte. Die Berufung Döbereiner's an die Stelle des 1809 verſtorbenen Göttling war ein bedeutender Gewinn für die dortigen naturwiſſenſchaftlichen Studien. Goethe unterſtützte und begleitete mit warmem Antheil die Forſchungen des ausgezeichneten Chemikers, welche ihm auch für ſeine chromatiſchen Studien vielfach nützlich wurden. 1812 ward zu Jena die Stern-

warte in dem ehemaligen Schiller'schen Garten errichtet. Die Oberaufsicht zu übernehmen lehnte Goethe Anfangs ab, weil er sich die dazu erforderlichen mathematischen Kenntnisse nicht zutraute, gab jedoch nachher sein Bedenken auf.

Ueberhaupt wenn sich auch Goethe in sicher umschriebenen Kreisen geistiger Bestrebungen bewegt und Manches, was seiner Natur nicht gemäß ist, ablehnt, so bewahrt er sich doch, auch im höchsten Alter, die Elasticität des Geistes dadurch, daß er überall mit warmer Theilnahme sich dahin wendet, wo geistiges Leben sich regt, immer zu fördern und selbst zu lernen sucht, und nicht, wie es auch ausgezeichneten Geistern so oft begegnet ist, von den neuern Bestrebungen weggewendet, mit seiner Bildung abschließt. „Von dem Standpuncte aus," — so lautet ein schönes Bekenntniß seiner letzten Jahre — „worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so, auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhunderte geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andere zu; das Neue war mir deshalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen".

Mitten unter der Anspannung seiner Kräfte für die Naturforschung begegnen wir den vielseitigsten Interessen

für Kunſt und Literatur. Mit großer Freude ſpricht er von den jährlichen Acquiſitionen werthvoller Zeichnungen, Kupferſtiche und Bildwerke älterer und neuerer Zeit, an denen ſich ſein Kunſtſinn in wiederholtem Studium erbaute. Meyer's Bearbeitung der Geſchichte der bildenden Kunſt hielt Betrachtung und Unterhaltung über dieſe Gegenſtände ſtets rege. Höchſt ſchätzenswerth war ihm in dieſer Hinſicht ebenfalls das freundſchaftliche Verhältniß zu dem Dresdener Landſchaftsmaler Kaaz, der in jenen Jahren mehrmals in Weimar, auch vom Hofe ausgezeichnet, verweilte und durch Briefe eine fortgeſetzte Verbindung unterhielt. Er widmete Goethe's Handzeichnungen eine beſondere Aufmerkſamkeit, von denen er ſich mehrere Blätter zu weiterer Benutzung auswählte, woran er durch ſeinen frühzeitigen Tod verhindert wurde. Die letzten praktiſchen Verſuche im Zeichnen machte Goethe 1810 während ſeiner Farbenſtudien in Jena und ſeines Badeaufenthaltes in Karlsbad, wo er ein Heft von zweiundzwanzig Handzeichnungen, landſchaftliche Gegenſtände aus der Umgegend von Jena und Karlsbad, zu Stande brachte. Er ſah ſie als das Reſultat ſeiner Kunſtbeſtrebungen an, weshalb er ſie in einen Band vereinigte und in dem handſchriftlich beigefügten Vorworte den Wunſch ausſprach, daß ſie als Denkmal ſeiner künſtleriſchen Leiſtungen beiſammen aufbewahrt bleiben möchten. Das Intereſſe für Muſik ſteigerte ſich durch den Verkehr mit Zelter. Mit Beethoven trat er während der Badeſaiſon von 1812 in nähere Bekanntſchaft. Im Jahre 1808 brachte er in Weimar nach dem Muſter ſeiner Theaterſchule einen kleinen Geſangverein, eine „Hauscapelle", unter Eberwein's Leitung zu Stande. Donnerstags Abends war Probe, nach der man meiſtens zu einem fröhlichen Mahl zuſammenblieb, Sonntags Aufführung vor großer Geſellſchaft, wobei ein Frühſtück gereicht ward.

Aeltere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil. Seit 1810 konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Musikvorträge im Theater gehalten werden, wobei solche Musikstücke gewählt wurden, welche zu hören das Publicum sonst nicht leicht Gelegenheit fand. Doch löste sich im folgenden Jahre dieser Verein wieder auf. Wie innig bei Goethe die ästhetischen Genüsse mit der Erforschung der Naturgesetze verbunden sind, sieht man aus den Tabellen der Tonlehre, welche „nach vieljährigen Studien", besonders nach den Unterhaltungen mit Zelter, 1810 abgefaßt wurden. Von akustischen Experimenten wird uns schon gleich nach der ersten italienischen Reise berichtet; Chladni's Schriften hatte er aufmerksam gelesen; auch über dies Capitel der Physik wollte er zu klarer Einsicht gelangen.

Zu gleicher Zeit wurden mit den recitirenden Schauspielern die Didaskalien in der früheren Weise fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. „Ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten", bemerkt Goethe, „wird ein ungestörtes Ensemble erhalten". Die Höhe der Leistungen der weimarischen Bühne fand eine glänzende Anerkennung bei den Darstellungen in Leipzig im Sommer des Jahres 1807, zuerst vom 24. Mai bis 5. Juli, dann vom 4. bis 29. August. In dem Prologe, der die Reihe der Vorstellungen eröffnete, hat Goethe die Anhänglichkeit an Leipzig, die er stets bewahrte, aufs schönste ausgesprochen. „Im Ensemble, wie im Einzelnen ist Kunst, deutsche Kunst", schrieb Graf Reinhard, nachdem er der meisterhaften Aufführung des Torquato Tasso beigewohnt hatte; „Sie sind", fügte er hinzu, „der Einzige, der in dieser Art etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüberstellen läßt".

Zur Wiedereröffnung des Theaters in Weimar am

19. Sept. dichtete Goethe das ſchöne Vorſpiel „nach glücklicher Wiederverſammlung der herzoglichen Familie“. Sein Bemühen war auch ferner dahin gerichtet, ſeine Pflanzung zu erhalten. Die biographiſche Schilderung hat indeß nur noch gelegentlich der Geſchichte der weimariſchen Bühne zu gedenken, da ſie aufgehört hatte, die Richtung und geiſtige Thätigkeit des Dichters zu beſtimmen. Die franzöſiſche Spionerie ward auch in Betreff der Bühnenvorſtellungen ſo läſtig, daß Goethe zuletzt nicht länger die Verantwortlichkeit allein haben wollte. Daher ſtand ihm ſein Freund, Kanzler von Müller, in der Prüfung der Stücke bei, und es gelang jeden Anſtoß zu vermeiden.

In Bezug auf Goethe's Verhältniß zu der Literaturbewegung der romantiſchen Schule iſt vornehmlich bemerkenswerth, daß er von dem ſtrengen Feſthalten an den antiken Formen nachließ und bis zu einem gewiſſen Grade die Berechtigung der modern-romantiſchen Wendung der poetiſchen Literatur anerkannte, ſo daß er ſich zum großen Verdruß des alten Voß ſogar der früher abgelehnten Sonettenkünſtelei annahm. Er war umſichtig genug, die Tendenzen zum Mittelalter „als einen Uebergang zu höheren Kunſtregionen“ zu betrachten. „Ueberhaupt laſſe ich mich“ — ſchreibt er an Knebel — „nicht irre machen, daß unſere modernen religiöſen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern. Es kommt durch dieſe Liebhaberei und Bemühung manches Unſchätzbare ans Tageslicht, das der allerneuſten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ Nur konnte er ſich weder mit Werner's myſtiſchen Tragödien, noch mit Arnim's romantiſchen Extravaganzen oder „den Nebeln von Görres und Conſorten“ befreunden. Dem regenerirten Minnegeſang konnte er ebenſowenig Geſchmack abgewinnen; aber er entzückte ſich an den altdeutſchen Volksliedern, die in „des Knaben Wunder-

horn" (1806) zusammengestellt waren. Unter den wiedererweckten epischen Dichtungen der Vorzeit würdigte er das Lied von den Nibelungen nach Verdienst. Wie er früher dem Vossischen Homer durch seine Vorträge mehr Eingang und tieferes Verständniß verschaffte, so machte es ihm auch jetzt Freude, das deutsche Nationalepos durch neudeutsche Versionen zugänglich zu machen, und lebhaft leuchteten die Strahlen seines Auges, wenn er die herrliche Dichtung in befreundeten Kreisen vorlas. Er fand, daß der Werth des Gedichts sich erhöhe, je länger man es betrachte; er zeichnete sich eine Karte zu den Nibelungen. Doch besaß er zu viel Klarheit des Blickes, um es nicht „ein schädliches Bestreben" zu nennen, die Nibelungen der Ilias gleichstellen zu wollen. Es erwuchs aus der Beschäftigung mit dem altdeutschen Epos weiter keine poetische Production, als die dem 30. Januar 1810 gewidmeten Stanzen zur Erklärung eines Maskenzugs, die romantische Poesie, in dem wir den Namen Siegfried, Brunhild, König Rother ꝛc. begegnen. „Es ist nicht leicht", schreibt er darüber an Knebel, „bei uns ein so mannigfaltiger und brillanter Aufzug erschienen." Goethe erschien darin als Tempelherr und trotz seiner 61 Jahre in solcher Schönheit, daß die Anwesenden ihn nicht genug bewundern konnten. Am 16. Februar wurde ein ähnlicher großer Maskenzug „die Völkerwanderung" aufgeführt, zu welchem das poetische Weimar gemeinschaftlich mitwirkte; Goethe's Beitrag war der „Maskenzug russischer Nationen".

Bei der in dieser Lebensepoche des Dichters entschieden hervortretenden Hinneigung zu den Bestrebungen und Tendenzen der romantischen Schule ist seine Verehrung für die dramatischen Dichtungen Calderon's ein besonders wichtiges Moment. Den Uebergang von Shakspeare, seiner Jugendliebe, zu Calderon, von dem einen Pol des Drama's

zum andern, hatte der ideale Charakter der griechischen Tragödie vermittelt. Nach 1800 beginnt Goethe auf Calderon aufmerksam zu werden, wie denn auch Schiller sich der Einwirkung desselben keineswegs entzog. Goethe spricht sich 1804 in einem Briefe an Schiller über den tiefen Eindruck aus, den Calderon's „standhafter Prinz" auf ihn gemacht habe. Dies Drama nahm er so lebhaft in sich auf, daß es noch lange nachwirkte. Die Uebersetzungen Calderon's von A. W. Schlegel und nachmals von Gries begleitete Goethe mit steigender Theilnahme; er äußerte wiederholt und noch in seinen letzten Lebensjahren seine Bewunderung des spanischen Dramatikers in den anerkennendsten Ausdrücken. Aus dem Studium Calderon's erwuchs ein Versuch der Nachbildung, der um das Jahr 1807 zu fallen scheint; einige Fragmente, „Eginhard" überschrieben, sind uns davon aufbewahrt, welche hinlänglich darthun, wie sehr er sich Calderon's Diction und Vers zu eigen zu machen bemüht war.[40]) Die Tendenz ist der Sieg des christlichen Märtyrerthums über eine im Untergange begriffene Cultur, ein Thema, das Goethe in seinen Dichtungen mehrmals berührt hat. Wenn er gleich seinen Entwurf bald wieder fallen ließ, so versuchte er doch Calderon's Stücken einen Platz auch auf der deutschen Bühne zu verschaffen. Nach längerer Vorbereitung wurde 1811 „der standhafte Prinz" zur Aufführung gebracht. Im folgenden Jahre schloß sich „das Leben ein Traum" an; später folgte „Zenobia".

Die Vorliebe für Calderon ist nur eine von vielen Erscheinungen, woraus man erkennt, wie sehr sich unserm Dichter die dramatische Bewegung der Handlung und der Charaktere in Abstractionen und Symbole auflöst. Die Sonne Shakspeare's leuchtet ihm nicht mehr; jetzt entzückt er ihn nicht, wie einst den Jüngling weil „das Leben

ganzer Jahrhunderte durch seine Seele webte"; seine lebenathmenden Dramen werden ihm zuletzt zu „interessanten Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt haben"; einer solchen symbolischen Betrachtungsweise muß er denn wohl „unergründlich" dünken. Es war daher ein allzu gewagtes Unternehmen, wenn Goethe gegen das Ende des Jahres 1811 „Romeo und Julie" mit der Absicht redigirte, das Stück „zu concentriren und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen." Zur Feier des 30. Jan. 1812 wurde die herrliche Dichtung in ihrer neuen Form dem Publicum vorgeführt und mit Beifall aufgenommen[41]); jedoch sprach sich das Urtheil einsichtiger Kenner Shakspeare's mit Recht dahin aus, daß viele der wesentlichsten Schönheiten des Originals geopfert seien, weshalb sich Goethe an „Versuche ähnlicher Art, die im Werke waren" nicht ferner gewagt hat. Den Versuch, seinen Faust für die Bühnenaufführung zu redigiren, gab er bald wieder auf.

Obwohl Goethe sich von den höheren Kunstformen der Poesie mehr weggewendet hatte, so zieht sich doch auch durch diese Jahre ein poetischer Faden hindurch. Die Balladen- und Liederdichtung trieb auch jetzt noch manche Blüthe hervor, wenn gleich nicht mehr ganz so frühlingsfrisch, wie in verschwundenen Tagen. In der Muße des Badelebens richtete sich sein Blick hauptsächlich auf leidenschaftliche Verwicklungen des gesellschaftlichen Lebens, welche er in Novellenform zur Darstellung brachte. Es war dabei Plan, diese einzelnen Bilder socialer Verhältnisse unter dem Titel Wilhelm Meisters Wanderjahre zu einem Ganzen an einander zu reihen. Während des Karlsbader Aufenthalts von 1807 entstanden die Erzählungen St. Joseph der zweite, die neue Melusine, die pilgernde

Thörin, die gefährliche Wette und die schon früher begonnene der Mann von funfzig Jahren. Die Wahlverwandtschaften dehnten sich zu einem größeren Roman aus, dem die wunderlichen Nachbarskinder eingefügt wurden. 1810 wurde in Karlsbad das nußbraune Mädchen verfaßt. Ein Theil des ersten Buchs der Wanderjahre (jetzt die beiden ersten Capitel) erschien 1810 im Taschenbuch für Damen; in den nächsten zehn Jahren unterblieb die Fortsetzung.

Wie aber stets die Goethe'sche Poesie in des Dichters eignen Busen griff, so hatten auch an diesen anscheinend rein objectiven Darstellungen einzelne leidenschaftliche Beziehungen Antheil. Während des gesellschaftlichen Verkehrs in den Badeorten hatte er nicht nur Gelegenheit, manche wahlverwandtschaftliche Verwicklung zu beobachten, sondern auch des Dichters Gemüth bewahrte sich noch bis ins höchste Alter die jugendliche Empfänglichkeit für weibliche Reize, und es entzückte ihn, von dem Geist und der Anmuth der Frauen, welche er durch die Anziehungskraft seiner liebenswürdigen Persönlichkeit an sich fesselte, in einen kleinen Roman, der über die Alltäglichkeit den Schimmer der Poesie breitete, verstrickt zu werden. Aus solchen Verhältnissen erwuchs der Plan zu einer Erzählung „der Sultan wider Willen", der ihn besonders 1806 beschäftigte. Der Grundzug war darin das Interesse, womit vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren sich Einem Manne zuwenden, jede in ihrer Art liebenswürdig.

Das seltsamste Document eines romantischen Liebesverhältnisses zwischen dem bejahrten Dichter und einem jugendfrischen Mädchen wäre „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (Bettina Brentano), wenn nicht die durch ihr lebhaftes Colorit geistreich täuschende Composition den factischen Vorfällen und Beziehungen jener Momente ein

ſpäteres Phantaſiebild unterſchöbe. Wer ſie vorurtheilsfrei prüft und das Detail dieſer Berichte mit dem, was wir über Goethe's bermalige innere und äußere Zuſtände wiſſen, zuſammenhält, muß ſich zu dem Reſultat der Kritik Riemer's bekennen, der in ſeiner nahen Stellung zu ihm am meiſten zu einem Urtheil befähigt war, „daß das Ganze ein Roman ſei, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umſtände entlehne.“ Jetzt iſt kein Zweifel mehr, daß er für den wahrheitliebenden Biographen ganz werthlos iſt; ſelbſt die eingeflochtenen Geſchichten aus Goethe's Kindheit ſind durch phantaſtiſches Ausmalen entſtellt, und noch weniger wird man wagen dürfen, die ſinnlich-überſinnlichen nächtlichen Beſuche, wobei der Geheimrath keinen Anſtand nimmt, den Gaſtwirth zum Elephanten um 3 Uhr Nachts aus dem Bette zu treiben, Promenaden und Mantelſcenen zur Charakteriſtik des faſt ſechzigjährigen Dichters heranzuziehen. Auch das iſt ſchon aus dem Stil der Briefe, der doch auch für die Kritik ein Hauptmoment iſt, zu beweiſen, daß die Goethe's Namen untergelegten Briefe ſtellenweiſe interpolirt und überarbeitet ſind (ſonſt könnte Goethe nicht Grüße des Herzogs aus Karlsbad an ſie ſchreiben, während der Herzog in Weimar war), und daß ebenfalls die Partieen in den Briefen der Bettina Brentano, welche ſich für Präludien Goethe'ſcher Gedichte ausgeben, nichts als ſpätere Proſaauflöſungen ſind, welche noch einen Theil der Reime mit ſich ſchleppen. Aus dem, was uns für authentiſche Nachricht gelten muß, geht hervor, daß Goethe Bettinens phantaſtiſcher Liebe gegenüber eine ablehnende Haltung beobachtete.

Bettina (Eliſabeth) Brentano war die Tochter der in die Wertherdichtung verflochtenen Maximiliane. Sie war viel um die Frau Rath Goethe, der ſie durch ihr munteres Weſen manche Stunde des Alters erheiterte. Im

Jahre 1807 kam sie, damals zweiundzwanzig Jahre alt, zum erstenmal nach Weimar und brachte dem Dichter, der sie freundlich empfing, die schwärmerischen Huldigungen ihrer Liebe dar. Goethe äußerte sich gegen Riemer als Bewunderer „ihres geistreichen, wenn auch barocken Wesens"; nichts deutete indeß auf eine leidenschaftliche Neigung, und Bettina beklagte sich eines Tages gegen Riemer, daß Goethe sich gegen sie so wunderlich und sonderbar zeige. Diesem abwehrenden Verhalten entspricht auch Goethe's Gemessenheit, da Bettina als von Arnim's Gattin 1811 in Weimar sich aufhielt. Als sie ihm bei ihren abendlichen Besuchen (so berichtet Riemer) von ihren Herzensangelegenheiten vorerzählen wollte, kam er ihr beständig dadurch in die Quere, daß er sie auf den Kometen, der gerade in seiner völligen Pracht und Größe am Abendhimmel stand, aufmerksam machte, ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und sich weitläufig über dies Meteor erging. Endlich kam es aber in diesen Herbsttagen zu einem völligen Bruch, veranlaßt durch Bettina's beleidigende Aeußerungen gegen Goethe's Frau, worauf diese ihr das Haus verbot, was Goethe aufrecht erhielt; sein Zorn traf sie (nach der Bezeichnung von Stephan Schütze) wie ein Donner vom Sinai. Goethe ließ ihre späteren Briefe, wenn wir diesem Theile des Romans einige factische Wahrheit zugestehen dürfen, unbeantwortet; „ich mag sie mir gern vom Leibe halten", äußerte er gegen einen Freund, als sie ihn später in Weimar wieder aufsuchte. Ihre Skizze zu seinem Denkmal fand bei ihm sehr kalte Aufnahme. Bei ihrem letzten Besuch weigerte er sich mit einem herben Worte des Unwillens sie zu sehen, trotz inständiger Bitte.

Durch jene Jahre jedoch, in welchen Bettina's Roman spielt, zieht sich eine andere leidenschaftliche Neigung zu

einem jungen Mädchen. Daß wir darüber nichts als einige wenige Andeutungen haben, und selbst Riemer, was er sagen konnte, verschweigen zu müssen glaubte, ist um so mehr zu bedauern, als dieser Kampf des Herzens gegen die Gluth der Neigung mit mehreren Dichtungen Goethe's in unmittelbarer Verbindung steht. Wenig nur enthüllen uns die Sonette, welche 1807 während eines Jenaer Aufenthalts, wo die Sonettisten A. W. Schlegel, Gries und Werner ihn mit einer „Sonettenwuth" entzündet hatten, entstanden; ein Dutzend derselben wurde vom Adventstage (29. November) bis zum 16. December gedichtet. Die Muse der Liebessonette war die reizende Minna Herzlieb, eine Adoptiv-Tochter (geb. 1789) des (kinderlosen) Buchhändlers Frommann in Jena, in dessen Hause sie bis 1809 sich aufhielt. (Seit 1821 lebte sie in einer unglücklichen Ehe mit dem Professor Walch, welche 1853 getrennt wurde. Sie starb 1863 in einer Heilanstalt für Gemüthskranke.) Ihren Namen kleidete der Dichter in das Geheimniß einer anmuthigen Charade.

„Wie Petrarka's Brust der Charfreitag", so ist dem Herzen unsers Dichters der Advent von 1807 als ein ewiger Maitag eingegraben, wo ihm die schon als Kind Geliebte nun als blühende Jungfrau wieder erschien und mit allen Banden zärtlicher Liebe an sich fesselte. Schöne Tage reihen sich an einander, von freundlichem Begegnen und herzlichem Gespräch beseligt, bis die Poesie den Schmerz des Scheidens und die Sehnsucht der getrennten Liebenden zu versüßen unternimmt; innige Liebesworte begleiten ein kleines Christgeschenk an die Geliebte. Das ist der leichte Faden, von dem der Sonettenkranz zusammengehalten wird. Bringen wir mit dem Inhalte desselben in Verbindung, was Goethe über seine nächstfolgenden größeren Dichtungen äußert, daß Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften

das ſchmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, daß niemand an dieſem letzteren Romane eine tief leidenſchaftliche Wunde verkenne, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheue, ein Herz, das zu geneſen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne ſo manche herbe Geſchicke tief bewegt niedergelegt habe, ſo deutet dies wohl hinreichend den Kampf der Reſignation an, durch den er ſich nochmals, und noch nicht zum letztenmal, aus den Wellen der Leidenſchaft rettete, und läßt uns auch dieſe ſpäteren Dichtungen als den poetiſchen Ausfluß derſelben erſcheinen.

Zu der dramatiſchen Dichtung Pandora erhielt Goethe eine äußere Veranlaſſung durch einen Beſuch der Herausgeber der Wiener Zeitſchrift „Prometheus", Leo von Seckendorf und Stoll, welche ſich von ihm einen poetiſchen Beitrag erbaten. Es wurde dadurch die ihm ſo geläufige Prometheusmythe wieder in ſeiner Phantaſie lebendig und bildete ſich zu einer ſymboliſchen Dichtung, welche er ſtreng im Charakter der antiken Tragödie zu halten gedachte. In „Pandora's Wiederkunft" ſollte die aus lebendigſter Erinnerung des genoſſenen Glückes quellende Sehnſucht nach dem Schönen, und die allen Widerſtreit der Leidenſchaft verklärende Hoffnung der Wiederkehr des Glückes ſymboliſch dargeſtellt werden. Der Dichter nimmt nicht die frühere Titanenidee des Prometheus wieder auf, ſondern es läutert und verſöhnt das beſonnene Streben und die gottergebene Reſignation, welche zuletzt zum Beſitz der idealen Schönheit führen.

„Was zu wünſchen iſt, ihr unten fühlt es;
Was zu geben ſei, die wiſſen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Iſt der Götter Werk; die laßt gewähren".

Der größere Theil dieſer Dichtung, voll tiefen Sinnes, obwohl in etwas ſchwerfälliger Form („ein abſtruſes Werkchen" nennt es Goethe in einem Briefe an Frau von Grotthuß), wurde in Jena gegen das Ende des Jahres 1807 gleichzeitig mit jenen Sonetten fertig, deren elegiſcher Ton ſich in den Klageliedern des Epimetheus wiederholt, und 1808 in den erſten Heften des Prometheus unter dem Titel: „Pandora's Wiederkunft" veröffentlicht. Goethe hatte damals große Liebe zu dieſer poetiſchen Arbeit; „Pandora", ſchrieb er um jene Zeit an Reinhard, „iſt mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszuſtatten gedrungen bin." Aber ſei es, daß die voreilige Herausgabe eines Bruchſtücks und die geringe Theilnahme des Publicums ſie ihm verleidete, oder daß die Idee der Wahlverwandtſchaften ihn davon abzog: ſie gedieh nicht über den erſten Act, welcher als „Taſchenbuch für das Jahr 1810" in einem beſonderen Abdruck herausgegeben wurde. Sie blieb ohne Fortſetzung. Schon bei der Sendung des Bruchſtücks an Frau von Stein ſchrieb der Dichter: „Eigentlich ſollte dieſer Theil Pandorens Abſchied heißen, und wenn es mir ſo viel Mühe macht ſie wieder herbeizuholen, als es mir Mühe machte ſie fortzuſchaffen, ſo weiß ich nicht, wann wir ſie ſehen werden." Die Wiederkehr der Pandora, in der die Fülle der Gaben des Schönen ſich verkörpert, und ihr Emporſchweben mit dem verjüngten Epimetheus waren beſtimmt, den Inhalt der nicht ausgeführten Theile zu bilden[42].)

Der Roman die Wahlverwandtſchaften, ſchon 1807 entworfen, wurde 1808 begonnen und während der Sommermonate des Jahres 1809 vollendet. Wie Goethe es ſeit den Zeiten ſeiner erſten Jugenddichtungen als die Hauptaufgabe ſeiner poetiſchen Darſtellung angeſehen hatte, „Herzensirrung und Weltverwirrung zu betrachten", ſo

führte er in dieſem epiſchen Gemälde den Conflict der Naturgewalt der Leidenſchaft mit den Geſetzen ſittlicher Verhältniſſe in ſeiner tragiſchen Entwicklung vor. Da es durch die Natur des Stoffes etwas Düſteres hat, und die im Sinn der antiken Tragödie behandelte erſchütternde Kataſtrophe mit der epiſchen Ruhe des modernen Romans contraſtirt, ſo war die meiſterhafte Dichtung, obwohl ſie ihrer Tendenz nach gerade die ſittliche Macht der wahren Ehe zur Anſchauung bringt, vielen Mißdeutungen ausgeſetzt, weil die beſchränkte Auffaſſung die objective Schilderung der Krankheit als einen Rechtfertigungsverſuch anſah, gleichwie man einſt dem Werther die Abſicht der Vertheidigung des Selbſtmords unterlegte.

Es lag in dem Weſen dieſer letzten Dichtungen und der ſie begleitenden Herzenserfahrungen, daß ſich vielfach die Jugenderinnerungen des Dichters darin verſchlangen. Daher kam ihm mit den „Wahlverwandtſchaften" zugleich der Gedanke, die Geſchichte ſeiner Jugend zu ſchreiben. Im Auguſt 1808 ſprach er zuerſt ſeine Abſicht gegen Riemer aus und ſetzte die Ausführung auf das nächſte Jahr feſt. Wenige Wochen nach dieſem Entſchluſſe verſiegte die Quelle, aus der ihm für die Schilderung der Ereigniſſe ſeiner Kindheit die reichſte Mittheilung hätte zufließen können. Seine Mutter ſtarb in ihrem achtundſiebenzigſten Jahre, gegen den Mittag des 13. Septembers ſanft entſchlummernd. Ihr muntrer, immer gefaßter Sinn war ihr bis ans Ende, ſelbſt unter den Beſchwerden und Leiden des Alters, geblieben. In Bezug darauf ſchreibt Goethe an Zelter bei Mittheilung eines ihrer Briefe: „Darin wie in jeder ihrer Zeilen ſpricht ſich der Charakter einer Frau aus, die in altteſtamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuverſicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als ſie ihren Tod ſelbſt ankündigte, ihr

Leichenbegängniß so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“ Kurz vor ihrem Ende hatte sie noch die Freude gehabt, ihren Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er seine Studien begann, bei sich zu sehen. Frau von Goethe reiste auf einige Wochen nach Frankfurt hinüber, um dort die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Sie benahm sich dabei so uneigennützig, daß die Verwandten voll ihres Lobes sind.

Uebrigens wurde die autobiographische Arbeit noch durch manche andere Umstände hinausgeschoben. Außer der Ausarbeitung des Romans und dem Abschluß der Farbenlehre drängte sich noch ein Geschäft dazwischen, das nicht aufzuschieben war. Der Maler Philipp Hackert, als Freund Goethe's von der italienischen Reise her bekannt, war 1807 gestorben, und Goethe erhielt mit der Nachricht von seinem Tode ein Packet biographischer Aufsätze, deren Redaction und Herausgabe er ihm bei seinen Lebzeiten zugesagt hatte. Nach der Beseitigung der Farbenlehre nahm Goethe die biographische Arbeit vor, welche 1811 herausgegeben und der Erbprinzessin Maria Paulowna zugeeignet ward. Da Goethe's Absicht hauptsächlich dahin ging, die Hackert'schen Papiere zu ordnen und in eine gefällige, lesbare Form zu bringen, so hatte er nur stellenweise Gelegenheit, die Kunst der biographischen Schilderung geltend zu machen. Während dieser literarischen Beschäftigung, die ihn vielfach an den eigenen Lebensgang erinnerte, entwarf er zuerst das Schema seines autobiographischen Werks.

Man hat es Goethe oft zum Vorwurf gemacht, daß er, statt an den Bestrebungen patriotisch thätiger Männer theilzunehmen, das Nationalgefühl gegen die Unterdrückung aufzurufen und eine Volkserhebung gegen die Fremdherr-

schaft vorbereiten zu helfen, sich während der Zeit der Erniedrigung Deutschlands in Naturstudien, Novellistik und biographische Schilderungen der Vergangenheit zurückzog. Jenes politische Wirken lag nun einmal Goethe's contemplativer Natur fern, und niemals griff er da ein, wo er nicht ein seinen Anlagen gemäßes Gebiet der Thätigkeit fand. Er sah ein, daß er, der sich durchaus zu einem literarischen Charakter ausgebildet hatte, auf ruhiges Forschen und Bilden hingewiesen sei; was ihn in diesem folgerechten Schaffen stören konnte, wies er von sich; zu einem Manne der energischen Thatkraft, der den Beruf zum Wirken und Handeln in sich trägt, hatte die Natur ihn nicht gebildet. Und selbst dieses vorausgesetzt, was hätte er überhaupt als Minister in einem kleinen, von dem mächtigen Gewalthaber nur tolerirten und von Spionen argwöhnisch überwachten Staate für Deutschlands Rettung thun können? In Weimar ließen sich weder Fichte'sche Reden an die deutsche Nation halten, noch ein Tugendbund stiften. Dessenungeachtet läßt sich allerdings der Wunsch nicht unterdrücken, daß er an solchen patriotischen Bemühungen, welche die Wiederbelebung deutschen Sinnes zum Zwecke hatten, einen wärmeren Antheil hätte nehmen mögen. Wer eine so hohe Stellung zu der geistigen Bildung seiner Nation, wie er, sich errungen hat, dem steht es nicht wohl an, inmitten der Bedrängniß, die ihre höchsten geistigen Güter bedroht, „die Zeit erst eine Weile vorüberzulassen, um zu ihr und von ihr zu sprechen", wie er 1809 auf Perthes' Aufforderung zur Mitarbeit an einem damals projectirten „deutschen Museum" ausweichend schrieb. Nach dem erschütternden Schlage des Jahres 1806, als er Müller's Rede übersetzte, dachte er so nicht. Allein so sehr er die Schmach des Vaterlandes empfand, verlor er doch alles Vertrauen zu dem Erfolge vereinzelter patrioti-

ſchen Unternehmungen, und „der Erniedrigung Gewöhnen", wie er im Epimenides ſich ausdrückt, fand auch bei ihm eine Anwendung. Er ſtellte ſich mehr und mehr auf den kosmopolitiſchen Standpunct, und auf dieſem konnte er der Heldengröße, der Energie und dem Herrſchertalente Napoleons ſeine Achtung nicht verſagen. Viel trug dazu die Macht des perſönlichen Eindrucks bei, deſſen Zauber ihn leicht gefangen nahm.

Während des Congreſſes zu Erfurt im Herbſt 1808, wo die Kaiſer Napoleon und Alexander über Europa's Geſchicke Rath hielten, wurde auch Goethe, der ſich anfangs fern gehalten hatte, von ſeinem Herzoge am 29. September dahin beſchieden und blieb mehrere Tage dort. Die ausgezeichneten Darſtellungen der franzöſiſchen Schauſpieler, die den Kaiſer der Franzoſen begleiteten, um vor einem „Parterre von Königen" zu ſpielen, vor Allem die Kunſtleiſtungen Talma's, bereiteten ihm großen Genuß. Er ſah Racine's Andromache und Britannicus, Voltaire's Oedipus aufführen. Nach jeder Vorſtellung unterhielt er ſich mit dem Herzog voll Feuer ſtundenlang über die Stücke und die Leiſtungen der Darſtellenden. Am 1. October nahm er an dem geräuſchvollen Lever Napoleons Theil. Mit dem franzöſiſchen Miniſter Maret war er in dem Geſellſchaftscirkel der Frau von der Recke zuſammengetroffen. Dieſer erzählte dem Kaiſer von dem außerordentlichen Eindrucke, den der Dichter auf ihn gemacht habe, worauf Goethe am 2. October zu einer Audienz beſchieden wurde.[43]) Sie dauerte faſt eine ganze Stunde. Talleyrand, Berthier und Savary waren gegenwärtig, nachher trat auch Daru hinzu. Der Kaiſer ſaß an einem großen runden Tiſche frühſtückend, und indem er ihm winkte, näher zu kommen, wandte er ſich zu dem Dichter mit dem Worte: vous êtes un homme! Als Goethe darauf mit einer Verbeu-

gung antwortete, fragte der Kaiſer nach ſeinem Alter und ſprach ſeine Verwunderung aus, ihn ſo friſchen Ausſehens zu finden. Als das Geſpräch ſich auf Goethe's poetiſche Werke lenkte, nahm Daru Gelegenheit, von der Ueberſetzung des Mahomet zu ſprechen, worauf Napoleon auseinanderſetzte, weshalb es ein ſchlechtes Stück ſei. Den Werther verſicherte er ſiebenmal geleſen zu haben und bewies ſeine genaue Kenntniß deſſelben durch eine ausführliche Analyſe, wobei er bemerkte, daß an einigen Stellen die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenſchaftlichen Liebe vermiſcht ſeien; „das", ſagte er, „iſt nicht naturgemäß und ſchwächt bei dem Leſer die Vorſtellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie das gethan"? Goethe hörte ihm mit heiterem Geſichte zu und erwiderte: er wiſſe zwar nicht, ob ihm jemand denſelben Vorwurf gemacht habe; aber er finde ihn ganz richtig und geſtehe, daß hier etwas Unwahres nachzuweiſen ſei; allein es ſei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er ſich eines Kunſtgriffs bediene, um gewiſſe Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiſer ſchien mit dieſer Antwort zufrieden und ging wieder zum Drama über, wobei er ſich über die Schickſalsſtücke mißbilligend ausſprach, die einer dunkleren Zeit angehört hätten. „Was will man", ſagte er, „jetzt mit dem Schickſal? die Politik iſt das Schickſal." Jedesmal, wenn er etwas zu Ende geſprochen, ſetzte er hinzu: Qu'en dit Mr. Goet?

Die Unterhaltung ward unterbrochen, indem Napoleon mit Daru über die großen Contributionsangelegenheiten ſprach. Dann trat Soult ein, mit dem über polniſche Angelegenheiten verhandelt ward. Der Kaiſer ſtand auf, ging auf Goethe zu und fragte nach ſeiner Familie und

dem herzoglichen Hauſe. Noch einmal zum Drama überſpringend, äußerte er: „Das Trauerſpiel ſollte die Schule der Könige und der Völker ſein; das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann. Sie ſollten z. B. den Tod Cäſars auf eine würdige Weiſe, beſſer als Voltaire, ſchreiben; das könnte eine würdige Aufgabe ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäſar ſie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochſinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanſchauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darſtellungen finden". Als Goethe endlich Abſchied nahm, hörte man den Kaiſer zu Berthier und Daru ſagen: Voilà un homme!

Man konnte es Goethe anmerken, daß dieſe Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlaſſen hatte, obgleich er vermied, von ihren Einzelnheiten zu reden und ſelbſt den Anfragen des Herzogs möglichſt auszuweichen ſuchte. Mit dem Gedanken an eine Reiſe nach Paris beſchäftigte er ſich lange Zeit.

In den nächſten Tagen beabſichtigte Napoleon zu einem Beſuche nach Weimar zu kommen. Der Herzog forderte Goethe auf, etwas zur Verherrlichung dieſer Tage auszuſinnen. Mehrere großartige Pläne wurden in Vorſchlag gebracht, aber die Zeit zur Vorbereitung erſchien zu kurz. Eine große Jagd auf dem Schlachtfelde von Jena und ein glänzender Hofball ward zur Unterhaltung der hohen Gäſte veranſtaltet. Da Napoleon „zu Ehren der Herzogin" ſeine Schauſpielertruppe in Weimar ſpielen laſſen wollte, ſo begab ſich Goethe am 4. October zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Am 6. ward „der Tod Cäſar's" aufgeführt, worin Talma als Brutus

glänzte. Auf dem Hofball unterhielt ſich Napoleon lange mit Goethe und Wieland, den er, da er nicht erſchienen war, eigens in einem Hofwagen holen ließ. Das Geſpräch wandte ſich auf ältere und neuere Literatur. Gegen Goethe drückte der Kaiſer aufs neue ſein lebhaftes Intereſſe für Veredlung der tragiſchen Kunſt aus; „das Trauerſpiel", ſagte er, „ſteht gewiſſermaßen über der Geſchichte". Dabei ſprach er ſich für ſcharfe Abgrenzung der Gattungen aus und that die bezeichnende Aeußerung: „je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés." Nachmals wurden Goethe und Wieland noch einmal zum Frühſtück geladen und von Napoleon ſehr wohlwollend behandelt, doch betraf die Unterhaltung mehr ihre perſönlichen Lebensverhältniſſe. Wenige Tage nach der Rückkehr des Kaiſers nach Erfurt erhielten beide den Orden der Ehrenlegion. Vom Kaiſer Alexander war Goethe ſchon das Jahr zuvor mit dem St. Annenorden decorirt worden.

Einige Jahre ſpäter kam Goethe in ein engeres Verhältniß zu dem Bruder des Kaiſers, dem „grundedlen", Ludwig, eine Zeitlang Könige von Holland. Er lernte ihn bald nach der Thronentſagung bei einem Aufenthalt in Teplitz im Jahre 1810 kennen. Sie wohnten zufällig in Einem Hauſe und ſahen ſich häufig. Das edle zartſittliche Weſen des trefflichen Fürſten, das ſich auf eine tiefe religiöſe Weltanſchauung gründete, zog Goethe's Gemüth ſehr zu ihm hin; er geſtand, man verlaſſe ihn nicht, ohne ſich beſſer zu fühlen.

Die politiſche Windſtille des Jahres 1810 und der zunächſt folgenden Zeit war Goethe für ſein biographiſches Werk höchſt günſtig; er konnte ſich um ſo leichter von der Gegenwart abſchließen und ſich mit ſeiner Phantaſie ganz der Vergangenheit hingeben; „die entſchwundenen Geiſter",

ſagt er, „mußte ich in mir hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühſam und kunſtreich zuſammenſchaffen.“ Es kam ihm bei dieſer Arbeit nicht auf hiſtoriſche Vollſtändigkeit und Genauigkeit in den biographiſchen Einzelnheiten an, ſondern ſeine Abſicht war vornehmlich, den Leſer in Stand zu ſetzen, ſich daraus den Begriff ſtufenweiſer Ausbildung einer durch ihre Arbeiten ſchon bekannten Perſönlichkeit zu bilden. „Denn dieſes“ — ſo ſpricht er ſich in dem Vorworte aus — „ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſein, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerſtrebt, inwiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus bildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abſpiegelt.“ Die Behandlungsweiſe und den Titel: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, wodurch mancher oberflächliche Leſer von vornherein ſtutzig gemacht wurde, erläutern Goethe's eigene Worte aufs treffendſte: „Es war mein ernſteſtes Beſtreben, das eigentliche Grundwahre, das, inſofern ich es einſah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichſt darzuſtellen und auszudrücken. Wenn aber ein ſolches in ſpäteren Jahren nicht möglich iſt, ohne die Rückerinnerung und alſo die Einbildungskraft wirken zu laſſen, und man alſo immer in den Fall kommt, gewiſſermaßen das dichteriſche Vermögen auszuüben, ſo iſt es klar, daß man mehr die Reſultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelnheiten, wie ſie ſich damals ereigneten, aufſtellen und hervorheben werde .... Dieſes alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte Dichtung begriffen, um mich des Wahren, deſſen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können“. Indeß rief gleich

der erſte Band, die liebliche, harmloſe Kindheitsidylle, ſehr verſchiedenartige Urtheile hervor. Die Einſichtigen erfüllte ſie mit jenem Entzücken, dem Graf Reinhard Worte leiht, wenn er am 4. December an den Dichter ſchreibt: „Niemals hab' ich eine Schrift mit ſo viel Liebe und Ruhe mir angeeignet, wie dieſe; wollüſtig ſchwamm mein Geiſt mit dem klaren, tiefen Strom der Rede fort und genoß der lieblichen Ausſichten auf Vergangenheit und Zukunft. Mir, und das iſt manchen Andern geſchehen, ſpiegelte ſich in ihm das Bild der eigenen Kindheit; und dann doch wieder wie verſchieden von den Eigenthümlichkeiten des herrlichen Knaben, der Goethe ward!" Ein großer Theil des Publicums konnte ſich jedoch in die Form nicht gleich finden; die halbpoetiſche Behandlung war nicht greifbar genug und erſchien für den Ernſt einer deutſchen Biographie allzu tändelnd. „Die Deutſchen", ſo äußert ſich Goethe unmuthig in einem Briefe an einen Freund, „haben die eigene Art, daß ſie nichts annehmen können, wie man es ihnen giebt; reicht man ihnen den Stiel des Meſſers zu, ſo finden ſie ihn nicht ſcharf, bietet man ihnen die Spitze, ſo klagen ſie über Verletzung; ſie haben ſo unendlich viel geleſen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erſt wenn ſie ſich mit einer Sache befreunden, dann ſind ſie einſichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig". Und das iſt denn auch an dieſem köſtlichen Werke, das nicht nur in das individuelle Leben, ſondern mit dieſem tief in die ganze Bildungsperiode unſerer Literatur einführt, in Erfüllung gegangen, wenn man auch längſt zu der Einſicht gelangt iſt, daß für die Kritik des biographiſchen Materials gar viel zu thun übrig bleibt.

Ein großer Theil dieſes Werkes wurde während des Aufenthalts in den böhmiſchen Bädern, welche er ſeit 1810 wieder mehrere Jahre hindurch regelmäßig zu ſeiner Er-

holung benutzte (im Jahre 1811 in Begleitung seiner Frau) in heiterster Muße ausgearbeitet. Die Naturwissenschaft trat für den Augenblick mehr in den Hintergrund. Dagegen erwachte mit der lebhaften Erinnerung der Jugend wieder ein reger Trieb zur lyrischen Dichtung, welche durch die Schilderungen seines Lebens überall mit ihren sanften Tönen hindurchklingt. In dem idyllischen Badeleben zu Karlsbad entsprang 1810 eine erotische Dichtung, worin der Dichter in einem Ariostischen Gemälde den Conflict der aufwallenden Leidenschaft mit der ehelichen Treue durchführt. Das Motto aus Tibull (I. 5. 39 sq.) — aliam tenui, sed jam quum gaudia adirem Admonuit dominae deseruitque Venus — spricht die Idee des Ganzen deutlich genug aus. In dem Momente, wo der Gast die schöne Fremde, die sich ihm hingiebt, in die Arme schließen will, gedenkt er seines trauten Familienkreises daheim; er entflieht der Versuchung und wendet sich in einem liebevollen Briefe mit bewegtem Gemüth zu den Seinigen. Das Gedicht hat somit, gleichwie die Wahlverwandtschaften, eine hohe sittliche Tendenz; weil aber die Schilderung sinnlicher Liebesgluth eine allzu lebhafte Farbengebung erhalten haben, so theilte es das Schicksal der unterdrückten römischen Elegieen, von Goethe's Werken ausgeschlossen zu werden. Jetzt ist es durch den Druck bekannt gemacht unter dem Titel „das Tagebuch".

Der Dichter bedurfte also nicht erst der in Karlsbad mehrfach geübten Gelegenheitspoesie, um sich zu prüfen, „ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte." Er ward zu dieser in den Sommern von 1810 und 1812 durch die Anwesenheit der Kaiserin von Oestreich veranlaßt, deren Liebenswürdigkeit er seine Huldigung in einer Reihe von Gedichten darbrachte, die im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad überreicht wurden. Das Gedicht „im Namen der

Kaiſerin" wurde von ihr ſelbſt verlangt. Von der Kaiſerin wurde er ſehr ausgezeichnet und bewahrte ihr ſtets eine anhängliche Geſinnung. Auf ihren Wunſch verfaßte er 1812 in Teplitz innerhalb weniger Tage das kleine Luſtſpiel die Wette, wobei die Aufgabe war, das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darzuſtellen. Am 28. Juli ward der Auftrag ertheilt, am 5. Auguſt konnte die Aufführung ſtattfinden. Im Grunde war dieſe Art höfiſcher Gelegenheitsdichtung eine Sphäre, in der wir das Talent eines Goethe ungern verweilen ſehen. Der Beglückwünſchung der Kaiſerin der Franzoſen hätte der deutſche Dichter wohl überhoben ſein können, wenn er gleich, wie er an Frau von Stein berichtet, von einem der erſten Staatsmänner Böhmens die Verſicherung erhielt, eine bedenkliche Aufgabe glücklich gelöſt zu haben. Der Umſchwung der Ereigniſſe, den er damals nicht ahnete, nöthigte ihn zu der Palinodie in den Motto-Stanzen des Epimenides.

Der zweite Band von Dichtung und Wahrheit, welcher im Herbſt 1812 erſchien, fand eine ermunternde Aufnahme. Der dritte konnte noch zum großen Theile vollendet werden, ehe die Kriegsereigniſſe von 1813 von der ſinnigen Betrachtung vergangener Zuſtände abzogen. Es war zu bedauern, daß zu eben der Zeit, wo er der Freundſchaft ſeiner Jugendjahre ſo manches liebevolle Denkmal ſetzte, ſein Verhältniß zu Jacobi aufs neue durch eine herbe Mißſtimmung getrübt wurde. Jacobi's Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", gleichſam ſein philoſophiſches Vermächtniß, griff das Identitätsſyſtem der Naturphiloſophie aufs entſchiedenſte an; er bekennt ſich zu einem Gott über der Natur; ja, er ſpricht es aus: „die Natur verberge ihm Gott." Goethe ſah in dem „unglücklichen" Buche einen Angriff gegen

ſeine redlichſten Bemühungen, wie er nun ſchon „ſo viele Jahre“ ertragen habe; er fand darin „recht harte Stellen gegen ſeine beſten Ueberzeugungen, die er öffentlich in ſeinen auf Natur und Kunſt ſich beziehenden Aufſätzen und Schriften bekenne und zum Leitfaden ſeines Lebens und Strebens genommen habe“; ſein Brief an Knebel vom 8. April 1812 läßt ſich im Tone heftigen Unwillens des Weiteren darüber aus. Auch gegen Jacobi hatte er es in ſeinem Briefe aus Karlsbad vom 10. Mai 1812 kein Hehl, daß ihn das Büchlein ziemlich indiſponirt habe. „Wie konnte mir“, ſchreibt er in verſöhnterer Stimmung in den Annalen, „das Buch eines ſo herzlich geliebten Freundes willkommen ſein, worin ich die Theſe durchgeführt ſehen ſollte, die Natur verberge Gott! Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anſchauungsweiſe, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen unverbrüchlich gelehrt hatte, ſo daß dieſe Vorſtellungsart den Grund meiner ganzen Exiſtenz machte, — mußte nicht ein ſo ſeltſamer, beſchränkter Ausſpruch mich dem Geiſte nach von dem edelſten Manne, deſſen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?“ Eben ſo ſehr mußte ſich Jacobi durch Goethe's Gedicht „Groß iſt die Diana der Epheſer“ tief gekränkt fühlen. Doch die Sonne der Jugendliebe iſt zu mächtig, um nicht das in einer heißen Stunde aufſteigende Gewölk raſch wieder zu verſcheuchen; hatte doch auch Friedrich Stolberg, als er 1812 Goethe in Karlsbad zum letztenmal ſah, ihm unter Thränen die Hand zum Abſchied gedrückt. Verſöhnlich ſchrieb Goethe am 6. Januar 1813 an Jacobi: „Die Menſchen werden durch Geſinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Die Freundſchaften der Jugend gründen ſich aufs Erſte; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld.“ Das gute Einvernehmen

wurde wieder hergeſtellt, und Goethe konnte in der Schilderung ſeines Jugendlebens das Bild Jacobi's mit aufrichtiger Anerkennung ſeines Werthes zeichnen. Wenn er hier weniger Gelegenheit fand, das Andenken Wieland's zu erneuern, ſo ward ihm durch deſſen am 20. Januar 1813 erfolgtes Scheiden, welches ihn ſo tief erſchütterte, daß ihn die Freunde kaum jemals weicher geſtimmt gefunden hatten, eine beſondere Veranlaſſung, die Verdienſte auch dieſes Freundes einer ſpäteren Lebensepoche mit beredter Anerkennung zu feiern. Die von Goethe am 18. Februar in der Freimaurerloge gehaltene Gedächtnißrede iſt der ſchönſte Denkſtein auf Wieland's Grabe.

Zweites Capitel.

1813—1818.

Mit dem Beginn des Jahres 1813 ging ein neuer Geist durch Deutschland. Das gewaltsam niedergehaltene, tiefverletzte Nationalgefühl loderte in hellen Flammen der Begeisterung auf, und die Hoffnung flog freudig der That voran. Goethe theilte diese Stimmung nicht. Er sah nur neue Verwirrung und schwere Zeiten vor sich und ergriff mit einem gewissen Eigensinn jedes Mittel, um sich den Ereignissen, auf deren Gang er nicht einzuwirken vermochte, fern zu halten und ihre Rückwirkung von seiner geistigen Thätigkeit abzuwenden. Tags vor der Besetzung Weimars durch die Franzosen, am 17. April, trat er seine Reise in die böhmischen Bäder an. In Dresden, das von den Russen besetzt war, sah er Stein und Arndt.[44]) Er machte auf sie keinen erfreulichen Eindruck, da er über die begeisterungsvolle Erhebung des deutschen Volkes sich nicht freudig und hoffnungsvoll äußerte, sondern beklommen erschien. Als Körner, dessen Sohn in die Reihen der Freiwilligen getreten war, von Hoffnungen glücklicher Zeiten sprach, fuhr Goethe heftig gegen ihn auf mit den Worten: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch

tiefer ins Fleiſch ziehen": eine Beſorgniß, die allerdings die erſten Kriegsereigniſſe zu rechtfertigen ſchienen, da man überdies noch ungewiß war, welche Stellung Oeſtreich in dem europäiſchen Kampfe einnehmen werde. Auch von Teplitz aus kommen uns nur ſorgenvolle Aeußerungen des nach Frieden verlangenden Dichters entgegen. „Wer es jetzt möglich machen kann", — ſchreibt er unterm 21. Juli — „ſoll ſich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich iſt, in der Nähe von ſo manchen Ereigniſſen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnſinnig zu werden." Shakſpeare und Tacitus hatte er vorzugsweiſe zu ſeiner Lectüre gewählt, um durch fernliegende Ereigniſſe ſeine Phantaſie von der Gegenwart abzuziehen. Indeß war er wenigſtens froh, daß er in dieſer jetzt zerriſſenen Welt, wo man nicht mehr wiſſe, wem man angehöre, geſund ſei und arbeiten könne.

Außer der Vollendung des dritten Theils von Dichtung und Wahrheit beſchäftigte ihn eine Abhandlung über Shakſpeare, deſſen Einwirkung auf ſeine Jugenddichtungen er dort geſchildert hatte, obgleich ſeine gedrückte Stimmung nicht geeignet war, die großartigen dramatiſchen Weltgemälde dieſes Rieſengeiſtes von einem unbefangenen Standpuncte aus zu betrachten, und zwar in einer Epoche, wo ſeine Poeſie ſich ſchon der orientaliſchen Contemplation zuneigte. Die Balladen „der Todtentanz", „der getreue Eckart", „die wandelnde Glocke", wurden damals gedichtet, und in einem Opernentwurf „der Löwenſtuhl" behandelte er das Sujet, welches er ſpäter in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen darſtellte. Daneben gewährten mineralogiſche Excurſionen und Sammlungen ſeinem Geiſte ebenfalls eine erwünſchte Ableitung. Mit innigem Wohlbehagen führt uns ſeine Schilderung des

Ausflugs nach den Zinnbergwerken von Zinnwalde und Altenberg (10.—12. Juli) in die Stille der Natur und die idyllische Gewerbthätigkeit der Gebirgsbewohner, welche nicht lange darauf, nach dem Ablauf des Waffenstillstands und dem Eintritt Oestreichs in die Reihen der Verbündeten, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt waren.

Auf der Heimreise traf Goethe in Dresden mitten unter kriegerische Zurüstungen. In Weimar rückte die jüngste französische Garde ein; General Travers, den er früher in Gesellschaft des Königs Ludwig von Holland kennen gelernt hatte, ward in seiner Wohnung einquartiert. Goethe suchte sich durch literarische Beschäftigung mannigfacher und zerstreuter Art über die Sorgen der Zeit, welche die Unfälle von 1806 noch einmal über Weimar bringen konnten, hinwegzuhelfen; sogar die Beschäftigung mit chinesischer Geschichte schien für den Augenblick ein willkommenes Beruhigungsmittel. „Ich hatte mir", schreibt er an Knebel, „dies wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Fall der Noth, wie es auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten." Ein anderer „Zufluchtswinkel in böser Zeit" waren ihm die Naturstudien. „Ich habe mich in diesen letzten so trüben als zerstreuten Tagen" — schreibt er am 3. December an den Geheimrath von Leonhard, mit dem er durch mineralogische Studien in ein näheres Verhältniß gekommen war — auch wieder mit Geognosie beschäftigt, besonders aber was ich seit mehreren Jahren in Böhmen und Sachsen, die Zinnformation betreffend, zusammengebracht, endlich geordnet und eine Darstellung dieser wichtigen Urepoche versucht." Von poetischen Arbeiten ist der Epilog zu dem Trauerspiele Essex zu erwähnen, welchen Goethe für die Schauspielerin Wolff schrieb, um ihre fatale Rolle der Elisabeth zum Schluß noch einigermaßen glänzend auszustatten. Diese nach vor-

gängigen geſchichtlichen Studien ſorgfältig ausgeführte Dichtung ſteht in Beziehung zu den Geſchicken Napoleons und giebt der unter dem Abfall der Freunde ſich kühn behauptenden muthvollen Geſinnung einen Ausdruck, nicht ohne die tragiſche Ahnung des Sturzes: „Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ Dies ward gerade am 18. October, dem Tage der Leipziger Schlacht, geſchrieben. An eben dem Tage fiel das Bruſtbild Napoleons von Gyps, das in Goethe's Zimmer hing, von der Wand herab; doch nur der Rand hatte gelitten. Goethe ließ um den Rand des Bildes, den Vers eines römiſchen Dichters parodirend, die Worte ſetzen: scilicet immenso superest ex nomine multum. Uebrigens hatte der Napoleoncultus, von dem wir den deutſchen Dichter ungern eine Zeitlang befangen ſehen, damit ein Ende gefunden.

Dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee entging Weimar über Erwarten glücklich. Die Truppen der Verbündeten rückten ein. Goethe, dem vom ſtädtiſchen Einquartierungsamte ſchon zwölf Mann Koſacken zugewieſen waren, blieb in Folge ſeiner Vorſtellungen durch beſondere Vergünſtigung von der Laſt der Einquartierung befreit. Der Herzog trat am 1. November vom Rheinbund zurück und erließ einen Aufruf zur Bildung eines Corps von Freiwilligen. Gern hätte Auguſt von Goethe gleich wie Karl von Knebel ſich in die Reihen derſelben geſtellt. Allein dem Vater war der Gedanke unerträglich, den einzigen Sohn verlieren zu können, und da ihn ſein Wunſch nicht zurückzuhalten vermochte, ſo erwirkte er einen Befehl vom Herzog, der den kampfluſtigen Jüngling zurückbleiben hieß. Der Herzog errichtete eine Schwadron Jäger und eine Compagnie zu Fuß. Am 7. Januar 1814 verließ er

Weimar, um an der Spitze des dritten preußiſchen Armeecorps nach den Niederlanden zu ziehen.

Goethe, vor Allem erfreut, der Ruhe ſeiner Studien zurückgegeben zu ſein, blieb den Ereigniſſen gegenüber in der Haltung des parteiloſen Beobachters. Der Macht des Augenblicks, deſſen Kind der Enthuſiasmus iſt, ſchien ihm der nicht unterworfen zu ſein, „der in der Weltgeſchichte lebt.“ Seine Natur war, wie er ſelbſt erörtert, der „höheren“ Culturſtufe gemäß, auf der der Nationalhaß verſchwindet, wo man gewiſſermaßen über den Nationen ſteht und ein Glück oder ein Wehe ſeines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Wenn er daher inmitten der patriotiſchen Aufwallung Anderer den Strom der Ereigniſſe in ruhiger Haltung an ſich vorbeigleiten ließ und die politiſchen Zukunftsträume erregter edler Männer nicht theilte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er Manchem theilnahmlos erſchien. Indeß war dieſe ſcheinbare Kälte nicht, wie Stein ſie glaubte entſchuldigen zu müſſen, eine Folge ſeines Alters, ſondern ſtimmt nur zu der ſeit dem Beginn der Revolutionszeit erworbenen und geübten ruhigen und gemeſſenen Haltung. Es war der Standpunct des Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts. Er rückt ſich die Ereigniſſe der Gegenwart in die Ferne und betrachtet ſie gleichſam vom hiſtoriſchen Standpuncte, weshalb auch der nachherige Erfolg in den meiſten Fällen der Klarheit ſeines politiſchen Urtheils Gerechtigkeit hat widerfahren laſſen. Dabei bewahrte er dennoch in der Tiefe ſeiner Seele eine warme Liebe für ſein Volk und den Glauben an deſſen ſteigende Entwicklung und höhere Beſtimmung. Wer in jenen Jahren Gelegenheit hatte, mit ihm die Geſchicke der Gegenwart zu beſprechen, ſchied (wie namentlich Varnhagen von Enſe und Luden ausdrücklich verſichern) mit der Ueberzeugung, daß die im

ärgſten Irrthum ſeien, welche den Dichter beſchuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, kein Gefühl für Deutſchlands Ehre und Schande, keinen Glauben an unſer Volk gehabt. „Sein Schweigen", ſagt Luden, „bei den großen Ereigniſſen und wirren Verhandlungen dieſer Zeit war lediglich eine ſchmerzliche Reſignation, zu welcher er ſich in ſeiner Stellung und bei ſeiner genauen Kenntniß von den Menſchen und von den Dingen wohl entſchließen mußte." Eben ſo ſchreibt Varnhagen von Enſe gleich nach ſeinem Beſuche bei Goethe (im Nov. 1817) an Stägemann: „Er ſieht nur früh und ſchnell die Dinge, wie die Meiſten erſt ſpät ſie ſehen; er hat Vieles ſchon durchgearbeitet und beſeitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er ſoll unſere Kindereien mitmachen, weil wir ſie noch als Ernſt nehmen. Goethe kein deutſcher Patriot! Ein echter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In ſeiner Bruſt war alle Freiheit Germaniens früh verſammelt und wurde hier zu unſer aller nie genug erkannten Frommen das Muſter, das Beiſpiel, der Stern unſerer Bildung. In dem Schatten dieſes Baumes wandeln wir alle. Feſter und tiefer drangen nie Wurzeln in unſern vaterländiſchen Boden, mächtiger und emſiger ſogen nie Adern an ſeinem markigen Innern. Unſere waffenfrohe Jugend, die höhere Geſinnung, die in ihr wirkt, ſtehen wahrlich bezugreicher zu dieſem Geiſte, als zu manchem andern, der dabei beſonders thätig geweſen ſein will."

Das ſchönſte Denkmal von Goethe's vaterländiſcher Geſinnung wie politiſchem Scharfblick hat uns Luden aufbewahrt[45]); es iſt um ſo ſchätzbarer, da der Charakter dieſes trefflichen Hiſtorikers die beſte Bürgſchaft treuer Berichterſtattung iſt. Luden theilte im November 1813 Goethen die Abſicht mit, eine zunächſt gegen Napoleon und die Franzoſen gerichtete Zeitſchrift unter dem Titel

„Nemeſis“ herauszugeben. Goethe rieth ihm von einer ſolchen publiciſtiſchen Thätigkeit ab, indem er auf dieſer Bahn ſich in vielfache Händel verwickeln und bald ermüden werde. „Glauben Sie ja nicht“, fuhr Goethe darauf fort, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, dieſe Ideen ſind in uns, ſie ſind ein Theil unſeres Weſens, und niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel im Ganzen iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weiſe hinweg zu kommen ſuche, und in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man ſich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an, und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität; aber der Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſetzt das ſtolze Bewußtſein nicht, einem großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derſelben Weiſe tröſtet auch nur der Glaube an Deutſchlands Zukunft; ich halte ihn ſo feſt, als Sie, dieſen Glauben; ja, das deutſche Volk verſpricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schickſal der Deutſchen iſt, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt“. Nachdem er dies unter Hinweiſung auf die frühere Weltſtellung des deutſchen Volks näher begründet hat, fährt er fort: „Sie ſprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutſchen Volks und meinen, dieſes Volk werde ſich nicht wieder entreißen laſſen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Iſt denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was

es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es aber richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren ꝛc..... Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus". Das aber bezeichnete Goethe als die Pflicht jedes Einzelnen, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". Ein Gespräch ganz ähnlichen Inhalts hatte Goethe mit von Leonhard auf dem Schlachtfelde von Hanau. „Gerecht und nachsichtig" — so berichtet dieser — „sprach der Dichter sich aus über den Geist der Gegenwart, über die Entwicklung nächster Folgezeit; nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft war ihm tröstlich; die Entscheidung, wie solche gefallen, erachtete er für den Anfang vom Ende".

Goethe fühlte keinen Beruf, die Zeitereigniſſe poetiſch zu verherrlichen. Die poetiſche Stimmung während des Frühlingsaufenthalts 1814 zu Berka, wo er in dem von der Ilm umrauſchten „Edelhof" die Ruhe im Genuſſe einer ſchönen Natur ſuchte, veranlaßte den Entwurf zu einem Vorſpiel zu den Sommervorſtellungen der Weimarer Schauſpielergeſellſchaft auf dem 1811 erbauten Theater zu Halle. Allein er überließ die Vollendung deſſelben an Riemer, indem er der Aufforderung Iffland's, für die preußiſche Hauptſtadt ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Feſtſpiel zu dichten, nachgab. Im Mai 1814 ward des Epimenides Erwachen begonnen. Da die Feſtdichtung auf den preußiſchen Hof und ſeine Gäſte berechnet werden mußte, ſo blieb bei ſo nahe liegenden Begebenheiten und ſo delicaten Beziehungen kaum eine andere Form als die allegoriſche übrig, welche überdies, obgleich an und für ſich undramatiſch, der beabſichtigten opernartigen Ausſtattung günſtig war. Der Dämon der Unterdrückung — das ſind die Grundzüge der Haupthandlung — hat im Verein mit den Dämonen der Liſt und des Kriegs den Glauben und die Liebe in Feſſeln gelegt, doch nicht die Hoffnung. Dieſe verbinden ſich unter einander und ſtärken ſich zu unüberwindlicher Kraft. Sie werden durch gütige Genien ihrer Bande entledigt und beſiegen den Dämon der Unterdrückung. Zum Rahmen dieſes allegoriſchen Zeitgemäldes wählte der Dichter die Erzählung von Epimenides aus Kreta, welcher, der altgriechiſchen Sage nach, über funfzig Jahr in einer Höhle ſchlief und bei ſeinem Erwachen verwundert war, die Welt um ſich ganz verändert zu finden; in dieſem Bilde erkannte der Dichter ſich ſelbſt und manche ſeiner Freunde, welche ſich von den politiſchen Ereigniſſen fern gehalten hatten und jetzt von dem plötzlichen Umſchwung überraſcht wurden.

Durch die musikalische Composition, welche Capellmeister B. A. Weber in Berlin übernahm, und anderweitige Vorbereitungen ward die Aufführung bis zum nächsten Frühjahr hin verzögert. Am 30. März 1815 fand sie zum erstenmal in Berlin statt und ward am nächsten Tage in Gegenwart des Hofes wiederholt. Nach Zelter's Bericht war „der Beifall wüthend", und die auf die Zeitereignisse bezüglichen Stellen wurden lebhaft applaudirt; waren doch auch dem alten Blücher bei dem Chorgesange des Vorwärts-Liedes die Thränen geflossen. In Weimar ward der 30. Januar des folgenden Jahrs durch die Aufführung des Festspiels gefeiert. Eine nachhaltige Wirkung war nicht zu erwarten. Ungeachtet der Zierlichkeit und Künstlichkeit der Composition hat dies allegorische Drama kein rechtes inneres Leben, und der Dichter selbst hat zugegeben, daß es demselben an Einbildungskraft und Wärme fehle. Die Schlußstrophe, welche auf die wiederum den politischen Horizont verdüsternden Wolken hinweist, ward bei der Aufführung weggelassen oder ist später hinzugedichtet:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle spät, er fühle früh:
Es sei ein dauernd Recht!
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh'
Ihm und den Seinen schlecht!

Der glückliche Zustand Deutschlands nach der Befreiung von dem Joch der Fremdherrschaft, „die große politische Atmosphären-Veränderung", äußerte auch auf Goethe eine verjüngende Wirkung, und er fühlte, daß es jetzt „dem Epimenides nicht heilsam sein würde, im Schlummer zu verharren". Es liegt ein Geständniß der Beschämung in den Worten des Epimenides:

Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Ein dichteriſches Wohlgefühl kommt wieder über ihn, als er in den nächſten beiden Jahren 1814 und 1815, ſtatt in dem engen Karlsbader Thale Pflanzen und Steine zu ſammeln, „zu des Rheins geſtreckten Hügeln — weingeſchmückten Landesweiten" hinzieht und in offenem Verkehr mit vertrauten Freunden Herz und Sinn wieder der Fülle des Lebens öffnet: „der Wunſch in die freie Welt" — das ſind ſeine eignen Worte — „beſonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Luſt und Antheil faſſen konnte, drängte mich zu dieſer Reiſe".

Einen beſonderen Reiz hatte der Ausflug an den Rhein noch dadurch, daß er in Wiesbaden einige Wochen mit ſeinem Freunde Zelter zuſammen zu ſein hoffte. Das Verhältniß zu dieſem hatte ſich ſeit einigen Jahren zur innigſten Freundſchaft geſteigert; das Unglück hatte das Band feſter geſchlungen. In der ſchmerzlichen Lebensepoche im November des Jahres 1812, da Zelter über den Tod ſeines älteſten Sohnes, der ſich ſelbſt entleibt hatte, in tiefe Trauer verſetzt war, gaben ihm Goethe's tröſtende Zeilen das brüderliche Du; die vielſagenden Worte: „Du haſt Dich auf dem ſchwarzen Probirſteine des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgeſtrichen; wie herrlich iſt ein Charakter, wenn er ſo von Geiſt und Seele durchdrungen iſt" — waren eine fürs Leben gewonnene Ueberzeugung, die niemals wankte. Zelter durfte, um ſeine eigenen Worte zu gebrauchen, ſeit dieſem Briefe denken, an die Stelle eines verlorenen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben. Zwar gehörte Zelter einer ganz anderen Sphäre der geiſtigen Thätigkeit an, als

Goethe, und konnte diesem nicht, wie Schiller, so viel zurückgeben, als er empfing; aber Goethe hatte seinen reinmenschlichen Werth, die Kernhaftigkeit seiner sittlichen Natur erkannt und schätzte in ihm vor Allem die Tüchtigkeit und Geradheit seines Charakters, der „von allen seltenen Gaben die seltenste ein Freund zu sein" in reichem Maße besaß.

Schon während des frischen Naturgenusses auf der Hinreise fand Goethe die innigen, heiteren Töne seiner Lyrik wieder, die einige Jahre hindurch geschlummert hatten:

„Und da duftet's, wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten."

(Fulda, 26. Juli.)

Zwar erneuern sich auch in Wiesbaden die Karlsbader Studien, indem ihm das mineralogische Cabinet des Oberbergraths Cramer die Merkwürdigkeiten der dortigen Gebirgsbildung, unter andern viele „Prachtstücke" aus den Bergwerken des Westerwaldes, vor Augen legte. Allein in all seinen Schilderungen der Ausflüge ins schöne Rheingau weht uns wieder die poetische Fülle des Naturgenusses entgegen. Er fühlt sich der bewegten Menschenwelt wieder näher und mischt sich froh in das rege Leben des munteren Rheinvolkes. Dem St. Rochusfest, welches am 16. August bei der St. Rochuscapelle in der Nähe von Bingen von einem Strom Wallfahrender begangen wird, widmete er wieder die Aufmerksamkeit, wie in früheren friedlichen Tagen den römischen Kirchenfesten, und ließ sich, um alle Vorgänge im bunten Menschengewimmel anzuschauen, in und außer der Capelle hin und her drängen. Es rührte ihn die innige Freude der Menge, welche mit diesem Feste zugleich das Glück des wiedergekehrten Friedens und den Beginn goldener Zeiten feierte. In den ersten September-

tagen (1.—8.) verlebte er schöne Stunden auf dem Landsitz Winkel bei der Familie Brentano, in deren Begleitung er viele Ausflüge längs des Rheins machte und bei Schlössern und Capellen schönen Aussichten und weinbegrünten Landschaften wieder mit dem entzückten Blick der Jugend verweilte. Er bekennt es selbst, seit dieser Reise an den Rhein eine größere Milde und Schonung gegen die Menschen gewonnen zu haben. Es ist die „milde Sonne seiner letzten Jahre", welche seit jenen am Rhein genossenen Tagen ihren freundlichen Glanz über den Abend seines Lebens verbreitete.

In Wiesbaden, wohin er zur Fortsetzung der Cur zurückkehrte, traf Geheimrath von Leonhard [46]) mit ihm zusammen. Zum erstenmal sahen sie sich von Angesicht, und mächtig ergriff Goethe's Persönlichkeit den erwartungsvollen Bewunderer seines Geistes. Seine Beredsamkeit, sein Feuer, womit er sich im ausführlichen Gespräch auf den Gebieten der Wissenschaft und poetischen Literatur erging, „war das eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe." Edel und groß erschien er vor Allem in der liebevollen Anerkennung der Verdienste früherer und mitlebender Männer; Byron's gedachte er schon damals mit großem Lobe. Bald darauf erwiderte der Dichter in Hanau den Freundesbesuch. Auf seinen Wunsch gab das Hanauer Liebhabertheater eine Vorstellung, Körner's „der Vetter aus Bremen", wobei er recht herzhaft lachte; „seine Laune war unerschöpflich, er, hinreißend, liebenswürdig." Leonhard's ausgezeichnetes Mineraliencabinet gewährte ihm großen Genuß.

Nach Heidelberg, wo er vom 24. Sept. bis zum 8. October verweilte, hatte ihn Sulpiz Boisserée [47]) gezogen. Im Jahre 1811 war dieser begeisterte, sinnvolle Kenner mittelalterlicher Kunst mit einer wichtigen Folge

von darauf- bezüglichen Zeichnungen und Kupfern nach Weimar gekommen und hatte schon damals Goethe's Aufmerksamkeit aufs neue auf den Werth der Kunst des Mittelalters hingelenkt; „es ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgreich zu werden versprach". Die Einwirkung trat jetzt in gemeinsamen Studien erst nach ihrer ganzen Bedeutung hervor. Die Boisserée'sche Sammlung niederländischer und altdeutscher Gemälde, die Pläne und Risse des Cölner Doms und anderer altdeutschen Gebäude gewährte Goethe eine klare Einsicht in ein Gebiet der Kunstgeschichte, das er bis dahin nur flüchtig durchstreift und während seiner italienischen Reise wie in der folgenden Epoche weit von sich gewiesen hatte. In Darmstadt fand er bei dem Oberbaurath Moller Gelegenheit, diese Kunststudien fortzusetzen. Unter den reichhaltigen Sammlungen des dortigen Museums hatte er seines wackern Merck zu gedenken. Manches, was er früher in dessen Privatbesitz gesehen und bei seinen ersten naturwissenschaftlichen Studien benutzt hatte, fand er hier wieder.

Seine Vaterstadt Frankfurt hatte Goethe in siebenzehn Jahren nicht gesehen. Inzwischen hatte er ihr noch vor kurzem in seiner Biographie den schönsten Tribut dankbarer Anhänglichkeit gezollt. Es hätte sich geziemt, daß Frankfurt seinem größten Sohne während seiner zweiwöchigen Anwesenheit eine Ovation bereitet hätte, namentlich hatte das Theater diese Verpflichtung. Da aber nichts der Art geschah, so züchtigte der Geh. Rath von Willemer seine Frankfurter Mitbürger mit der Schilderung einer Festfeier, wie sie hätte sein sollen, in der Form eines thatsächlichen Berichts. Daher entstand die Erzählung von einer glänzenden Aufführung des Tasso in des Dichters Gegenwart und einer lebhaften Huldigung, obschon diese niemals stattfanden.

Es erfolgte freilich ein öffentlicher Widerruf, allein dieſer verhallte wirkungslos, ſo daß die Erzählung ſich in den Biographien feſtgeſetzt hat. Doch ein ſchönes öffentliches Feſt genoß er hier; er konnte in ſeiner befreiten Vaterſtadt der erſten Feier des 18. Octobers beiwohnen. Um die Erleuchtung zu ſehen, fuhr er am Abend in dem Wagen des Baron von Hügel, damaligen Vicegouverneurs, herum. Während ſeines diesmaligen Aufenthalts ſah er ſich fleißig um und beſuchte ſeine alten Freunde; beſonders freute er ſich des vielſeitig angeregten Intereſſes für Kunſt und Naturwiſſenſchaften; was in Privatſammlungen an Kunſtſachen und ſonſtigen belehrenden Schätzen vorhanden war, ward im Einzelnen ſorgfältig betrachtet und verzeichnet. Am 27. October traf er in Weimar wieder ein. Herzog Karl Auguſt war ſchon am 1. September unter den Freudenbegrüßungen der Seinigen in ſeine Reſidenz zurückgekehrt. Goethe hatte ſich ihnen aus der Ferne durch die Veranſtaltung einer Sammlung von Beglückwünſchungsgedichten „Willkommen“ angeſchloſſen.

Goethe waren auf ſeiner Reiſe in die Rheingegenden ſo „unendliche Schätze des Anſchauens und der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias und von da rückwärts bis auf unſere Zeiten“, daß er ſich angetrieben fühlte, ſie im nächſten Jahre zu wiederholen. Der politiſche Horizont war 1815 zwar nicht mehr ſo heiter, wie das Jahr vorher: „Napoleons Wiederkehr von Elba erſchreckte die Welt; hundert ſchickſalſchwangere Tage mußten wir durchleben.“ Als Goethe in Wiesbaden gegen die Mitte des Juni anlangte, fand er dort die preußiſche Garde. Die Schlacht von Waterloo ward in Wiesbaden zu großem Schrecken voreilig als verloren gemeldet, und viele Badegäſte machten ſchon in Furcht vor ſchneller Ausbreitung der franzöſiſchen Truppen Anſtalten

zum Einpacken. Die rasche günstige Entscheidung brachte bald wieder alle Verhältnisse ins Gleiche. In der Nähe und Ferne wurden die Rheingegenden von unserm Dichter wieder durchstreift, und neue Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern schlossen sich an altbewährte an. In Biberich traf er mit dem Erzherzog Karl zusammen, welcher ihn durch seine belehrenden Unterhaltungen sehr anzog und mit seinen Werken über seine Feldzüge beschenkte. Mit Bergrath Cramer ward eine Reise durch das Lahnthal ausgeführt, von wo sie geognostische Ausbeute heimbrachten. In Gesellschaft des Ministers von Stein, der ihn in Nassau bewirthete, war Goethe auf der Fahrt nach Cöln, wohin er sich in den letzten Julitagen in der Absicht begab, in die altdeutsche Kunst durch gründlicheres Anschauen einzudringen, und verlebte dort mit ihm und Ernst Moritz Arndt einige reichhaltige Tage. Etwas Ehrfurchtvolles lag in seiner Haltung gegen den großen Staatsmann, und dieser hielt die leichtaufbrausende Heftigkeit seines Wesens zurück, so daß sie friedlich und vertraulich neben einander herschritten; die Politik wurde von den Gesprächen möglichst fern gehalten: „der Aufenthalt, so kurz er war, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück".

Die Seele der kunstgeschichtlichen Forschungen war der Umgang mit Sulpiz Boisserée. Mit ihm machte Goethe die Reise von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt und Darmstadt. In Gesellschaft des kunstsinnigen Freundes betrachtete er abermals die werthvollen Sammlungen dieser Städte. In Frankfurt hielt er sich diesmal zurückgezogener, als das Jahr vorher, um nicht wider seinen Wunsch an die Oeffentlichkeit gezogen zu werden. Jene Studien altdeutscher Kunst, denen Boisserée sein Leben gewidmet hatte, waren fast der alleinige Inhalt ihrer Gespräche. In Heidelberg fand er bei dem Freunde die

[illegible] Aufnahme. Durch einen Aufenthalt von zwei Wochen ward ihm die schönste Gelegenheit, die kostbaren Sammlungen mehrere Tage zu betrachten und sich in historischer wie artistischer Hinsicht von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit zu überzeugen. Die Cölner Studien kamen bei den Zeichnungen und Rissen alterthümlicher Gebäude wieder zur Sprache, und durch vielfache Verhandlungen fühlte man sich befähigt, „aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen.“ Das Zusammentreffen mit anderen Freunden früherer Jahre, namentlich mit Paulus, verschönerte ihm gleichfalls den dortigen Aufenthalt. Ein Ausflug nach Karlsruhe verschaffte ihm die Bekanntschaft mit Hebel, dem von ihm sehr hochgeschätzten Dichter der „allemannischen Lieder.“ Auch sah er noch einmal die Stätte seiner Jugenderinnerungen, seiner ersten Begeisterung für altdeutsche Kunst, Straßburg mit seinem herrlichen Münster.

Von Heidelberg auf Würzburg reiste Goethe noch in Boisserée's Gesellschaft: „da uns beiden der Abschied wehe that, so war es besser, auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen.“ Ueber Meiningen, den Thüringerwald und Gotha langte er am 11. October wieder in Weimar an.

Er hatte sich wieder mit liebevollem Entzücken in der Welt umgesehen, und das Gefühl dieses glücklichen Zustandes mußte noch dadurch erhöht werden, daß er kurz vor und nach dieser zweiten Rheinreise die Schilderungen seiner italienischen Reise redigirte, aus denen die Lichtblicke der reinsten Seelenerhebung aufs neue erwärmend und belebend ihm entgegen leuchteten. Indeß wollte er auch nicht die Früchte der gegenwärtigen Reisen dem

deutſchen Publicum vorenthalten. Er begann die Zeitſchrift Kunſt und Alterthum, welche von 1816 bis 1828 die Studien des Greiſes begleitete und ihm Gelegenheit bot, mit Allem, was die weiterſchreitende Zeit Bedeutendes hervorbrachte, in lebendiger Berührung zu bleiben und von dem hohen Standpuncte ſeiner individuellen Bildung auf die Gegenwart zu wirken. Die erſten Hefte, deren Titel noch die Beziehung auf die Kunſtgegenſtände der Rhein- und Maingegenden andeutete, enthielten die Ergebniſſe der letzten Reiſebeobachtungen und waren vornehmlich in Bezug auf die Boiſſerée'ſchen Sammlungen von entſchiedenem Einfluſſe auf das öffentliche Kunſturtheil. Goethe wies mit kunſthiſtoriſchem, vorurtheilsfreiem Blick das Verhältniß der älteſten deutſchen Malerei zur byzantiniſchen Kunſt nach und war der Erſte, welcher der Wirkſamkeit des Johann van Eyck Anerkennung verſchaffte. Uebrigens beſchränkte ſich ſeine Zeitſchrift nicht auf Kunſt und Alterthum; „denn" — ſagte er ſchon im Beginn des Unternehmens — „wie laſſen ſich die beiden ohne Wiſſenſchaft und dieſe drei ohne Natur denken?"

Hatte er ſich zur Zeit der Propyläen auf ſeinem antiken Standpuncte mehr abwehrend der Richtung der modernen Kunſt zur Romantik entgegengeſtellt, ſo war er jetzt mit dem neuen Geiſte mehr verſöhnt und hatte vielfach Anlaß, rathend und fördernd einzugreifen. Als die mecklenburgiſchen Stände im December 1814 den einſtimmigen Beſchluß faßten, die Verdienſte des Fürſten Blücher durch Errichtung eines Denkmals in ſeiner Geburtsſtadt Roſtock zu ehren, ward Goethe von dem damit beauftragten ſtändiſchen Ausſchuß angegangen, durch ſeinen Rath und ſein Gutachten die Ausführung des Planes zu unterſtützen und zu leiten.[48]) Nachdem mit Director Schadow in Berlin vorgängig über die Idee des Kunſt-

werks correſpondirt worden war, kam dieſer mit dem Modell nach Weimar, wo ſich beide über die noch vorzunehmenden Veränderungen verſtändigten. Im Sommer 1818 wurde der Erzguß der neun Fuß hohen Statue vollendet und im folgenden Jahre das Denkmal aufgeſtellt. Zwei Relieftafeln wurden von Goethe entworfen; die eine ſtellt dar, wie der Held vom Sturz mit dem Pferde ſich aufrafft, während der Genius des Vaterlandes ihn mit der Aegide beſchützt; die andere zeigt den Helden zu Pferde, indem er dämoniſche Geſtalten in den Abgrund jagt. Die Zeilen der von Goethe verfaßten Inſchrift, welche die Metalltafel der Rückſeite enthält, lauten:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

In eben dieſem Jahre erhielten Goethe's Kunſtſtudien von vielen Seiten die lebendigſte Anregung, ſo daß ihm das Jahr 1818 in dieſer Hinſicht als eine neue Epoche erſcheinen konnte. Die Elgin-Marmorn, dieſe herrlichen Ueberreſte griechiſcher Kunſt aus der Periode ihrer höchſten Blüthe, waren im britiſchen Muſeum angelangt. Gypsabgüſſe und Zeichnungen gelangten bald auch in Goethe's Nähe, und mit der Begeiſterung ſeiner italieniſchen Studien ergriff er die, wenn auch nur in mangelhaften Copien, dargebotene Belehrung. Er erzählt, wie die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu ſehen, ſo lebhaft und heftig ward, daß er, an einem ſchönen ſonnigen Morgen ohne Abſicht aus dem Hauſe fahrend, von ſeinem leidenſchaftlichen Verlangen plötzlich ergriffen, aus dem Stegreif nach Rudolſtadt lenkte und ſich dort „an den erſtaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange

Zeit herſtellte". Mit Abzeichnungen und Gypsabgüſſen gelang es ihm ſeine eigenen Sammlungen zu vervollſtändigen. Auch ſeine Münzſammlung erhielt werthvolle Zugaben; denn auch mit dieſem Fach der Kunſtſtudien erhielt er ſich ſtets in Verbindung. Die neubelebte Beſchäftigung mit antiker Kunſt trieb ihn (1818) zu dem Verſuche, die Gemäldeſchilderungen des Philoſtrat, mit denen er ſich ſchon in der Epoche der Propyläen eifrig beſchäftigt hatte, zu bearbeiten, „mit dem Vorſatz, das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der ſich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben". Denn ungeachtet des nach den verſchiedenſten Seiten ſympathiſirenden Univerſalismus ſeines äſthetiſchen Geſchmacks kommt er gleichwohl auch jetzt noch auf das bewährte Grundprincip ſeiner Kunſtanſichten zurück: „Ich habe an der Homeriſchen und an der Nibelungiſchen Tafel geſchmauſt, mir aber für meine Perſon nichts gemäßiger gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechiſchen Bildner und Denker". Manche Belehrung über neuere Kunſt ward ihm durch Ankauf von Zeichnungen und Kupferſtichſammlungen. Vieles Werthvolle brachte der Herzog von ſeiner Reiſe nach Oberitalien heim, unter Anderem Abzeichnungen von Leonardo da Vinci's Abendmahl, welche, in Verbindung mit dem Werke Boſſi's, Goethe 1817 zu der ausführlichen Abhandlung über dies faſt vernichtete Meiſterwerk veranlaßten.

Faſt ſollte man aus Goethe's umfangreicher Thätigkeit für ältere und neuere Kunſt den Schluß ziehen, daß die Naturwiſſenſchaften und andere geiſtige Intereſſen dadurch auf einige Zeit zurückgedrängt worden ſeien. Und doch, welche weite Gebiete vermochte ſein großer Geiſt neben einander mit gleicher Liebe und Tiefe zu umfaſſen! Schon im Obigen ward mehrmals angedeutet, wie ange-

legentlich er während ſeiner Reiſen in den Rheingegenden ſich mit mineralogiſchen Forſchungen beſchäftigte. Dieſe wurden auch fernerhin mit ſolchem Eifer fortgeſetzt, daß er zum Jahre 1817 die Bemerkung machen kann: Geognoſie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges ſeien an der Tagesordnung geweſen. Die merkwürdigen Thonſchieferplatten aus dem Lahnthal ſtellte er als Tableau zuſammen. Er ſtudirte eine große Anzahl geologiſcher Werke und Charten; nach v. Leonhard's großen Tabellenwerken ordnete er ſeine Privatſammlung und die durch neue anſehnliche Anſchaffungen bereicherten Sammlungen des Muſeums. In den Sommermonaten der Jahre 1818 und 1819 hielt er ſich in Carlsbad auf und nahm die böhmiſche Geognoſie wieder mit ungeſchwächter Energie auf. „Bei dem ſchönſten denkbaren Wetter" — ſchreibt er im October 1819 an Zelter — „ging und fuhr ich in der ganzen Gegend umher..... überall Steine geklopft, ſo daß ich zuletzt die bekannte Müller'ſche Sammlung von hundert Stücken ebenſo, als wenn der gute Alte noch lebte, zuſammenlegen konnte." Die Geologie entfernter Länder und Welttheile ward gleichfalls zu dieſen Studien mehr und mehr herangezogen, und es verband ſich damit eine ſo umfangreiche Lectüre wiſſenſchaftlicher Reiſewerke, daß mancher Beſucher nicht wenig überraſcht war, Goethe z. B. von den ſittlichen und politiſchen Zuſtänden Nordamerika's mit der genaueſten Detailkenntniß reden zu hören.

Im Jahre 1816 bereitete Goethe die Herausgabe mehrerer naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen vor, welche unter dem Titel „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie; Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereigniſſe verbunden" ſeit 1817 heftweiſe erſchienen. Ein poetiſches Seitenſtück zu der Elegie

„Metamorphoſe der Pflanzen“ gab er 1819 in dem didaktiſchen Gedichte „Metamorphoſe der Thiere.“ Sein botaniſches Studium, deſſen Geſchichte er damals in einem ausführlichen Aufſatze darlegte, ward durch mannigfache Beobachtungen gefördert. Die chemiſchen Studien wurden unter Döbereiner's Leitung fortgeſetzt. Die Farbenlehre erhielt eine Erweiterung durch die Theorie jener Farbenerſcheinungen, welche von „ſeinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter“ Seebeck zuerſt entdeckt und von ihm entoptiſch genannt waren. Goethe faßte die Reſultate der während dieſer Jahre angeſtellten Verſuche, welche er „bis ins Grenzenloſe vermannigfacht hatte“, als Supplement ſeiner Farbenlehre in zwei Abhandlungen zuſammen, worin er ihren atmoſphäriſchen Urſprung nach ſeiner Theorie erklärte. „Die Richtigkeit meiner Anſichten“ — ſo ſpricht er ſich in dem Vorworte aus — „kenne ich zu gut, als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindeſten irre machen ſollte; mein Vortrag wirkt in verwandten Geiſtern fort; wenige Jahre werden es ausweiſen.“

Kaum läßt unſere bisherige Erzählung ahnen, daß neben dieſer vielſeitigen Geſchäftigkeit ſich ein neues, weit ausſehendes Feld geiſtiger Intereſſen aufgethan hatte, in deſſen Mitte ein anmuthiger Dichtergarten fröhlich emporwuchs. Längſt hegte er im Stillen eine Neigung zur morgenländiſchen Literatur, die zu ſeinem beſchaulichen Leben, ſeinen romantiſchen Sympathieen und beſonders ſeiner Vorliebe für Calderon in wahlverwandtſchaftlicher Beziehung ſtand. Das Intereſſe für den Orient trat bei ihm ſchon in früheren Lebensepochen zu wiederholten Malen lebhaft hervor. Den Jüngling beſchäftigten Nachdichtungen des Hohenliedes und des Korans. Jones' engliſche Ueberſetzung der Moallahat oder der Gedichte der ſieben großen arabiſchen Dichter, die in der Moſchee zu Mekka aufge-

hängt sind, zog ihn im Jahre 1783 so sehr an, daß er sie in Gemeinschaft mit seinen Freunden zu übersetzen beabsichtigte. In die indische Poesie führten ihn Jones' Uebersetzungen indischer Dramen sowie die daraus geschöpften Bearbeitungen der Sakontala von Forster und der Gita-Govinda von Dalberg. Jetzt gewannen die orientalischen Studien neue Reize für ihn. Im Jahre 1811 überließ ihm ein Officier einige Blätter einer Handschrift des Korans, welche er aus Spanien mitgebracht hatte.[19]) Die Schönheit der Schriftzüge zog Goethe so sehr an, daß er sich ernstlich mit der Ursprache zu beschäftigen anfing; sich in arabischer Schrift zu üben, machte ihm eine besondere Freude und beschäftigte ihn bei seinem Besuche in Heidelberg manche heitere Stunde in Paulus' Gesellschaft. Es war mitten unter den Besorgnissen des Jahres 1813, als Goethe an der Hand des ausgezeichneten persischen Lyrikers Hafis, dessen „Divan" ihm in der von-Hammer'schen Uebersetzung zukam, sich in der freundlichen Phantasiewelt der morgenländischen Dichtung erging und sich durch diese Beschäftigung „über bedenkliche Zeiten hinweghalf". Mit besonderer Zuneigung ergriff er das innerste Wesen dieses lebensfrohen Dichters und „suchte sich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen".

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Diesen Quell der Verjüngung, den die lebensfrischen Strophen der Hegire preisen, empfing seine lyrische Poesie von innen heraus, als mit der Wiederkehr der Friedenszeit das Gemüth des Dichters wieder von Liebe und heiterer

Lebensfreude erfüllt ward. Für die lyriſchen Empfindungen des Greiſes, die ſich von ſelbſt zur Reflexion und allegoriſchen Einkleidung neigten, ſchienen die Formen der orientaliſchen Poeſie das zierlichſte und geeignetſte Gefäß zu ſein. „Dieſe muhamedaniſche Religion," ſchreibt er ſpäter an Zelter, „Mythologie, Sitte geben Raum einer Poeſie, wie ſie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und ſpiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwiſchen zwei Welten ſchwebend, alles Reale geläutert, ſich ſymboliſch auflöſend — was will der Großpapa weiter?"

Während der geiſtesfriſchen Jahre 1814 und 1815 quollen die lyriſchen Gedichte ſo reichlich hervor, daß er nach dem Muſter ſeines Hafis einen weſtöſtlichen Divan gründen und ihn ſchon nach der Verſchiedenartigkeit des poetiſchen Inhalts in Bücher abtheilen konnte. Einige, wie das Buch des Timur, welches Rückblicke auf die Napoleoniſche Zeit enthalten ſollte, gediehen nicht weit; andere füllten ſich mehr mit Nachbildungen orientaliſcher Gedichte; aber die der Liebe gewidmeten Bücher ſchlangen ſich raſch zu vollen Liederkränzen zuſammen. Das ſtärkſte der Sammlung ward das Buch Suleika. In dieſen liebeglühenden Liedern zieht die Leidenſchaft des Dichtergreiſes den Glanz orientaliſcher Bilderſprache heran, um die jugendliche Geliebte und ihre beglückende Gegenliebe zu feiern. Der größte Theil derſelben ward während der Sommerreiſe von 1815 gedichtet und läßt auf eine Liebesneigung ſchließen, die ihm die Wärme jugendlicher Leidenſchaft zurückgab.

Du beſchämſt wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernſte Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem [Goethe]
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Darauf deuten auch des Dichters Worte hin, wenn er in den Erläuterungen ſagt, dies Buch möchte wohl für abgeſchloſſen anzuſehen ſein: „der Hauch und Geiſt einer Leidenſchaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigſtens iſt deſſen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.“

Die Muſe der Suleika-Lieder iſt Marianne von Willemer[50]), die jugendliche Gattin des Frankfurter Bankiers Johann Jacob von Willemer, mit dem Goethe durch Boiſſerée 1814 bekannt wurde. Die junge Frau feſſelte ihn beim erſten Begegnen. Es entſpann ſich ein Briefwechſel, der auch poetiſche Formen annahm, ſo daß die Geliebte mehrere der ihr gewidmeten Lieder erwiderte. Goethe hat unbedenklich mehrere ihrer Gedichte, zum Theil mit kleinen Aenderungen, in ſeinen Divan aufgenommen. Ihr gehören die Lieder „Hochbeglückt in deiner Liebe“, „Sag, du haſt wohl viel gedichtet“, „was bedeutet die Bewegung“, „ach um deine feuchten Schwingen“, deren Nachbarſchaft ſich die Goethe'ſchen Lieder im Divan nicht zu ſchämen haben. Die Briefe ſchickte der Dichter wenige Wochen vor ſeinem Tode zurück mit der Verfügung, das Packetchen zu der „unbeſtimmten Stunde“ zu eröffnen. Er begleitete es mit den innigen Verszeilen vom 3. März 1831:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geſchrieben,
— Einſt mit beißeſtem Verlangen
So erwartet wie empfangen —
Zu der Bruſt, der ſie entquollen,
Dieſe Blätter wandern ſollen,
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Es war Goethe's Abſicht, im Jahre 1816 mit herannahender guter Witterung die ſchönen Tage der Rheinreiſe

abermals zu genießen. Meyer wollte ihn begleiten. Man hoffte in den Kunstsammlungen die gemeinschaftlichen Studien zu erneuern und dann in Baden-Baden die Heilkraft der Mineralquellen und der reizenden Naturumgebung zu genießen: „Pläne waren entworfen, wie Alles zu genießen und zu nutzen wäre.“ Aber kaum war am 20. Juli die Hälfte des Erfurter Weges zurückgelegt, als „der ungeschickteste aller Fuhrknechte“ auf ebener Straße den Wagen umwarf. Die Achse brach, und Meyer beschädigte sich so bedenklich an der Stirn, daß sie sogleich nach Weimar umzukehren genöthigt waren, und die Reise wenigstens um vierzehn Tage verschoben werden mußte.

Goethe hatte, wie alle tiefpoetischen Gemüther, einen Glauben an Ahnungen, an geheimnißvolle Wechselbeziehungen der Ereignisse. Den Lesern von „Dichtung und Wahrheit“ ist bekannt, wie sich dieser Hang seines Gemüths schon in seiner Jugend in mancherlei Combinationen kundgiebt. Auch glaubte er späterhin, bei mehreren Gelegenheiten das Ahnungsgefühl erprobt gefunden zu haben. „Aus Unmuth und Aberglaube“, wie er selbst sich ausdrückt, ward daher die Reise an den Rhein, wo man ihn schon sehnlichst erwartet hatte, übereilt aufgegeben, und die Freunde verweilten einige Wochen in dem kleinen thüringischen Bade Tennstädt in der Nähe der Unstrut. Vier Wochen blieb Meyer in seiner Gesellschaft. Wolf kam auf ein Paar Tage dorthin und belebte die Unterhaltung, obgleich Goethe seinen Unwillen nicht zurückhalten konnte, daß dessen zunehmende Widerspruchslust seinem Umgange mehr und mehr das Erfreuliche und Anregende früherer Jahre entziehe. Viele Freude machte ihm in diesen einsamen Wochen das Studium der Humboldtischen Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus, da er dies Stück „von jeher abgöttisch verehrt hatte.“ Auch verdanken

wir dem Tennſtädter Aufenthalt die ausführliche Darſtellung des Rochusfeſtes, welche als ein Seitenſtück zu der Carnevalsſchilderung im Detail ausgemalt ward.

Der rheiniſche Liederfrühling war mit dem Jahre 1816 verblüht. Es brachte dem Dichter viele trübe Ereigniſſe. Am 6. Juni ſtarb ſeine Frau nach kurzer Krankheit. Auf einer Spazierfahrt war ſie an der Seite ihres Mannes plötzlich von einem Schlaganfall betroffen worden, deſſen Folgen ihrem Leben bald darauf ein Ende machten. Halten wir den Ausdruck ſeines Schmerzes bei ihrem Scheiden mit den Geſtändniſſen ſeiner leidenſchaftlichen Neigung und ſeines Glücks im Beginn ihres Verhältniſſes zuſammen, ſo drängt ſich uns aufs neue die Erkenntniß auf, daß Goethe's Gemüth und ſittliche Natur an ſeiner ehelichen Verbindung einen ſtärkern Antheil hatte, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt iſt. An ihrem Sterbelager knieend, brach er verzweiflungsvoll in die Worte aus: „Du wirſt mich nicht verlaſſen; nein! nein! du darfſt mich nicht verlaſſen!“ Als der Arzt auf ſein Zimmer trat und ihm meldete, es gehe mit ihr zu Ende; wenn er ſie noch lebend ſehen wolle, ſo ſei es Zeit zu ihr zu gehen, folgte er ihm unter tiefen Seufzern. Er faßte die Hand der Sterbenden und ſtreichelte ihre Stirn. Sie ſchlug die Augen auf und wollte ſprechen; allein die Zunge konnte nur noch unverſtändliche Töne hervorbringen. Er ließ ſie los und verließ unter heftigem Schmerzensruf das Gemach. Wenige Augenblicke ſpäter war ſie verſchieden. Die an ihrem Todestage niedergeſchriebenen Zeilen:

„Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, ihren Verluſt zu beweinen“ —

und die Worte an Zelter: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen: so weißt Du, was es heißen will" — sind vielsagende, ungeheuchelte Schmerzenslaute. „Bei dem großen Verluste", schreibt er an eine Freundin in Jena, für tröstliche Worte dankend, „kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist." Wo so manches mißwollende Wort ausgesprochen worden ist, dürfen wir Knebel's mildes Urtheil über Goethe's Frau nicht überhören. „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer" — schreibt er in dem Briefe vom 10. Juni — „die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig schien.... Meine Frau, die die Deinige in Wahrheit geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen."

Sein treuer Zelter verlor in demselben Jahre einen hoffnungsvollen Sohn und eine blühende Tochter. Auch der Tod der von dem Dichter innig verehrten und in seinen Gedichten gefeierten Kaiserin von Oestreich „versetzte ihn in einen Zustand, dessen Nachgefühl ihn nicht wieder verließ." Nicht minder schmerzte ihn das frühe Hinscheiden der „unvergeßlichen", in den Jahren ihrer Jugend dem Dichter so eng verbundenen Prinzessin Caroline von Weimar, welche mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt war. Mitten unter so vielen Gräbern der Geliebten erklang kein Lied der Freude, sondern jener feierliche Gesang der „Trauerloge": „Ach, von neuen frischen Hügeln Freund an Freunden überdeckt!" Doch freudige Hoffnung

erweckte wieder der Beginn des nächsten Jahres, da sein Sohn August, der bereits in weimarischen Staatsdienst getreten war, sich mit Ottilie von Pogwisch verlobte. Diese eheliche Verbindung erheiterte den Lebensabend des Dichters durch die geistreiche und liebevolle Nähe einer geliebten Schwiegertochter, welche die Gabe geselliger Unterhaltung in ausgezeichnetem Maße besaß und zugleich seiner Wirthschaft aufs treulichste vorstand; in der zärtlichen Anhänglichkeit an die Enkel genoß der Dichter noch einmal das Glück des Vatergefühls. Im nächsten Jahre sang er seinem Walther ein heiteres Wiegenlied. Sein zweiter Enkel Wolfgang wurde 1820 geboren.

Wenn gleich in diesen Jahren die Liedersammlung des westöstlichen Divans keinen erheblichen Zuwachs erhielt, und auch der Entwurf zu einer orientalischen Oper bald wieder bei Seite gelegt ward, so wurden gleichwohl die philologisch-historischen Studien orientalischer Literatur mit unausgesetztem Fleiße betrieben. Durch ältere und neuere Reisebeschreibungen suchte sich Goethe ein deutliches Bild von den Culturzuständen und Sitten des Orients zu verschaffen. Viel Belehrung verdankte er den Werken von Jones, den „Fundgruben" von Hammer's, den Denkwürdigkeiten des Orients von dem früheren preußischen Gesandten von Diez ꝛc. Mit letzterem trat er in einen wissenschaftlichen Briefwechsel, der bis an dessen Tod fortgesetzt ward. Diez und der gelehrte Orientalist J. G. Ludw. Kosegarten übersetzten für ihn Manches, wodurch er in seinen Studien Aufklärung zu erlangen glaubte; auch blieb er nicht ohne Berührung mit Silvestre de Sacy, dem Meister orientalischer Gelehrsamkeit. Weil er diese Literaturkunde nicht bloß aus zweiter Hand empfangen wollte, so setzte er besonders in dem Winter 1817—18 seine orientalischen Sprachstudien fort, wenn auch nur die Oberfläche

berührend, und bemühte sich Manuscripte so zierlich wie möglich nachzuschreiben. Von seinen Uebungen in arabischer Schönschrift, welche uns schon von seiner Heidelberger Reise her bekannt sind, findet man in den Gedichten des Divans mehrere Spuren.

Da die ersten Proben des neuen lyrischen Cyclus im Damenkalender von 1817 mehr irre gemacht als vorbereitet hatten, so entschloß er sich, als er im März 1818 den Druck des westöstlichen Divans beginnen ließ, das Material seiner gelehrten Studien über den Orient in einzelnen erläuternden Abhandlungen zu verarbeiten und mit diesen die vollständige Ausgabe von 1819 zu begleiten. Die werthvolle Zugabe beweist, wie der sichere Blick des Naturforschers sich auch in der Darstellung der Eigenthümlichkeit der Weltansicht und Sitte ferner Völker und Zeiten bewährte. Auf Poesie und Wissenschaft zugleich hat das Werk fördernd und belebend eingewirkt.

Mit dem „Buche des Sängers", dessen Lieder sich auf die persönlichen Verhältnisse des Dichters beziehen, verbindet sich, wie er selbst andeutet, dem Geiste nach die während eines ruhigen Aufenthalts in Berka entworfene Dichtung zu dem Weimarer Maskenzuge, welcher bei Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna am 18. Dec. 1818 stattfand. „Der Zug" — berichtet Goethe an Zelter — „bestand beinahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu costümiren, zu gruppiren, in Reihe und Glied zu bringen, und bei ihrem Auftritt endlich exponiren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und darüber. [Die Sprecherinnen kamen schon nach Berka zum Vorunterricht herüber]. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls..... Ich habe mich persönlich am wenigsten zu beklagen; denn die Gedichte, auf die ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig, und

ein kostbares Geschenk von der Kaiserin, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte mich über alle Erwartung." Gegen Knebel kann er jedoch sein Bedauern nicht zurückhalten — und dies theilt wohl jeder Verehrer des Dichters, wenn er die Geschichte seiner höfischen Festdichtung verfolgt — daß so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld zuletzt wie ein Feuerwerk in die Luft verpufft. „Indessen haben wir", fügt er hinzu, „die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von solchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abschied genommen." Indem die Erbgroßherzogin ihn mit der Anordnung des Festzugs und der Aufführung der ihn erläuternden Dichtung beauftragt hatte, war es ihr Wunsch, daß dabei die einheimischen Geisteserzeugnisse in beziehungsreichen Bildern vorgeführt würden. Der Dichter hatte daher Gelegenheit, die glänzende Literaturperiode Weimars, als deren Repräsentant er übrig geblieben war, in erhebenden Bildern zur Anschauung zu bringen. Eine große Gesinnung hat jene Strophen eingegeben, welche die dahingeschiedenen Größen Weimars, von denen er im Leben manche unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte, charakterisiren. „Eine reine, wohlgefühlte Poesie" — sagt er in den Noten zum Divan in Bezug auf diese Gedichte, augenscheinlich im Hinblick auf Herder, — „vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt".

Uebrigens war in dem Zeitabschnitt, bei welchem wir jetzt verweilen, Goethe's Geschäftsthätigkeit auch durch anderweitige amtliche Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen. Nach wiedererlangtem Frieden zeigte sich in allen

deutſchen Staaten ein Drang nach neuen Organiſationen, und auch Weimar, durch die Wiener Congreßbeſchlüſſe vergrößert und zum Range eines Großherzogthums erhoben, blieb nicht zurück. Im Jahre 1815 ward das Staatsminiſterium neu organiſirt, wodurch auch Goethe's Miniſterialgehalt auf 3000 Thaler nebſt einem Zuſchuß zur Haltung eigener Equipage erhöht ward. Eine landſtändiſche Verfaſſung wurde verſprochen, deren Grundgeſetz am 15. Mai des nächſtfolgenden Jahres vollzogen wurde. Bei der Huldigungsfeierlichkeit am 7. April 1816 ſtand Goethe als älteſter Diener und Freund des Großherzogs rechts zunächſt am Thron. Er erhielt, gleichwie ſein College von Voigt, das Großkreuz des am 30. Januar erneuerten weimariſchen weißen Falkenordens [51]). „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen", berichtet er an Zelter, „die uns zu Theil wurden, ſagten jedem Verſtändigen mit vernehmlicher Stimme, daß er ſich in der erſten Zeit nicht ſelbſt angehören werde. Mir wird indeſſen die heiterſte Aufgabe zu Theil; mir liegt nichts ob, als was ich gut verſtehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu thun, was ich ſeit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Haß". Goethe behielt unter dem Titel eines Staatsminiſters (im wirklichen Staatsminiſterium nahm er auch jetzt ſeinen Sitz nicht wieder ein) die „Oberaufſicht" (dies war der officielle Titel der großherzoglichen Miniſterialcommiſſion) über die landesherrlichen Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt [52]). Theilweiſe ward er dabei von dem Miniſter von Voigt unterſtützt. Zwiſchen ihnen beſtand, wie Kanzler von Müller ſich ausdrückt, „eine Wechſelwirkung von Vertrauen, Ideentauſch, eigenthümlichſter Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die ſich bis zum letzten Lebenshauche treulichſt bewährt hat".

Seine Anhänglichkeit an den „theuren vieljährigen

Mitarbeiter und Beförderer seiner wohlgemeinten Unternehmungen" spricht Goethe auch in poetischer Form in den Strophen aus, welche er ihm zur Feier des Dienstjubiläums, am 27. September 1816, widmete.

„Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn jeder will nach eignem Willen schalten.
Verharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne".

Diese Schlußzeilen deuten schon auf die politischen Gährungsstoffe der Restaurationszeit hin. Kaum des wiedererrungenen Friedens froh, ward Goethe von den Freiheitsbestrebungen, welche der Anspannung der Gemüther während des Befreiungskrieges folgten, von neuen Besorgnissen erfüllt. Der staatsmännische Blick, welcher die Bewegungen des politischen Lebens in großen Verhältnissen richtig zu beurtheilen und auch in dem Widerstreit der Parteien ein gedeihliches Ringen nach reineren Zuständen anzuerkennen vermag, war Goethe nicht eigen. Seiner innersten Natur war alles Gewaltsame, alles unklare Schwärmerwesen, das sich mit der politischen Aufregung jener Jahre verband, zuwider. Er fürchtete, daß die ruhig fortschreitende Geistesbildung, von der er, wie er auch im Gespräch mit Luden sich äußerte, alles Heil für Deutschlands Zukunft erwartete, aufs neue gestört werde. Weil er in manchen bedenklichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens den Mißbrauch der freieren Bewegung vor Augen hatte, so ward er gegen diese überhaupt principiell eingenommen. Mit der Preßfreiheit, welche die neue weimarische Verfassung gewährleistete, konnte er sich nicht befreunden, weil er sie alsbald zu Angriffen auf achtungswerthe Persönlichkeiten und nützliche Institute mißbrauchen sah, und dagegen lehnte sich sein sittliches Gefühl auf. Ihre nächste Folge, meinte er, sei „tiefe Verachtung öffent-

licher Meinung.“ Seinen bureaukratiſchen Standpunct charakteriſirt ſein Gutachten [58]) über die Unterdrückung von Oken's Iſis, einem 1816 gegründeten Oppoſitionsblatte. Die Angriffe dieſer Zeitſchrift auf die eben erſt verliehene weimariſche Verfaſſung ließen höheren Orts die Mittel in Berathung ziehen, auf welche Weiſe dieſem Beginnen zu begegnen ſei; auch Goethe erhielt (im October 1816) vom Herzoge den Auftrag, ſeine Anſichten darzulegen. Die übrigen Vorſchläge widerlegend, rieth er in ſeinem Gutachten, Oken's Perſon aus dem Spiele zu laſſen und den fernern Druck der Zeitſchrift polizeilich zu verbieten. „Man fürchte ſich ja nicht“, heißt es in ſeinem Schreiben, „vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entſtehe daraus, was da wolle, ſo behält man das ſchöne Gefühl recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Schwankens und Zauberns auf alle Fälle peinlich ſind. Mit dem Verbot der Iſis wird das Blut auf einmal geſtopft; es iſt männlicher, ſich ein Bein abnehmen zu laſſen, als am kalten Brande zu ſterben“. Der Herzog folgte übrigens dieſem Vorſchlag nicht, ſondern bieder und freiſinnig erwartete er die Heilung von der Zeit. Die Beſchlüſſe des Bundestags überhoben ihn gar bald der Sorge wegen Mißbrauchs der Preſſe.

Eben ſo wenig konnte ſich Goethe von dem Werth der neueren conſtitutionellen Formen überzeugen. Er hatte einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen die Herrſchaft der Majorität der Kopfzahl. „Alles Große und Geſcheite“, äußerte er einmal, „exiſtirt in der Minorität ..... die Vernunft wird immer nur im Beſitz einiger Vorzüglicher ſein.“ Aus manchen treffenden Urtheilen, die uns Epigramme und vertraute Geſpräche aufbewahrt haben, erſehen wir, daß ſein Blick zwar einſeitig auf den Mißbrauch conſtitutioneller Formen gerichtet war, ſich aber auch hierin

seine Klarheit und Schärfe bewahrte. Oder kann etwas schlagender die Abwege des Constitutionalismus bezeichnen, als seine Aeußerung: „nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Wo die Menge zu entscheiden hätte, heißt es in einem seiner Epigramme, würden Wellington und Aristides bald bei Seite sein. Daher erschien er selten in den Sitzungen der Stände, weil „er nicht vor Langeweile schwitzen möge; der Mehrheit sei er immer gewärtig.“

Am Abend seines Lebens sollte ihm noch die Unannehmlichkeit widerfahren, wegen seiner amtlichen Stellung mit dem Landtag in einige ernsthafte Collisionen zu gerathen. Der Landtag von 1823 verlangte von ihm eine Rechnungsablage wegen der von der Oberaufsichts-Commission verwandten Gelder. Goethe, der bis dahin in seinem Verwaltungszweige freie Disposition gehabt hatte, war sehr ungehalten, über die Verwendung „einer so lumpigen Summe“ (gegen 12,000 Thaler) speciellen Nachweis vorlegen zu sollen. Auf seine Weigerung beschloß der Landtag anfangs, das Geld nicht wieder zu bewilligen. Der Großherzog suchte durch Verhandlung mit dem Landtagsmarschall einen versöhnlichen Ausweg zu treffen: in welchem Sinne, erkennt man aus dem Gespräche, das die Großherzogin zu demselben Zwecke mit dem einflußreichen Luden hatte, welcher ausführlich darüber berichtet hat. „Der ganze Landtag“, sagte sie, „ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rathe verwendet worden sei. Also kann nur noch gefragt werden, ob es gut oder zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung

der geh. R. Goethe zur Welt, zu unserem Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen anderen das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden ..... Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden." Die Sache ward dadurch ins Gleiche gebracht, so daß der Landtag seine Forderung fallen ließ. Sie wurde jedoch in der aufgeregten Zeit von 1831 aufs neue dringender wieder aufgenommen, ohne daß Goethe zu bewegen war Folge zu leisten. Weiteren Verdrießlichkeiten überhob ihn der Tod. „Das Anerkenntniß", sagt Vogel, „welches der Landtag nach Einsicht der Rechnungen der Dienstführung des Verewigten officiell und öffentlich angedeihen lassen, beweist, wie wenig Ursache Goethe hatte, seine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereitwilligst dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen.

Die weimarische Bühne war nach Goethe's Bemerkung um das Jahr 1815 auf den höchsten ihr erreichbaren Punct gelangt; „natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen" verband sich mit „reiner Recitation und kräftiger Declamation." Unstreitig erreichte sie jedoch nicht die frühere Stufe, was frische Begeisterung für die Kunst und energische Leitung betraf. Goethe's Bemühungen, sie auf ihrer Höhe zu erhalten, dauerten zwar noch fort, doch schwand ihm sichtlich mehr und mehr die Lust zu dem undankbaren Geschäfte, besonders als mit Grüner's und Wolff's Abgange sich die Reihe der Vertreter seines Geistes mehr und mehr lichtete. Persönlich machte er sich nicht mehr so viel, wie

in früheren Jahren, mit der Ausbildung der Schauspieler und der Leitung der Proben zu schaffen. Daß in der Person des Grafen Edling ihm ohne seinen Wunsch ein Intendant an die Seite gesetzt wurde, war für ihn kränkend und unbequem; er beachtete ihn in den Sitzungen nicht und räumte ihm keinen Antheil an den Geschäften ein. Außerdem gab es mancherlei Verdrießlichkeiten mit den Schauspielern, bei denen er nicht immer den willigen Gehorsam fand, der vormals seine Thätigkeit gehoben und belohnt hatte. Dessenungeachtet hielt er noch einige Zeit in seiner Stellung aus, und mehrere Darstellungen erinnern noch an die Bemühungen früherer Jahre. Im Jahre 1815 ward Calderon's große Zenobia nach Gries' Uebersetzung zur Feier des 30. Januars aufgeführt, doch mit getheiltem Beifall des Publicums, das sich mit den beiden letzten Acten nicht befreunden konnte. Das Monodrama Proserpina wurde mit der Composition Eberwein's, eines jungen talentvollen Künstlers, der in Zelter's Schule gebildet war, glänzend ausgestattet durch Decoration und Schlußtableau, am Geburtstage des Erbprinzen zu wirkungsvoller Darstellung gebracht und binnen kurzer Zeit dreimal mit günstigem Erfolge wiederholt. Am 10. Mai ward eine Feier zu gemeinschaftlichem Andenken Schiller's und Iffland's veranstaltet. Die Aufführung der „Glocke" wurde erneuert, und der Goethe'sche Epilog, um zwei Schlußverse vermehrt, wieder recitirt. Man führte zugleich die letzten beiden, ein Ganzes bildenden, Acte von Iffland's Hagestolzen auf, und diesen wurde ein von Goethe in Verbindung mit Peucer bearbeitetes Nachspiel, das die Verdienste des Verstorbenen feierte, angehängt. Daß Goethe nicht aufhörte, sich zum Besten der Bühnenvorstellungen manchen untergeordneten Arbeiten zu unterziehen, bewies er noch im Beginn des Jahres 1817, wo er Kotzebue's

„Schutzgeist" und dessen Lustspiel „die Bestohlenen" sorgfältig überarbeitete.

Um diese Zeit trat sein Sohn ihm in der Theaterintendanz an die Seite, und damit war er wohl schon entschlossen, das zeitraubende Geschäft, das ihm keine Freude mehr machte, bei passender Gelegenheit abzuwerfen. Aber einen solchen Ausgang, wie ihn im März 1817 traf, hatte er nicht erwarten können. Auf mehreren Theatern gastirte damals unter großem Zulauf der schaulustigen Menge der dressirte Pudel des herumziehenden Schauspielers Karsten in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „der Hund des Aubry". Karl August, ein Liebhaber von Hunden, war begierig die Künste des Pudels zu sehen. Obwohl man wußte, daß Goethe sich mit Entrüstung über eine solche Entweihung der Bühne ausgesprochen hatte, wurde ihm doch das Ansinnen gestellt, den Hund auf dem Hoftheater seine Künste zeigen zu lassen. Er erwiderte mit Hinweisung auf den Paragraphen der Theatergesetze, welcher Hunde auf die Bühne mitzubringen verbot, und ließ eine weitere Erörterung der Sache nicht an sich kommen. Man stellte jetzt dem Großherzoge vor, wobei Frau von Heygendorf (Jagemann) die Vermittlerin war, wie unrecht es von Goethe sei, seinem Herrn gegenüber auf seinem Sinne zu beharren, und wußte ihn zu einem Machtspruch zu treiben. Der Hund wurde verschrieben. „Karl August hat mich nie verstanden", war Goethe's Ausruf im ersten Augenblick des überwältigenden Schmerzes. Als der Regisseur Oels Goethe meldete, was der Großherzog befohlen, beschied er ihn auf den folgenden Morgen zu weiterer Besprechung. Inzwischen reiste er nach Jena ab und ließ ein Schreiben an den Großherzog zurück: da ihm das Theater, dem er während so vieler Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet, bisher ein Heiligthum gewesen sei, so erbitte

er ſich die Erlaubniß, der Aufführung nicht beiwohnen und ſich als beurlaubt anſehen zu dürfen. Von Jena aus bat er um ſeine Entlaſſung von der Intendanz. Wenn die Jagemann'ſche Partei den Bruch zwiſchen dem Großherzoge und ſeinem Jugendfreunde durch ihre Intrigue unheilbar zu machen gehofft hatte, ſo ging ihre Rechnung fehl. Der Großherzog bereute bald ſeine Uebereilung. Wenige Tage darauf beſuchte er den entflohenen Freund und traf ihn im jenaiſchen botaniſchen Garten an. Lange hielten ſie ſich in ſtummer Umarmung feſt, gingen dann zwei volle Stunden im Garten auf und ab und ſchieden völlig verſöhnt. Goethe's Niederlegung ſeiner Intendanz wurde durch ein amtliches Schreiben vom 7. April, das er am 13. erhielt, vom Großherzoge genehmigt.

Uebrigens war Goethe hocherfreut, die Theaterangelegenheit im Rücken zu haben. Er ſoll indeß im Verdruß über ſeine erſchütterte Stellung in Weimar damals ernſtlich mit dem Gedanken umgegangen ſein, Weimar zu verlaſſen und den Anerbietungen, die ihm von Wien aus gemacht wurden, Folge zu geben. Das Theater beſuchte er nicht mehr, und damit hört auch ſeine Theilnahme an der dramatiſchen Poeſie auf. Nur 1824 wohnte er einer Vorſtellung des Roſſini'ſchen Tancred bei und 1825 der Aufführung der Iphigenie am Tage ſeines Jubiläums.

Goethe hatte nach Jena ſeine Arbeiten nebſt Apparaten und Collectaneen mitgenommen und verweilte dort vier Monate. Da der Großherzog die dortigen akademiſchen Anſtalten „großartig zu beleben" wünſchte, ſo beſchäftigte er ſich näher mit dem Detail derſelben, richtete ein botaniſches Muſeum ein, brachte die 1816 gegründete Thierarzneiſchule, der manche Vorurtheile entgegenwirkten, in Gang und bearbeitete zu Michaelis einen amtlichen Bericht an den Großherzog über den Zuſtand der einzelnen Inſtitute.

Unter Goethe's amtlichen Berichten dieses Jahres findet sich auch ein Blättchen, das wegen der darin sich kundgebenden Pietät gegen Schiller's Andenken charakteristisch ist. Er macht darin den Vorschlag, das kleine schon verfallende Häuschen, das Schiller in der Ecke seines Gartens erbaut hatte, als ein durch seinen Aufenthalt geweihtes Plätzchen, das von Fremden häufig aufgesucht wurde, anständig zu restauriren, des Dichters Büste und eine kalligraphische Tafel mit dem Epilog zur Glocke darin aufzustellen und das Zimmer mit einigen Gegenständen, deren er sich im Leben bedient, auszustatten. Goethe's sinniger Wunsch fand keine Genehmigung.

Die schwierigste Aufgabe, der sich Goethe im Herbst des Jahres 1817 zu unterziehen hatte, war die Umgestaltung der jenaischen Bibliothekseinrichtung. Die akademische Bibliothek bestand aus mehreren Sammlungen, welche nach und nach durch Ankauf und Vermächtniß zusammengekommen waren. Diese waren getrennt neben einander aufgestellt; die Räume langten nicht mehr zu; die Bücher standen und lagen so ungeordnet durch- und übereinander, daß es beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliotheksdieners als der höheren Angestellten war, wie und wo man ein Buch finden sollte; ein wohlgeordneter vollständiger Katalog war gar nicht vorhanden. Der Großherzog hatte über diesen Uebelstand mehrmals mit Goethe vertraulich gesprochen und ihn zur Durchführung einer völlig neuen Anordnung der Bibliothek zu veranlassen gesucht; allein „unter diesen Umständen war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geschäfts zu beschleunigen Anstand nahm", zumal da bis dahin die Bibliothek unter der unmittelbaren Leitung des akademischen Senats stand, und die Hindernisse eben so sehr in den Personen, als in dem verworrenen Zustande der Bibliothek lagen. Endlich brachte

im September 1817 die gothaiſche Regierung den Zuſtand der Bibliothek zur Sprache mit dem Wunſche, daß die großherzogliche Oberaufſicht dieſe Angelegenheit übernehmen möchte. Sehr unangenehm war Goethe überraſcht, als unterm 7. October an ihn ein höchſtes Reſcript erfolgte, das ihm die oberſte Leitung des Geſchäfts der neuen Anordnung übertrug. Jedoch von dem Augenblicke an unterzog er ſich dem läſtigen „unabſehbaren" Geſchäft mit dem entſchiedenſten Eifer und einer Energie, die alle Hinderniſſe niederwarf und auch eigenmächtige Schritte nicht ſcheute, um das Beſſere zu ſchaffen. Er verlangte dazu eine ausgedehnte Vollmacht und die Bewilligung der nöthigen Mittel. „Dieſer neuen Umſchaffung", ſagte er in ſeiner Relation, „darf nichts im Wege ſtehen, was nach vermoderten Vorurtheilen ſchmeckt, welche eigentlich die Haupturſache an der Vermoderung der Bibliothek ſelbſt ſind." Am 6. November begab er ſich nach Jena und begann trotz vielfachen Widerſtrebens einzelner dabei betheiligter Perſonen und Corporationen die Erweiterung und Verbeſſerung der bisher düſtern und feuchten Räume des Bibliotheksgebäudes. Der große untere Saal ward trocken gelegt, die beſchränkende Stadtmauer, welche ſich an den Fenſtern des Manuſcriptenſaals hinzog, niedergeriſſen, unbenutzte anſtoßende Localitäten der Univerſität wurden für die Bibliothek in Beſitz genommen. Noch in ſeinen letzten Tagen blickte Goethe mit Freuden auf die entſchloſſene That zurück, wie er von dem mediciniſchen Auditorium trotz des Widerſpruchs der Akademie und der mediciniſchen Facultät, welche den Schlüſſel auszuliefern ſich weigerte, Beſitz nahm, indem er die Wand durchbrechen und die Bücherrepoſitorien aufſtellen ließ; ſein Verfahren wurde ſpäter höchſten Orts vollkommen gebilligt. Zugleich ward die Schloßbibliothek hinübergeſchafft, die neue Aufſtellung

nach wiſſenſchaftlichen Fächern geordnet und durch Katalogiſirung ihre Benutzung erleichtert: alles dieſes, ohne daß die Benutzung der Bibliothek unterbrochen worden wäre. Inzwiſchen arbeitete Goethe auch ſelbſt die neue Anordnung der Rechnungsführung aus, da dies delicate Geſchäft nicht wohl einem Andern überlaſſen werden konnte. Auf ſeinen Bericht vom 1. Dec. 1819, welcher die mit einem Aufwande von nicht mehr als 2700 Thalern durchgeführte Vollendung des Hauptgeſchäfts melden konnte, erfolgte auch die verdiente Anerkennung. „Wir mögen uns nicht verſagen", heißt es in dem höchſten Reſcript vom 17. December 1819, „Euch bei dieſer Gelegenheit die Bezeigung Unſrer Freude und Unſres Beifalls über die Einſicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr in thätigſter Förderung dieſes mühevollen und ſchwierigen Geſchäfts einen von Uns mit beſonderer Neigung aufgefaßten und gehegten Wunſch der völligen Ausführung ſchon jetzt nahe gebracht habt."

Sein College, Miniſter von Voigt,[51]) deſſen Mitwirkung er ſich noch bei dieſem Geſchäft zu erfreuen gehabt hatte, war ſchon im Frühling dieſes Jahres, am 22. März, geſchieden, in letzter Zeit ſehr angegriffen von der demagogiſchen Aufregung. Goethe pries ihn glücklich, „daß er die Ermordung Kotzebue's nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutſchland hierauf ergriff, ängſtlich beunruhigt wurde." Im Sommer 1819 erfolgten die Karlsbader Beſchlüſſe. Wenige Tage nach Goethe's Ankunft in Karlsbad, wo er am Abend ſeines Geburtstages anlangte, ging der Congreß auseinander; mit mehreren diplomatiſchen Notabilitäten kam er dort noch in nähere Berührung, auch mit dem Fürſten Metternich.

Seinen ſiebzigſten Geburtstag hatte Goethe im Reiſewagen zwiſchen Hof und Karlsbad in ſtiller Sammlung,

wie er pflegte, begangen. Allen lauten Festlichkeiten ging er an diesem Tage gern aus dem Wege; daher lehnte er auch die Theilnahme an einem Festmahl ab, das man ihm am 29. zu veranstalten beabsichtigte. Erfreulich waren ihm jedoch die Beweise der Liebe, die ihn aus der Ferne in Karlsbad aufsuchten, begrüßende Gedichte von Freunden und Berichte von der sinnvollen Feier dieses Tages, welche seine Verehrer in seiner Vaterstadt veranstaltet hatten. Bei dem dort angeordneten Festmahl prangte ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz, welcher Goethe demnächst als Geschenk zugesandt wurde. Im Theater gab man ihm zu Ehren den Torquato Tasso. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welche 1819 durch den Freiherrn von Stein constituirt war, ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille zum Danke für den Antheil, den er an der Anfertigung der Blücherstatue genommen hatte. Ein sinniges Geschenk ward ihm durch den Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im elterlichen Hause gestanden hatte, anzukaufen, und ließ sie heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen. Als Goethe sie zum erstenmal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, die Stunde, wann er zu erwachen pflegte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich hörte eben die Uhr aus meinem Elternhause schlagen." Da der Diener bejahte, sprang Goethe auf und eilte nach dem Vorzimmer, wo man die Uhr, von ein Paar Lichtern erhellt, aufgestellt hatte. Thränen traten ihm in die Augen.[55])

Seinen Freunden sprach der Dichter durch das in einzelnen Druckblättern übersandte Gedicht „die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwidern" seinen Dank aus, welchen er an das auf einer Münze ihm dargebotene Bild

von dem Ritter, der ſeine vierundzwanzig Söhne dem Fürſten zur Huldigung vorſtellt, anknüpft:

Sieht der Dichter nah' und ferne,
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht ſie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigeſinnt, ſich ſelbſt beſchränkend,
Immerfort das Nächſte denkend,
Thätig treu in jedem Kreiſe,
Still beharrlich jeder Weiſe,
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.
Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sitteurein in holder Schöne,
Vor dem Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenoſſen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir beſcheiden.

Drittes Capitel.

1820—1825.

„Das Leben" — äußert Goethe in einem Briefe an den Staatsrath Schultz — „gleicht denn doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt." Er ward daher, je näher er dem unvermeidlichen Ziele rückte, um so haushälterischer in der Verwendung der Zeit, und sein alter Wahlspruch: „die Zeit ist mein Reichthum und mein Acker" (tempus divitiae meae, tempus ager meus) bewährt sich gerade in den letzten Jahren seines Lebens in vollstem Maße. Zwar widmete er noch in den nächstfolgenden Jahren einen Theil des Sommers den Zerstreuungen und geselligen Aufheiterungen des Badelebens; sonst schloß er sich möglichst in die Einsamkeit seines Studirzimmers ein, wo schon die frühen Morgenstunden ihn regelmäßig an seine Arbeiten und wissenschaftlichen Forschungen riefen. Aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zwei Abschnitten des Tags dictirte — so berichtet Kanzler von Müller — ersieht man, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und

Beſchauung von eingeſendeten Productionen und Kunſtwerken, ernſter und heiterer Lectüre der mannigfaltigſten Art widmete". Sein Arbeitszimmer, das mehr und mehr ſeine Welt ward, in der er die ganze Behaglichkeit und Fülle ſeines geiſtigen Daſeins empfand, lag ſtill nach dem Garten zu, klein und ſchmucklos, damit nicht Gegenſtände des Luxus ſeinen Geiſt zerſtreuen möchten. „Ein kleiner Eckſchrank", berichtet A. von Sternberg, „hatte die Beſtimmung Geldrollen aufzunehmen, die als Almoſen auf die discreteſte und wirkſamſte Weiſe vertheilt wurden". Beſuche wurden hier nicht angenommen, und nur den intimſten Freunden öffnete ſich dies Heiligthum; ſein Bibliothekzimmer und Schlafcabinet lagen daran.

Wenn er für ſich allein arbeitete, pflegte er an einem Stehpulte zu ſchreiben, den Rücken gegen das Licht gewendet. Bei dichteriſchen Werken ſprach er die Verſe laut vor ſich hin, um das Ohr zum Richter über den Rhythmus und den Wohlklang der Worte zu machen. Das Dictiren war ihm mehr und mehr zur Gewohnheit geworden, ſelbſt bei ſeiner Correſpondenz. Sein Secretär, deſſen Stelle oft Riemer, Kräuter und andere junge Freunde vertraten, wurde regelmäßig mehrere Stunden hinter einander beſchäftigt. Unabläſſig konnte der Greis die Geiſtesanſtrengung fortſetzen. Sitzend oder auf- und abſchreitend und um den Tiſch in der Mitte des Zimmers herumwandelnd, oder plötzlich die Gruppe, die ſeine Phantaſie geſtaltete, ordnend und fixirend, ließ er die Gedanken in raſchem Fluſſe hervorſtrömen, ohne ſelbſt durch ſtörende Unterbrechungen gehemmt oder abgelenkt zu werden. Die Manuſcripte der größeren Werke ſeiner ſpäteren Lebensperiode haben auf dieſe Weiſe ihre Geſtalt erhalten. Es läßt ſich darin, ſo wie in ſeinen Briefen nicht verkennen, daß ſchon die Gegenwart eines Andern den freien Erguß

des Innern vielfach beſchränken mußte, und ſelbſt der Stil ſeiner letzten Werke trägt davon die Spuren.

Seine amtliche Thätigkeit hatte ſich, ſeitdem er die Theaterleitung aufgegeben hatte und die Bibliotheks-einrichtung der Hauptſache nach beendigt war, ſehr vereinfacht, und was noch zu thun war, wickelte ſich ohne große Opfer an Zeit mit Hülfe der Unterbeamten von ſelbſt ab. Aus der Correſpondenz mit dem Großherzog geht hervor, wie ſehr er auch ferner bemüht war, das Gute in ſeinem Verwaltungszweige zu fördern. Man durfte durchaus nicht ermangeln, ſagt von Müller, ihm bei jeder neuen vaterländiſchen Anlage, mochte ſie eine Chauſſee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Riſſe vorzulegen. Großes Intereſſe nahm er 1822 an dem Bau der Weimarer Bürgerſchule und berieth den Bauplan mit. Am 17. November ward zu dieſem Gebäude von Karl Auguſt feierlich der Grundſtein gelegt.

Bei dieſer Gelegenheit berühren wir noch einmal das herzliche Verhältniß, das zwiſchen Goethe und ſeinem Fürſten bis ans Ende ihres Lebens unverändert fortbeſtand. Als eine Gabe des Dankes für die neue Stiftung ließ Goethe zum Weihnachtsfeſt 32 Gedichte ſammeln und unter der Aufſchrift: „dem Landesfürſten zum Weihnachten von ſeinen Kindern, 1822", überreichen; der Goethe'ſche Gruß „Bäume leuchtend, Bäume blendend ꝛc.", der die Erfüllung der einſt in dem Gedichte „Ilmenau" ausgeſprochenen Hoffnungen in einfachem Bilde ausdrückt, eröffnete die Sammlung. Am nächſten Morgen erhielt Goethe ein Billet des Fürſten, worin wir die ſchönen Zeilen finden: „Du weißt ſelbſt, wie vielen Theil Du von allem dem, was ſeit etlichen und zwanzig bei uns zum Guten gediehen iſt, Dir zuſchreiben kannſt, als daß ich nöthig hätte, Dir zu ſagen, daß ich es lebhaft erkannte, indem

Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannſt, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen ſeltenen Verdienſten gern widerfahren läßt.“ In gleicher Geſinnung begrüßte der Großherzog auch am nächſten Neujahrstage ſeinen „lieben alten Freund und Waffenbruder in dieſer ſtürmiſchen Welt“, dankend „für die Ausdrücke der unveränderlichen Freundſchaft.“

Goethe kam jetzt ſelten an den Hof. So unabhängig war ſeine Stellung am weimariſchen Hofe, ſo fern von aller Servilität, die man dieſem edlen Verhältniſſe ſo oft hat andichten mögen, daß dies von Seiten der fürſtlichen Familie durchaus keine Mißbilligung erfuhr. Vielmehr ſuchte ſie den Dichter oft in ſeiner Wohnung auf und führte auch fürſtliche Gäſte, unter andern den König von Würtemberg und den Großfürſten, nachmaligen Kaiſer, Nicolaus mit ſeiner Gemahlin ihm zu. „Von unſerer Großherzogin kann ich nur ſagen“ — ſchreibt er an Zelter — „daß Bewunderung und Verehrung gegen ſie immer mehr wachſen muß..... Sie beſucht mich die Woche gewöhnlich einmal, da ich mich dann jederzeit vorbereite, irgend etwas Intereſſantes vorzulegen, wo dann ihre ruhige gründliche Theilnahme an Gegenſtänden aller Art höchſt ergötzlich und belohnend wird.“ Nicht minder war Goethe durch die regelmäßigen bis zu ſeinen letzten Tagen fortgeſetzten Beſuche der geiſtvollen Erbgroßherzogin beglückt. „Was auch im Lauf der Woche an intereſſanten Gegenſtänden in Kunſt, Literatur und Naturwiſſenſchaften bei Goethe einlief“ — ſo berichtet von Müller — „das Erfreulichſte war ihm ſtets dasjenige, was er ſeinen erhabenen Fürſtinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Theilnahme daran gewiß ſein konnte. Trat zuweilen eine unwillkürliche Verhinderung jener Beſuche ein, ſo war es ihm, als fühle er eine Lücke in ſeinem Daſein; denn gerade das

Beſtändige, genau Wiederkehrende jener Tage und Stunden verlieh ihnen noch einen beſonderen Reiz, der die ganze Woche hindurch erfriſchend auf ihn wirkte."

Die friedliche Einſamkeit ward ihm auch durch den fortgeſetzten Verkehr mit vertrauten Freunden und Genoſſen ſeiner Studien belebt. Am liebſten ſah er jeden einzeln in traulichen Abendſtunden bei ſich, um die wiſſenſchaftlichen Geſpräche nach Einer Richtung zu lenken und ſie dadurch für ſich belehrender zu machen. Mit Meyer wurden Gegenſtände der Kunſt beſprochen. Riemer's Urtheil nutzte er bei der Redaction ſeiner Schriften und unterwarf ſich willig ſeiner philologiſchen Kritik, die manche Einſeitigkeiten in Goethe's letzten Schriften verſchuldet haben dürfte. In ein ähnliches Verhältniß trat als vertrauter Gehülfe der junge Eckermann, der im Juni 1823 nach Weimar kam und durch Goethe Unterſtützung und Beförderung fand. Die von ihm aufgezeichneten Geſpräche [56]) verbreiten ein helles Licht über die letzten Jahre des Dichters und gewähren uns einen tiefen Einblick in deſſen geiſtige Eigenthümlichkeit wie in die Lebens- und Liebesfülle ſeines Gemüths. Auch Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des jungen Erbprinzen, war in jenen Jahren oft um Goethe und wurde beſonders wegen ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Studien von ihm ſehr geſchätzt. Endlich gehörten auch Hofrath Vogel, ſein Arzt, und Kanzler von Müller, einer der wärmſten ſeiner Verehrer, zu dem Kreiſe der vertrauteſten Hausfreunde. Müller war, wie Soret ſich ausdrückt, gewiſſermaßen der Vermittler zwiſchen Goethe und der Geſellſchaft. Indem er, begabt mit einer lebhaften poetiſchen Einbildungskraft, im höchſten Grade das Talent beſaß, alle intereſſanten Vorfälle zu ſammeln und ſie auf pikante Weiſe zu erzählen, belebte er ſeine Unterhaltung mit Allem, was er geſehen und gehört

hatte, weshalb sie für den Dichter stets anregend und erheiternd war. Vieles von seinen Aufzeichnungen ist durch den Druck bekannt geworden.

Bedeutende Fremde sah Goethe ebenfalls häufig bei sich. Wolf kam einige Male, noch zuletzt 1824 auf der Reise nach dem südlichen Frankreich, von der er nicht wiederkehrte. Besonders sprach sich eine lebhafte Freude bei den Besuchen der beiden Humboldt aus. In einem Briefe vom 30. Juli 1825 spricht Alexander die schönen Worte aus: „Beide Humboldte gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall sich erworben zu haben". [57]) Und wie viele Andere bereiteten ihm, neben den lästigen Besuchen mancher Neugierigen, die angenehmsten Stunden! ein ausgedehnter Briefwechsel erhielt ihn im geistigen Verkehr mit ausgezeichneten Männern verschiedener Nationen. Persönlichen Umgang mit hervorragenden Zeitgenossen vermittelte außerdem sein häufiger Aufenthalt in den böhmischen Bädern, denen er seit 1818 den Vorzug gab; seitdem besuchte er sie bis 1823 Jahr für Jahr. Durch seine Anwesenheit hat er zum Aufschwung der Badeorte Franzensbrunn und Marienbad, die er gleichsam unter seinen Augen emporwachsen sah, nicht wenig beigetragen. Unter den Bekanntschaften des Jahres 1821 ist die des Grafen Joseph von Auersperg auf Hartenberg, eines eifrigen Mineralogen, zu erwähnen, bei dem sein 72. Geburtstag durch eine glänzende Feier festlich begangen ward; der Platz, auf dem Goethe, von der Wanderung in der Umgebung und dem Bergsteigen ermüdet, ausruhte, hat den Namen „Goethesruhe" erhalten. Gleichfalls ist des wackeren Polizeiraths Grüner in Eger zu gedenken, der ihn häufig auf seinen Excursionen begleitete und uns manches vertraulich gesprochene Wort aus dem Munde des Dichters aufbewahrt hat. In dem nächsten Jahre trat

Goethe zu dem Grafen Caſpar von Sternberg, dem hochgebildeten Naturforſcher, in ein näheres Verhältniß.[58]) Er ſpricht ſich darüber unterm 1. Auguſt 1822 mit beredter Freude aus: „Ich darf wohl ſagen, daß mir, ſeit ich dem Grafen von Reinhard in Karlsbad begegnete, kein ſolches Glück wieder geworden. Wie wichtig iſt es, einen Mann von dieſen Jahren von ſolcher menſchlichen Welt- und wiſſenſchaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden und durch wechſelſeitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils zu gewinnen! Er iſt aus einer Zeit, wo ſich Ausſichten hervorthaten, Geſinnungen entwickelten, Studien beſondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich ſelbſt bekenne. Eine ſolche Annäherung iſt mir doch unendlich werth, und ſo waren wir denn zwei Wochen beiſammen, wo Tauſendfältiges zur Sprache kam. In gar manchem Capitel habe ich durch ihn ſehr ſchöne Nachweiſungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgeſetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zum Nutzen und Frommen gereichen". Goethe's wiſſenſchaftliche Arbeiten werden noch mehrmals Gelegenheit geben, auf dieſe und andere ſchätzenswerthe Verbindungen mit gelehrten Forſchern zurückzukommen.

Goethe vermied es, den von Berlin an ihn ergehenden dringenden Einladungen Folge zu leiſten, obwohl ſich die dortigen höheren Kreiſe durch den Cultus ſeines Genius vor allen andern Städten Deutſchlands hervorthaten. Gleichwohl nahm er durch Zelter's Vermittlung an allen dortigen Vorgängen den regſten Antheil. Durch Meyer's Aufenthalt daſelbſt ſowie die Beſuche von Tieck und Rauch, welche ſeine Büſte modellirten, erhielt er ſich in Kenntniß von den dortigen Kunſtſchätzen und Bemühungen für die Beförderung der Kunſt. Für die Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes in Berlin am 26. Mai 1821 verfaßte er den Prolog,

der, von Madame Stich gesprochen, mit großem Enthusiasmus aufgenommen ward, so daß er am 29. wiederholt werden mußte; mit der Goethe'schen Iphigenie wurden die Vorstellungen eröffnet. Den Faust brachte man durch die Bemühungen des Fürsten Radziwill in den Hofkreisen zur Aufführung.

In Frankfurt ging man 1820 mit dem Plan um, dem Dichter schon bei seinen Lebzeiten ein Denkmal zu errichten. „Ich verhalte mich", schreibt Goethe an den Grafen Reinhard, „dagegen ganz stille, contemplirend; denn da es mehr ist, als was ein Mensch erleben sollte, so muß er sich gar wunderſam bescheiden zusammennehmen, um nur die Legung des Grundsteins zu überleben." Man übereilte sich jedoch in Frankfurt nicht, und erst nach dem Hinscheiden des Dichters gelang es, das Erzbild des größten Sohnes der alten Reichsstadt aufzustellen. Bedauernswerther war, daß Goethe's Name noch in seinen letzten Lebensjahren aus der Reihe der Bürger seiner Vaterstadt gestrichen ward. Die Frankfurter Behörde, die bisher keine Einkommensteuer von ihm begehrt hatte, stellte dem Dichter 1830 eine Rechnung über die letzten funfzehn Jahre zu. Sehr entrüstet darüber, schickte er sein Bürgerdiplom zurück.

In der Zurückgezogenheit des Jahres 1820 machte Goethe die Fortsetzung seines Romans Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden zu seiner Hauptaufgabe. Er war bei diesem Roman von der Grundidee ausgegangen, welche sein Lebensprincip geworden war, daß der Mensch sich selbst beschränken und entsagen müsse. Während das Gesetz der Entsagung die sittliche Tendenz der Hauptpersonen des Romans ist, bringen die eingeschalteten kleineren Novellen die gesellschaftlichen Verwickelungen, die eine Folge der Leidenschaft sind, in der Weise der Wahlverwandtschaften, welche anfänglich ein Glied in

dieſer Kette bilden ſollten, zur Darſtellung. Nach der Wiederaufnahme der Dichtung verknüpfte ſich mit der Idee der Beſchränkung die der Thätigkeit; es trat die Anſicht als leitend in den Vordergrund, daß ſich jeder ſeiner Natur und ſeinen Anlagen gemäß zu einer für ſich und Andere nützlichen geregelten Wirkſamkeit ausbilden müſſe. Schon in dem erſten Bande — denn mehr erſchien 1821 nicht — war viel Tiefgedachtes niedergelegt; aber die fragmentariſche, mitunter abſtruſe, Form, in der die Abſicht des Dichters nur unklar hervortrat und die poetiſchen Partieen nur durch ein ſchwaches Band erklärender Einſchiebſel zuſammengehalten wurden, ließ die geſpannte Erwartung der Leſer unbefriedigt: mußte er doch ſelbſt geſtehen, daß das Ganze nicht ſowohl aus Einem Stücke, als in Einem Sinne gebildet ſei. Es wurde dieſe Production zuerſt benutzt, um Goethe's geſammte Dichterthätigkeit anzugreifen. Ein gewiſſer Puſtkuchen, Prediger zu Lieme bei Lemgo, machte nicht geringes Aufſehen, als er, anonym und gewiſſermaßen durch ein Falſum ſich eindrängend, gleichzeitig und unter gleichem Titel ein Seitenſtück zu jenem Roman herausgab, worin er das Verwerfliche der Goethe'ſchen Lebensanſicht darzuthun ſuchte. Goethe ſchwieg, nur daß er im Stillen ſeinem Humor in einigen zahmen Xenien Luft machte.

„Und red' ich dagegen, ſo wird nur der Klatſch
Verſchlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patſch
Verklimmert
Schon bin ich heraus!
Ich mach' mir nichts d'raus.
Ade!

Die zahmen Xenien bildeten einen Theil der reichhaltigen Epigrammendichtung, worin der Dichter eine Reihe

von Maximen und Urtheilen über Welt und Literatur in leichte Reime band, Einfälle des Augenblicks, meist auf Papierschnitzel und auf die Rückseite von Visitenkarten in flüchtigen Zügen hingeworfen. Selbst Gervinus, vor dessen einseitiger Kritik keine der späteren Goethe'schen Dichtungen Gnade findet, muß diese Epigramme als ein „unschätzbares Vermächtniß" anerkennen und gestehen: „Mit Beifall und stiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes diese Aeußerungen über die Mißstände einer überwuchernden Literatur lesen; denn sie zeugen von dem klaren Sinne, den der lebensweise Dichter bis in das höchste Alter festhielt, wo er ein bestimmtes äußeres Object vor sich hatte".

Goethe's Theilnahme an allem Bedeutenden, was sich in nahen und fernen Theilen der gebildeten Welt, sei es in Literatur oder Kunst, in Naturwissenschaft oder industrieller Technik hervorthat, schien sich mit seinen höheren Lebensjahren noch zu steigern. Nie war sein Sinn lebendiger der unmittelbaren Gegenwart zugewendet, als auf den letzten Stufen des Lebens. Seine Kenntniß und Beobachtung der Literatur war so umfassend, so fern von einseitiger Vorliebe, daß sich in seinem Geiste die Idee einer Weltliteratur ausbildete, in der die Völker, unabhängig von nationaler Absonderung und den Schranken des Sprachgebiets, durch ein gemeinsames Band der höchsten geistigen Cultur zusammengehalten werden, und das Beste eines jeden Volkes von den Gebildeten aller Nationen anerkannt und genossen wird. Dieser ästhetische Universalismus setzte das Entlegenste an die richtige Stelle, überall das „Tüchtige" anerkennend und das Seelenverwandte verknüpfend. Orient und Occident, Alterthum und Neuzeit, eines diente ihm zur Erklärung des Andern. Die Dichtergärten des Orients blieben ihm auch ferner lieb; selbst in der Phantasiewelt der indischen Poesie er-

ging er sich mit Entzücken. Seinen Divan vervollständigte er 1820 mit den blühenden Gedichten des Paradieses, und in dem Paria, einer balladenartigen Trilogie, behandelte er 1821 einen indischen Legendenstoff, der schon vierzig Jahre früher sein Nachdenken beschäftigt hatte.

Das Interesse für römische Poesie wurde durch die fördernde Theilnahme, womit er Knebel's Uebersetzung des Lucrez begleitete, angeregt. In das Studium altgriechischer Literatur wurde er durch Gottfried Hermann's mythologische Forschungen hineingezogen; er nahm daran um so lebhaftern Antheil, als auch er gegen Creuzer auf der Seite der Antisymboliker stand, wenn auch nicht Voß' extremen Ansichten zugethan. Diese wissenschaftlichen Probleme wurden bei dem Zusammentreffen mit Hermann in Karlsbad im Jahre 1820 vielfach durchgesprochen. Die ihm 1821 mitgetheilte Schrift desselben über die Fragmente des Euripideischen Phaethon wirkte, „wie Alles, was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu ihm gelangte, auf sein Innerstes kräftig und entschieden", und veranlaßte ihn, aus jenen Bruchstücken die Idee des Drama's und den Gang der Handlung nachzuweisen und zu erläutern, eine kritische Abhandlung, die den vollsten Beifall des großen Philologen sich erwarb. Das dadurch in ihm wieder hervorgerufene Studium des Euripides, das nachmals noch wieder aufgenommen wurde, flößte ihm unstreitig wieder Liebe zu seiner „Helena" ein, welche er, nachdem sie seit Schiller's Tode nicht wieder angesehen worden war, 1825 aufs neue vornahm.

In den Literaturen unserer Nachbarländer, besonders der französischen und englischen, von denen früher nur Werther, doch ohne Einwirkung auf die Richtung derselben, mit Anerkennung aufgenommen worden war, begannen

jetzt auch die ſpäteren Goethe'ſchen Dichtungen wirkſam zu werden. Die Fauſtdichtung warf ihre hellleuchtenden Strahlen über die moderne Poeſie, und auch die milde Wärme und Anmuth anderer Dichtwerke verbreitete ihren ſtillwirkenden Einfluß. Goethe ward von dieſen Beſtrebungen um ſo lebhafter angezogen, als er darin zugleich die Bewegung der Literaturperiode ſeiner Jugend widergeſpiegelt ſah. Denn erſt jetzt brach man dort mit der ſteifen ſogenannten Claſſicität, und das jüngere Dichtergeſchlecht, an der Bruſt der deutſchen Literatur genährt, ſuchte durch freiere Bewegung der Phantaſie und lebendiges Eingreifen in das Leben und die Ideenwelt der neuen Zeit die Poeſie die höhere Bahn hinanzuführen; im Gegenſatz zu den herkömmlichen Formen pflegte man ſie als die Romantiker zu bezeichnen.

In Italien wagte zuerſt Manzoni im Drama und im hiſtoriſchen Roman die neue Richtung einzuſchlagen. Angefeindet von ſeinen Landsleuten, fand er durch Goethe die erſte Anerkennung und Aufmunterung, als dieſer 1820 die Vertheidigung des „Graf Carmagnola" gegen die Angriffe der Kritik ſiegreich führte. Manzoni hing dem deutſchen Dichter mit rührender Pietät an. „Es iſt gewiß", äußerte er gegen einen Reiſenden, der ihn nach einigen Jahren auf ſeiner Villa bei Mailand beſuchte, „ich bin mir erſt ſelbſt dadurch etwas werth geworden, daß ich mich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue. Es iſt lediglich ſein Verdienſt, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man ſchlecht genug mit mir um; ſeit er aber ſich großmüthig meiner annahm, hat ſich das freilich geändert, und ich ſelbſt bin erſt durch ihn über mich ins Klare gekommen." In gleichem Sinne ſprach er ſich in einem Briefe vom 23. Januar 1821 aus, der in Goethe's Werken aufbewahrt iſt.

Frankreich war zuerſt durch Frau von Stael und Benjamin Conſtant über den Werth der deutſchen Literatur belehrt worden. Eine gründlichere Kenntniß Goethe's verbreitete ſich ſeit 1821 durch die Ueberſetzungen und Abhandlungen von Stapfer, Couſin und Anderen, und in Zeitſchriften, namentlich im Globe, trat eine gediegene Kritik an die Stelle der früheren hochmüthigen Oberflächlichkeit. Goethe begleitete alle bedeutenderen Erſcheinungen der neueren franzöſiſchen Literatur. Sein Intereſſe erſtreckte ſich keineswegs bloß auf poetiſche Werke, ſondern auch auf Naturwiſſenſchaft, Reiſewerke und geſchichtliche Memoiren.

Eine gleiche lebendige Wechſelwirkung fand zwiſchen Goethe und den Führern der engliſchen Literatur ſtatt. Durch vortreffliche Ueberſetzungen und Kritiken wurden die deutſchen Meiſterwerke im Vaterlande Shakſpeare's zur Anerkennung gebracht; Fauſt, anfänglich in dieſem Boden wurzelnd, fand dort eine zweite Heimat. Walter Scott, ſchon in Jugendjahren der Ueberſetzer des Götz von Berlichingen, blieb ſtets ein dankbarer Verehrer Goethe's und fand bei ihm die bereitwilligſte Anerkennung ſeines ausgezeichneten Darſtellungstalents. Den Lord Byron hielt Goethe in hohen Ehren,[59]) belebt in ſeiner Theilnahme durch die ſchwärmeriſche Begeiſterung ſeiner Schwiegertochter. Er war der Anſicht, daß kaum bei irgend einem Dichter die poetiſche Naturanlage eminenter geweſen ſei, ſo wenig er ſich mit der miſanthropiſchen Beigabe, welche er als „verhaltene Parlamentsreden" bezeichnete, befreunden konnte. Die anerkennenden Worte, welche Goethe öffentlich dem Talente Byron's widmete, wurden von dieſem mit der verehrungsvollen Dedication des Trauerſpiels Sardanapalus erwidert, worin er „als literariſcher Vaſall ſeinem Lehnsherrn, dem erſten der jetzt lebenden Schrift-

steller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat" („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe") seine „Huldigung" darbrachte. Da dies an Goethe vorgängig eingesandte Dedicationsblatt, wegen zufälliger Verspätung, der ersten Ausgabe des Sardanapal nicht mehr vorgedruckt werden konnte, so eignete ihm Byron das Trauerspiel Werner mit den Worten zu: „to the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated." Durch einen jungen Mann, der im Jahre 1823 mit einigen empfehlenden Zeilen des Lords bei Goethe eingeführt worden war, übersandte ihm dieser als herzlichen Freundesgruß das Gedicht „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern 2c.", welches gerade in Byron's Hände gelangte, als er, schon auf der Reise nach Griechenland begriffen, in den Hafen von Livorno eingelaufen war. Noch im Augenblicke der Abfahrt schrieb er eine dankbare Erwiderung. Goethe bewahrte dies Blatt als ein theures Vermächtniß des Dichters, „als wertheftes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses", das ihm bedeutender erschien, als es in Wirklichkeit gewesen war. Dem hohen Sinn und edlen Streben des außerordentlichen Mannes, der in Missolunghi ein frühes Grab fand, ist in der „Helena" von der Hand der Poesie ein schöner Kranz gewidmet worden. Euphorion, der personificirte Genius der Poesie, trägt die Züge des englischen Dichters, und der Chor spricht die edle Todtenklage. „Nun erhebt sich die Ueberzeugung, daß seine Nation aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwache und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste

hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für je und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt." So schrieb Goethe bald nach Byron's Tode, Worte, die auch auf ihn selbst im vollsten Maße Anwendung finden.

Gegen so große Ausländer, meinte er nicht mit Unrecht, könnten freilich die neuern Deutschen keine Probe halten. Er bedauerte, daß unserer Poesie so sehr „das Männliche" fehle; Mangel an Charakter sei die Quelle alles Uebels in unserer neuesten Literatur. Indeß war es nicht gerade das Beste, was er von der neueren deutschen Literatur zufällig kennen lernte. Von der schwäbischen Dichterschule wandte er sich entschieden ab und äußerte sich dahin, aus der Region, worin Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. Von Rückert hielt er viel und hegte von ihm die besten Erwartungen. Auch das Talent des Grafen Platen achtete er hoch; nur bedauerte er, daß ihm zum Dichter das Wichtigste, die Liebe, fehle. Der universalistischen Richtung seiner literarischen Interessen entsprach vornehmlich seine lebhafte Beschäftigung mit Volksliedern, die damals in zahlreichen Sammlungen und Uebersetzungen uns näher gebracht wurden. Aus dieser Theilnahme flossen die sinnvollen Abhandlungen über Volkspoesie, hauptsächlich über die serbischen und neugriechischen Lieder. Er selbst übersetzte und bearbeitete eine Reihe neugriechischer Poesieen. Unter diesen war Charon sein Liebling; es ist uns berichtet, wie ergreifend das kleine balladenartige Gemälde des seine Beute entführenden Todes durch seinen dramatischen Vortrag ward.

Eben so ungeschwächt dauerte das Interesse für die

Werke der bildenden Kunst fort, wobei ihm Meyer in gewohnter Weise treulich an die Hand ging. Er war diesem wiederum bei der letzten Durcharbeitung und Redaction seiner Geschichte der Kunst behülflich, so daß dies Werk 1825 ans Licht treten konnte, ein Abschluß der gemeinsamen Studien. Während Goethe mit den Elgin-Marmorn und verwandten Denkmälern altgriechischer Kunst sich enthusiastisch beschäftigte, wandte sich sein gebildeter Schönheitssinn von den indischen und ägyptischen Bildwerken mit Widerwillen ab; er erklärte offen, daß ihm die indischen Götzen ein Graus seien. Zur Betrachtung altdeutscher Kunst führte ihn Boisserée's Werk über den Cölner Dom und Moller's „deutsche Baudenkmale" zurück; er schrieb 1823 über altdeutsche Baukunst, sich Glück wünschend, nach funfzigjährigem Streben durch die Bemühung patriotisch gesinnter Männer zu der Klarheit gelangt zu sein, jene Bauwerke nicht mit einem trüben Vorurtheil oder einer übereilten Abneigung, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen zu können.

Eine umfassendere Abhandlung über neuere Malerkunst entstand in den Jahren 1820 und 1822, nämlich über den Triumphzug Cäsars von dem Maler Mantegna, zu deren Behuf er fleißige Studien der späteren römischen Historiker vornahm, um den Apparat und die Geschichte der Triumphzüge genauer kennen zu lernen. Manche neuere bedeutende Production ward mit Sorgfalt betrachtet, auch ein Versuch gemacht, in Weimar lithographische Hefte unter dem Titel einer „Pinakothek" mit erklärendem Text herauszugeben, die zwar Anerkennung, aber wenig Käufer fanden, so daß sie nur langsam fortgesetzt werden konnten. Tischbein erfreute ihn durch seine Zeichnungen zum Homer sowie durch Uebersendung eines Bandes idyllischer Skizzen,

welche Goethe auf deſſen Wunſch mit Gedichten begleitete. Eine ähnliche Reihe erläuternder Gedichte verfaßte er, als 1821 Schwerdtgeburth „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe" herausgab; es war ihm eine Freude, „ältere längſtverklungene Bilder aus dem letheiſchen Strom wieder hervorgehoben zu ſehen."

Für das Studium der Natur blieb ſein Geiſt bis ans Ende der Tage offen, ſtets mit andächtiger Scheu ihrem verſchleierten Heiligthum nahend. Daher ſchloß er ſich auch nie unbedingt einer Secte an, ſondern „blieb Liebhaber bis ans Ende." „Die Natur", äußerte er einmal gegen Soret, „gleicht einer Koketten; ſie macht uns beſtändige Lockungen und ermuthigt uns durch ihre Avancen; aber im Augenblick, wo wir ſicher zu ſein glauben ſie zu beſitzen, macht ſie ſich aus unſern Armen los und läßt uns nur einen Schatten." Die neuen Entdeckungen auf dieſem Gebiete der Wiſſenſchaft begleitete er unabläſſig mit ſeinen Beobachtungen und Forſchungen; hier vor Allem erhielt das ſchöne Wort des Greiſes: „ich lerne immer; daran merke ich, daß ich älter werde", ſeine volle Wahrheit. Man durchblicke nur die letzten Blätter der Annalen, um die nach allen Seiten der Naturkunde gerichtete Thätigkeit, die ſich nichts Bedeutendes, ſo ſehr auch andere geiſtige Intereſſen ſich daneben geltend machten, entgehen ließ, zu bewundern.

Die Theorie der entoptiſchen Farben ward 1820 beendigt; chromatiſche Verſuche wurden mit Staatsrath Schultz in Berlin, mit dem er ſeit mehreren Jahren in freundſchaftlichem Verkehr ſtand,[60]) und Profeſſor von Hennings, einem Vertheidiger der Goethe'ſchen Farbentheorie, fortgeſetzt. Für botaniſche Studien wurde die Erweiterung der belvedere'ſchen und jenaiſchen Anſtalten, die zum Theil unter Goethe's Leitung geſchah, aufs neue an-

regend; er verfaßte ein „Schema" zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Von dem Intereſſe für Oſteologie geben ſeine Abhandlungen über die Faulthiere, über die Skelette der Nagethiere und foſſile Urſtiere Zeugniß. Zum Behuf geognoſtiſcher Forſchungen nahm er 1820 auf der Reiſe nach Karlsbad ſeinen Weg über Wunſiedel und Alexandersbad, wo er die Trümmer eines Granitberges, welche er ſchon 1785 beſucht hatte, zum erſtenmal wieder durchforſchte. Goethe, den gewaltſamen Erklärungen der Vulcaniſten abgeneigt, fühlte ſich durch dieſe neue Unterſuchung in ſeiner Theorie beſtärkt, die im Allgemeinen an dem Werner'ſchen Standpuncte feſthielt. Auch den Kammerberg bei Eger betrachtete er aufs neue ſorgfältig und gewann im Gegenſatz zu ſeinen früher ausgeſprochenen Behauptungen die Ueberzeugung, daß er den pſeudo-vulcaniſchen Gebirgsbildungen beizuzählen ſei. Graf Sternberg betrachtete nachmals den Kammerberg als eine Hinterlaſſenſchaft Goethe's und verwandte große Summen auf Ausgrabungen. Den Aufenthalt in Eger und Marienbad in den Sommern 1821 und 1823 benutzte Goethe fleißig zur Vervollſtändigung der mineralogiſchen Sammlungen und hatte den Genuß, in dem Grafen Sternberg einen Genoſſen ſeiner Studien zu finden.

Zur Kenntniß der thüringiſchen Gebirgsbildung erhielt Goethe manchen erwünſchten Beitrag durch den Berginſpector Mahr zu Ilmenau und den Bergrath Lenz zu Jena; den letzteren begrüßte er zur Jubelfeier am 25. October 1822 mit einem Gedicht, das ein Geſchenk des Großherzogs begleitete. Durch ſeinen Beirath war Goethe auch thätig bei der Herausgabe von Käferſtein's geologiſchem Atlas für Deutſchland. Von Eſchwege kam 1822 aus Braſilien zurück und belehrte ihn über braſilianiſche Gebirgsarten, ſo daß er die Ueberzeugung gewann,

„daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen.“ Eine von diesem gelehrten Reisenden mitgebrachte Sammlung von Demantkrystallen gab ihm „eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereigniß.“

An den meteorologischen Beobachtungen, welche in Deutschland besonders durch die Bemühungen des Professors Brandes in Breslau angeregt wurden, nahm Karl August einen lebhaften Antheil. Er errichtete einen meteorologischen Apparat auf dem Rücken des Ettersberges, verfolgte die Beobachtungen, welche Professor Posselt auf der jenaischen Sternwarte leitete, und ließ im ganzen Großherzogthum meteorologische Anstalten einrichten, welche mit der Sternwarte in Verbindung gesetzt wurden. Goethe, von Jugend auf der Beobachtung der atmosphärischen Veränderungen mit Interesse zugewandt, blieb auch diesem Zweig der Naturforschung nicht fremd. Er studirte Howard's Theorie der Wolkenbildung und legte sie als Schema seinen eigenen Bemerkungen unter. Auch hier knüpfte die Naturbeobachtung wieder an die Poesie an; er verfaßte 1821 einige Strophen zu Howard's Ehrengedächtniß, worin sich ihm die Wolke zum sinnvollen Bilde des Lebens und des geistigen Dranges, der zum Ewigen emporstrebt, gestaltet. Der treffliche englische Meteorologe ward dadurch zu einem verbindlichen Schreiben und zur Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London veranlaßt. Besonders sah sich Goethe durch Brandes und dessen „Beiträge zur Witterungskunde“ aufgemuntert und gefördert; hier zeigte sich, „wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Isolirteste zu nutzen weiß.“ Dieser lebhafteren wissenschaftlichen Theilnahme an meteorologischen Forschungen folgte bald darauf

seine Reise nach Karlsbad im Frühling des Jahres 1820. Er entschloß sich während seines Aufenthalts in der freien Natur die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen. Der lange zurückgehaltene Frühling trat im Beginn des Maies in seiner ganzen Fülle herrlich hervor: „der Himmelfahrtstag war ein wahres Himmelsfest.“ „Es ist“, schreibt er unterm 11. Mai an Zelter, „als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu sein. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen, und die eröffneten entwickeln sich weiter.... Das junge gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem stufenweise wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergötzen.“ Mit solch jugendlicher Empfänglichkeit entzückte sich der Greis an den Reizen des werdenden Frühlings; mit der einfachen Poesie dieses Briefes, den man ganz nachlesen möge, verbinden wir die schönen Worte, die er gleichfalls in jener Zeit einmal gegen Eckermann äußerte: „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehete und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte.“ In dieser innigen Hingebung an den Genuß der Natur versäumte er nicht sein Tagebuch der Wolkenerscheinungen bis zum 28. Mai, dem Tage seiner Rückreise, ununterbrochen fortzuführen. Später wurden diese Aufzeichnungen gelegentlich fortgesetzt und durchdacht, besonders während der Badekuren in Marienbad. Er zeichnete die merkwürdigsten Wolkenbildungen und suchte Künstler dafür zu interessiren. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen wurden gezeichnet und gestochen. Aus diesen Studien ging 1825 die Abhandlung

Versuch einer Witterungslehre hervor. Wenn diese auch an und für sich nicht von Bedeutung ist, so kann sie doch wiederum beweisen, wie in Goethe's geistiger Thätigkeit stets ein gleiches Streben waltet, in dem Schwankenden das Gesetzliche aufzufinden; denn — so äußert er sich auch in diesen Blättern — „das Höchste, was dem Gedanken gelingt, ist gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponiren."

Mit Oersted's Entdeckung des Electromagnetismus „that sich ein fast blendendes Licht auf". Goethe ließ sich durch Döbereiner in diese physikalischen Phänomene gründlicher einführen; 1822 hatte er die Freude, Oersted bei sich in Weimar zu empfangen. Gegen Ende desselben Jahres kam Döbereiner nach Weimar, um vor dem Großherzoge und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigsten Versuche galvanisch-magnetischer wechselseitiger Einwirkung vorzuzeigen und zu erläutern.

Der flüchtige Ueberblick von Goethe's wissenschaftlicher Thätigkeit läßt erkennen, daß er sich im Lauf dieser Jahre sowohl in Literatur und Kunst, als besonders in den Naturwissenschaften mit einer Vielseitigkeit und einem Ernst nach allen Richtungen bewegte, daß zu einer größeren dichterischen Production nicht Ruhe und Muße blieb. Die „Wanderjahre" kamen nicht über den ersten Band hinaus; die Kälte des Publicums und die mißwollende Kritik hatten ihm fürs erste die Fortsetzung seines Romans verleidet. Dagegen zog es ihn wieder zu den biographischen Darstellungen seiner Jugendjahre, und gern verweilte die Erinnerung bei dem Liebesverhältniß zu Lili, das in dem Fortgang des Werkes in den Vordergrund der Erzählung trat. Ein Drittheil des vierten Bandes, in diesem die Schilderung des Festes zu Ehren Lili's (von ihm als Ge-

burtstagsfest dargestellt) ward 1821 vollendet. Die Erzählung dieses Bandes wurde erst kurz vor seinem Tode bis zu der Reise, die ihn nach Weimar führte, fortgesetzt und abgeschlossen.

Er wandte sich zunächst in den Jahren 1821 und 1822 zu der Redaction und theilweisen Ausführung der Feldzüge und Rheinreisen der Jahre 1792 und 1793, wobei er den Grundsatz festhielt, „durchaus wahr zu bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht zu versäumen". Durch diesen ist die Darstellung sehr beeinträchtigt worden, und man muß in dem diplomatischen Stil gar viel zwischen den Zeilen lesen, bis mit der Schilderung der Rheinreise, des Verhältnisses zu Plessing und der Tage von Pempelfort und Münster sich die Erzählung wieder in den Reiz der gemüthvollen Ausführlichkeit kleidet. Gelegentlich beschäftigte ihn auch die Redaction der Berichte von seinem zweiten Aufenthalt in Rom. Es war ihm indeß klar geworden, daß es ihm bei seinem vorgerückten Alter kaum noch möglich sein werde, einen bedeutenden Theil seines Lebens in der anziehenden Breite der früheren Darstellungen seiner Nation vorzuführen. Rücksichten auf den weimarischen Hof, mit dem seine Lebensereignisse seit seiner Jugendzeit eng verschlungen waren, sowie die den lebenden Zeitgenossen schuldige Discretion stellten einer offenen und wahrhaften Berichterstattung große Schwierigkeiten entgegen. Er entschloß sich daher, den übrigen Theil seiner Lebensgeschichte nur übersichtlich zu behandeln. Auf eine Schilderung der ersten weimarischen Epoche hatte er von vornherein verzichtet.

Eine besondere Veranlassung zu der Ausarbeitung kurzer biographischer Annalen fand er, als er der zweiten Gesammtausgabe seiner Werke, welche 1819 mit dem zwanzigsten Bande abgeschlossen wurde, eine „summarische

Jahresfolge" ſeiner Schriften beifügte. Er war dadurch zu chronologiſchen Auszügen aus Tagebüchern und anderen älteren Papieren genöthigt worden. Um dieſe genauer zu überſehen, und ſowohl das Erſcheinen einer Geſammtausgabe ſeiner Werke vorzubereiten, als auch für den Fall ſeines Todes ſeine Schriften wohlgeordnet zu hinterlaſſen, ließ er durch den Bibliotheksſecretär Kräuter während des Jahres 1823 ſeine ſämmtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften, Tagebücher, eingegangene Briefe und Copien der abgeſendeten, die er ſeit 1807 regelmäßig nehmen ließ, ſammeln, ordnen und wie in einem Archiv beſchließen, jetzt zu ſpät bedauernd, ſo vieles Wichtige voreilig vernichtet zu haben. Durch dieſe Vorarbeit war es ihm möglich, im Lauf der nächſten Jahre einen Auszug ſeiner Lebensgeſchichte annaliſtiſch zu bearbeiten. Die erſte Hälfte ſeines Lebens iſt in den „Annalen" oder „Tag- und Jahresheften" nur leicht ſkizzirt und ſelbſt das erſte Weimarer Jahrzehend nur obenhin berührt. Erſt nach dem Feldzuge von 1792 gewinnt die Erzählung an Reichhaltigkeit des Details, und hin und wieder belebt ſich auch die Darſtellung bei dem Ausmalen einzelner Ereigniſſe. Denn er arbeitete nicht nach dem chronologiſchen Fortgange, ſondern rückwärts den Knäuel der Erinnerungen abwickelnd, und partieenweiſe, je nachdem ihn die eine oder andere Epoche gerade anzog. Es können dieſe Annalen, in denen der Dichtung kein Spielraum geſtattet worden, vornehmlich einen Begriff von der ſtaunenswerthen Thätigkeit und Vielſeitigkeit ſeiner letzten Lebensperiode geben.

Im Beginn eben dieſes Jahres 1823 ward Goethe's Leben von einer jener gewaltſamen Kriſen bedroht, welche ſeine Natur ſchon einige Male durchgekämpft hatte. Am 17. Februar wurde er plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrſcheinlich auch eines Theils des Herzens

befallen. Am fünften Tage der Krankheit schien alle Hoffnung verschwunden zu sein, und er selbst hielt sich für verloren; „ich fühle", sagte er zu seiner Schwiegertochter, „daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt". Wenn er davon komme, meinte er, so müsse man gestehen, er habe für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt. Mit dem 24. Februar trat indeß eine günstige Wendung der Krankheit ein. Am nächsten Tage konnte er den Großherzog, den die Aerzte Tags zuvor nicht hatten zu ihm lassen wollen, empfangen; er verlangte nach seinem Freunde Meyer. Seine Genesung ging über Erwarten rasch vorwärts; schon am 2. März konnte er aufstehen und ohne Beschwerde in sein Schlafzimmer und wieder zurück gehen. Doch hielt noch längere Zeit eine Lähmung an der rechten Seite an; der Schmerz zog sich gegen die Schulter herauf und machte ihn zum Arbeiten unfähig.

Aus der Nähe und Ferne kam ihm die wärmste Theilnahme und Freude über seine Genesung entgegen. In einem gesellschaftlichen Verein zu Weimar wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, ein bereits angekündigter Ball aus Achtung für ihn abbestellt; erst als sein Leben gerettet war, fand er statt, und in der Einladung hieß es: „jetzt ziemt es sich zu tanzen." Am 22. März wurde Torquato Tasso zur Feier seiner Wiedergenesung gegeben, eingeleitet durch einen Prolog Riemer's, der von Frau Jagemann-Heygendorf gesprochen ward. Seine Büste ward unter lautem Jubel der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nach beendigter Vorstellung begab sich Frau von Heygendorf im Costüm der Leonore zu dem Dichter und überreichte ihm den Kranz des Tasso. Goethe bekennt, einige Mäßigung gebraucht zu haben, um nicht allzu lebhaft gerührt zu werden. „Freunde, nach langem

Schweigen, belebten das Verhältniß aufs neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältniſſe, ja was von der größeren Bedeutung zu ſein ſcheint, Perſonen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten,..... wandten ſich wieder zu mir; die alte Neigung trat hervor; das Gefühl des Zuſammenſeins auf Erden und des daraus entſpringenden Glücks behielt die Oberhand. Ich vernahm von freundlichen Gaſtmahlen, bei welchen man feſtlich dem Aeſculap einen Hahn geopfert, von andern mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergeneſung erregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geiſtreich poetiſche Darſtellungen erquickten mich, und auch an ſinnlicher Labung wollte man mir's nicht fehlen laſſen; die Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir und erneuerten die Empfindungen einer friſchen Kindheit."

In dieſen letzten Worten klingt es durch, wovon auch wiederholt die Geſpräche mit ſeinen Freunden Zeugniß geben, daß er ſich gern mit den Erinnerungen an die Erlebniſſe ſeiner Kindheit und Jugend beſchäftigte. Es giebt den letzten Lebensjahren des Greiſes einen eigenthümlichen Reiz, wie ſein Gemüth mit jedem Schritt, der ſein Leben dem Ziele näher bringt, ſich tiefer in die Empfindungen der Vergangenheit hineinlebt, an ihren freundlichen Bildern ſich erhebt und am dämmernden Nachglanz der geſunkenen Sonne der herrlichen Jugendzeit ſich erquickt. Es war gerade in den Tagen, wo ihn die Schilderung ſeines Verhältniſſes zu Lili beſchäftigte, als ihm die Vertraute der Freuden und Leiden jener Jahre, ſeine Jugendfreundin Auguſte Stolberg (Gräfin Bernſtorff), noch einmal überraſchend nahe trat. Mehr als vierzig Jahre, ein Leben, lag zwiſchen jenem Briefwechſel und jetzt, wo ſie ſich noch einmal gedrungen fühlte, gegen „den Freund ihrer

Jugend" (in einem Briefe vom 22. October 1822) „ihr Herz auszuschütten." Die Jahre nicht nur, sondern weit früher unsägliche Leiden hatten, wie sie hier schreibt, ihr Haar schneeweiß gebleicht; ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Brüder waren vor ihr dahingeschieden; sie lebte nur noch „in Hoffnung dessen, was zukünftig ist", und „so gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen." — „Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach, the songs of other times; die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut, und ich Ihnen auch herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft, die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft, und so nahm ich die Feder ..... Ich habe denn einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen. — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist, bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden." Die Worte, womit Goethe diesen, wenn auch pietistisch-zudringlichen, doch von wärmster Liebe eingegebenen Brief der Jugendfreundin erwiderte, sind zu charakteristisch, als daß sie hier nicht vollständig eingeschaltet werden müßten:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten,

war mir höchſt erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentſchloſſen, was zu erwidern ſein möchte. Laſſen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von beſonderen Zuſtänden uns wechſelſeitig nichts bekannt iſt.

Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menſchen, Königreiche, Hauptſtädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich geſäet und gepflanzt. Wir überleben uns ſelbſt und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geiſtes übrig bleiben. Alles dieſes Vorübergehende laſſen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdiſchen Treiben immer aufs Höchſte hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alſo immerfort, ſo lang' es Tag für uns iſt; für Andere wird auch eine Sonne ſcheinen, ſie werden ſich an ihr hervorthun und uns indeſſen ein helleres Licht erleuchten.

Und ſo bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unſeres Vaters Reiche ſind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein ſo fröhliches Anſiedeln bereitete, ſo wird drüben gewiß auch für beide geſorgt ſein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angeſichtlich kennen zu lernen und uns deſto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. —

Vorſtehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geſchrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuſchicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich ſchon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wiſſen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, ſoll das Blatt dennoch zu

Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles wieder zusammen finden.

Wahrhaft anhänglich

Weimar, den 17. April 1823.

Goethe."

Diesen Worten, welche den Kern von Goethe's religiöser Ueberzeugung berühren und aus dem innersten Heiligthum seines Gemüths sanft hervorklingen, möge noch Einiges sich anschließen, um diese Seite seiner geistig-sittlichen Individualität, gegen welche häufige Angriffe gerichtet worden sind, etwas näher zu beleuchten.[61])

Es ist Thatsache, daß Goethe kein Anhänger des positiven Dogma's der christlichen Kirche war; in sofern nennt er sich, besonders in der mittleren Lebensperiode, wo sich die Abneigung am stärksten geltend machte, manchmal einen Heiden. Jedoch sind einzelne herbere Aeußerungen aus früheren Lebensepochen nicht als Ueberzeugungen, sondern nur als momentane Abwehr bekehrungssüchtiger Zudringlichkeit anzusehen. Er haßte nur jenes beschränkte Christenthum, das die ganze Fülle des Geistes in ein Symbol zu fassen und die Geheimnisse der Seele, die Räthsel des Lebens durch die Formeln des dogmatischen Lehrbegriffs zu lösen unternimmt und jeder individuellen geistigen Entwicklung, die von diesem schmalbegrenzten Pfade abweicht, die Berechtigung abspricht. Eben so entschieden wandte er sich übrigens von dem Nihilismus der einseitig-rationalen Aufklärung ab. „Alles", bemerkt er, „was unsern

Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich" — und hinſichtlich der Voltaire'ſchen Oppoſition gegen poſitiven Glauben ſpricht er ſich dahin aus, es ſei der Welt wenig damit gedient; denn es laſſe ſich nichts darauf gründen. In demſelben Sinne ſagt er in den Anmerkungen zum Divan: „Alle Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, ſind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es ſei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn ſie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen ſollten, verſchwinden vor der Nachwelt, weil ſich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag."

Mit jener Ehrfurcht, welcher er in den Wanderjahren eine hohe Stelle unter den Tugenden anwies, ſpricht er, beſonders in dem letzten Abſchnitt ſeines Lebens, von der welthiſtoriſchen Bedeutung und der ſittlichen Macht des Chriſtenthums. „Die chriſtliche Religion", äußerte er gegen Eckermann, „iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr dieſe Wirkung zugeſteht, iſt ſie über alle Philoſophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze." Auf der Reiſe nach Karlsbad 1812 erwähnte ein Mitreiſender, daß ein Engländer berechnet habe, wann das Chriſtenthum von der Erde verſchwunden ſein werde, worauf Goethe erwiderte: „Das Chriſtenthum iſt ſo tief in der menſchlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieſer Beziehung mit Recht zu ſagen iſt: des Herrn Wort bleibt ewiglich!" In gleichem Sinne ſagte er zu Eckermann: „Mag die geiſtige Cultur nun immer fortſchreiten, mögen die Naturwiſſenſchaften in immer breiterer Ausdehnung

und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in dem Evangelium leuchtet, wird er nie hinauskommen."

Als ein schönes Zeugniß von seiner klaren Einsicht in das Wesen und die weltgeschichtliche Stellung des Christenthums verdient das großartige Oratorium, „Christus in der Weltgeschichte", welches von ihm zur Feier des Jubelfestes der Reformation entworfen wurde und sich vollständig skizzirt unter seinen Papieren vorfindet, eine besondere Erwähnung. Der erste Theil hebt die Hauptmomente des alttestamentlichen Glaubens (das Gesetz, das nach Liebe strebt) vom Donner auf Sinai bis zu dem Messias-verkündenden Prophetenthum hervor. Der zweite Theil führt das Christenthum ein, „die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben", und schließt mit Christi Auferstehung: „das Irdische fällt alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt und zur Unsterblichkeit". In den Briefen an Zelter, der die Ausführung der musikalischen Composition übernehmen sollte, liegt zugleich der sprechendste Beweis, wie treffend er den Geist und das Wirken Luther's, „unsers Heros", würdigte. „Vor allen Dingen" — so äußert er sich gegen ihn — „lies die ganz unschätzbare Vorrede zu dem Psalter, ferner die Vorreden und Einleitungen zu den übrigen biblischen Büchern. Wahrscheinlich trifft Du hier auf anwendbare Stellen, zugleich durchdringst Du Dich vom Sinn der ganzen Lehre, deren Geschenk wir feiern wollen."

Wenn er somit die Weltstellung des Christenthums und die hohe Bedeutung der Bibel, „des ewig wirksamen Buches", für die geistig-sittliche Entwickelung der Menschheit verehrungsvoll anerkannte, wollte er doch für sich das

Recht in Anſpruch nehmen, unabhängig von aller excluſiven Dogmatik, mit freiem Geiſte ſich das Göttliche anzueignen, wo es ihm auch, ſei es im Univerſum der Natur oder im Geiſt und Leben des Menſchen, ſich offenbare; er wollte ſich, wie er es kurz zuſammenfaßt, „als einem Proteſtanten, die Freiheit erhalten, ſein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine beſtimmte Religion religiös zu entwickeln.“ In dieſem höheren Sinne hat Goethe wahrhaft Religion. Sie durchleuchtet und durchwärmt ſein ganzes Leben und geiſtiges Schaffen. Die Natur, in deren Gebilde er mit ſinnigem Forſchen begeiſterungsvoll eindringt, verkündet ihm auf allen ihren Blättern das Daſein Gottes und zeigt ihm „Gottes Handſchrift“: er erkennt den göttlichen Schöpfer als ewig wirkſam in dem All ſeiner unendlichen Schöpfung. Eben ſo klar erſcheint ihm das Göttliche in allem Edlen der Menſchheit, in liebevoller Hingebung und tüchtigem Wirken, in Wiſſenſchaft und Kunſt; wer dieſe beſitze, meint er, der habe auch Religion. „Ich glaube an einen Gott: das iſt ein ſchönes, löbliches Wort“ — ſo ſpricht er ſich in ſeinen „Reflexionen“ aus — „aber Gott anerkennen, wo und wie er ſich offenbare, das iſt eigentlich die Seligkeit auf Erden.“

Aus dem Begriff des Göttlichen im Menſchengeiſte entſprang bei ihm der Glaube an eine Fortdauer der Seele über die Grenzen des irdiſchen Daſeins hinaus. Die geiſtige Kraft, der dem Geiſte inwohnende Trieb zur Thätigkeit galten ihm als eine Bürgſchaft dafür. Er war daher geneigt, nur da eine Fortdauer des Geiſtes für möglich zu halten, wo dieſe höhere Kraft deſſelben vorhanden ſei, indem er überhaupt die Unſterblichkeit nur unter der Idee einer unendlichen geiſtigen Fortentwicklung auffaßte. Sein Hoffen und Wünſchen iſt in den ſchönen an Zelter gerichteten Worten ausgedrückt: „Wirken wir fort, bis wir vor

oder nach einander, vom Weltgeiſt berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns ſchon erprobt, nicht verſagen! Fügt er ſodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier ſchon geleiſtet, väterlich hinzu, ſo würden wir gewiß nur deſto raſcher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.“

Nachdem Goethe im Frühjahr 1823 von ſeiner ſchweren Krankheit wieder erſtanden war, vollendete die Heilkraft Marienbads, wo diesmal auch der Großherzog verweilte, ſeine Geneſung. Wie durch ein Wunder, hatten ſeine Kräfte ſich erholt. Die ihn in jener Zeit in Marienbad ſahen, verſichern, er ſei ihnen um dreißig Jahre verjüngt vorgekommen. Auch das Jugendfeuer leidenſchaftlicher Liebe ſollte für den Dichter noch einmal zurückkehren; Entzücken und Sehnen, Wiederſehensfreude und Trennungsleid wiederholen ſich wie in längſt verklungenen Jugendſtunden. Mit ſolch überwältigendem Gefühl ward der Dichter durch die Bekanntſchaft mit Ulrike von Lewezow entzündet, welche ſich während dieſes Sommers mit ihrer Mutter und Schweſter in Marienbad aufhielt.[62]) In den Marienbader Gedichten liegt das Bekenntniß ſeines Glücks und ſeiner Schmerzen:

„Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide“ —

Das ward ihr Motto, und wir entnehmen aus ihnen wenige allgemeine Züge zu dieſem nur ſchwach aufgehellten Liebesidyll.

Noch lag ein inneres Bangen, eine unwillkommene Schwere auf Geiſt und Körper, der Blick war noch umwölkt, das Herz fühlte ſich leer. Da erſchien ſie, die lieblichſte der lieblichen Geſtalten, und vor ihrem Blick, wie vor dem Walten der Sonne, vor ihrem Athem, wie

vor den Lüften des Frühlings, ſchmolz ſein Inneres dahin. An ihrer Seite verflogen ihm entzückende Stunden in lieblichem Wechſel, und der Kuß beim Scheiden am Abend war ein Pfand, daß die nächſte Sonne ihn zu demſelben Paradieſe führen werde. Zu ſeliger Höhe des Gefühls hob ihn das Anſchauen dieſes einzigen Schönen empor; in dem Bewußtſein, ihr anzugehören, empfand er den heiterſten Frieden des Herzens, in der Begeiſterung ſeiner Liebe keimte die Hoffnungsluſt zu freudigen Entwürfen und Entſchlüſſen. So ward von Tag zu Tag ein Traum gedichtet.

Inmitten dieſes glücklichen Phantaſielebens begrüßte ihn die Kunde von der beabſichtigten Feier ſeines Geburtstags in Weimar. Er ſandte den Freunden in der Heimat im Voraus ein herzliches Gedichtchen zu, um zu dem Feſte ſein dankbares Gefühl auszuſprechen; er verſchweigt darin nicht, daß ihm in Marienbads Waldgebirge Armida in Hygiea's Geſtalt erſchienen ſei. Es war dieſes Liebesverhältniß ſo wenig ein Geheimniß geblieben, daß ſich das Gerücht verbreitete, Goethe gedenke eine neue eheliche Verbindung einzugehen. Allein wenn auch von Seiten der Geliebten ein ſolcher Wunſch Gewährung gefunden hätte, was bei der nicht minder leidenſchaftlichen Erwiderung ſeiner Liebe nicht unglaubwürdig erſcheint, ſo gewann doch die Beſonnenheit, verſtärkt durch die Vorſtellungen der Freunde, den Sieg über eine Leidenſchaft, die als ein flüchtiges Traumbild des noch jugendlich ſchlagenden Dichterherzens reizend und ſchön war, jedoch mit dem Augenblick, wo ſie eine unnatürliche Verbindung beabſichtigt, ſich ſelbſt zerſtört. Er riß ſich los mit männlichem Entſchluß; doch nur nach einem ſchweren Kampfe, der ſein Innerſtes aufs tiefſte erſchütterte. Es war ſeine letzte Liebe. Wohl liegt eine tiefe Bedeutung in ſeinen Worten: nach dem Texte

der heiligen Schrift müsse ihm viel verziehen werden; denn er habe viel geliebt.

Wenn sonst seine Dichtungen die Schilderung der stürmischen Bewegung erst nach eingetretener ruhiger Sammlung des Gemüths unternahmen, so ward diesmal seine Elegie das unmittelbare „Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes". Er schrieb sie gleich nach seiner Abreise von Marienbad, Morgens 8 Uhr, nachdem er kurz zuvor die Geliebte noch bis Karlsbad begleitet hatte, von Station zu Station, so daß sie Abends fertig auf dem Papiere stand.[63]) Und welch eine innere Bewegung klang in den schmerzlichen Worten der Schlußstrophe aus:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde;
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde".

In Eger, „vor seinem Austritt aus dem böhmischen Zauberkreise", empfand es Goethe als eine besondere Gunst des Geschicks, daß ihm eine Fülle musikalischen Genusses sein liebekrankes Gemüth in sanfte Wehmuth löste. Der Gesang der Madame Milder, das heitere Pianofortespiel der Madame Szymanowska, einer polnischen Virtuosin, „falteten mich", wie er gegen Zelter sich ausdrückt, „aus einander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt; zu einiger Erklärung sag' ich mir: du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, in sofern es in dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt

in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen". In dieser besänftigten Empfindung schloß er seine Elegie mit der „Aussöhnung" ab, einem Gedicht, das er der Szymanowska widmete:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu bringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen". —

Was anfangs an ihm eine heilende und verjüngende Kraft bewährt hatte, ward durch Sehnsucht und Trennungsschmerz im Herbst die Ursache zu neuer Erkrankung. Er fühlte wieder denselben Schmerz an der Seite des Herzens, der seiner schweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen war. Dieser leidende Zustand ward sehr langwierig, und er fühlte sich lange zu jeder Art von geistiger Thätigkeit unfähig. In dieser Zeit kam, schmerzlich-süße Erinnerungen weckend, Madame Szymanowska nach Weimar aus Liebe zu dem Dichter, in den sie, nach Zelter's Ausdruck, „rasend verliebt" war. Goethe entzückte sich noch einmal an dem Genusse ihres seelenvollen Spiels, „der wie alle höheren Genüsse den Menschen aus und über sich selbst zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt". Als sie in einer Abendgesellschaft bei Goethe auf dem Flügel phantasirte, war er, wie Soret bemerkt, im Anhören verloren und schien sehr ergriffen und bewegt. Er widmete ihr später noch manche Zeichen liebevollen Andenkens.

Im Spätherbst erfreute ihn ein Besuch Wilhelms von Humboldt, der ihm „stets die wohlthätigste Aufheiterung" gewährte. Zelter verweilte um den Anfang des Decembers drei Wochen in Weimar, und seine „liebe Gegenwart

war ihm in seinem peinlichen Zustande höchst erquickend": „ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die Andern es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist". Wie sehr die Erinnerungen an Marienbad und die daraus hervorgegangenen Gedichte in ihren Unterhaltungen wiederkehrten, sieht man aus dem Briefe an Zelter vom 4. Jan. 1824, dem er schließlich noch beifügt: „kennst du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir ans Herz gewachsen; du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer gleich und immer neu, wie sie."

Aus der Anführung in dieser Verbindung geht hervor, daß jene Strophe in enger Beziehung zu dem geliebten Mädchen steht, und da sie dem Gedichte „Aeolsharfen" von 1822 angehört, so ist daraus wie aus andern Andeutungen zu schließen, daß die erste minder leidenschaftliche Bekanntschaft schon während des vorigjährigen Marienbader Aufenthalts angeknüpft worden sei.

Noch war die elegische Stimmung nicht verklungen, als der Dichter von der Leipziger Verlagshandlung des Werther die Aufforderung erhielt, eine neue Auflage seines Romans, in dem der Jüngling dem leidenschaftlichen Kampf der resignirenden Liebe Worte geliehen hatte, durch eine poetische Zugabe einzuleiten. Es schloß sich daher an die Elegieen seiner letzten Liebe das Gedicht An Werther als ein Rückblick auf den Genossen von Lieb' und Leid seiner Jugend an; „es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Lauf"; allein das Wort fügt sich nicht mehr leicht und willig dem Drange des erregten Gefühls und verliert sich in ein geheimnißvolles Halbdunkel.

Gegen das Frühjahr 1824 fühlte er sich wieder genesen, und es schien ihm, nachdem der Kampf durchgekämpft war, als ob das, was die Ursache der Krankheit gewesen, „sich als das Element seines Wohlbefindens manifestiren" werde; daher erschien er auch (nach Soret's Bemerkung) den Freunden seitdem geistig kräftiger, als seit Jahren. Fürs erste unterzog er sich jedoch keiner größeren allzu sehr anstrengenden Arbeit; er suchte zuvörderst „das Versäumte nachzuholen", um auf weitere Schritte denken zu können. Mit der Musik hatte er sich so tief eingelassen, daß er sich mit der Händel-Mozartschen Partitur des Messias zu schaffen machte und darüber mit Zelter correspondirte. Für dessen Composition verfaßte er das Gedicht zu Thaer's Jubelfeste auf dringendes Gesuch der Freunde desselben, welche dieses am 14. Mai 1824 zu begehen wünschten.

Goethe's Studien bewegten sich nach verschiedenen Seiten in den sicher umschriebenen Kreisen. Er arbeitete kleinere Aufsätze für seine Hefte „Kunst und Alterthum" und „zur Naturwissenschaft", ordnete seine Papiere, schrieb fleißig an den Annalen seines Lebens und redigirte, da er gerade diesen Abschnitt zu behandeln unternahm, seinen Briefwechsel mit Schiller. „Es wird", schreibt er am 30. October an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird: zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre, was ich einmal war." Die Veröffentlichung wurde noch mehrere Jahre hinausgeschoben.

Nicht lange darauf war die Stätte verschwunden, wo das Zusammenwirken der Freunde die glänzendsten Erfolge errungen hatte. Mit Anbruch des 22. März 1825 bald nach Mitternacht stand das Theatergebäude in Flammen,

in welchem noch wenige Stunden zuvor das treffliche Spiel des Laroche im „Juden“ von Cumberland die Zuſchauer entzückt hatte. Das Feuer, wahrſcheinlich durch unvorſichtige Heizung veranlaßt, hatte bald durch die Maſſe brennbarer Stoffe Nahrung erhalten und ſchlug nach allen Seiten zum Dache heraus, ſo daß die Löſchverſuche vergeblich waren. Der Großherzog ſelbſt war zugegen und befahl, das Haus in ſich zuſammenſtürzen zu laſſen und die Spritzen zum Schutz der Nachbarhäuſer zu verwenden. Goethe war zu Hauſe geblieben und ſah, von ſeinen Fenſtern aus, die Flamme zum Himmel ſteigen. „Der Schauplatz meiner faſt dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern“, ſagte er am folgenden Morgen zu Eckermann; „Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachſen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen iſt, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin“. Uebrigens war das alte Theater weder ſchön noch geräumig genug. Daher war ſchon an einen Neubau gedacht worden. Goethe hatte im vorigen Winter mit dem Baudirector Coudray den Riß zu einem neuen Theaterbau berathen, ein Beweis, daß er ungeachtet der Niederlegung der Intendanz nicht aufgehört hatte ſich für die Bühne zu intereſſiren. „Ich habe“, äußerte er gegen Eckermann, „dem Volk und deſſen Bildung mein ganzes Leben gewidmet; warum ſollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen?“ Der vorgelegte Bauplan ward vom Großherzoge genehmigt, und die Grundmauern des neuen Gebäudes ſtiegen ſchon im April empor, während man vorläufig im Saal des Stadthauſes Vorſtellungen gab. Allein eine andere Partei, welche ſchon früher bei Goethe's Theaterleitung von Einfluß geweſen war, wußte es durchzuſetzen, daß der urſprüngliche Plan

aufgegeben ward, indem man dem Großherzog überzeugend darthat, daß bei einem andern Bauplan, durch den derſelbe Zweck erreicht werde, große Erſparungen zu machen ſeien. Coudray trat von der Leitung des Baues zurück. Goethe zeigte indeß keine Empfindlichkeit. „Ihr werdet immerhin", äußerte er, „ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade ſo, wie ich es mir gewünſcht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende Alles ganz artig ausfallen." Uebrigens machte der verfehlte Bauplan ſpäter ſo viele Veränderungen nöthig, daß das Gebäude, ohnehin keine Zierde Weimars, auch nicht einmal geringere Koſten verurſachte, als wenn der Goethe-Coudray'ſche Riß befolgt worden wäre.

Auf einen ſtill zu Hauſe „in ſeiner einſamen Schmiede" verlebten Sommer, wo ihn beſonders die Ausarbeitung ſeiner biographiſchen Annalen beſchäftigte, folgten mehrere Jubelfeſte, die Feier der funfzigjährigen Regierung Karl Auguſt's am dritten September und das goldene Vermählungsfeſt vom dritten October. Goethe zeigte ſich bei Verherrlichung dieſer Tage ſehr thätig, wie es Liebe und Dankbarkeit von ihm forderten.[64])

Um bei der Feier des Regierungsjubiläums ſeinem fürſtlichen Freunde die erſte Begrüßung zu bringen, begab er ſich ſchon vor ſechs Uhr Morgens zu ihm. Er überreichte ihm eine nach ſeiner Angabe und nach Meyer's Zeichnung geprägte Denkmünze, deren Vorderſeite das mit einem Lorbeerkranze umwundene Bildniß des Großherzogs zeigt; auf der Rückſeite iſt der Thierkreis gravirt, oben die Wage, in deren Zeichen der Fürſt geboren war; mit der Inſchrift: der funfzigſten Wiederkehr MDCCCXXV. Es war ein rührender Moment, als ſich die beiden Freunde, die ein halbes Jahrhundert zuſammen verlebt hatten, be-

grüßten. Der Großherzog hatte Goethe's Hände ergriffen, der anfangs nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur sagte: „bis zum letzten Hauch beisammen!" Der Großherzog, zuerst sich fassend, gedachte ihrer frohen Jugendzeit; „o achtzehn Jahr und Ilmenau!" hörte man ihn sagen. Zuletzt schloß er mit den Worten: „Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut' noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht und Freundeslieb'!
Ermüde nicht, wenn dies noch blieb!"

„Das Dreifache gab mir, was ich gegeben!" antwortete Goethe. Der fürstliche Freund umarmte ihn und zog ihn dann zu einem Fenster hin, wo beide leise sprachen, so daß nur des Fürsten letzte Worte, die auf Goethe's bevorstehende Jubelfeier sich bezogen, vernommen wurden: „Ich werde es ja noch erleben!"

Zur Logenfeier des Festtages verfaßte Goethe eine lyrische Trilogie, welche die Hinweisung auf das Dauernde im flüchtigen Wechsel des Daseins in erhebenden Worten ausführt. Goethe's Haus war mit symbolischen Gemälden und mannigfachen Gewächsen längs der Fronte wie mit einem Garten geschmückt und jedem zu freiem Zutritt geöffnet. „Der beglückteste Diener seines Fürsten", hatte er geäußert, „müsse an diesem Tage auch das Recht haben, ihn aufs ausgelassenste zu feiern, und daran, daß man mit ihm diesen Jubeltag begehe, wolle er seine Freunde erkennen." Nach dem Schlusse der Oper Semiramis, mit der das neue Theatergebäude eingeweiht wurde, waren sieben Zimmer seines Hauses zum Empfang der Gäste glänzend erleuchtet, und es wogte auf und ab von Besuchenden, die aufs freundlichste bewirthet wurden. In diesen Räumen begrüßte er auch seinen geliebten Fürsten

und alle Notabilitäten, welche die Feier des seltenen Festes in Weimar vereinigt hatte. Auf seinem Gesichte war die herzlichste Freude zu lesen; obwohl er schon um 4 Uhr aufgestanden war, verweilte er doch bis nach Mitternacht unter seinen Gästen. „In jenen Tagen des Festes", schreibt er an Zelter, „hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen, als die Kräfte nachhielten; was ich aber that, war nothwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen." An jene festlichen Tage reihte sich am 3. October das goldene Vermählungsfest des großherzoglichen Paares. Zum 14. October widmete er der Großherzogin eine sinnreich erdachte Denkmünze, welche an die Katastrophe von 1806, die zum unvergänglichen Gedächtniß der Größe ihres Charakters geworden war, erinnerte.

Goethe konnte nicht ahnen, daß auch er seinem goldenen Jubeltage so nahe sei. Allein der Großherzog hatte beschlossen, daß die funfzigste Wiederkehr des Tages, wo Goethe in Weimar eintraf, der siebente November, zugleich als sein Dienstjubiläum gefeiert werden solle. Die Glieder der großherzoglichen Familie und der zahlreiche Kreis seiner Freunde und Verehrer schienen an diesem Tage zu Einer großen Festgenossenschaft verbunden zu sein; nicht der äußere Glanz, sondern die enthusiastische Liebe, die sich von allen Seiten kund gab, weihte ihm diesen Tag zum schönsten Feste.[65])

Der Großherzog hatte zu der Jubelfeier eine goldene Denkmünze prägen lassen, welche auf der einen Seite die Brustbilder des fürstlichen Paars, auf der andern das lorbeerbekränzte Bildniß des Dichters trug; dem Rande waren einfach die Namen Karl August und Luise eingravirt. „Mehr als Gold" enthielt das sie begleitende Handschreiben des Großherzogs, welches, wenngleich das

officielle Sie diesmal nicht zu umgehen war, doch den warmen Blick der Freundschaft nicht verbirgt:

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath
und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunct an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr des Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

Weimar, 7. November 1825.

Karl August.

Dem edlen Verhältniß, dem Goethe dankbar und anhänglich angehörte, gab der Besuch der gesammten großherzoglichen Familie, welche eine Stunde bei ihm verweilte, den schönsten Ausdruck. Die von der Malerin Luise Seidler, der warmen Verehrerin des Dichters, entworfene Zeichnung hatte in mehr als Einem Sinne das Richtige getroffen, wenn sie Goethe's Ankunft in Weimar im Ge-

leite holder Genien darstellte. Er führte sie mit sich, und er fand sie auch.

Die Landescollegien, die jenaischen Facultäten, die Freimaurerloge ꝛc. brachten ihm durch Deputationen ihre Glückwünsche. Seitens der Landesuniversität ward er durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt begrüßt. Die medicinische und die philosophische Facultät ließen ihm die Diplome ihrer Doctorwürde überbringen; von der theologischen erhielt er eine Votivtafel in Form eines Diploms, begleitet von einem Schreiben, das ein Zeugniß war für die echtprotestantische Denkfreiheit, welche das geistige Wirken des Dichters in seinen Beziehungen zu der Entwickelung deutschen Geistes auch vom theologischen Standpuncte zu würdigen wußte. „Ew. Excellenz", heißt es darin, „haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert."

Der Stadtrath der Residenz ließ durch den Bürgermeister, Hofrath Schwabe, eine Urkunde überreichen, durch welche Goethe's Sohne, dem Kammerrath August von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walther und Wolfgang, so wie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge". Die übrigen reichen Gaben, welche Liebe und Verehrung dem Dichter zu diesem Tage darbrachte, müssen wir hier übergehen; zarte Frauenhände waren für ihn sehr geschäftig gewesen.

Eine sinnvoll angeordnete Feier vereinigte in den letzten Vormittagsstunden die Freunde des Dichters in dem großen Saale der großherzoglichen Bibliothek, wo Sängerchöre und Reden von dem Kanzler Müller und Riemer abwechselten. Bei dem Mittagsmahl in dem festlich geschmückten Saale des Stadthauses die Freude der zahlreichen Festgenossen zu theilen, mußte sich Goethe versagen und sich durch seinen Sohn vertreten lassen, der im Auftrage seines Vaters den Festestoast dem alten Freunde Knebel darbrachte, welchem Goethe den Eintritt in den weimarischen Kreis verdankte. Am Abend ward die Iphigenie, von der zu Ehren des Tages ein Prachtdruck veranstaltet war, zur Aufführung gebracht. Goethe erschien, er wie der Großherzog von endlosem Jubel des Publicums empfangen, der aufs neue sich erhob, als nach dem Wegziehen des Vorhangs statt des Haines der Diana ein Saal mit Goethe's Büste auf lorbeerumkränztem Postament sich aufthat. So war es von Karl August selbst im Stillen angeordnet. Madame Seidel sprach den vom Kanzler Müller gedichteten Prolog, der die Bedeutung des Festes in klangreichen Strophen schilderte. Der dringenden Mahnung des Arztes folgend, zog sich Goethe nach dem dritten Acte zurück. Eine Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofcapelle unter Hummel's Leitung beschloß die Feier, während noch ein Kreis der nächsten Freunde und Freundinnen den heiteren Greis in den letzten Stunden des festlichen Tages umgaben.

Viele Beweise der Liebe wurden ihm auch aus der Ferne zu Theil; in mehreren benachbarten Städten, zu denen die Kunde gedrungen war, hatten sich seine Verehrer ebenfalls zu einer Festfeier vereinigt. Dankbare Erwiderungen hielten Goethe noch einige Wochen hindurch beschäftigt. Am 24. November wurden die Schreiben an

die einzelnen jenaiſchen Facultäten ausgefertigt, in denen er vornehmlich hervorhob, wie viel ſeine wiſſenſchaftlichen Studien ſeinem engen Verhältniß zu der Univerſität Jena ſchuldig geworden ſeien. Am 26. November meldete er ſeinem Zelter: „So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, ſo bedarf das Glück auch dieſes wohlthätigen Einfluſſes; nach und nach erhole ich mich vom ſiebenten November. Solchen Tagen ſucht man ſich im Augenblick möglichſt gleich zu ſtellen, fühlt aber erſt hinterher, daß dergleichen Anſtrengung nothwendig einen abgeſpannten Zuſtand zur Folge hat.“

Viertes Capitel.

1826 — 1832.

Aus den Festsälen treten wir wieder in das bescheidene Hinterzimmer, in die „Einsiedelei" des Dichters, welche Zeuge seiner rastlosen Thätigkeit war bis ans Ende, wo er „Tag und Nacht beschäftigt ist, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben sind". Zu einer Reise in die böhmischen Bäder konnte er sich nicht wieder entschließen. Die gute Jahrszeit entführte ihn nur auf kurze Zeit zu benachbarten Orten; am liebsten war er in seinem ruhig gelegenen Gartenhause, wo er seine Arbeiten ununterbrochen fortsetzen konnte. Hat er Schiller und Winckelmann glücklich gepriesen, daß sie in voller Kraft von hinnen gegangen seien und die Abnahme derselben nicht empfunden haben, so ward auch ihm durch die anhaltende Uebung seines Geistes die seltene Gunst des Schicksals zu Theil, daß er bis zuletzt das Gefühl des vollen Besitzes seiner geistigen Kräfte behielt. Wer noch kurz vor seinem Ende aussprechen kann, er erfahre das Glück, daß ihm in seinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens wohl werth wäre, von dem muß man wohl das Zeugniß Soret's gelten lassen: „er hat die Annäherung seines

Lebensendes nicht durch die Abnahme seiner Fähigkeiten gefühlt." Was er 1828 in einem Toaste als höchsten Wunsch aussprach: „Nie Mangel des Gefühls und nie Gefühl des Mangels" war ihm nicht minder in geistiger Hinsicht gewährt. Auch die Natur behandelte noch den Greis als ihren Liebling. Er genoß, nachdem er die schwere Krankheitsperiode überstanden, in seinen letzten Jahren eine sehr gute Gesundheit; „sein Körper", sagt Dr. Müller, „war noch in ausgezeichneter Weise kräftig, seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen, sein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch ganz den strahlenden Glanz, der sie vor vielen andern charakterisirte".

Das im vorigen Abschnitt gezeichnete Bild der Lebensordnung und der Verhältnisse des Dichters in seiner letzten Lebensepoche haben wir uns wieder zu vergegenwärtigen. Ungetrübt bestanden die edlen Beziehungen zu den Gliedern der fürstlichen Familie, zu dem Kreise der erwählten Freunde, und wenn er auch schon ein „Vorwärts über Gräber"! sich ermuthigend zugerufen hatte, so ward ihm doch das Glück, daß die am innigsten mit ihm verwachsenen Freunde bei ihm ausharrten, zum Theil um gleich nach ihm sich zur Ruhe zu legen. Seine häusliche Umgebung erheiterte ihm den Abend seines Lebens durch die liebevollste Aufmerksamkeit. Große Freude machte ihm sein Enkelpaar, Walther und Wolfgang (sein „Wölfchen"), die er gern beim Frühstücken um sich hatte, gleichsam durch ihre munteren Tändeleien in die rechte Stimmung versetzt, um dann zu der Arbeit des Tages überzugehen, der die Vormittagsstunden meist ununterbrochen gewidmet waren. Es würde daher eine ganz falsche Vorstellung sein, dächte man sich Goethe in seinem Studirzimmer als einen einsiedlerischen Greis, gegen die Welt und die Gegenwart abgeschlossen.

Noch wechselten die Stunden der ernsten Arbeit mit mannigfacher geselliger Unterhaltung ab. Nie war sein Briefwechsel ausgebreiteter und vielseitiger, nie sein Interesse an literarischen und künstlerischen Productionen, großen industriellen Unternehmungen reger, nie seine Lectüre, selbst politisch-historischer Werke, mannigfaltiger, nie seine Beachtung der Entwickelung naturhistorischer Probleme lebendiger. Und nicht Briefe und Bücher allein unterhielten ihn in Wechselverkehr mit der Außenwelt, sondern die Unterhaltung mit den Freunden und den zahlreichen Besuchenden aus den verschiedensten Ländern äußerte ihre anregende und belehrende Einwirkung in gleichem Maße, wie bisher. Vor Allem bewährt sich darin die seltene Kraft seines Geistes, daß er ungeachtet seines hohen Alters keinen der früher angesponnenen Fäden fallen läßt, sondern bis zuletzt das Gewebe zu immer breiterer Fläche fortführt.

In den amtlichen Geschäften der „Oberaufsicht", deren alleiniger Chef er seit v. Voigt's Tode war, ließ er sich mehr und mehr durch jüngere Kräfte vertreten; besonders nahm er für die jenaischen Anstalten die Assistenz seines Sohnes, dermaligen geheimen Kammerraths und Kammerherrn, in Anspruch, an dessen Stelle zuletzt Hofrath Vogel trat. Mehrere seiner amtlichen Schreiben und ausführlichen Berichte gehören seinen letzten Lebensjahren an, und den ihm untergeordneten Instituten gab er viele Beweise seiner fortdauernden Fürsorge; z. B. gründete er 1826 in dem weimarischen Münzcabinet eine „Sammlung von Münzen solcher Münzstätten, welche in der allgemeinen Weltumbildung ihr Münzrecht verloren, zugleich aber auch anderer, die sich für kurze Zeit dergleichen angemaßt, nicht weniger solcher, welche neu aufgetreten und ihr Recht zu behaupten gewußt haben", worin sich, unter anderen, Münzen von

schon wieder untergegangenen südamerikanischen Staaten befinden. Auf seine Veranlassung ward 1831 eine werthvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen aus v. Voigt's Nachlasse angekauft. Dieselbe Ordnungsliebe, die er in all seinen literarischen und Privat-Angelegenheiten beobachtete, bewährte er auch bis an sein Ende in Verwaltungssachen.

Indem wir uns zu Goethe's geistiger Thätigkeit zurückwenden, ist vornehmlich darauf Nachdruck zu legen, daß er sich in seinem höchsten Alter angelegentlicher mit den Interessen der Gegenwart beschäftigte, als in manchen früheren Lebensepochen, wo er oft nach Mitteln sucht, ihrem unmittelbaren Einflusse sich zu entziehen. Das Zeitungslesen versagte er sich wohl manchmal eine Zeitlang, wenn eine Arbeit ihn beschäftigte, welche eine anhaltende geistige Concentration erforderte. Uebrigens war sein Nachdenken der neuesten politischen Entwickelung Europa's gar sehr zugewendet. Ueber die griechischen Angelegenheiten, über Canning's staatsmännische Wirksamkeit konnte man warme Aeußerungen von ihm vernehmen; unter Anderm ward er von Canning's Rede über Portugal, welche der liberalen Politik Englands die Bahn vorzeichnete, zu begeisterter Zustimmung hingerissen. Die Memoiren und Geschichtswerke, welche die Revolutionsepoche und die Zeit der Napoleonischen Kaiserherrschaft darstellen, waren ein stehender Theil seiner Lectüre. Es sind vornehmlich die Charaktere, von denen er sich ein klares Bild zu entwerfen suchte, ein Mirabeau, ein Napoleon ꝛc. Ueber letzteren verglich er die Darstellungen Walter Scott's, der ihm seine Biographie des Kaisers mit einem verbindlichen Schreiben zugesandt hatte, Bignon's, Bourrienne's und Andere, und bewahrte ihm auch nach seinem Sturze ein lebhaftes Interesse.

Unter den Ereigniſſen der neueſten Zeit zogen ſeinen Geiſt vor Allem die großen Projecte an, in denen die Rieſenkraft des Unternehmungsgeiſtes der Friedenszeiten hervortrat. Nachdem er das Werk Alexanders von Humboldt über Cuba und Columbien geleſen hatte, ſprach er mit großer Theilnahme von dem Unternehmen des Durchſtichs der Landenge von Panama. Nicht minder intereſſirte ihn die Kanalverbindung von Donau und Main, ſowie die Anlage eines Kanals durch die Landenge von Suez und meinte, nur um dieſe drei großen Dinge zu erleben, ſei es wohl der Mühe werth, es noch einige funfzig Jahre auszuhalten. Auch mit Plänen und Riſſen großartiger Bauunternehmungen, z. B. des Londoner Tunnels, des neuen Hafens an der Weſermündung, war er anhaltend beſchäftigt.

Mit der ſchönen Literatur der Nachbarländer blieb er in vertrautem Verkehr und ſtand mit mehreren ihrer Vertreter in näherem Verhältniß. Man erſieht dies ſchon aus den Abhandlungen, welche in dieſe letzten Jahre fallen: über „neuere franzöſiſche Literatur", über „Manzoni's Adelchi", über „Volkspoeſie" und „ſerbiſche Lieder", über das „Livre des Cent-et-un", wobei er ſo genau verfuhr, daß er die Sittenſchilderungen deſſelben in einen tabellariſchen Auszug ſich zuſammenſtellte. „Den Vorleſungen von Guizot, Villemain und Couſin" — ſo ſchreibt er 1829 — „folg' ich in ruhiger Betrachtung; le Globe, la revue française und ..... le temps führen mich in einen Kreis, den man in Deutſchland vergebens ſuchen würde". Auch auf die neuere deutſche Literatur blieb ſtets ſein aufmerkſamer Blick gerichtet; mehrere beurtheilende Artikel wurden ihren Erſcheinungen gewidmet. Wenn man ihm dabei vorwirft, daß er mit dem Lobe zu freigebig geweſen ſei und das Mittelmäßige oft über Gebühr geprieſen habe, ſo ver-

gißt man, daß es keine eigentlichen Kritiken, ſondern nur Selbſtbekenntniſſe ſein ſollen, für welche der richtige Geſichtspunct in den Worten an Zelter angedeutet iſt: „was ein Buch ſei, bekümmert mich immer weniger; was es in mir aufregt, das iſt das Höchſte“. Unter dieſe anregenden Werke ſind auch mehrere philoſophiſche zu zählen; Stiedenroth's Pſychologie z. B. hatte er aufs ſorgfältigſte durchgearbeitet und mit Randbemerkungen verſehen.

Von der mehr und mehr ſteigenden Polemik gegen ſeine Schriften, durch die ſich die jüngere Schriftſtellerwelt den Schein geiſtreicher Originalität zu geben gedachte, nahm er wenig Notiz. Von Menzel's Angriffen erfuhr er zuerſt aus dem Globe und erwiderte auf Zelter's Anfrage kurz, er habe viel zu thun, wenn er ſich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und ſeine Arbeiten betrachten. Im Stillen ſchüttelte er wohl den gerechten Unmuth in den leichten Blättchen der zahmen Xenien ab. Das Selbſtgefühl, das ſich hier edel und würdig ausſpricht, kleidet ihn beſſer, als ihn die affectirte Beſcheidenheit zieren würde, über die er in den Anmerkungen zum Divan ein wahres Wort geſprochen hat. Allein die Worte *echter* Beſcheidenheit kommen um ſo wahrer aus ſeiner Seele. Als er in den Gedichten zu dem Maskenzuge von 1818 ſo leiſe über ſich hinweggegangen war, ſchreibt die zum Urtheil berechtigte Frau von Schiller: „Ich weiß es ſehr gut zu verſtehen, da ich ſeine Beſcheidenheit kenne, die nur diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten ſehen konnten, wo er eben eine ſolche Dichtung vollendet hatte.“ Manche Xenie ſpricht in dem Sinne jener Aeußerung, die uns Krug von Nidda mittheilt: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und Einer hat ſich an dem Andern erhoben. Den Vordern ſind wir auf die Schultern geſtiegen, ſahen hierdurch vielleicht

etwas weiter, als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung".

Wenn es äußere Ehre und Auszeichnung bedurft hätte, um ihn für Angriffe und Herabwürdigungen schadlos zu halten, so genoß er diese auch jetzt noch im vollsten Maße. Sein Geburtstag ward an vielen Orten von seinen Verehrern festlich begangen. An seinem achtundsiebenzigsten Geburtstag (1827) trat der König Ludwig von Bayern, der eigens zu dem Zwecke nach Weimar gekommen war, bei ihm ein, vom Großherzoge begleitet, und überreichte ihm Großkreuz und Stern des Civilverdienstordens der bayerschen Krone. Er blieb seitdem mit dem Dichter in Correspondenz. Im nächsten Jahre sandte er seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um für ihn des Dichters Bildniß zu malen. Und welch herzliche Verehrung kam ihm aus weiter Ferne entgegen! Von keinem Fürsten beauftragt, sondern nur von der Verehrung für den großen Dichter getrieben, reiste der französische Bildhauer David 1829 nach Weimar, in der Absicht, Goethe's Büste zu modelliren und dann in Paris in Marmor auszuführen. Er sandte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk unter Ausdrücken der liebevollsten Verehrung: „Es war mir" — heißt es in diesem Schreiben — „ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) unsrer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden." Die colossale Büste wurde Goethe's Bestimmung zufolge auf dem Saale der großherzoglichen

Bibliothek aufgestellt und an dem letzten Geburtstage, den er erlebte, in feierlicher Weise von dem Schleier, womit sie bis dahin verhüllt war, befreit.

Neben diesen enthusiastischen Worten mag die ehrfurchtsvolle Stimme des großen britischen Dichters eine Stelle finden. „Es giebt allen Bewunderern des Genius" — so heißt es in einem Briefe Walter Scott's vom Jahre 1827 — „ein wohlthätiges Gefühl zu wissen, daß eins der größten europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegnahm und so Vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigt hatten, und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken."

Vor seine Nation trat Goethe im März 1826 mit der Ankündigung einer neuen, seit längerer Zeit vorbereiteten Ausgabe seiner Werke, welche als Ausgabe letzter Hand bezeichnet ward. Mancher fand den Dank an den Bundestag, der des Dichters Eigenthum durch bündige Privilegien gegen den Nachdruck und gegen den Verkauf des Nachdrucks schützte, sowie die freundlich einladende Ansprache an das Publicum nicht so stolz und selbstbewußt, wie es dem Dichtergreise geziemen mochte, und glossirte darüber. Eher mochte man es als einen traurigen Beweis von der Rechtlosigkeit, welcher damals noch der deutsche Schriftsteller preisgegeben war, beklagen, daß die Sicherung gegen den literarischen Diebstahl durch Peti-

tionen zu erwirken und mit Ausdrücken des Dankes anzuerkennen war. Auch hatte wohl, der seine literarische Thätigkeit nie durch die Rücksicht auf Erwerb hatte bestimmen lassen, am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn ein Recht, darauf aufmerksam zu machen, daß von der Anzahl der Unterzeichnungen nicht allein des Verlegers Vortheil abhange, sondern sie unmittelbar ihm und den Seinigen zu Gute kommen werde; dem deutschen Volke war eine Gelegenheit gegeben, besser als durch ein Standbild, dem Dichter bei seinen Lebzeiten einen Tribut des Dankes zu zollen.

Wie bei den früheren Ausgaben ward auch diesmal an den älteren Productionen wenig geändert. Für Uebereinstimmung in Orthographie und Interpunction wie für die Revision der neu hinzukommenden Manuscripte sorgten — nicht ohne manche unzeitige Eigenmächtigkeit — die jüngeren Gehülfen, Riemer, Göttling und Eckermann. Der letztere, welchen Goethe wie einen Sohn fast täglich um sich hatte, war vorzüglich mit den „alten hoffnungslos zugeschnürten Manuscriptenmassen" beschäftigt. Manches aus früherer Zeit ward dadurch erhalten und der neuen Ausgabe einverleibt; keine geringe Aufgabe war es, die Sprüche und zahmen Xenien aus ihrer Hieroglyphenschrift zu enträthseln. Außer diesen ward der Sammlung der kleineren Gedichte noch eine Reihe von „Denk- und Sendeblättern" hinzugefügt, in denen der Dichtergreis in Nähe und Ferne an Freunde und Freundinnen zierliche Begrüßungen zu spenden und die von allen Seiten ihm reichlich dargebotene Huld und Verehrung zu erwidern pflegte, zum Theil erbetene Blätter des Andenkens, Dankesworte für Geschenke oder Glückwünsche zu festlichen Lebensmomenten. Früher hatte er solche flüchtige Reimzeilen wenig beachtet und meist verloren gehen lassen; jetzt war zu fürchten, daß

man ihm die Scherzworte, mit denen er die Himburg'ſche Sammlung ſeiner Gedichte abgefertigt hatte, zurückgab.

Goethe ſchätzte ſehr das Gelegenheitsgedicht; aber friſch duftende Blätter konnten nur die ſein, wo volle Liebe und Begeiſterung ſich in einen bedeutungsvollen Moment zuſammendrängte. Dann vernehmen wir auch jetzt noch den lebenvollen Klang der Jugendlieder, z. B. in dem Tiſchliede zu Zelter's ſiebenzigſtem Geburtstage (11. Dec. 1828). Vor allen iſt das Feſtgedicht zum 30. Januar 1828 Goethe's vollendetſten Gelegenheitsgedichten beizuzählen. Ein poetiſcher Dialog zwiſchen dem Gnomen, der Geognoſie und der Technik, ausgeſtattet mit der phantaſievollen Tiefe ſeiner Naturbetrachtung, begleitete die erſten Erzeugniſſe der Stotternheimer Saline, welche zum Geburtstage der Großherzogin von dem Salinendirector Glenck überreicht wurden. Dieſe und andere kleinere lyriſche Gedichte, darunter die „chineſiſch-deutſchen Tags- und Jahreszeiten" (1827) wurden in den deutſchen Muſenalmanachen veröffentlicht, deren Herausgeber ihn ſehr dringend um Beiträge angingen. Goethe fürchtete aber das Schickſal des alten Gleim, deſſen Name lange Zeit in Almanachen unter unbedeutenden Reimen zu finden war, und lehnte fernere Anſuchen ab; „was ſie brauchen", äußerte er gegen Zelter, „habe ich nicht, und was ich habe, können ſie nicht brauchen." Wie gefällig er übrigens mit ſeinem Dichtertalente war, erfuhr z. B. der Intendant des Berliner Theaters, Graf Brühl. Dieſer bat ihn im Januar 1825 um die Erlaubniß, „Hans Sachs poetiſche Sendung" als Prolog zu Deinhardſtein's „Hans Sachs" recitiren zu laſſen. Goethe erbot ſich ſogleich, dazu eine Einleitung in gleichem Sinne und Stil niederzuſchreiben, wodurch der Vortrag des Gedichts anſchaulicher gemacht werde. Dieſer der Perſon eines Nürnberger Meiſterſängers angepaßte

Prolog[66]) ist, gleich andern Gedichten jener Jahre, ein Beweis, daß dem Dichter auch im Alter der muntere humoristische Ton der Hans-Sachsischen Poesie nicht abhanden gekommen war.

Goethe hatte der Thätigkeit dieser Jahre, welche er gegen Zelter als „testamentlich" bezeichnete, drei Hauptaufgaben gestellt, worauf auch in dem Programme der Ausgabe seiner Werke hingedeutet war: die Vervollständigung seiner biographischen Berichte, die Umarbeitung der Wanderjahre und die Vollendung des zweiten Theils des Faust. Diese Arbeiten schlingen sich durch einander bis in sein letztes Lebensjahr, gleich als ob sich an ihm sein muthiges Wort bewähren sollte: so lange man schaffe, habe man keine Zeit zum Sterben.

In den Annalen seines Lebens arbeitete er 1826 die Epoche seines Zusammenlebens mit Schiller nebst der kurzen Eingangsskizze aus. Seine Betrachtung und sein Gespräch wandte sich daher mit erneuter Anhänglichkeit dem frühgeschiedenen Freunde zu. In das Jahr 1826 fällt das erhabene Gedicht „bei Betrachtung von Schiller's Schädel," bei dessen Ermittelung unter den in dem Chaos des Grabgewölbes vorgefundenen Schädeln er selbst mit thätig war. Dieser ward am 17. September nebst Schiller's Büste auf der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt. Goethe hatte die bestimmte Absicht gehabt, dem feierlichen Acte beizuwohnen; doch da er unpäßlich war und die Gemüthsbewegung fürchtete, so ließ er sich durch seinen Sohn vertreten. Seitdem ließ er auch die übrigen Gebeine seines großen Freundes aufsuchen, zu welchem Ende er den Prosector Schröter von Jena kommen ließ. Im darauf folgenden Jahre erhielten auf Karl Augusts Anordnung die Ueberreste des Dichters, in einem dauerhaften Sarkophage wieder vereinigt, einen Platz in der auf dem neuen Fried-

hof erbauten großherzoglichen Familiengruft. Die Anordnung der Beisetzung, welche am 16. December 1827 stattfand, war Goethe übertragen, dem der Schlüssel zum Sarkophag überliefert ward.

Goethe entschloß sich, seinen Briefwechsel mit Schiller schon bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Riemer unterstützte ihn bei dem schließlichen Redactionsgeschäft, indem manche Auslassungen durch Rücksicht auf lebende Zeitgenossen geboten zu sein schienen. Die Autographen wurden wieder unter Siegel gelegt, die seinem letzten Willen zufolge erst 1850 gelöst werden sollten, damit alsdann dieser Briefwechsel unverkürzt, als das wichtigste Document unserer Literaturgeschichte, der Nation übergeben werden könne. Mit den neuesten Ausgaben ist seine Anordnung in Erfüllung gegangen. Goethe widmete die Briefsammlung, welche in den Jahren 1828 und 1829 in sechs Bänden ans Licht trat, dem Könige Ludwig von Bayern. In dem pretiös gehaltenen Dedicationsschreiben tritt aufs neue die Befangenheit hervor, welche Goethe fürstlichen Personen gegenüber nicht ablegen konnte. Wie warm sind dagegen die einfachen Worte, welche von ihm zwei Jahre später als Vorwort zu der deutschen Uebersetzung von Carlyle's Biographie Schiller's geschrieben wurden!

Während der Bearbeitung der Annalen seines Lebens kam Goethe auf den Gedanken, eine ähnliche sorgfältige Redaction den mit Zelter gewechselten Briefen zu widmen, welche sich gewissermaßen als eine Fortsetzung anschlossen, „indem das Verhältniß beider Freunde von 1800 an sich durch alle Lebensereignisse hindurchschlingt, so daß er es zu einem ewigen Zeugniß wünschte erscheinen zu lassen." Mit Anfang des Jahres 1825 wurden die früheren Zelter'schen Briefe mit den Goethe'schen ins Reine geschrieben und

die nachfolgenden Jahrgänge regelmäßig angereiht. Von dem Augenblicke an war es freilich kein unbelauschtes Freundegespräch mehr; doch ändert das in Rücksicht auf Goethe nichts, der längst bei jedem Briefe, den er schrieb oder dictirte, an künftige Veröffentlichung zu denken hatte. Durch beiderseitige testamentliche Bestimmung wurde die dereinstige Herausgabe der Briefe dem Hofrath Riemer übertragen, der schon bei der Vergleichung und Durchsicht der Abschrift Goethe behülflich war.

Seine letzten Briefe aus Italien, besonders die an Frau von Stein, gaben ihm den Faden zur Darstellung seines zweiten Aufenthalts in Rom, die er schon, um sie den Schilderungen der italienischen Reise unmittelbar anzuschließen, im Jahre 1820 vorgenommen hatte. Jedoch erst im Mai 1828 berichtet er, das „Märchen" seines zweiten Aufenthalts in Rom habe er zu dictiren angefangen. Die eigentliche Ausführung ward nach Beendigung der Wanderjahre im Sommer 1829 vorgenommen; er bezog seine stille Gartenwohnung, um in der Einsamkeit „seines grünen Thals" die fernliegenden Erlebnisse in seiner Phantasie wieder hervorzurufen. „Ich habe", schreibt er am 18. Juli an Zelter, „mir hier in meinem Erdsälchen das alte und neue Rom in weitschichtigen Bildern, nicht weniger das alte Latium vor Augen gehängt und gestellt, viele Bücher dieses Inhaltes und Sinnes um mich versammelt und belebe so möglichst die Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Rom." Goethe war froh, in seiner Zurückgezogenheit gegen den zeitraubenden Zudrang von Besuchenden mehr geschützt zu sein, muß jedoch beim Abschluß seiner Arbeit bekennen, er habe wohl das Doppelte thun können, ohne das unaufhörliche Hin- und Herzerren von guten lieben Fremden, die nichts bringen und nichts holen. Doch würden wir durch größere Aus-

führlichkeit (es wäre denn, daß er die Schilderung seiner Rückreise hinzugefügt hätte) wenig gewonnen haben, da er sich's von vornherein versagte, das Liebesverhältniß, welches ihn in Rom umschlang und ihm den Abschied so überaus schmerzlich machte, nach seiner eigentlichen Beziehung und Bedeutung hervortreten zu lassen, während der dem wahren Hergang substituirten Dichtung das frische Colorit früherer ähnlicher Darstellungen abgeht.

Nahe dem Ziele den weiten Gang seines Lebens überblickend, empfand es Goethe aufs tiefste und bekannte es mit den lebhaftesten Ausdrücken, daß alle seine Liebesverhältnisse, so leidenschaftlich sie im Momente sein mochten, doch nur „leicht und oberflächlich" gewesen seien im Vergleich zu seinem mit ganzer Hingebung eines vollen warmen Herzens geschlossenen Bunde mit Lili. Dies Gefühl zog ihn wiederholt zu der Darstellung jenes schmerzlich-glücklichen Lebensjahres; allein das Verhältniß erschien ihm noch in der Erinnerung so zart, daß er nur zögernd die Hand an die Zeichnung legte; sie ward von Zeit zu Zeit in kleinen Abschnitten fortgeführt und beschäftigte ihn noch in dem letzten Jahre seines Lebens; doch berichtet Riemer, Goethe's Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" reiche bei weitem nicht an die Wärme und Lebendigkeit, womit er ihm die Scenen seiner Liebe zu Lili in mündlicher Unterhaltung geschildert habe.

Im Jahre 1830 sah er in Weimar das reizende Fräulein von Türckheim, eine Enkelin Lili's, die Tochter ihres mit der Gräfin Cäcilie von Waldorf verheiratheten Sohnes Karl. Als Soret bald nach ihrer Abreise die Anmuth des Mädchens und den Eindruck, den sie in Weimar gemacht, schilderte, erwiderte Goethe: ihm würden alle seine alten Erinnerungen erweckt; er sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor sich und ihm sei, als

fühle er den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Indem das Gespräch sich zu dem noch ungedruckten vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit" wandte, äußerte er: „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war." Lili von Türckheim hatte am 6. Mai 1817 auf dem Gute Kraut-Ergersheim bei Straßburg ihr schönes irdisches Dasein beschlossen.

Den zweiten Theil des Faust und die Wanderjahre hatte Goethe 1825 zu gleicher Zeit zu bearbeiten angefangen und ließ diese Arbeiten mit einander abwechseln. Helena, als der Mittelpunct der Fortsetzung der Faustdichtung, größtentheils schon in früherer Abfassung vorhanden, ward zuerst vorgenommen und im Sommer 1826 vollendet. Die neue Zugabe scheint an der Stelle zu beginnen, wo Faust und Helena verschwinden und aus ihrem Liebesbunde Euphorion hervorgeht, in welchem der Genius der neuern Poesie, der das Classische und Romantische in sich vereint, in nächster Beziehung zu Lord Byron zur Erscheinung kommt. Besser hätte in der deutschen Dichtung die Erinnerung an Schiller hier eine Stelle gefunden, wenn die Bescheidenheit den Dichter hinderte auf sich selbst hinzudeuten.

Goethe war um diese Zeit wieder sehr mit der griechischen Tragödie beschäftigt; er vervollständigte seine Arbeit

über Euripides Phaethon und entſagte nur mit Widerſtreben dem Genuſſe, auf längere Zeit in jenen Regionen zu verweilen, in die er beſonders durch ein Programm Hermann's über drei antike Philoctete ſich verlockt fühlte; aber „ich mußte mich bald los machen von dieſen Betrachtungen, ſie hätten mich ein Vierteljahr gekoſtet, das ich nicht mehr nebenher auszugeben habe."

Er hielt ſeine Thätigkeit zunächſt bei den Wanderjahren feſt, da er bei der Ankündigung der Geſammtausgabe verſprochen hatte, das Werk „wieder neu aufzubauen, ſo daß nun in einem ganz andern daſſelbe wieder erſcheinen werde." An Eckermann erzählte er eines Tages: „Um den vorhandenen Stoff beſſer zu benutzen, habe ich den erſten Theil ganz aufgelöſt und werde nun ſo durch Vermiſchung des Alten und Neuen zwei Theile bilden. Ich laſſe nun das Gedruckte ganz abſchreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, ſind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein ſolches Zeichen kommt, ſo dictire ich weiter und bin auf dieſe Weiſe genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu laſſen." Auch wurden einige der einzuſchaltenden Novellen, „die Geſchichte des nußbraunen Mädchens" und „der Mann von funfzig Jahren" fortgeführt.

Die im Jahre 1826 ausgearbeitete Novelle[67]) vom Kinde und Löwen, deren Sujet Goethe ſchon vor dreißig Jahren epiſch zu behandeln gedachte, war anfangs ebenfalls dazu beſtimmt, an den Faden der Wanderjahre angereiht zu werden. Da ſie jedoch außer Zuſammenhang mit der Hauptidee des Romans ſteht, ſo ließ er ſie mit Recht davon getrennt. Den früheren Entwurf hatte er nicht wieder auffinden können, daher war er genöthigt ein neues Schema zu machen. In der durchſichtigen Form dieſer Novelle hat ſich die künſtleriſche Klarheit des Dichters

wieder in so ausgezeichnetem Grade bewährt, daß er wohl berechtigt war, auf diese Dichtung mit besonderer Zuneigung zu blicken. In dem Gleichniß, das er in Beziehung auf sie gegen Eckermann gebrauchte, spricht er im Grunde das Geheimniß seines geistigen Schaffens überhaupt aus: „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet; die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen."

Nachdem Goethe im Frühling des Jahres 1827 die Wanderjahre so weit geführt hatte, daß er Zelter den zweiten Band als fertig ankündigen konnte, ward er wieder mehr zum Faust hingezogen, wobei die günstige Aufnahme, welche Helena gefunden hatte, ermuthigend mitwirkte. Nach alter Gewohnheit arbeitete er nicht einen Act nach dem andern vorwärtsschreitend aus, sondern bald vorn, bald am Schlusse, je nachdem ihn eine oder die andere Partie besonders anzog. Er widmete dieser Dichtung die frühen Morgenstunden; doch rückte sie nur langsam vor, so daß oft nicht mehr als ein Blatt fertig wurde. 1827 wurde der fünfte Act, mit Ausnahme des Einganges, ins Reine gebracht; dann kehrte er zu den ersten beiden Acten zurück, welche die Bestimmung hatten, die Vorstufen zu Helena zu bilden. „In den ersten beiden Acten", äußerte er gegen Eckermann, „klingt schon das Classische und Romantische an und wird zur Sprache gebracht, damit es zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden".

Da unterdeß die Herausgabe seiner Werke vorwärts

rückte, ſo drang Eckermann in ihn, Alles bei Seite zu laſſen und den Sommer von 1828 dazu anzuwenden, die Wanderjahre reicher auszuſtatten. Nochmals fühlte Goethe ein Verlangen, ſich nach Böhmen zu begeben; dahin luden ihn namentlich die perſönlichen Beziehungen zu dem Grafen Caſpar von Sternberg, dem Genoſſen ſeiner botaniſchen und mineralogiſchen Forſchungen. Seine Theilnahme für die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Böhmens war, wenn auch die früheren regelmäßigen Beſuche unterblieben, unverändert, ja noch geſteigert, ſeit er von der 1822 gegründeten Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen, deren Vorſitz Graf Sternberg führte, zum Ehrenmitgliede ernannt war; ſein ausführlicher Bericht über die Monatsſchrift, der ſich zu einer tiefeingehenden Schilderung des böhmiſchen Landes und ſeiner Cultur erweitert, giebt davon Zeugniß. Da er auf die böhmiſche Reiſe glaubte verzichten zu müſſen, ſo beabſichtigte er wenigſtens einen Ausflug nach Freiberg zu machen, um dort die unterbrochenen mineralogiſchen Studien wieder anzuknüpfen und „nachzuholen“. Eine unerwartete Trauerbotſchaft machte alle Pläne zu nichte. Sein geliebter Fürſt endete am 14. Juni 1828 auf der Rückreiſe von Berlin, zu Gradiz bei Torgau vom Schlage gerührt.

Schon kränkelnd, war Karl Auguſt nach Berlin gereiſt und hoffte nach dieſem zerſtreuenden Ausflug in den Bädern von Teplitz die ſchwindenden Kräfte wieder herzuſtellen. Trotz ſeiner körperlichen Erſchöpfung war ſein Geiſt noch jugendlich rege; es ſchien in den letzten Lebensblicken die Energie ſeines Geiſtes noch einmal in ihrer ganzen Fülle und Schönheit hervorzutreten. „Als ſei eine ſolche Lucidität“ — heißt es in einem Briefe Alexanders von Humboldt an den Kanzler v. Müller — „wie bei den erhabenen ſchneebedeckten Alpen, der Vorbote des ſcheidenden

Lichtes, nie habe ich den großen menſchlichen Fürſten lebendiger, geiſtreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender geſehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier beſaßen.“ Humboldt ließ er faſt nicht von ſeiner Seite und durchſprach mit ihm die verſchiedenartigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft, vor allen die Probleme der neueren Naturforſchung, dabei mit einer ſo aufgeregten Lebendigkeit von dem Einen zum Andern greifend, daß Humboldt in ahnungsvoller Beſorgniß gegen ſeine Freunde äußerte, ihm ſei dieſe Lebendigkeit, dieſe geheimnißvolle Klarheit des Geiſtes bei ſo viel körperlicher Schwäche ein ſchreckhaftes Phänomen.

Der Schmerz über den unerſetzlichen Verluſt erſchütterte Goethe aufs tiefſte; alle Troſtworte lehnte er ab und wollte davon nichts wiſſen. „Ich hatte gedacht“, ſagte er zu Eckermann, der ſpät am Abend zu ihm kam und ihn ganz niedergebeugt antraf, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, ſo gut und ſo lange es gehen will.“ Die verwittwete Großherzogin befand ſich in Wilhelmsthal; an ſie richtete er, was Liebe und Fürſorge ihm in dieſen Momenten Tröſtendes und Erhebendes eingab. Sie benahm ſich, wie ſtets im Unglück, ſtandhaft und gefaßt. Der neu antretende Großherzog Karl Friedrich befand ſich mit ſeiner Gemahlin in Rußland und kehrte erſt im Juli zurück. Um „bei dem ſchmerzlichen Zuſtande des Innern“ den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, begab ſich Goethe am 7. Juli nach dem im reizenden Saalthale gelegenen Schloſſe Dornburg. Mögen uns ſeine eigenen Worte dieſen Zufluchtsort und den Frieden, den er wiederum über ſein Gemüth verbreitete, ſchildern.

„Ich weiß nicht“, ſchreibt er am 10. Juli an Zelter, „ob Dornburg Dir bekannt iſt; es iſt ein Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlöſſern und Schlößchen, gerade am Abſturz des Kalkflötzgebirges, zu den verſchiedenſten Zeiten erbaut iſt; anmuthige Gärten ziehen ſich an Luſthäuſern her; ich bewohne das alte neuaufgeputzte Schlößchen am ſüdlichſten Ende. Die Ausſicht iſt herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer ſind reichlich behangen, und unter meinem Fenſter ſeh' ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödeſten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an deſſen Ergrünung Er ſich die letzten Pfingſttage noch zu erfreuen die Luſt hatte. Von den andern Seiten ſind die Roſenlauben bis zum Feenhaften geſchmückt und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erſcheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf ſchwarz-grauem Grunde. Seit funfzig Jahren hab' ich an dieſer Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo ſeine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeſchmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mäßig und ſchicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terraſſen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn ſie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengſtlichkeit zu leiſten verpflichtet iſt, alles vollkommen, Anlage wie Flor. Und wie es iſt, wird es beſtehen, da die jüngere Herrſchaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieſer Zuſtände gleichfalls in ſich trägt und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem

Aufenthalte bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand giebt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Eine weitere Ausführung dieser symbolischen Betrachtung seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes enthält sein Schreiben[68]) an den Kammerherrn von Beulwitz, welchen der Großherzog Karl Friedrich beauftragt hatte, sich nach Goethe's Befinden zu erkundigen und die Versicherung der wohlwollendsten Gesinnungen hinzuzufügen. In Erwiderung dieser Zuschrift sprach Goethe ausführlich aus, was ihm in seinem Schmerze Beruhigung gegeben, die Zuversicht, daß wohlgegründete und geordnete Zustände von Geschlecht zu Geschlecht fortdauern werden. „Ein so geregeltes sinniges Regiment", heißt die mit der Schilderung des trefflich cultivirten Thals verknüpfte Betrachtung, „waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt." In Bezug auf sich selbst fügt er hinzu, daß er seine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wisse, als wenn er Alles, was noch an ihm sei, seinem Fürsten und seinem Lande von neuem anzueignen sich ausdrücklich verpflichte.

Zehn Wochen verweilte er auf dem Dornburger Schlosse, wiederholt erfreut durch den Besuch der Freunde aus dem nahen Jena, zu denen auch er manchmal hinübereilte; auch die Weimarer Freunde suchten ihn auf. Jede Spur von

Feierlichkeiten zu seinem Geburtstage hatte er „verbeten und verboten"; den 3. September ließ er, wie sonst, durch die Weimarer Kunstausstellung feiern.

Was er in diesen Wochen „aus Unruhe, Neigung und Langeweile" trieb und leistete, war „sehr vielerlei, dergestalt daß es nicht leicht zur Erscheinung kommen" konnte. „Also sitze ich hier" — schreibt er an Knebel (18. August) — „auf dieser Felsenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in grenzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit; es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen, und wie viel Buch Papier ich verdictirt habe." Sein Geist fand, wie er in trüben Stimmungen pflegte, Erheiterung im Studium der Natur. In jenen Tagen begann die bis an sein Ende fortgesetzte Beschäftigung mit dem Leben und den Schriften des Joachim Jungius, dessen Harmonielehre und naturhistorische Ansichten ihm sehr beachtenswerth erschienen.[69])

Zu botanischen und meteorologischen Beobachtungen forderte sein dermaliger Aufenthalt ganz besonders auf. Mochte er gleich von der Witterungskunde keine großen Resultate erwarten, so zog sie ihn doch als Naturbetrachtung an. Er giebt darüber seinem Zelter ein charakteristisches Bekenntniß: „Das Studium der Witterungslehre geht, wie so manches Andere, nur auf Verzweiflung hinaus. Die ersten Zeilen des Faust lassen sich auch hier vollkommen anwenden. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen: daß derjenige, der nicht mehr verlangt, als dem Menschen gegönnt ist, auch hier für angewandte Mühe gar schön belohnt werde. Sich zu bescheiden ist aber nicht jedermanns Sache. Hier, wie überall, verdrießt es die Leute, daß sie dasjenige nicht erlangen, was sie wünschen und hoffen, und da glauben sie gar nichts empfangen zu haben.

Man müßte z. B. vor allen Dingen auf das Vorauswiſſen und Prophezeien Verzicht thun, und wem iſt das zuzumuthen?“ Mehrere Witterungsbeobachtungen und daneben manches feingezeichnete Naturbild nahmen die Briefe an Zelter auf und werden in den Dornburger Liedern zu erhebenden poetiſchen Klängen. Den Hauch dieſer dichteriſchen Stimmung fühlt man ſelbſt in den kurzen Tagebuchsaufzeichnungen: „18. Auguſt. Vor Sonnenaufgang aufgeſtanden. Vollkommene Klarheit des Tages. Der Ausdruck des Dichters: heilige Frühe ward empfunden.“ — „Und ſo fortan in Ehrfurcht der allwaltenden Mächte“ — ſchließt ein Brief an Zelter.

Als Goethe am 11. September nach Weimar zurückgekehrt war, forderte zunächſt die Vollendung der Wanderjahre, deren Druck gegen das Ende des Jahres beginnen mußte, ſeine ganze Thätigkeit. „Hieran iſt zwar“ — heißt es in Eckermann's dermaligen Aufzeichnungen — „bereits viel gethan, aber noch ſehr viel zu thun. Das Manuſcript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt ſein wollen. Hier fehlt etwas in der Expoſition, hier iſt ein geſchickter Uebergang zu finden, damit dem Leſer weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk ſei; hier ſind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und ſo iſt an allen drei Bänden noch viel nachzuhelfen.“ Das Werk wurde wieder in Fluß gebracht und ſchloß ſich feſter zuſammen; Manches wurde jedoch nur eingefügt oder angehängt, um den drei dazu beſtimmten Bänden den nöthigen Umfang zu geben. Im Februar des nächſten Jahres konnte der letzte Reſt des Manuſcripts zum Drucke überſandt werden.

Die Ueberarbeitung leiſtete dem Romane weſentliche Dienſte. Mehrere Abtheilungen von bedeutendem Gehalt

wurden hinzugefügt, andere erhielten eine zweckmäßigere Anordnung, und die einzelnen Partieen wurden durch neue Uebergänge und Ergänzungen mit einander verbunden. Die frühere Tendenz dieſer Dichtung, daß jeder ſeine Kräfte zum Wohl des Ganzen anwenden müſſe, iſt geblieben, aber mehr aus einem allgemeinen ſocialen Geſichtspuncte behandelt worden. Damit aber die vorwaltenden materiellen Beſtrebungen ein Gegengewicht erhalten, hat der Dichter die ideale Erſcheinung der dem Ueberirdiſchen zugewendeten Makarie in die Handlung verflochten, die aus dem Aether der klarſten Herzensreinheit auf die irdiſchen Verwirrungen niederſchaut und die Verwickelungen durch die Hoheit ihrer Seele verſöhnend löſt. Zwar iſt Goethe's letztem Romane das friſche Leben, das die Darſtellung der Lehrjahre auszeichnet, durch die Hinneigung zum Didaktiſchen und die fragmentariſche Behandlung, welche auch die letzte Bearbeitung nicht zu verdecken vermochte, entzogen worden, und der Stil fließt nicht mehr in ſo leichten klaren Wellen dahin, wie in den Jahren der vollen männlichen Kraft; jedoch zeugt auch dieſe Dichtung von einer ſo vielſeitigen Anſchauung, von einer ſo großartigen Auffaſſung des modernen Lebens, daß ſie an Reichthum der Ideen keinem ſeiner älteren Werke nachſteht.[70])

Nachdem Goethe im Sommer 1829 die Schilderung ſeines römiſchen Aufenthalts durchgearbeitet und mehrere Redactionsgeſchäfte, auch ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze, beſeitigt hatte, ruhte ſein Geiſt wieder ganz auf ſeinem Fauſt. Er glaubte damals ſchon den Abſchluß ſo gut als vollbracht, indem er Alles ſo deutlich in Herz und Sinn habe, daß es ihm oft unbequem falle, und hoffte ſchon mit nächſtem Frühling den Freunden die Beendigung ſeines Werkes mittheilen zu können. Allein er wälzte dieſen Stein nur langſam von der Stelle; die claſſiſche

Walpurgisnacht lag noch als eine unüberwindliche Höhe vor ihm.

Durch angestrengte Thätigkeit suchte er auch den Schmerz zu überwinden, welcher ihn mit dem am 14. Februar 1830 erfolgten Hinscheiden der verwittweten Großherzogin traf. Anfangs schien er seiner Empfindungen Herr werden zu wollen. „Der Schlag, der uns lange bedroht", — sagte er zu Soret, der im Auftrage der Großherzogin Marie zu ihm ging, um ihm in ihrem Namen einen Condolenzbesuch zu machen, — „hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen; wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurecht setzen". Als Soret auf Goethe's Papiere hinwies und die Arbeit als die beste Trösterin bezeichnete, erwiderte er: „so lange es Tag ist, wollen wir den Kopf schon oben halten, und so lange wir noch schaffen können, werden wir nicht nachlassen", und lenkte dann mit Lebhaftigkeit das Gespräch auf andere Gegenstände. Als jedoch Soret sich am folgenden Vormittag im Auftrage der Großherzogin nach seinem Befinden erkundigte, fand er ihn betrübt und gedankenvoll. „Ich muß mit Gewalt arbeiten", sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt". In seinen Aeußerungen blickte seit der Zeit häufiger das Vorgefühl seines nahen Todes durch. Soweit die regierende Familie im Stande war, die schmerzlichen Verluste gewohnter Liebe durch eine freundliche Gegenwart vergessen zu machen, hatte er die herzlichste Theilnahme und Fürsorge dankbar anzuerkennen. „Wenn ich Ihnen nun versichern kann", schreibt er im April an

Varnhagen von Enſe, „daß Ihre kaiſerliche Hoheit die Frau Großherzogin ſich fortwährend Alles zu thun geneigt erweiſt, was mir in meinen Zuſtänden Freude machen kann, indem ſie die mir noch anvertrauten Geſchäfte und was mich ſonſt berührt, auf die zarteſte und ſinnigſte Weiſe zu fördern und mich dadurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir geſtiftete Gute mich überleben ſolle: ſo wird gewiß auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Geiſte immer tiefer ſich einwurzeln". Ihre regelmäßigen Beſuche zählte er ſtets unter ſeine ſchönſten Stunden. Nicht minder gab ihm der Großherzog immer neue Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit und beſuchte ihn manchen Abend ganz allein auf ſeinem Studirzimmer. Daß er Goethe „wie einen Vater" geehrt und geliebt habe, ſprach er noch kurz vor deſſen Hingang aus.

Eine erheiternde Nachfeier ſeines Weimarer Jubelfeſtes konnte Goethe noch in dieſem Jahre mit engverbundenen Freunden begehen; am Vorabend des Johannisfeſtes waren funfzig Jahre ſeit ſeiner Aufnahme in die Freimaurerloge verfloſſen. Die Feſtlichkeit, welche die Brüder zu dieſem Tage veranſtaltet hatten, erwiderte Goethe am nächſten Tage mit dem Gedichte „Funfzig Jahre ſind vorüber ꝛc.", hinweiſend auf ferneres freudiges Zuſammenwirken, „um die Menſchheit fortzuehren".

Goethe brachte den Sommer von 1830 in größter Zurückgezogenheit zu, angeſtrengt mit der Vollendung des Fauſt beſchäftigt. Alles Zeitungsleſen, ſelbſt der von ihm ſo geſchätzten franzöſiſchen und engliſchen Zeitſchriften, ſchaffte er ab, um durch nichts zerſtreut zu werden. Die Unterhaltungen der Freunde ſetzten ihn von allem Bedeutenden in Kenntniß. Daher ließ er ſich auch nicht um ſeine Ruhe bringen, als die Juli-Revolution Frankreich und bald einen großen Theil Europa's erſchütterte. Man

kann sich Soret's Erstaunen vorstellen, als er in höchster Aufregung über die Nachricht von den Pariser Ereignissen zu Goethe kam und dessen erste Frage: was denken Sie von dieser großen Begebenheit? sich nicht auf die Revolution, sondern auf den gleichzeitig zum Ausbruch gekommenen wissenschaftlichen Streit der beiden großen Naturforscher St. Hilaire und Cuvier bezog. Goethe glaubte nicht, wie Niebuhr, an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich sein klares politisches Urtheil und bewies aufs neue, daß er es verstand, die ihn umgebenden Ereignisse auf den historischen Standpunct zu bringen. „Das Pariser Erdbeben", schreibt er am 5. October an Zelter, „hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Bestehenden liegt darin, daß sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen, und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, so ist's wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Troja's versieht man's und innerhalb Troja's desgleichen." Er ließ sich dadurch nicht in seiner Arbeit unterbrechen und war froh, die classische Walpurgisnacht (die „republikanische" im Gegensatz zu der monarchischen Brockennacht) glücklich zu bezwingen. Da traf ihn im Anfang des Novembers, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und gebot Stillstand.

August von Goethe[71]) hatte vom Vater treffliche Anlagen angeerbt und sich durch Studien eine vielseitige Bildung erworben. Er besaß dichterisches Talent; des Vaters reiche Sammlungen hielt er stets in bester wissenschaftlicher Ordnung und war auch, wenn er sich den Geschäften hingab, ein gewandter Arbeiter. Allein der früh in ihm entwickelte Hang zu einer ungeregelten Lebensweise

gewann zuletzt die Oberhand über die geistigen Interessen. Mancherlei Umstände und Verhältnisse trugen dazu bei, ihn mit Mißmuth und Trotz gegen die Welt zu erfüllen, und bei seinem energischen Wesen suchte sich die Verstimmung des Gemüths in Wüstheit und Brutalität Luft zu machen, welche manchmal nur die Maske für tiefere Gefühle war. Ungeachtet dieser Gegensätze bestand zwischen Vater und Sohn ein inniges Verhältniß. Goethe behielt stets eine wahrhafte Liebe für seinen Sohn und schenkte ihm (nach Vogel's Ausdruck) ein fast unbegrenztes Vertrauen; ebenso wissen wir aus zuverlässigen Zeugnissen, daß dieser für den Vater die größte Verehrung hegte und vor ihm kein Geheimniß hatte. „Mein Vater," sagte er, „ist mein Beichtiger; über ihn geht mir nichts." Er wie der Vater hofften, daß eine Reise nach Italien seine zerrüttete geistige wie körperliche Gesundheit herstellen werde.

Am 22. April trat er in Begleitung Eckermann's seine sehnlich erwartete Reise an. Seine ersten Briefe aus Ober-Italien waren sehr erfreulich; „sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner früheren mehrfachen Kenntnisse". In Genua trennte er sich von Eckermann, der nach der Heimat zurückging. Der Bruch des Schlüsselbeins, der sich zwischen Genua und Spezia ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest. Nachdem er darauf einen längeren Aufenthalt in Florenz „musterhaft benutzt" hatte, schiffte er sich in Livorno direct nach Neapel ein. Er schloß sich hier an den kenntnißreichen Architecten Zahn an und verweilte in dessen Gesellschaft mit reger Kunstliebe bei den Ueberresten von Pompeji. In seiner Gegenwart begann am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser Pompeji's, welches zu Ehren des Tages den

Namen Casa di Goethe erhielt. Seine Briefe aus Neapel deuteten indeß schon auf eine krankhafte Exaltation und wollten dem Vater nicht recht gefallen. „Eine Schnellfahrt nach Rom" — fährt Goethe in seinem Bericht an Zelter fort — „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen [28. October] schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war". (In schwermüthiger Stunde während seines römischen Aufenthalts hatte Goethe sein Grab bei der Pyramide des Cestius gezeichnet, worauf auch in den Elegieen hingedeutet wird). Um Goethe einen Beweis seiner Verehrung zu geben, erbot sich Thorwaldsen, ein von ihm skizzirtes Denkmal für den Verstorbenen auf eigene Kosten auszuführen.

Als die Trauerbotschaft an Goethe gelangt war, nahm er alle seine Kraft zusammen, um auch diesen Schmerz mit Würde und Fassung zu tragen. „Es scheint", schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven...., sondern aus Drath zusammengeflochten." Eines Tages äußerte er „mit hervorbrechendem Unmuth" gegen Dr. Vogel — es erinnert an seine Elegie „Euphrosyne" — „daß die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird." Zu dem Schmerz über den Verlust gesellte sich noch die Sorge, daß er alle Lasten, die er demnächst, ja mit dem neuen Jahre, abzustreifen und einem Jüngern zu übertragen hoffte, nunmehr wieder allein weiterzutragen habe. Namentlich beschwerte ihn jetzt von neuem die Verwaltung

seiner eigenen weitläufigen Privatangelegenheiten. „Hier nun" — so fährt er mit der Entschlossenheit eines großen Charakters fort — „allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

Er zwang sich zwei Wochen hindurch zur Fortsetzung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit", um seine Gedanken von dem traurigen Ereignisse abzuleiten — „über Gräber vorwärts!" Allein der Gemüthserschütterung, verbunden mit dieser Geistesanstrengung, vermochte der Körper auf die Länge nicht zu widerstehen. „Plötzlich" — so berichtet er später an Zelter — „nachdem keine entschiedene Andeutung noch irgend ein drohendes Symptom vorausging, öffnete sich ein Gefäß in der Lunge [in der Nacht vom 24. zum 25. November], und der Blutauswurf war so heftig, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hülfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben." Das bis zum Ersticken stromweise aus den geborstenen Blutgefäßen durch den Mund fließende Blut hatte ein tiefes und weites Waschbecken halb angefüllt. Dennoch mußten noch durch Aderlässe ihm zwei Pfund Blut entzogen werden, wodurch der Puls, der kaum funfzig Mal in der Minute schlug, weicher ward. Schon verbreitete sich die Todeskunde; doch noch einmal half ihm seine gesunde Natur durch. Am 29. November konnte er eigenhändig seinem Zelter melden, das Individuum sei noch beisammen und bei Sinnen.

Seine Genesung schritt rasch vor, und er genoß bis zu seinem letzten kurzen Krankenlager, außer einigen ka-

tarrhaliſchen Beſchwerden, an denen er von je her häufig litt, eine gute Geſundheit. „Stellten ſich auch“ — berichtet ſein Arzt Hofrath Vogel[72]) — „Schwächen des Alters, beſonders Steifheit der Gliedmaßen, Mangel an Gedächtniß für die nächſte Vergangenheit, zeitweiſe Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit ſchnell zu überſehen, und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, ſo genoß er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greiſen ſeines Alters, noch einer ſolchen Fülle von Geiſtes- und Körperkraft, daß man ſich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch ſeine Gegenwart erfreuen, mit Zuverſicht hingeben durfte.“ Doch verhehlte ſich Goethe ſein nahes Ende nicht und ſprach mit Ruhe davon; „ich traue dem Landfrieden nicht“, ſchreibt er nach ſeiner Wiederherſtellung an Zelter, „und befleißige mich das Haus zu beſtellen.“ Mehrmals nahm er Veranlaſſung, ſeinem Amtsgenoſſen Vogel die von ihm gepflegten Anſtalten und vorzüglich auch einzelne bei denſelben Angeſtellte zu empfehlen, und mehrere teſtamentliche Anordnungen wurden getroffen. Indeß hatte das Wort Tod etwas Düſteres für ihn, dem er daher gern mit euphemiſtiſcher Wendung auswich, und wie mit kalter Hand ergriff ihn mitunter der Gedanke „an die dunkle Nacht, wo alles Wirken aufhört.“ Ueberhaupt fühlte er ſich verſtimmt, wenn man zwecklos finſtere Bilder durch die Unterhaltung hervorrief. So war es ihm unleidlich, von der Cholera, die im Jahr 1831 zum erſtenmal Deutſchland erſchreckte, reden zu hören; „es verdirbt mir die Phantaſie auf lange Zeit“, pflegte er bei Ablehnung ſolcher Gegenſtände entſchuldigend zu äußern. Etwas Anderes war es für ihn, ſich ausführlich mit Aerzten über die Natur und den Verlauf dieſer Krankheit zu unterhalten und ſie in ihrer phyſiologiſchen Erſcheinung kennen zu lernen.

Ottilie von Goethe suchte dem Greise die letzten Lebenstage durch die treueste Pflege und Fürsorge zu erheitern und zu erleichtern. Sie entsagte den gesellschaftlichen Verbindungen, um ihm möglichst viel sein zu können, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und widmete ihm die Abendstunden. Er ließ sich von ihr vorlesen oder las auch selbst vor. An den Abenden des letzten Winters wurden vorzüglich die Biographieen Plutarch's gelesen, nicht in der von dem Autor beliebten vergleichenden Zusammenstellung, sondern in chronologischer Folge, erst die Griechen, dann die Römer; durch Niebuhr's Werk über die römische Geschichte, in das Goethe sich im Jahre 1830 mit großem Interesse hineingelesen hatte, war er wieder zu der Geschichte des Alterthums hingezogen worden. Den zweiten Theil seines Faust las er niemandem, außer seiner Schwiegertochter, vor. Sie leitete in den Jahren 1830 und 1831 die Herausgabe einer originellen weimarischen Zeitschrift, welche dem Tiefurter Journal zu vergleichen war, unter dem Titel Chaos.[73]) Soret, Eckermann und Parry, ein in Weimar lebender Engländer, unterstützten sie bei der Redaction. Jeden Sonntag erschien ein Blatt. Nur wer 24 Stunden in Weimar zugebracht hatte, durfte Mitarbeiter und Mitleser des Journals sein; daher wurden nicht mehr als funfzig Exemplare gedruckt und unter die Mitarbeiter vertheilt; Andern durfte es nicht einmal gezeigt werden, und die Namen der Verfasser und Verfasserinnen erfuhr nur Frau von Goethe. Vorzüglich nahmen die in Weimar sich aufhaltenden Fremden, Franzosen und Engländer, daran Theil, so daß die Beiträge die verschiedensten Sprachen redeten, was der damals eingerissenen Mode entsprach, in Gesellschaften fremde Sprachen zu reden. Obgleich Goethe das Unternehmen nur als einen „dilettantischen Spaß" ansah, bei dem nichts Großes und

Dauerhaftes herauskomme, so freute es ihn doch, daß die Herren und Damen, die oft gar nicht wüßten, was sie mit sich anfangen sollten, einen geistigen Mittelpunct hätten, wodurch sie gegen „den ganz hohlen und nichtigen Klatsch" geschützt würden, und er selbst lieferte einige Beiträge dazu.

Im Jahre 1830 wurde die Gesammtausgabe seiner Werke mit dem vierzigsten Bande geschlossen, vollständig so wenig, daß sie nach des Dichters Tode noch um zwanzig Bände erweitert ward. Den zweiten Theil des Faust zu vollenden, bot er die letzte productive Kraft auf, die ihm nach der heftigen Erschütterung noch geblieben war. „Es ist keine Kleinigkeit", schrieb er an Zelter, „das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengerüpp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden." Unterm 4. Januar 1831 konnte er Zelter berichten, daß die beiden ersten Acte fertig seien. Die Ausführung des vierten Acts und des noch fehlenden Eingangs zum fünften nahm ihn bis in den Sommer in Anspruch. Er war entschlossen, vor seinem Geburtstag fertig zu werden; denn seit dreißig Jahren, so versicherte er oft, habe er sich zur Geistesthätigkeit, zumal in productiver Hinsicht, nicht so aufgelegt gefunden, wie in diesem Sommer. Unterm 20. Juli meldete er Meyer die Vollendung: „so ist nun ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt." Nachdem er seinen nächsten Freunden einige der neu hinzugekommenen Abschnitte der Dichtung mitgetheilt hatte, beschloß er das Manuscript einzusiegeln, damit er sich nicht etwa verleitet fühle, nochmals sein Werk vorzunehmen und an einzelnen Partieen zu rütteln. Ganz wörtlich ist dies nicht zu verstehen, da er noch im nächstfolgenden Januar einige Aenderungen

machte und um diese Zeit seiner Schwiegertochter das Ganze vorlas.

Als Goethe wenige Tage vor seinem Ende eine Mappe seiner Zeichnungen mit Coudray durchging, verweilte dieser mit anhaltender Theilnahme bei einer Landschaft, die den Untergang der Sonne darstellte. „Ja!“ sagte Goethe, ebenfalls ergriffen, „sie ist groß und erhaben, auch wenn sie untersinkt.“ An diese Worte werden wir vorzüglich bei der Betrachtung des zweiten Theils des Faust erinnert. Es ist nicht mehr die klare Sonne der mit voller Kraft des dichterischen Genius geschaffenen ersten Hälfte; aber sie zeigt sich noch herrlich und erhaben in dem ermattenden milden Abendstrahl der letzten Scenen. Die hohe Idee, aus der die Faustdichtung hervorging — Goethe versichert wiederholt, der ursprünglichen Conception treu geblieben zu sein, was nur ganz allgemein verstanden werden kann — trägt noch alle, auch die späteren Theile; er bezeichnet sie aufs treffendste mit den Worten an Eckermann: „In den Versen: wer immer strebend sich bemüht u. s. w. ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: im Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe.“ Allein diese Idee hüllt sich, anstatt ihrer lebenvollen Erscheinung in den früheren Abtheilungen, mehr und mehr in den Schleier der Allegorie, welche, wie Danzel richtig bemerkt, das nothwendige Endschicksal seiner auf das Wahre gerichteten Dichtungsweise war, indem sie die tiefsten Ideen enthält, die vollständig künstlerisch zu verarbeiten die Kraft oder Zeit nicht mehr ausreichte, die aber als Resultate der concretesten Lebensentwickelung um so mehr nur aus dieser verstanden werden können. Indem er nur diese vor Augen hatte und das Bewußtsein in sich trug, aus den Täuschungen der Jugend zu immer größerer Einsicht und Geistes-

klarheit gelangt zu ſein, ſo betrachtete er das Verhältniß der beiden Theile nur aus dem Geſichtspuncte ſeiner individuellen Entwickelung, deren Phaſen er in dieſer die ganze Weite des menſchlichen Daſeins umſpannenden Dichtung in den großartigſten Umriſſen gezeichnet hatte, und äußerte daher gegen Eckermann: „Der erſte Theil iſt faſt ganz ſubjectiv; es iſt Alles aus einem befangeneren, leidenſchaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menſchen auch ſo wohl thun mag. Im zweiten Theile aber iſt faſt gar nichts Subjectives; es erſcheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenſchaftsloſere Welt, und wer ſich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wiſſen.“ Uebrigens brechen auch durch die allegoriſche Nebelhülle viele hellleuchtende Strahlen der Poeſie, und der tiefgedachte Gehalt vermag auch da die Betrachtung zu feſſeln, wo er nicht in reiner Schönheit der Form ſich darſtellt.

Es war des Dichters letztes Vermächtniß. Das volle Bewußtſein ſeines eigenen über alle Grenzen des Erdenlebens hinausgreifenden und ins Unendliche wirkenden, reichen Daſeins ſchließt ſich in Fauſts letzten Worten zuſammen.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von ſolchem höchſten Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

Mit der Beendigung des Fauſt ſah er ſein eigentliches Tagewerk für abgeſchloſſen an. Die Lebenstage, die ihm noch verliehen würden, wollte er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Zwar ward er von Zelter ermahnt, gleichfalls „die natürliche Tochter“ zu Ende zu führen, aber an dieſe, erwiderte er, „darf ich

gar nicht denken; wie wollt' ich mir das Ungeheure, das da grade bevorsteht, wieder ins Gedächtniß rufen?" Sein zunächst auszuführender Vorsatz war, in seiner biographischen Schilderung fortzufahren; denn sein Sinn ruhte mehr und mehr auf dem Vergangenen, und er mußte bekennen (in einem Briefe an W. von Humboldt vom 1. Dec. 1831), daß ihm Alles mehr und mehr historisch werde, ja er sich selbst mehr und mehr geschichtlich erscheine. Der Schilderung Lili's gedachte er noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, was er als die Aristeia bezeichnete, anspielend auf die Ueberschrift der Homerischen Schilderung einzelner Heldenkämpfe. Er nahm das Werk in den Herbsttagen wieder vor, legte es aber bald wieder beiseit, um das Weitere für eine günstigere Stimmung sich vorzubehalten.

Für seinen Geburtstag (es war der letzte seines Lebens) war an mehreren Orten eine festliche Feier vorbereitet. Er glaubte indeß den Weimarer Festlichkeiten ausweichen zu müssen, weil er solche in seinem Alter nicht persönlich mehr abwarten könne, und begab sich am 26. August mit seinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um an dem Orte, an den sich viele Erinnerungen bedeutender Lebensmomente knüpften, „nach einer langen Pause des Wiedersehens" einige Tage im Frieden der Natur zu verleben. Mit großer Freude betrachtete er den Bergbau und die Gewerbthätigkeit des Städtchens, für das er in früheren Jahren viel gethan hatte — „das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt." Mit eben diesem sinnigen Rückblick in eine fernliegende Vergangenheit schreibt er an eine befreundete Familie in Frankfurt: „Bei einem außerordentlich schönen, dieses Jahr seltenen Wetter besuchte ich auf neuerrichteten Chausseen die sonst kaum gehbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bei deren

Pflanzungen ich vor funfzig Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen haben gealtert, die Spuren mancher Thätigkeit waren verschwunden; anderes weder zu Erwartendes noch zu Ahnendes hatte sich entfaltet". Es waren dreißig Jahre vergangen, seit er jene Gegend zum letztenmal besucht hatte. Er verkehrte viel mit den dortigen Beamten, unter denen der Berginspector Mahr ihm durch Theilnahme an mineralogischen Sammlungen besonders werth geworden war. [74])

Am 27. August lud er diesen zu sich in den Wagen, um mit ihm die Straße nach dem Gickelhahn hinanzufahren, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen stand, für ihn die Stätte der Erinnerung an bewegte Jugendjahre. Als sie am Ende der Fahrstraße ausgestiegen waren, betrachtete Goethe mit Entzücken das reizend ausgebreitete Thal — und zugleich mit Wehmuth. „Ach", rief er aus, „hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können!" Wie mit jugendlicher Rüstigkeit eilte dann der zweiundachtzigjährige Greis durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Jagdhäuschen, stieg rasch die Treppe in demselben hinauf, jede Unterstützung seines zuthätigen Begleiters freundlich ablehnend. Als er vor der Inschrift an der Fensterwand stand, jenem „Nachtliede des Wanderers", womit er einst mitten im Drange des thätigen Lebens seine Sehnsucht nach Beruhigung ausgedrückt hatte, hielt er die ihn übermannende Rührung nicht zurück. Er las die friedenhauchenden Worte laut vor sich hin und trocknete sich die reichlich hervordringenden Thränen, die Schlußworte mit Nachdruck ahnungsvoll wiederholend: „Ja! warte nur, balde ruhest du auch!" Die waldigen Höhen, über die er oft sein Auge hatte schweifen lassen, überblickte er noch einmal tiefbewegt und schritt dann rasch wieder zurück, noch mehrmals in den wärmsten

Ausdrücken der Liebe seines vor ihm dahingeschiedenen Fürsten und Freundes gedenkend.

Durch die Anhänglichkeit der Ilmenauer ward seinem Geburtstage eine sinnig ausgestattete Feier zu Theil. In der Frühe des nächsten Morgens — schon um fünf Uhr war er an der Arbeit — begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen ein Musikchor von Blasinstrumenten mit dem Choralgesang „Nun danket alle Gott", und einige junge Mädchen überreichten ein vom Superintendenten Schmidt verfaßtes Festgedicht, worauf er, sichtlich ergriffen, Allen aufs herzlichste dankte. Heiter und lebendig war seine Unterhaltung bei dem Mittagsmahl, das der Oberjägermeister Geheimrath von Fritsch zu Ehren des Tages veranstaltet hatte. Der Tag schloß mit ergötzlicher Unterhaltung. Musikstücke wurden vorgetragen, und die Bergleute führten ein unter ihnen althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama „der Bergmann und der Bauer" auf. Sechs Tage, „die schönsten des ganzen Sommers", verweilte Goethe in Ilmenau und verließ es mit der Versicherung, im künftigen Jahre seinen Geburtstag wo möglich wieder hier feiern zu wollen. „Wenn ich mich von da zu dir versetze", schreibt er in heiterer Rückerinnerung in dem nächsten seinem Zelter zugedachten Briefe, in welchem die Munterkeit früherer Jahre wieder sprudelt, „wünscht' ich nichts mehr als dich den großen Contrast zwischen deinen äußern Zuständen und diesem empfinden zu sehen". Der Freund konnte dagegen von der Feier des Geburtstags in der Berliner Gesellschaft der Dichterfreunde berichten.

Auch aus weiterer Ferne ward dem Dichter ein Zeichen anhänglicher Theilnahme. Von neunzehn Freunden in England, unter denen man die Namen Carlyle, Walter Scott, Wordsworth, Southey und der Redactoren der namhaftesten kritischen Zeitschriften findet, erhielt er ein

kostbares Geschenk eingesandt, ein Petschaft, ein Kunstwerk von drei berühmten englischen Goldarbeitern. Das Siegel, ein grüner Jaspis, trägt die Inschrift: „Ohne Rast, doch ohne Hast", welche einen Stein umgiebt und wieder von einer Schlange im Kreise umschlossen ist; der Stein ist in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Golde gefaßt, der mit einer Menge, zum Theil in Email ausgeführten Verzierungen bedeckt ist; eingegraben sind die Worte: From Friends in England to the German Master. Ein in Ausdrücken dankbarster Verehrung abgefaßtes Schreiben begleitete das Geschenk[75]). Der Dichter sprach in einem an die Inschrift des Siegels anknüpfenden Gedichte seinen Dank aus.

Den Herbst und Winter verlebte Goethe gesund und in vielseitiger, wenn auch nicht gerade productiver, geistigen Thätigkeit. Im Studium der Botanik, das er seit seinem Dornburger Aufenthalte wieder emsiger betrieben hatte, so daß er 1831 eine neue Ausgabe seiner Erklärung der Metamorphose der Pflanzen mit Soret's französischer Uebersetzung und erweiternden Zusätzen herausgab, verfolgte er aufmerksam die durch von Martius zuerst im Einzelnen nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz unmittelbar mit dem der Metamorphose im Zusammenhang steht, und legte seine Beobachtungen und Ansichten über das Spiralsystem des Pflanzenlebens in einer ausführlichen Abhandlung vor. Die Anerkennung, welche seine Schrift über die Metamorphose in seinen letzten Lebensjahren gefunden hatte, machte ihm große Freude; sowohl diese als der große Sinn, aus welchem seine Naturforschung hervorging, spricht sich in dem letzten „freundlichen Zuruf" in begeisterten ahnungsreichen Worten aus: „Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudringende Freude kann ich am Schlusse nicht verbergen. Ich fühle

mich mit nahen und fernen, ernſten, thätigen Forſchern glücklich im Einklang. Sie geſtehen und behaupten, man ſolle ein Unerforſchliches vorausſetzen und zugeben, alsdann aber dem Forſcher ſelbſt keine Grenze ziehen. Muß ich mich denn nicht ſelbſt zugeben und vorausſetzen, ohne jemals zu wiſſen, wie es eigentlich mit mir beſchaffen ſei; ſtudire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter. So auch mit der Welt! Liege ſie anfang- und endelos vor uns, unbegrenzt ſei die Ferne und undurchdringlich die Nähe; es ſei ſo! aber wie weit und wie tief der Menſchengeiſt in ſeine und ihre Geheimniſſe zu bringen vermöchte, werde nie beſtimmt noch abgeſchloſſen".

Die Freude, ſich mit ausgezeichneten Naturforſchern auf gleichem Wege zu befinden, regte auch bei dem Streite Cuvier's und St. Hilaire's ſeine Theilnahme lebhaft an, indem er in der von dem Letzteren vertretenen Anſicht ſeine morphologiſchen Principien wiederfand. In zwei ausführlichen Abhandlungen, deren letzte erſt kurz vor ſeinem Tode abgeſchloſſen ward, verbreitete er ſich, an St. Hilaire's Principes de philosophie zoologique anknüpfend, über die neueren oſteologiſchen Forſchungen und zeichnete den Gang derſelben in der Charakteriſtik der namhafteſten Naturhiſtoriker, durch welche ſeine Studien gefördert waren. Für die Fortſchritte der plaſtiſchen Anatomie intereſſirte er ſich ſowohl als Anatomiker wie als Kenner der Plaſtik und richtete deshalb unterm 4. Februar ein Schreiben an den Geheimrath v. Beuth in Berlin, indem er überzeugt war, daß dort die Mittel und der Wille vorhanden ſeien, um dieſe „nationale, ja kosmopolitiſche" Angelegenheit zu fördern.

Mineralogiſche Sammlungen machten ihm ebenfalls zu

ſchaffen. Er ſandte an den Beſitzer der Joſeph-Müllerſchen Sammlung, David Knoll in Karlsbad, am 6. Januar 1832 eine Vorrede zu der neuen Ausgabe ſeiner Schrift über dieſe Sammlung, ſo wie eine Vorrede zu der David-Knollſchen Sammlung von Sprudelſteinen[76]). Die Farbenerſcheinungen ließ er gleichfalls nicht außer Acht. Mit Eckermann beſprach er wiederholt, und noch in den letzten Lebenstagen, eine abermalige Redaction der Farbenlehre. Im Januar und Februar 1832 legte er ſeinem Freunde Boiſſerée in einzelnen Aufſätzen ſeine Theorie des Regenbogens dar. Uebrigens hatte er ſich mit meteorologiſchen Aufzeichnungen in der letzteren Zeit nicht mehr beſchäftigt. 1832 wurden die meteorologiſchen Anſtalten im Großherzogthum eingezogen. Goethe bemerkt in der darauf bezüglichen Verordnung an den Vorſteher der Sternwarte: „Wenn man ſich bei genauer Unterſuchung der ſeit ſo vielen Jahren ſorgfältig durchgeführten meteorologiſchen Beobachtungen nicht ohne Zufriedenheit verſichern kann, daß für die Wiſſenſchaft dadurch manche Reſultate gewonnen ſind, deren Anerkennung in der Folge ſich von bedeutendem Einfluſſe erweiſen wird, ſo hat man ſich doch auch bei genaueſter Einſicht überzeugen können, daß fernerhin auf dieſem Wege vorerſt nichts weiter zu erreichen ſei.“

Die Betrachtung ſeiner Sammlungen[77]) und der zahlreich an ihn eingehenden artiſtiſchen Zuſendungen war ihm eine der genußreichſten Beſchäftigungen in ſeinen einſamen Stunden. Noch in den letzten Lebenstagen bereitete ihm der Architect Zahn, der beſtändig über ſeine italieniſchen Sammlungen und ſeine archäologiſchen Arbeiten mit ihm correſpondirte, eine Ueberraſchung durch die Ueberſendung einer Beſchreibung der pompejaniſchen Casa di Goethe und einer Abzeichnung eines darin aufgefundenen ausgezeichneten Moſaikgemäldes, indem er zugleich in einem dankbaren

Schreiben anerkannte, durch Goethe's Theilnahme und freundliche Zuschriften Muth zu allen seinen Unternehmungen erhalten zu haben. Goethe äußerte am 11. März gegen Zelter, „man möchte wohl sagen, dergleichen von malerischer Composition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen, und die wenigen, aber gründlichen Freunde hätten daran schon einige Zeit genugsamen Stoff zur Unterhaltung und Erbauung". Am 10. März richtete er an den jungen Künstler einen langen Brief, worin er mit sinniger Freude bei den neu entdeckten Leistungen antiker Kunst verweilt und die schönen Worte hinzufügt: „Wie sehr es sich auch von selbst versteht, so darf ich doch nicht unausgesprochen lassen, ja ich muß wiederholen, daß es mir ein durchdringend würdiges Gefühl in meinen hohen Jahren giebt, jüngere Heranwirkende zu sehen, die nicht allein, was ich bisher geleistet, billigen, sondern zugleich empfinden, daß der Weg, auf dem ich unverrückt gewandelt, auch derjenige sei, auf welchem sie prosperiren. Ich war stets aufmerksam auf diejenigen Puncte der Welt-, Kunst- und Culturgeschichte, wo ich mich immer mehr vergewissern konnte, hier sei eine hohe wahre menschliche Bildung zu gewinnen."[78]). Die pompejanischen Gemälde waren der Hauptgegenstand seiner Unterhaltung mit der Großherzogin, als diese am 15. März, wie sie an jedem Donnerstag der Woche pflegte, in den Mittagsstunden zum Besuch bei ihm verweilte. Goethe war diesmal ungemein lebendig; es kamen auch die Tagesereignisse zur Sprache sowie mehrere der neuesten Schriften, unter denen sie ihn auf Salvandy's Seize mois ou la révolution et les révolutionnaires als auf ein geistreiches Buch aufmerksam machte. Mittags bei Tafel zeigte er sich sehr munter, unterhielt sich besonders mit Meyer über Pompeji und Zahn's Sendungen und nahm noch nachher mehrere

Fremde an. Keiner seiner Freunde ahnte, daß dies der letzte heitere Tag seines Lebens sei[79]).

Er hatte sich an diesem Tage, vielleicht beim Hin- und Hergehen von seinem starkgeheizten Studirzimmer (er liebte die Wärme sehr) über die zu den Gesellschaftszimmern des Vorderhauses führende Treppe, eine Erkältung zugezogen. Nach einer unruhigen Nacht fühlte er beim Erwachen am Morgen Beschwerden in der Brust. Als sein „Wölfchen" zur gewohnten Stunde kam, um mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der Hausarzt, Hofrath Vogel, der sogleich gerufen ward, fand den Kranken fieberhaft, dabei auffallend matt und resignirt. Doch trat schon gegen Abend Besserung ein; der Kopf wurde freier, das Gemüth heiterer. Niemer war in den Abendstunden bei ihm, mit dem er sich über Sprachstudien unterhielt. In den nächsten Tagen schritt die Genesung vor; er war sehr gesprächig und zum Scherz aufgelegt. Wenn das Datum genau ist, so dictirte oder schloß er doch am 17. einen gehaltvollen Brief an Wilhelm v. Humboldt, unstreitig die letzte Zuschrift, die von ihm ausgegangen ist. Am Montag konnte er den ganzen Tag außer Bett sein und drückte seine Freude aus, daß er am nächsten Tage sein gewohntes Tagewerk wieder vornehmen könne.

Im Gespräche mit Vogel kam er auf die öffentlichen Anstalten zurück, deren Leitung sie gemeinschaftlich führten, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Pläne im Zusammenhange mit. „Wer ihn da" — fügt Vogel hinzu — „so wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte ...., wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antriebe und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als liebloſe Vorwurf: der Verblichene

habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verleumdung oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne." Beide ahneten in jenen Augenblicken nicht, daß dieses Gespräch seine letzten amtlichen Verfügungen enthielt; sie schieden, wie Vogel sich ausdrückt, „froh, daß ein Leiden überstanden sei".

In der Nacht vom 19. zum 20. März nahm die Krankheit plötzlich eine andere Gestalt an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand eine von den Händen aus sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der sich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Brust gesellte. Gleichwohl erlaubte er dem Bedienten nicht, seine Familie und den Arzt zu benachrichtigen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei." Als Dr. Vogel am Morgen kam, fand er den Zustand sehr bedenklich und befürchtete, der Kranke werde kaum noch eine Stunde leben. Schmerz und Unruhe trieben ihn bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu finden hoffte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Todesangst sprach aus Blick und Mienen; er fürchtete wieder einen Lungenblutsturz. Es gelang dem Arzte die schmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu machen, wenn auch bald die Hoffnung aufgegeben werden mußte, ihn zu retten. Er blieb auf dem bequemen Lehnstuhl, in welchem sich die große Angst zuerst gelegt hatte, und sprach jetzt mit Ruhe und Besonnenheit. Es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß eine Remuneration, für welche er sich angelegentlich verwendet hatte, durch ein im Laufe des Tages eingegangenes Reskript der Regierung bewilligt sei. Mit zitternder Hand unterzeichnete er noch

eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge weimarische Künstlerin, für die er stets väterlich gesorgt hatte. Bei dieser seiner letzten Amtshandlung schrieb er seinen Namen zum letzten Mal. Das Blatt wird auf der großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt.

Am nächsten Tage fühlte Goethe wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit; aber die Symptome der Auflösung nahmen besonders nach Mittage immer mehr zu. Ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich auf einzelne Fragen, die man an ihn richtete, und seine Geistesthätigkeit erlosch erst mit dem letzten Lebenshauche. Er ließ sich von dem Bedienten Salvandy's Buch bringen und einen Tisch hinstellen, fühlte sich aber, nachdem er im Buche hin und her geblättert, zu schwach zum Lesen und legte es wieder hin. Es ward zufällig an diesem Tage das für ihn schon lange bestimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, der Gemahlin des französischen Gesandten am großherzoglichen Hofe, von Eisenach her eingesandt. Der Arzt erlaubte, es dem Kranken zu zeigen, weil es ihn erheitern würde. Nachdem Goethe das Bildniß mit Vergnügen eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat.“ Er wollte zur Gegengabe einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Portraits zurücksenden und fügte hinzu, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er darunter schreiben wolle, sobald er wieder hergestellt sei.

Mehrmals sprach er sein Bedauern aus, seine Freunde nicht empfangen zu können. Spät Abends ließ er sich das Verzeichniß der Namen derer geben, die sich im Laufe des Tages nach seinem Gesundheitszustande erkundigt hatten, und nachdem er beim Durchlesen lange verweilt, bemerkte er, man müsse die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen,

wenn er wieder gesund wäre. Er verlangte, daß die Seinigen sich zur Ruhe begäben. Zu seinem Copiisten John, der die Nacht bei ihm wachte, während er seinen von der Anstrengung erschöpften Bedienten in dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen hieß — er selbst blieb in seinem Lehnstuhl — sagte er in der Nacht einigemal: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein Paar Tage dauern.“ Diese letzten Aeußerungen sind verschieden gedeutet worden. Nach der Ansicht des Arztes hatte Goethe kein Vorgefühl seines nahen Scheidens, sondern gab vielmehr die deutlichsten Beweise von Hoffnung auf Genesung. Zu seiner Schwiegertochter sagte er noch an seinem Todestage, der April bringe auch manche schöne Tage; dann wolle er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken.

Am Morgen des 22. März ließ er sich in seinem Lehnstuhl aufrichten und that einige Schritte nach seinem Studirzimmer; dann ging er wieder, sich sehr matt fühlend, zu seinem Sitz zurück. Im Krankenzimmer waren außer dem hülfeleistenden Bedienten nur die Schwiegertochter, die Enkel und der Arzt. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen. Er bat sie, sich neben ihn zu setzen, und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Die Freunde ließ man nicht zu ihm; selbst den Besuch des Großherzogs glaubte der Arzt nicht mehr gestatten zu dürfen. Einige Male ließ sich der Kranke noch aufrichten, um zu seinem Arbeitszimmer zu gehen, sank aber bald wieder zurück.

Bisweilen phantasirte er; einmal stand er in einer Fieberphantasie auf und, über die Thürschwelle schreitend, sprach er, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah: „was betastet ihr meinen Schiller, meinen Geliebten? warum liegen seine Briefblätter da zerstreut umher?“ Im leichten Schlummer spielte seine Phantasie mit angenehmen

Bildern. „Seht", sprach er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen, weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde." Als er erwachte, verlangte er nach einer Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision glaubte vor sich gesehen zu haben. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher, die Kraft der Sinne nahm ab. Zum Bedienten sagte er: macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme. Dies sollen die letzten verständlichen Worte gewesen sein. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, dann, so wie die Kräfte sanken, immer tiefer, zuletzt auf die über seine Kniee gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit unterschied Dr. Vogel einige Male den Buchstaben W und Interpunctionszeichen. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und entschlummerte so sanft, daß es lange währte, ehe die Umstehenden die Gewißheit hatten, daß Goethe ihnen entrissen sei.

Der Genius des Lebens schien noch lange über der geliebten Gestalt zu wachen; auf dem Gesichte war „Hoheit und heitere Würde." „Ein vollkommener Mensch", sagt Eckermann, als er an dem Todtenlager gestanden, „lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen." Der Sarg, der sie aufzunehmen bestimmt war, wurde nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als die Ueberreste Schiller's in der Fürstengruft eine Stelle erhielten. Neben seinem Geistesgenossen, neben dem edlen Fürstenpaar Karl August und Luise, unvergänglichen Andenkens, ward er in eben dieser Gruft am 26. März feierlichst beigesetzt. Ein Chor sang die Zelter'sche

Composition des Goethe'schen Logengedichts: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige"; Generalsuperintendent Röhr hielt die Grabrede. [80]) Erst am folgenden Tage ward das Theater wieder mit Goethe's Tasso und einem Epilog von Kanzler von Müller eröffnet. Der Hof und der gebildetste Theil des Publicums war in Trauerkleidern erschienen. Die Stelle „wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist" erregte eine leidenschaftliche Rührung. In einem höheren Sinne war jedoch die Vorführung der unsterblichen Dichtung gleichsam ein Symbol, daß der Genius, über dem Grabe sich verklärend, wieder mit neuem unvergänglichem Leben den kommenden Jahrhunderten angehört.

Was bei der Todeskunde die edelsten Geister unserer Nation empfanden, war nicht sowohl die Trauer um die Vollendung des Einzeldaseins, das den Kreis seiner irdischen Bestimmung vollständig durchmessen hatte, sondern mehr noch das Bewußtsein, daß mit Goethe's Scheiden die glanzvollste Periode unserer Literatur ihren letzten Abschluß erhalten habe. „Mir ist", schrieb Thibaut an Knebel, „als ob die letzte Ceder auf dem Libanon gefallen wäre". Diesem Gefühl hat Schelling in den wenigen Worten, die er am Tage nach erhaltener Nachricht von Goethe's Tode in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München sprach, den treffendsten Ausdruck gegeben:

„Es giebt Zeiten, in welcher Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß — Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der

in allen innern und äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für Alles, woran es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe — lebte".

Schon erhebt uns jedoch über die elegische Betrachtung das Bewußtsein, daß der Genius des großen Mannes in steigender Wirksamkeit dauernd seiner Nation angehört, daß er mehr und mehr in ihr geistiges Leben übergegangen ist und in tausend Adern belebend unsere gesammte Bildung durchdringt. Noch richtet das nachwachsende Geschlecht in weithin gereihter Kette an ihm die Blicke empor, um in den wechselnden Strömungen der Zeit Muth und Kraft zu freiem, reinem Streben zu gewinnen und zu stärken; noch leuchten seine unvergänglichen Werke wie Sternbilder allen denen entgegen, welche mit der Weihe der Begeisterung ihre Fahrt zu den heiligen Hainen der Poesie und Wissenschaft lenken.

Anmerkungen.

[1]) Vgl. Tischbein's Brief an Lavater vom 9. December 1786. Näheres über das Portrait Goethe's s. in den Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc. hgg. von K. Wagner, S. 273 f.

[2]) Ueber K. Ph. Moritz s. Wilib. Alexis in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch, 5. Jahrg. 1847. S. 3—71.

[3]) Zu Goethe's Schilderung des zweiten Aufenthalts in Rom vgl. W. v. Humboldt's Beurtheilung in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1830. S. 353 ff.

[4]) Das römische Carneval erschien zuerst einzeln, Weimar und Gotha 1789, 4. mit 20 illuminirten Kupfertafeln (nach Schütz' Zeichnungen von Kraus radirt und illuminirt). Diese Ausgabe ist sehr selten geworden. Ueber das Schicksal der Schrift über die Metamorphose der Pflanzen s. Goethe's ausführlichen Bericht in der „Geschichte meines botanischen Studiums".

[5]) Ueber die Verbindung mit Christiane Vulpius s. die möglichst schonende, doch im Factischen wahrheitstreue Darstellung in Riemer's Mittheilungen I. S. 354 ff. „häuslicher Zustand". Minder rücksichtsvoll äußert sich J. W. K. Ludecus in dem anonym erschienenen Schriftchen „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen", der jedoch einräumt, daß die Vulpius das Hauswesen Goethe's ordentlich besorgt, keine Ansprüche gemacht und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe. Daß sie selbst Goethe veranlaßt habe, sich nicht früher mit ihr trauen zu lassen, ist wohl eine unerwiesene Behauptung Stahr's (in „Weimar und Jena" 1852). Einen Beitrag zu unparteiischer Beurtheilung ihrer Persönlichkeit liefern: Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer, aus den Jahren 1800 bis 1831. Leipzig 1856.

[6]) Unter der Aufschrift Auszüge aus einem Reisejournal erschienen im Deutschen Merkur von 1788 im Octoberheft: 1. Rosaliens Heiligthum. 2. Zur Theorie der bildenden Künste. 3. Stundenmaß der Italiener. Im Novemberheft: 4. Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt. 5. Neapel. Lazaroni. 6. Lebensgenuß des Volks in und um Neapel. Im Februarheft 1789: 7. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl. 8. Von Arabesken. 9. Naturlehre. — Ueber Marc-Anton. Im März: Volksgesang. Venedig. Rom. Ritornelli. Vaudevilles. Romanzen. Geistliches dialogisirtes Lied. Die Tarantella. 10. Naturlehre. Antwort. Ankündigung des „Römischen Carneval". Im December: Ueber Christus und die zwölf Apostel nach Rafael von M. Anton, copirt von Langer.

[7]) Meine Ansicht über die venetianischen Epigramme habe ich näher begründet in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolfsohn, 1. Jahrgg. 1851. S. 286—290 (wo S. 289. Z. 2. v. u. „Vaterfreuden" zu lesen ist). Den Brief an Frau von Kalb s. in: Charl. von Kalb ꝛc. von Ernst Köpke, 1852, S. 110 ff.

[8]) Ueber den Gang dieser und der im weiteren Verfolg besprochenen wissenschaftlichen Studien s. Goethe's Aufsatz „Einwirkung der neueren Philosophie" und die „Confession des Verfassers" am Schlusse der Geschichte der Farbenlehre.

[9]) Ueber Goethe's Theaterleitung, die wir nicht im Einzelnen besprechen können, s. A. Schöll in den Weimarischen Beiträgen ꝛc. 1865, S. 1—22; Ed. Genast, aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers, 2. A. 1862; W. G. Gotthardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit, 1865. 2 Bde. Ernst Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar, 1863.

[10]) Ueber Goethe's politische Ansichten und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit s. Düntzer in den Studien ꝛc. S. I—LXXVII. und die umsichtig zusammengestellten schriftlichen und mündlichen Aeußerungen Goethe's in der Schrift: Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß, 1853 (Frankf. a. M. bei H. L. Brönner).

[11]) Ueber den Entwurf dieses Romans vgl. Düntzer a. a. O. S. 1—12.

[12]) Ueber das Denkmal bei Igel s. Goethe's Aufsatz in den Werken. Ausg. l. H. Bd. 44. S. 180 ff.

[13]) Die zuverlässigsten Angaben, so kurz sie auch sind, findet man in Schiller's Briefen an Körner (1847. 4 Thle. 2. Aufl. von Goedeke, 1874). Goethe's spätgeschriebener Aufsatz erste Bekanntschaft mit

Schiller enthält einige Gedächtnißfehler, namentlich den, daß die vorangehenden Berührungen in Weimar und Jena ganz geläugnet werden, da doch z. B. Goethe auf der Rückreise von Dresden bei Schiller einkehrte und mit ihm philosophische Unterhaltungen hatte, die ihm gerade beweisen mochten, daß der Zeitpunct für ein innigeres Aneinanderschließen noch nicht gekommen sei. Auch ist dort die Abneigung gegen Schiller's Jugendwerke zu sehr in den Vordergrund geschoben.

[14]) Die Hauptquelle ist für das Folgende: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ꝛc. 1828. 29. 6 Bde., dritte nach den Original-Handschriften vermehrte Ausg. 1870. 2 Thle.; ferner Goethe's „Annalen" oder „Tag- und Jahreshefte", welche von diesem Zeitpuncte an mit größerer Ausführlichkeit verfaßt sind.

[15]) Das Register am Schlusse des Jahrgangs der Horen nennt Goethe ausdrücklich als Uebersetzer, eben so Schiller in dem Briefe an Körner vom 19. Oct. 1795.

[16]) Ueber die Unterhaltungen der Ausgewanderten, wie über das damit verbundene „Märchen" s. Düntzer a. a. O. S. 13 ff., der die Ansicht aufstellt, das „Märchen" suche den Grundgedanken durchzuführen, daß die echte Freiheit nur unter einer weisen Regierung gedeihen könne. Eine völlig abweichende Ansicht wird in dem Buche: Historische Studien von Clemens Friedr. Meyer, 1. Thl. Mitau, 1851, zu begründen gesucht, deren Resultat auf Folgendes hinauskommt: „Am Anfange war die Menschheit (Fluß) in niederm Materialismus (das Reich der Könige) versunken; Poesie (Lilie) und die Ideen eines höhern Realismus waren ihr unerreichbar. Da erwacht die Sehnsucht (Irrlichter) nach der Poesie. Durch ihre Berührung hört das materielle Dasein auf, ein neues Leben der Phantasie wird durch sie erweckt. Dies macht die Menschheit unter Leitung des Verstandes (der Alte) fähig, die Ideen einer höhern Wirklichkeit in sich aufzunehmen, welche von nun an die Welt beherrschen, während die Menschheit sich liebend mit der Poesie vereinigt.

[17]) Ueber Goethe's Antheil an den Xenien und überhaupt an den Epigrammen des Musenalmanachs s. meinen Aufsatz in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch auf 1846, S. 447 ff. Die vollständigste Erläuterung der Xenien und die beinahe erschöpfende Nachweisung über Alles, was in Beziehung zu den Goethe-Schiller'schen Epigrammen steht, giebt das gründliche Werk von Eduard Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampf, 1851. 2 Theile; wichtige Notizen zur Berichtigung und Ergänzung giebt: Schiller's und Goethe's Xenien-

Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und hgg. von W. v. Maltzahn, 1856.

[18]) Ueber den Entwurf des epischen Gedichts „die Jagd" s. Düntzer a. a. O. S. 47 ff. Ueber „Wilhelm Tell": Düntzer, neue Goethestudien S. 297—317.

[19]) Erst nach Goethe's Tode unter der Aufschrift: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797", unter den nachgelassenen Schriften herausgegeben.

[20]) Zu ihrem Andenken erschien 1836 die kleine Schrift: Euphrosyne, Leben und Denkmal (von Musculus) und 1872 von W. Hosäus. Sie hatte die Rolle der Euphrosyne in dem tragikomischen Märchen „das Petermännchen" gespielt. Eine ihrer letzten Partieen war Afanasia in „Graf Benjowsky", worin sie nach langer schwerer Krankheit vom Publicum mit stürmischem Applaus empfangen ward; ihre Genesung war indeß von kurzer Dauer. Ueber ihren Tod war eine allgemeine Trauer in Weimar. Am 29. September ward auf dem Theater eine Todtenfeier veranstaltet, und zu ihrem Andenken ein kleines, trefflich ausgeführtes Denkmal im Weimarer Park errichtet, das später in den Garten der Gesellschaft „Erholung" versetzt worden ist.

[21]) Das Verhältniß der Schiller'schen Dichtung zu den Schriften des Abraham a Sancta Clara erläutern die Auszüge aus den letzteren in Wachsmuth's historischen Darstellungen, 1831. II. S. 83 ff. und in dessen Schrift: Weimars Musenhof S. 132 ff. Einen der „Pinselstriche" Goethe's erfahren wir aus seinen Gesprächen mit Eckermann; er schob, um nichts unmotivirt zu lassen, die Verse ein:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

[22]) Die ergötzlichen Einzelheiten bei der Abfassung und Aufführung von Paläophron und Neoterpe s. im Weimar-Album: „die Freundschaftstage der Fräulein von Göchhausen", S. 125 ff.

[23]) Ueber die Verhinderung der Aufführung der Jungfrau s. die Briefe Karl August's im literarischen Nachlaß der Frau v. Wolzogen, Thl. 1. S. 449—456, und über Goethe's Bemühen die Sache geheim zu halten, S. 260 f.

[24]) Das „Taschenbuch auf das Jahr 1804, hgg. von Wieland und Goethe" (Tübingen b. Cotta) enthielt zuerst, neben anderm Lyrischen Goethe's, „der Geselligkeit gewidmete Lieder."

[25]) Ueber die Kotzebue'sche Demonstration s. außer Goethe's

Berichte in den Annalen: Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange ꝛc. S. 176—198, welcher nach Riemer's Urtheil in dieſem Falle gute Quellen gehabt hat, und Ludecus in der angef. Schrift S. 72 ff., wo ſich auch Kotzebue's Brief an Kirms über die in den Kleinſtädtern geſtrichenen Stellen findet (S. 76—78). (Die von Goethe als anzüglich geſtrichenen Stellen hat Kotzebue ſpäter beim Abdruck des Stückes größtentheils weggelaſſen.) Goethe's Verhältniß zu Kotzebue und Böttiger beſpricht des Weiteren Riemer in den Mittheilungen ꝛc. I. S. 325—339.

[26]) Vgl. einen Aufſatz von Danzel: Goethe und die weimariſchen Kunſtfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann, in den Blätt. f. liter. Unterh. 1846. No. 282—289 und in deſſen geſ. Aufſätzen, 1855, S. 118 ff. — Die Verfaſſer der Aufſätze in den Propyläen wurden Eckermann von Heinrich Meyer folgendermaßen angegeben (ſ. Morgenblatt 1842. No. 62): Thl. I. 3. 5. 6. 8. 9. von Meyer; Thl. II. 1. 2. 5. 7. von Meyer; 3. 4. von Goethe mit Meyer; Thl. III. 2. 3. 4. 5. von W. von Humboldt; 1. 6. 8. 9. 10. 13. von Meyer; 7. 11. 14. a. b. d. e. von Goethe mit Meyer; 14 c. von Schiller; 15. von Goethe mit Schiller. Alle übrigen Nummern von Goethe allein; nur dieſe ſind in ſeine Werke aufgenommen.

[27]) Ueber den Bau des Lauchſtädter Theaters und die damit verbundenen Unterhandlungen ſ. Ludecus a. a. O., beſonders die Schilderung der Eröffnung S. 38 ff.; Bad Lauchſtädt, ſonſt und jetzt, von Krieg, 1848, S. 74 ff. Weimar und Lauchſtädt von Lothholz im Weim. Sonntagsbl. 1856. No. 10.

[28]) Höchſt beachtenswerth iſt, wie ſich Goethe in einem zufälligen Geſpräch während ſeines Beſuchs bei dem Herrn von Hagen im Jahre 1805 über Herder's Religionsunterricht ausſprach (aufgezeichnet in: Waitz' Rückblick eines evangeliſchen Predigers ꝛc. auf mehr als funfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre, Halberſtadt 1841): „Ich habe bei dieſer Gelegenheit ſelbſt zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finſterniß, Gutes und Böſes im Menſchen, im Zwieſpalte und in Miſchung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menſchen Freiheit und Sittlichkeit als Beſtimmung und ſeine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlöſung und Beſeligung dargethan und dieſe, als in Jeſu erſchienen, nachgewieſen. Was mir dabei ſehr gefiel, war, daß Alles dem Confirmanden ſo hingehalten und überall ſo klar dargeſtellt wurde, daß er immer ſelbſt das Rechte erkennen und bei ſich feſtſtellen konnte. Es war eine

Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm, ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wollte."

[29]) Zu den Quellen der Biographie Goethe's tritt jetzt hinzu: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgg. von F. W. Riemer, 1833. 34. 6 Thle., ergiebiger erst seit 1814. Wer als Biograph Goethe's in dieser Wasserfluth die Taucherkünste unendliche Male hat wiederholen müssen, um das Goethe'sche Gold heraufzuholen, wird das Bild Rückert's sehr treffend finden, wenn er in Bezug darauf Goethe dem König in Thule vergleicht.

[30]) Ueber Goethe's Verhältniß zu F. A. Wolf s. M. Bernays, Goethe's Briefe an F. A. Wolf, 1868, besonders die gehaltvolle Einleitung, S. 1—89.

[31]) S. „Mittheilungen über Goethe und Schiller" in den Briefen von Heinrich Voß, hgg. von Abr. Voß, 1834.

[32]) Ueber die Einnahme Weimar's vgl. vornehmlich die anziehenden „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 — 1813, von F. H. v. Müller, hgg. von A. Schöll, 1851"; einige Notizen haben Falk und Böttiger (lit. Zustände ꝛc. II. 264 ff.), der Fernow's Bericht über sein Gespräch mit Goethe mittheilt, sowie Joh. Schopenhauer: Jugendleben und Wanderbilder, 2 Bde. hgg. von ihrer Tochter, 1839. II. S. 211—256.

[33]) S. einen Aufsatz von Stephan Schütze: Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, im Weimar-Album S. 185 ff.

[34]) Die Abdrücke dieses biographischen Aufsatzes wurden dem Oberconsistorium zu Weimar mit folgendem Schreiben zugefertigt:

V. G. G. Karl August, Herzog ꝛc.

Veste, Würdige und Hochgelehrte, Räthe!
Liebe Andächtige und Getreue!

Wir haben über die Personalien und Lebensumstände Unserer verablebten Frau Mutter Gnaden beiliegenden Aufsatz zum Gebrauch der Gedächtnißfeier verfassen lassen und begehren bei Zusendung der erforderlichen Exemplare hiermit gnädigst, Ihr wollet nach der zu haltenden Gedächtnißpredigt nächsten Sonntags solchen von den Kanzeln im Lande also verlesen lassen, daß die dabei an Rand gesetzten Tage und Jahrzahlen nicht mit abgelesen und die Vorlesung dadurch nicht unterbrochen werde. An dem geschieht unsere Meinung, und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Weimar, den 13. April 1807.

In der Ausgabe der Werke ist daher dieser Aufsatz unpassend als eine Rede Goethe's betitelt. — Die Herzogin Amalia starb am 10. April, Nachmittags 3½ Uhr. Der Trauergottesdienst fand am 19. April statt.

[35]) Die ausführlichste Vertheidigung und Ergänzung erhält Goethe's Farbenlehre in der Schrift von Arthur Schopenhauer, „Ueber das Sehen und die Farben" 1816. 2. verb. und vermehrte Aufl. 1854, und in Grävell's: „Goethe im Recht gegen Newton", 1857. Ueber Döbereiner's Theilnahme s. Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner, hgg. von Oskar Schade, 1856.

[36]) Ueber Goethe's Aufenthalt in den böhmischen Bädern, s. Guhrauer, „Goethe in Karlsbad" in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolffohn, 1851. S. 105 ff. 201 ff. Manche werthvolle Notizen giebt das Buch: Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, 1853.

[37]) Ueber sein Leben s. Guhrauer in Raumer's histor. Taschenbuch. Neue Folge. VII. Jahrg. 1846. S. 189—275.

[38]) Briefwechsel zwischen v. Goethe und v. Reinhard, 1850. Kanzler v. Müller wollte schon früher diese Briefe, welche er im Goethe'schen Archiv hervorgesucht hatte, nebst einem Leben und einer Charakteristik des Grafen Reinhard herausgeben. Die Dreitheiligkeit des Honorars ward aber nur von dem Sohne Reinhard's, nicht von den Goethe'schen Erben, die es als eine Entwendung ansahen, zugestanden, daher mußte das Buch ohne seinen Namen und ohne seine Einleitung erscheinen. S. Schöll in der Vorrede zu v. Müller's Denkwürdigkeiten ꝛc.

[39]) S. Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, hgg. von F. Th. Bratranek, 1876.

[40]) Vgl. „Ueber Goethe's Fragment einer Tragödie", Grenzboten 1857. No. 26. S. 481—492. Bedeutende Stellen über seine Verehrung Calderon's findet man in dem Buche: Aus dem Leben von J. D. Gries, 1855.

[41]) Vollständig abgedruckt in Boas' Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken, Thl. 2. S. 9—124.

[42]) Ueber Goethe's Pandora s. Düntzer's Schrift: Goethe's Prometheus und Pandora, 1850, S. 60 ff. A. Schöll, über Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung, Frankf. Museum, 1855. Nr. 47—52.

[43]) Die ausführlichste und getreueste Schilderung der Audienzen

in Erfurt und Weimar geben von Müller's Denkwürdigkeiten ꝛc. Einige Notizen über die letztere Unterredung giebt Thiers in der histoire du consulat et de l'empire. IX. 262 sq., vielleicht nach Talleyrand's Aufzeichnungen; denn in einem ſpäter anzuführenden Aufſatze Soret's findet ſich die Bemerkung: „Le prince de Talleyrand en a conservé dans ses mémoires encore inédits plusieurs détails". Vgl. S. Sklower, entrevue de Napoléon et de Goethe, 1853. — S. über die Vorgänge in und um Weimar die Memoiren von Müffling, hgg. von ſeinem Sohne, 1851.

[44]) S. das Leben des Freih. von Stein, von Pertz, III. S. 374.

[45]) S. Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlaſſe von Heinrich Luden, 1847. S. 119 ff. — Ungeachtet Goethe's kühler Beurtheilung der politiſchen Vorgänge nach der Befreiungszeit konnten ihm doch die jungen patriotiſchen Schwärmer in ihrem Enthuſiasmus höchſt liebenswürdig erſcheinen. „So erzählte er" — berichtet Frommann — „eines Abends meiner Mutter, wie ihn am Morgen ein Student beſucht habe, ſchilderte, wie nur er und auch nur mündlich ſchildern konnte, wie dieſem unter den ſchwarzen Locken die feurigen Augen hervorgeglänzt hätten, während er ihm allerlei redlich gemeintes, aber überſpanntes Zeug vorgeredet, und endigte mit den Worten: „Ich hätte ihm um den Hals fallen und ſagen mögen: lieber Junge, ſei nur nicht ſo dumm!"

[46]) Ueber ſeinen Verkehr mit Goethe berichtet v. Leonhard in dem Werke: Aus unſerer Zeit in meinem Leben, 1854. 2. Bde. Ueber andere Beziehungen zu namhaften Naturforſchern: Goethe's naturwiſſenſchaftliche Correſpondenz, hgg. von Bratranek, 1874. 2 Bde.

[47]) S. das Werk über Boiſſerée, 1862. 2 Bde.

[48]) Ueber das Blücherdenkmal und Goethe's Antheil daran ſ. Schadow, Kunſtwerke und Kunſtanſichten, 1849. (Goethe's Anmerkungen und Briefe, das Standbild betreffend, S. 176—184; die Beſchreibung des Denkmals, S. 184—186.). Vgl. Goethe's Aufſätze in den Werken, XXXIX. S. 297—303; XLIV. S. 50—53. (Ausg. in 60 Bden.)

[49]) So berichtet Soret in der Notice sur Goethe, dem Beſten, was in franzöſiſcher Sprache über den Dichter geſchrieben iſt: Bibliothéque universelle des sciences, belles-lettres et arts, 1832. Tom. II. Littérature. Pag. 113—147; 262—288.

[50]) Ueber dies Verhältniß ſ. Grimm in den Preußiſchen Jahrb. 1869. Juli S. 1—21. Düntzer in den Monatsheften, 1870. S. 639 ff.

[51]) Durch abſchriftliche Mittheilung des Herrn Hofrath Sauppe

in Göttingen bin ich im Stande, die bei dieſer Feierlichkeit von Goethe gehaltene Rede hier in wörtlichem Abdrucke folgen zu laſſen:

Durchlauchtigſter Großherzog!
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in dieſen neueſten Zeiten Ihre ſämmtlichen Angehörigen mit ſo viel Huld und Gnaden überraſcht, daß es beſſer ſchien, ſtillſchweigend das mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erſchöpfen oder abzuſtumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen ſehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchſt begünſtigter Männer anſtändig auszudrücken.

Glücklicherweiſe kommt mir zu Statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was ſeit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beſchieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreiſe zu wirken, ſodann jeder Deutſche, jeder Weltbürger mit Ueberzeugung und Vergnügen ausſpricht, daß Höchſtdieſelben mehr für Andere als für ſich ſelbſt gelebt, für Andere gewirkt, geſtritten und keinen Genuß gekannt, als zu deſſen Theilnahme zahlreiche Gäſte geladen wurden, ſo daß, wenn die Geſchichte für Höchſtdieſelben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand iſt.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demſelben Falle; denn kaum haben Ihro K. H. nach langem Dulden und Kämpfen ſich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Beſitzes zu erfreuen, ſo iſt Ihro erſte Handlung, einem jeden der Ihrigen daran freigebig ſeinen Theil zu gönnen. Aelteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, ſich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen ſorgſam und weislich erworbenen Schätzen ſieht ein jeder ſein häusliches Glück begünſtigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchſten Würde theilhaft, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle ſich an Höchſtdieſelben herangehoben fühlen. Dieſe dreifach ausgeſpendeten Gaben ſind mehr als hinreichend, um unvergeßlich ſcheinende Uebel auf einmal auszulöſchen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmuth aufzulöſen und die ganze Kraft der Menſchen, die ſich bisher in Unglauben verzehrte, an neue lebendige Thätigkeit ſogleich heranzuwenden. Jede Pauſe, die das Geſchäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt ſich in einer neuen fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken ertheilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der edle genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleite. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben, und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!

Goethe begleitete die Mittheilung der Abschrift der obigen Rede an den Staatsminister von Voigt mit folgendem Schreiben:

Ew. Excellenz

auch für meinen Theil für die gestrigen schönen und ehrenvollen Stunden höchlich dankbar, übersende die wenigen von mir gesprochenen Worte.

Leider konnt' ich ſie, da mir die Veranlaſſung ſo ſpät gegeben wurde, vor der Feierlichkeit nicht vorlegen. Gegenwärtig geſchieht es auf Veranlaſſung des Kanzlers Müller und Bertuch's; eine Relation der Feierlichkeit ſowie des Geſprochenen ſoll, wie ſie ſagen, gedruckt werden. Ob ſich meine Worte dazu qualificiren, überlaſſe Ihrer Beurtheilung. Darf ich mir dagegen das von Ew. Excellenz Geſprochene und das Gedicht, von welchem wir nur den Schluß gehört, gehorſamſt ausbitten.

Weimar, den 31. Januar 1816. G.

[52]) Hinſichtlich der amtlichen Wirkſamkeit Goethe's, beſonders in ſeinen letzten Lebensjahren, findet man detaillirte Berichte nebſt einer Menge von Actenſtücken und Briefen in: Goethe in amtlichen Verhältniſſen ꝛc. von ſeinem letzten Amtsgehülfen Dr. C. Vogel, 1834.

[53]) Goethe's Gutachten iſt abgedruckt in Düntzer's Studien ꝛc. S. 375—385.

[54]) Zu ſeiner Charakteriſtik dient: Goethe's Briefe an Chr. G. von Voigt, hgg. von O. Jahn, 1868.

[55]) S. den Bericht von Schmidt-Weißenfels, Gartenlaube, 1863. S. 238 ff.

[56]) Eckermann's Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens, 1836. 48. 3 Theile (3. Aufl. 1870) gehören bekanntlich zu den werthvollſten Beiträgen zur Charakteriſtik des Dichters, beſonders ſeiner letzten Lebensepoche. Der 3. Theil enthält auch Auszüge aus Soret's Aufzeichnungen in deutſcher Ueberſetzung, von denen ſich ſchon ein Theil in deſſen Notice sur Goethe findet. Wo ich im Ausdrucke von Eckermann abweiche, habe ich den in manchen Einzelnheiten vollſtändigeren franzöſiſchen Text vor Augen gehabt. Ferner: Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, 1870.

[57]) S. den ſchon oben angeführten Briefwechſel mit den Gebrüdern von Humboldt, hgg. von Bratranek, 1876.

[58]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg, hgg. von Bratranek. 1866.

[59]) Ueber Goethe's Verhältniß zu Lord Byron berichtet Medwin in den Conversations of Lord Byron (London, 1824) und Goethe in dem bekannten Aufſatze.

[60]) S. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Staatsrath Schultz, hgg. und eingeleitet von H. Düntzer, 1853.

[61]) Goethe's religiöſen Standpunct, vornehmlich in dem vorzugsweiſe zu berückſichtigenden letzten Abſchnitt ſeines Lebens, erläutert

die Schrift von L. v. Lancizolle: Ueber Goethe's Verhältniß zu Religion und Chriſtenthum, Berlin, 1855; Bunſen in: „die Zeichen der Zeit". 10. Brief, mit beſonderer Beziehung auf den Entwurf des Oratoriums.

[62]) Zu Eckermann's Notizen (I. 70. 91; III. 21—30) ſind einige Nachträge gegeben von Guhrauer, Goethe in Karlsbad a. a. O. S. 210. 11.

[63]) So nach Goethe's Bericht. In Widerſpruch ſteht die Angabe des Tagebuchs, er ſei Nachmittags in Begleitung des Polizeiraths Grüner von Marienbad abgereiſt.

[64]) S. „Weimars Jubelfeſt". Weimar, 1825.

[65]) S. „Goethe's goldener Jubeltag". Weimar, 1826, worin auch die einzelnen an Goethe gerichteten Beglückwünſchungsſchreiben, Reden und Gedichte nebſt ſeinen Antwortſchreiben an die jenaiſchen Facultäten abgedruckt ſind. — Das von Falk (Goethe im näheren perſönlichen Umgang dargeſtellt, S. 219) mitgetheilte Gedicht „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt", angeblich zur Zeit der Jubelfeier gedichtet, iſt untergeſchoben.

[66]) Goethe's Briefe an Graf Brühl ſ. in den Briefen von und an Goethe, hgg. von Riemer, S. 155 ff., wo auch der Prolog Goethe's S. 160—162 abgedruckt iſt.

[67]) Ueber die Novelle handelt ausführlich Düntzer in den Studien S. 59—89. Schwerlich möchte in der Localſchilderung Rudolſtadt zu ſuchen ſein.

[68]) Dieſes köſtliche Schreiben findet man vollſtändig abgedruckt in Vogel's Schrift: Goethe in amtlichen Verhältniſſen, S. 248—254, und danach auch in G.'s Werken unter den biographiſchen Einzelheiten.

[69]) S. darüber Guhrauer, Joach. Jungius und ſein Zeitalter, nebſt Goethe's Fragmenten über Jungius, 1850. Vgl. Briefwechſel mit Zelter, V. S. 81. 85—89. 90. 133.

[70]) Ueber die Wanderjahre, namentlich das Verhältniß der beiden Bearbeitungen zu einander ſ. Düntzer in den Studien S. 318. ff. Ihre Beziehung zu den ſocialen Fragen der Neuzeit erläutert A. Jung, Goethe's Wanderjahre und die wichtigſten Fragen des 19. Jahrhunderts, 1854.

[71]) Ueber Goethe's Sohn ſ. Karl von Holtei im 5. Bd. von: „Vierzig Jahre." Das Portrait, als Profil in einem Medaillon ausgeführt, zeigt die hohe, ſtarkgewölbte Stirn des Vaters und eine noch ſtärker gebogene Adlernaſe; dagegen giebt der hervortretende Unterkiefer dem Geſicht einen gröberen Ausdruck.

[72]) S. Vogel, die letzte Krankheit Goethe's ꝛc. 1833. S. 5.

[73]) Ueber das Chaos ſ. Eckermann III. S. 335, und einen Aufſatz von Amalie Winter im Weimar-Album S. 207 ff. Nachweiſungen über Goethe's Antheil in Hirzel's Verzeichniß einer Goethebibliothek.

[74]) Ueber Goethe's letzte Geburtstagsfeier in Ilmenau ſ. den Bericht des Berginſpectors Mahr (Weimarer Sonntagsblatt, 1855. No. 29). — Ein Bruchſtück des erwähnten Bergmannsdrama's ſ. in: B. R. Abeken, ein Stück aus Goethe's Leben, S. 51—56.

[75]) Abgedruckt nebſt der deutſchen Ueberſetzung in der unten angeführten Schrift von Dr. K. W. Müller, S. 43—45.

[76]) Goethe's Briefe an David Knoll ſ. am Schluß des angeführten Aufſatzes von Guhrauer, Goethe in Karlsbad, S. 214—219.

[77]) Ein genaues Verzeichniß der Goethe'ſchen Sammlungen ſ. in der Schrift von Schuchardt: Goethe's Sammlungen, Jena. 1848. 3 Theile.

[78]) Zahn's Brief und Goethe's ausführliches Antwortſchreiben, nebſt anderen Briefen an Zahn, ſ. in Dorow's Krieg, Literatur und Theater ꝛc. 1845. S. 186 ff. Goethe's letzten Brief an Zahn ſ. im Dresdner Album I. S. 79 ff.

[79]) Der Bericht von Goethe's letzten Lebenstagen beruht auf Soret's Notice sur Goethe, der Schrift von Dr. Karl Wilhelm Müller, der die Mittheilungen der Familie und Freunde getreu aufgezeichnet hat: Goethe's letzte literariſche Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, 1832, und Dr. Vogel: die letzte Krankheit Goethe's, 1833.

[80]) Die ausführliche Beſchreibung der Trauerfeierlichkeiten ſo wie auch den ſchönen vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilog zum Taſſo findet man bei K. W. Müller S. 79—107. Röhr's Grabrede erſchien gedruckt unter dem Titel: Trauerworte bei v. Goethe's Beſtattung am 26. März 1832 geſprochen, Weimar 1832. Schelling's Worte ſ. in den Bl. für liter. Unterhalt. 1832. Beil. No. 19. — Die beiden am engſten mit Goethe verbundenen Freunde, Meyer und Zelter, folgten ihm noch in demſelben Jahre nach. Meyer ſchrieb einer Freundin ins Stammbuch:

Mein Stab ſank hin, er liegt im Grabe;
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.

Zelter, welcher noch am Todestage Goethe's ohne eine Vorahnung einen Brief des heiterſten Inhalts an ihn geſchrieben hatte, der am Begräb-

nißtage einlief, ſpricht daſſelbe Gefühl in einem Briefe an Kanzler v. Müller aus: „Wie er dahinging vor mir, ſo rück' ich ihm nun täglich näher und werb' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der ſo viele Jahre nach einander den Raum von ſechsunddreißig Meilen zwiſchen uns erheitert und belebt hat."

Das dem erſten Bande beigegebene Bruſtbild iſt nach einem Oelbilde geſtochen, welches der Düſſeldorfer Profeſſor Kolbe im Jahre 1825 in Weimar nach dem Leben gemalt hat als Studie zu einem Bilde, auf welchem Goethe mit dem Veſuv im Hintergrunde dargeſtellt iſt. Das Original befindet ſich gegenwärtig im Beſitz des Herrn Profeſſor Dr. R. Th. Wagner in Leipzig, der daſſelbe mit dankenswerther Bereitwilligkeit zum Behuf der Abnahme dargeliehen hat.

Regiſter*)

I.

Goethe's Schriften.

Kleinere Gedichte und Aufſätze ſind im Regiſter nicht einzeln aufgezählt. Entwürfe und ungedruckte oder fragmentariſche Dichtungen und Abhandlungen ſind mit einem * bezeichnet.

* Achilleis . . . . II. 165. 168
Alexis und Dora . . . II. 137
Amyntas . . . . . II. 159
Annalen (Tag- und Jahreshefte) . . . . . II. 323
Aufgeregten (die) . . . II. 108
Ausgewanderten (Unterhalt. deutſcher) . . . . . II. 138
Bakis' Weiſſagungen . . II. 169
Baukunſt (altdeutſche) 146. II. 317
Benvenuto Cellini (Leben d.) II. 140 153
* Bernhard v. Weimar (Leben des) 346
Bibliſche Fragen 146
Brief des Paſtors 146
Briefe aus der Schweiz, ſiehe Schweizerreiſen.
Bürgergeneral (der) . . II. 106
Campagne in Frankreich II. 323
* Cäſar 188
Claudine von Villabella 224. II. 41
Clavigo 186
Denk- und Sendeblätter. II. 355
* Deutſche Literatur (Geſpräch über) 357
Dichtung und Wahrheit (aus meinem Leben) . II. 252. 255 259
Divan (weſtöſtlicher) II. 281. 287 312
* Eginhard . . . . . II. 237
Egmont. 238. 322. 348. 369 II. 35 176
Elegieen, Römiſche . . . II. 51
* Elpenor 392
Epigramme . 370. 423. II. 64
Vgl. Xenien.
Epilog zu Sch.'s Glocke II. 210 294

*) Seitenzahlen ohne Angabe des Bandes beziehen ſich auf den erſten Band.

Epilog zu Essex . . . . II. 260
Epimenides' Erwachen . II. 266
Episteln . . . . . II. 137
Erwin und Elmire 219. II. 41
Euphrosyne . . . . . II. 162
* Falke (der) 279
Farbenlehre II. 71. 73. 227. 387
Faust 199. 212. II. 152. 174. 361 363. 370. 379
Fischerin (die). 379
Frankfurter gel. Anzeigen. . 147
* Geheimnisse (die) 420
Geschwister (die) . . . . : 281
Götter, Helden und Wieland. 177
Götz von Berlichingen. 144. 165 423. II. 205
Großkophta (der) . . . II. 76
Hackert (Philipp) . . . II. 246
Hans Sachs' poet. Sendung. 261 II. 356
* Hanswursts Hochzeit . . . 178
* Hausgenossen (die ungleichen) 410 II. 75
Helena, s. Faust.
Hermann u. Dorothea . II. 147
* Hoheslied . . . 238. II. 279
Höllenfahrt Christi 31
Hymnus auf Apollo . . II. 138
* Jagd (die) . . . . II. 151
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 177. 314
Jery und Bätely . . 337. 353
* Joseph 31
Iphigenie 320. 423. II. 9. 13. 19 180. 345
Italienische Reise . II. 274. 359
* Jude (der ewige) 201. II. 15
Karlsbader Gelegenheitsged. II. 254
Kunst und Alterthum . II. 275
Künstlers Apotheose . . II. 42
„ Erdewallen 205. II. 42
Laokoon (über) . . . . II. 153
Laune (die) des Verliebten . 73
Leipziger Liederbuch 79
Lila 282
* Löwenstuhl (der) . . . II. 259
* Lustspiel in Leipzig . . . 101
* Mahomet 199
Mahomet nach Voltaire . II. 179
Maskenzüge . 367. II. 236. 287
Metamorphose der Pflanzen 405 II. 29. 61. 385
Mieding's Tod (Gedicht auf) 369
Mitschuldigen (die) 77
Natürliche Tochter (die). II. 194 381
Naturwissenschaft (zur) . II. 278
* Nausikaa . . . . . II. 28
Neueste (das) von Plundersweilern 356
Novellen . . II. 238. 239. 362
Optik (Beiträge zur) s. Farbenlehre.
* Oratorium zum Jubelfest der Reformation . . . . II. 331
* Ossian, übers. 127
Paläophron u. Neoterpe. II. 175
Pandora . . . . . II. 243
Paris, der neue 26
Pater Brey 175
Pausias (der neue) . . . II. 152
Philostrat's Gemälde . . II. 277
Prolog zu Bahrdt ꝛc. . . . 164
Prometheus 204
* Prometheus (der befreite) II. 123
Propyläen . . . II. 165. 187
Proserpina 308

Rameau's Neffe . . . . II. 197
Rede bei Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus . . 397
Rede zu Wieland's Gedächtniß II. 257
Reineke Fuchs . . II. 109. 119
* Reiſen der Söhne des Megaprazon . . . . . II. 82
Rochusfeſt . . . . II. 269. 284
Romeo und Julie nach Shakſpeare . . . . . II. 238
Römiſches Carneval . . II. 43
Satyros 175
Scherz, Liſt und Rache . . 408
Schweizerreiſen . . . 339. 385
Shakſpeare und kein Ende II. 259
— — (Rede über) 115
Sonette . . . . . II. 242
Stella . . . 220. 423. II. 206
Tagebuch (das) . . . . II. 254
Tancred nach Voltaire . II. 180
Taſſo (Torquato) 359. II. 21. 45. 51
* Tell . . . . . II. 161. 169
* Tiefurter Journal . . . 363
* Tonlehre (Tabellen der) II. 234
Trilogie der Leidenſchaft II. 333
Triumph der Empfindſamkeit 295 307. 423
Venetianiſche Epigramme ſ. Epigramme.
Vögel (die) 354
Wahlverwandtſchaften (die) II. 244
Was wir bringen . . . II. 193
Werthers Leiden 181. 205. 384. 423 II. 337
Wette (die) . . . . . II. 255
Wilhelm Meiſters Lehrjahre 294 361. 381. 410. 422. II. 120. 134
Wilhelm Meiſters Wanderjahre. II. 238. 309. 362. 369
Winckelmann und ſein Jahrhundert . . . . . II. 189
Xenien . . . . . II. 140. 352
„ (zahme) . . . . II. 310
* Zauberflöte, 2. Theil . II. 167
Zug der Kinder Iſrael . II. 151

II.

Perſonenregiſter.

(Mitlebende.)

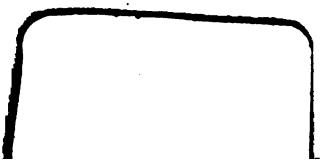
Ackermann . . . . . II. 203
Amalia (Herzogin v. W.) . 249 313. 407. II. 49. 63. 226
André 222
Arndt . . . . . II. 258. 273
v. Arnim . . . . II. 235. 241
v. Auersperg . . . . . II. 307
Auguſt, Prinz von Sachſen-Gotha . . . 364. II. 73. 185
Bagration (Fürſtin) . . II. 230
Bahrdt 164
Baſedow 193
Batſch . . . . . II. 122. 203
Bätty 318. 370
Beethoven . . . . . II. 233
Behriſch 63. 310. 345
Beireis . . . . . II. 212
Bellomo 408
Bertuch 251
v. Beulwitz . . . . . II. 367
v. Beuth . . . . . II. 386
Blücher . . . . . II. 267. 275
Blumenbach . . . . . II. 183
Bodmer 229
Böhme 54
Boie 171. 212
Boiſſerée . . II. 270. 273. 317
Böttiger . . . . II. 144. 204
Branconi (Marquiſe) 331. 360 399
Brandes . . . . . II. 320
Braunſchweig, K. W. F. Herzog von . . 400. II. 88. 92
Breitkopf 79
Brentano, Bettina . . . II. 240
Brion, Friederike 118—138. 329
Brühl (Graf) . . . . II. 356
Buchholz 403
Buff, Charlotte 156. 164. 207
Bürger . . . 171. 268. II. 202
Bury . . . . . II. 65
Büttner . . . . . 404. II. 71
Byron . . . . . II. 314
Camper 406
Caroline, Landgräfin von Heſſen 142
Caroline, Prinzeſſin v. Weimar . . . . . II. 285
Clodius 66
Conſtant . . . . . II. 198
Cotta . . . . . II. 158
Coudray . . . . . II. 339

Couſin . . . . . II. 314
Cramer (Bergrath) II. 259. 269 273
Creſpel 176
Cuvier . . . . . II. 373. 386
v. Dalberg . . . . . II. 130
Dannecker . . . . . II. 157
David . . . . . II. 353
Delph (Fräul.) 223. 243. II. 157
Denon . . . . . II. 220
Dietrich 404
v. Diez . . . . . II. 286
Döbereiner . II. 231. 279. 322
v. Dohm . . . . . II. 99
Eberwein . . . . II. 233. 294
Eckermann . . II. 306. 355. 393
Edling (Graf) . . . . II. 294
Eichſtädt . . . . II. 204. 344
v. Einſiedel 251
Erneſti 56
Ernſt II. Herzog v. S.-Gotha 364 II. 72
v. Eſchwege . . . . . II. 319
Fahlmer, Johanne (verehelichte Schloſſer) 173
Fernow . . . . . II. 224. 226
Fichte . . . II. 122. 191. 196
Filangieri . . . . . II. 23
Forſter . . 400. II. 85. 94. 113
Franz, Fürſt von Deſſau . . 310
Friederike ſ. Brion.
v. Fritſch (Miniſter) . . . 263
— — (Oberjägerm.) . II. 384
. Fürſtenberg . . . . II. 102
Galizin (Fürſtin) . 421. II. 101
Gall . . . . . II. 212
Ganz 151
Gellert 56
Genaſt . . . . . II. 225
Gerock, Antoinette 173
Gleim . . . . . II. 213
Goethe, Joh. Caspar 13. 14. 20 23. 28. 33. 39. 46. 51. 91. 101 142. 396
—, Eliſabeth, geb. Textor 9. 328 396. II. 94. 245. 382
—, Cornelia 7. 14. 48. 92. 165 180. 227. 292
v. Goethe, Auguſt . II. 221. 248 261. 295. 344. 373
—, Chriſtiane ſ. Vulpius.
—, Ottilie . II. 286. 378. 392
—, Walther u. Wolfgang II. 286. 344. 348
Gore . . . . . II. 110
Görres . . . . . II 235
Görtz (Graf) 250. 272
Gotter 153. 345
Göttling . . . . II. 122. 231
Gottſched 62
v. Goué 151
Gretchen 42
Grüner (Polizeirath) . . II. 307
Hackert . . . . . II. 33. 246
v. Hagedorn 86
Hamann 141
v. Hammer . . . . . II. 286
Hebel . . . . . II. 274
Hegel . . . . . II. 191
Heinſe 195
v. Hennings . . . . . II. 318
v. Herder, J. G. 113. 141. 174 274. 344. 379. 412. 423 II. 6 104. 196. 197
—, Auguſt . . . . . II. 229
—, Caroline, geb. Flachsland 143 174
Hermann, Gottfr. II. 199. 312. 362

Herzlieb, Minna . . . . II. 242
Heyne . . . . . II. 183
St. Hilaire . . . II. 373. 386
Hiller 78
Himly . . . . . II. 192
Hirt . . . . . II. 153
Höpfner 148
Horn . . 49. 61. 66. 100. 141
Howard . . . . . II. 320
Huber . . . . . II. 85
Hufeland . . . . . II. 203
v. Humboldt, Alex. II. 124. 231
307. 351
—, Wilh. II. 149. 307. 336. 389
Hüsgen 38
Jacobi, F. H. 173. 195. 323. 382
414. II. 97. 117. 210. 255
—, Betty (dessen Frau) . . 173
Jagemann, Caroline II. 177. 181
295. 325
Jerusalem 154. 181
Iffland . . . II. 167. 175. 294
Imbaumgarten 294
Jones . . . . . II. 266
Jung (Stilling) 108. 194. 219. 269
Kaaz . . . . . II. 233
v. Kalb 376
Karl, Erzh. von Oestr. . II. 273
Karl August, Herzog von Weimar, 213. 227. 240. 252. 276
391. 426. II. 46. 84. 117. 221
261. 272. 291. 295. 340. 343
364
Karl Friedrich, Großh. v. B. 389
II. 365
Karschin 311
Kaufmann, Angelica II. 17. 33
Kayser 337. 345. 353. 408. II. 41
Kestner 155. 164. 207
Kirms . . . . . II. 178
Klauer 353
v. Klettenberg, Sus. Kathar. 29. 172. II. 135
Klinger 169. 271
Klopstock 16. 29. 188. 212. 272
v. Knebel 213. 251. 344. 402. 409
II. 221. 285
Knieb . . . . . II. 24. 32
Koch 74
Körner . . . . . II. 258
Kosegarten . . . . . II. 286
v. Kotzebue . . . . . II. 185
— Amalie 281
Kraft 308
Kraus . . . 241. 352. II. 110
Langer 89
v. Laroche, Sophie 160
—, Maximiliane, verehelichte Brentano 161. 180
Lavater 191. 195. 228. 335. 417
II. 160
Lenz 170. 269
Lenz (Bergrath) . . . . II. 319
v. Leonhard II. 229. 265. 270. 278
Lerse 110. 132
Lessing 83. 345
Leuchsenring 161. 174
v. Lewezow, Ulrike . II. 333. 337
Lichtenberg . . . . II. 105. 125
v. Ligne (Fürst) . . . II. 230
Lili s. Schönemann.
Loder 351. 405. II. 122. 192. 203
Luden . . . II. 263. 290. 292
Ludwig, K. v. Bayern . II. 329
—, — — Holland . II. 251
Luise, Herzogin von Weimar 253. 312. II. 219. 305. 371
Mahr . . . . . II. 319. 383

Co
C
Manso . . . . . II. 145
Manzoni . . . . . II. 313
Maria (Paulowna), Großh. von Weimar II. 206. 305. 388
v. Martius . . . . . II. 385
Meixner, Charitas 49
Merck . 143. 161. 296. 345. 350
II. 84. 271
Merrem . . . . . II. 101
Metternich (Fürst) . . . II. 299
Meyer, Heinr. . II. 34. 65. 103
139. 159. 163. 165. 283
Mieding 281
Moller, (Oberbaurath) II. 271. 317
Morgenstern 93
Moritz . . . . II. 18. 35. 61
v. Moser 29
Möser 211. 357
Müller, Joh. von . II. 199. 224
—, F. H. (Kanzler) II. 221. 306
394
—, G. W. 97
Münch, Anna Sibylla . . . 185
Musäus 251
Napoleon (Kaiser) . II. 248. 261
Neumann, Christiane, gebor. Becker . . . . II. 162. 177
Nicolai . . . 210. II. 143. 145
Niethammer . . . . . II. 191
Nothnagel 162
Oehlenschläger . . . . II. 223
Oersted . . . . . II. 322
Oeser . . . 80. 267. 353. 388
—, Friederike 84. 89
Oken . . . . . II. 291
v. Olenschlager . . . 27. 39
Passavant 229
Paulus . . . . . II 203
Pfeil 63. 73
Platen (Graf) . . . . II. 316
Plessing . . . . 299. II. 101
Plitt 30
Pustkuchen . . . . . II. 310
Radziwill (Fürst) . . . II. 309
Rauch . . . . . II. 308
Reichardt . . . . . II. 143
Reiffenstein . . . . . II. 17
Reil 212
v. Reineck 39
Reinhard . . . . . II. 230
v. Reinhard (Graf) II. 230. 308
Riemer . II. 200. 306. 325. 355
Riese 60. 141
Ritter . . . . . II. 192
Röhr . . . . . II. 368
Rückert . . . . . II. 316
Sacy . . . . . II. 286
Salzmann 103
Saussure 331
Schadow . . . . . II. 275
v. Schelling . II. 191. 203. 394
v. Schiller 338. II. 125. 163. 174
338. 357
Schlegel, J. E. 76
v. Schlegel, A. W. u. Fr. II. 180
186. 191
Schlosser 62. 141. 162. 329. II. 114
118
Schmidt (Kammerpräsident) II. 48
Schneider 45
v. Schönborn 171
Schönemann, Elisabeth (Lili) 216
— 238. 241. 258. 279. 329. 360
Schönkopf (Käthchen — Annette) 69. 95
Schopenhauer, Johanna II. 225
Schröter, Corona . 78. 267. 281
286. 321. 369. 379

Schultz . . . . . II. 318
Schütz . . . . . II. 204
Schwerdtgeburth . . . II. 318
Scott, Walter . . II. 314. 354
v. Seckendorf 251
Seebeck . . . . . II. 279
Seekatz 20. 93
Seidler, Luise . . . . II. 343
Solms (Fürstin) . . . II. 229
Sömmering . . . II. 85. 113
Soret . . . . . II. 306. 385
v. Stael (Frau) . . . . II. 198
Stapfer . . . . . II. 314
v. Stein (Freiherr) II. 258. 273
v. Stein, Charlotte 287. II. 50. 56
—, Friedrich 400
Sternberg, Casp. v. 308. 319. 364
Stieler . . . . . II. 353
Stock 87
Stolberg, Fr. Leop. Graf zu 226. 256. 272. 416. II. 256
—, Auguste, Gräfin zu . . 211 II. 326
Szymanowska (Madame) II. 335
Textor . . . . . 162. II. 95
Thaer . . . . . II. 338
Thibaut . . . . . II. 394
Thorane (Graf) 19
Thouret . . . . . II. 157
Tieck, Friedr. . . . . II. 308
—, Ludw. . . . . II. 191
Tischbein . 352. II. 16. 21. 317
Trippel . . . . . II. 34
Uhland . . . . . II. 316
Varnhagen von Ense . . II. 263
Verschaffelt . . . . . II. 33
Vogel . . . II. 306. 349. 389
Voigt, K. W. 350
v. Voigt 411. II. 128. 219. 289 299
Voß, Joh. Heinr. . II. 119. 137 149. 199
—, Heinr. . . . . II. 201
Vulpius, Christiane (nachmals G.'s Gattin) II. 52. 103. 221 284
Wagner, Leop. . . . 169. 221
v. Wedel 327
Weiße 75
Werner, Zachar. 235
—, (Bergrath) . . . . II. 229
Werthern (Gräfin). . . . 362
Wieland 80. 99. 177. 250. 254 423. II. 251. 257
Willemer, Marianne von II. 282
Winckelmann 82
Wolf, Fr. Aug. II. 138. 189. 199 210. 211. 224. 307
Wolff, P. Al. . . II. 177. 293
Zachariä 69
Zahn. . . . . II. 374. 384
Zelter . II. 199. 268. 285. 336 358
v. Zimmermann . . . 232. 238

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

APR 25 1944